



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

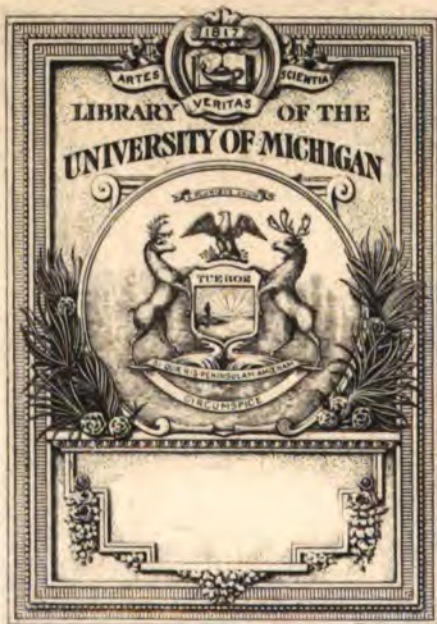
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

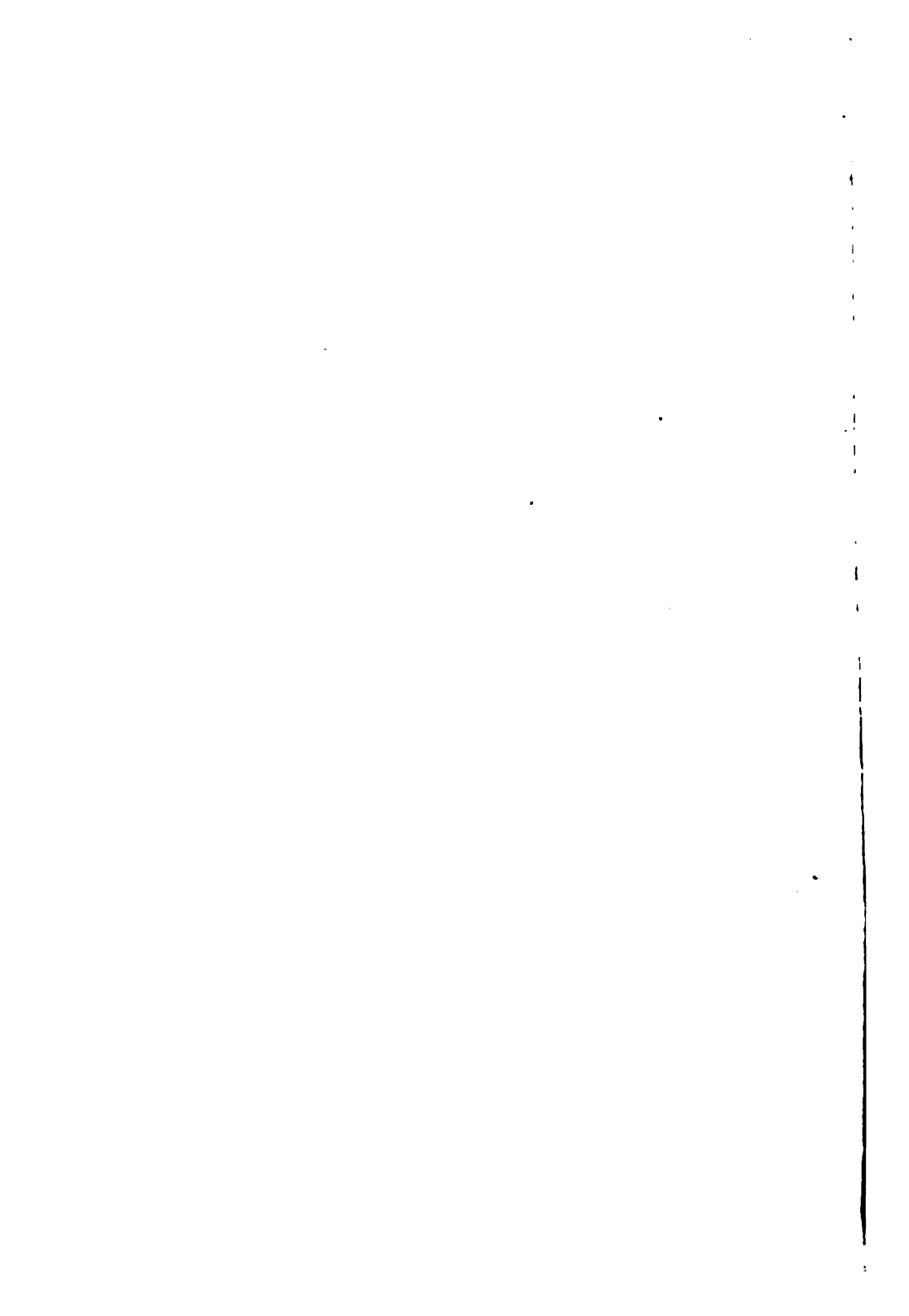
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



830.6
294



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Vierundvierzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1908.



1881
1881
4-28-81
1881

Inhalt.

Abend	235	Kaiserbüste f. Notizbuch 89.	
Amerikanische Krisis f. Krisis.		Kaiserparaden, fünf	450
Anleihenoth	369	Kaiserrede in Frankfurt f. Notiz-	
Anstellungs-Kommission f. No-		buch 93.	
Antipöandel	194, 309	Kanzler f. Geheimrath.	
Arbeit f. Pro.		Kartellwehen	448
Armee-sprache, ungarische	397	Kohlenkartell, das neue	167
Ausstellungsmensch, der	72	Krisis, die amerikanische	292
Bank und Presse	85	Kunst in München	303
Baumwollcorner, der	481	Kunstausstellung, Große Berliner	64
Bebel und Genossen	495	f. a. Notizbuch 96.	
Berliner Zeitungen f. Notiz-		Kunstbetrachtung, neue	154
buch 96.		Kurtzwerth, der	243
Bismarck f. Erinnerung.		Leo XIII.	49
Börse, die, im Reichstag	38	f. a. Fischerring.	
Börsenjübel	408	Logik, die, der reinen Erkenntniß	405
Dresden	534	Malerei, Theologische	435
Erinnerung an Bismarck	486	Merebith, George	147
Erinnerung an Simson	515	Mexiko f. Notizbuch 249.	
Erpressung und Presse	78	Monarchomachen	295
Fischerring, der	255	Morgans Noth	208
Ganz-Kaschima	20	Moriz und Rina	1
Geheimrath und Kanzler	332	Münchener Kunst f. Kunst.	
Genossen f. Bebel.		Münzfrage f. Notizbuch 249.	
Grillparzers Epigramme	271	Nacht, die, der Gnaden	424
Haedel f. Anti.		Nationalsoziale f. Notizbuch 412.	
Hauschlüssel, der letzte	439	Notizbuch 41, 89, 212, 247, 372, 410	
Held, der	426	Oberräsidenten, zwei neue	
Hochwasser in Schlesiens f. Notiz-		f. Notizbuch 372.	
buch 212.		Obrenowitsch, der letzte	107
Hofbank, die	97	f. a. Notizbuch 252.	
Humbert-Prozeß f. Theresese.		Partei, die große liberale	415
Industrie, italienische	158	Parteitag, Sozialdemokratischer f.	
		Trianon.	

Philosophie, System der f. Logik.	
Phryne	277
Physiologie der Moral	383
Pichelswerder f. Notizbuch 373.	
Platow, der kleine	520
Poe, Edgar Allan	181
Pommernprozeß	170
f. a. Schulz.	
Presse f. Erpressung.	
f. a. Dank.	
Presse-Klub, der f. Notizbuch 48.	
f. a. Schulz.	
Pro domo	164
Rechtfertigung durch den Glauben	215
Regenzeit	367
Reichstagswahl	28
f. a. Moritz. f. a. Notizbuch 41.	
Romanstoff, ein	236
Rustin, der wahre	30
Sängerfest in Frankfurt f. Notizbuch 47, 93.	
Schaubühne, die, als industrielle Anstalt	471
Schmidt und Terlingen	129
Schmuck in Rom	133
Schulz, Romeid & Co.	135
Schutzvereinigung	531
Seelenrettung	190
Selbstanzeigen 75, 126, 206, 241, 288, 325, 363, 445, 529	
Sensation	402
Simson f. Erinnerung.	
Skizzen, Südafrikanische	359
Sozialdemokratie f. Notizbuch 247.	

Sozialdemokratischer Parteitag f. Trianon.	
Speck von Sternburg f. Löffelchen.	
Sprache, die, der Wissenschaft	15
Stengel, Freiherr von f. Notizbuch 372.	
Stern, der, des Menschen	268
Südafrikanische Skizzen f. Skizzen.	
Sünde	474
Symbol, das, des Lebens	320
Tempel, der begrabene	231
Terlingen f. Schmidt.	
Theater in Hamburg f. Notizbuch 91.	
Therese, die Große	335
Thermometer, lebende	462
Trachenberg, Herzog zu f. Notizbuch 96.	
Trianon	455
Löffelchen, das	173
Türkei f. Notizbuch 410.	
Vandervilt	175
f. a. Notizbuch 413.	
Volkslied f. Notizbuch 93.	
Vornwärts f. Notizbuch 373.	
Vossische Zeitung f. Notizbuch 46, 92, 213.	
Wagner-Denkmal f. Notizbuch 253.	
Whistler	286
Wirthschaft und Politif	347
Witte	375
Wolf, Hugo	427
Wunderland, im	103
Wurm, der, im Ruhrrevier	328



Berlin, den 4. Juli 1903.

Moriz und Rina.

Kressin, Sieben Schläfer 1903.

Brüderlein fein!

Scheint die Sonne noch so schön: einmal muß sie untergehn. Ich weiß schon. Weiß ungefähr Alles, was Du mir sagen wirst. Wenn Du nämlich überhaupt noch geruchst, mir was zu sagen. Wozu ja, da Deine ganz Ergebenste weder Sitz noch Stimme hat, kein äußerer Zwang. Habe mir nach dieser Richtung wenigstens auch nie Illusionen gemacht: einfach auf Gnade und Ungnade angewiesen. Doch vielleicht ist Eure Erbherrlichkeit in der Prallsonne mild gestimmt und frostige Strenge im Hansaviertel (wie kann man!) geschmolzen. Mehr Theodosius als Decius. Herr, gedenke der sieben Schläfer! Die Dame, die Du in Olims und vor Lottens Zeit schäfernd die Reinette Deines Herzens nanntest, hat in den letzten vierzehn Tagen Aergeres durchgemacht als Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionysius, Johannes, Serapion und Konstantin zusammen, ehe sie in den mit Recht so beliebten zweihundertjährigen Schlaf verfielen. War auch nicht minder fest eingemauert. Nichts zu sehen, nichts Gutes zu hören. Du ahnst es nicht. Und dabei mußte natürlich Alles seinen Gang gehen. Leute und Herrschaft wollten essen, um Johanni häuft sich Unserem die Arbeit, an unerwarteten Besuchen fehlte es auch nicht, und bis man Grund in die Sommersachen kriegt, heißt, die Knochen ordentlich rühren. Glissons. Alles nur, um etwa noch vorhandene Eistrindenreste zu sprengen. Verregnet mir dieser Siebenschläfertag, dann giebt's sieben Wochen lang kein blaues Fleckchen am Himmel. Das kannst Du nicht wollen. Nicht mal verantworten. Bist ja selbst mitten im Paden,

falls nicht bereits über alle Berge. Hierher, wie versprochen? Dein Schwager (tu l'as voulu) grient: „Keine Spur; Sankt Moritz oder, von wegen der lieben Sicht, Mehadia; sicher wieder was riesig Fashionables“. Kann mirs nicht recht denken. Wenn je, haben jetzt alte befestigte Grundbesitzer im Lande zu bleiben. Wer weiß denn, was kommt? Wir Beide laufen doch zu lange mit, um zweifeln zu können, daß Ueberraschungen vor der Thür sind. Der nächste Morgen kann eine bringen. Ich zittere immer, wenn ich die Zeitungen aus der Mappe nehme; in Hoffnung, versteht sich, nicht in Angst. Etwas muß ja kommen. Wahrscheinlich neues Ausnahmegesetz. Deshalb wohl Bülow Hals über Kopf nach Kiel beordert. Der einzige Ausweg. Unbegreiflich nur, warum so lange gezögert wird. Jedenfalls: was noch irgend ein Wischen auf sich hält, hat sich in solchen Zeiten gefälligst um seinen angestammten König zu schaaren. Die Sache wills. Womit nicht gesagt sein soll, daß Ihr nicht schleunig via Schlawa losgondelt; von hier aus kannst Du auf Anruf in sechs bis acht Stunden wieder auf Posten sein, mit oder (hoffentlich) ohne Kolla, die auf Last bei uns bleibt. Nur gegen Ausland empört sich mein Preußenherz.

Die Denkerstirn runzelt sich, die Brauen klettern in früher behaarte Regionen, das linke Ohr wackelt (noch immer?) spöttisch und zwischen zwei Plomben zischelt hervor: „Sie redet drum rum.“ Dein Wort aus der Kinderstube, wenn ich zu vertuschen suchte, was Euer Liebben ausgefreffen hatten. Sehe Dich förmlich vor mir und muß unter Thränen lächeln (wie die Lucca im Troubadour). Ja: unter Thränen, Monsieur mon Frère. Was ich in diesem elenden Brachmonat weggeweint habe, würde reichen, um die vernachlässigten Töpfe vor Deinem Bibliothelfenster für eine Woche zu tränken. Schon über Döberitz. Du nicht auch? Wer unter Soldaten aufgewachsen ist, fühlt zehnfach, wie anders Alles geworden ist. Einfach undenkbar in den Tagen des alten Herrn. Und Adolfsens Kommentare! Der große Fritz war stets seine Passion; nun holte er Briefe vor und riskirte Vergleiche, die wirklich auf keine Ruhhaut gingen. Aber auch der Junge (der Junge!) schrieb, allgemeine Karmesinverstimmung; bei Schlieffen sei nachgerade eben Alles möglich. Daß Gottlieb Haefeler, der nicht daran dachte und höchst rüftig, sacht rauskomplimentirt, habe besonders böses Blut gemacht; die neuen Militärpläne (Auflösung des Landesvertheidigungsrathes oder wie die Chose heißt, Beseitigung der Außenrauhons etc. pp.) röchen nicht gut; et le reste, — wie man in unseren Kreisen heutzutage eben schreibt. Sollte auch dieser Apfel am Ende dicht beim Stamm runterfallen? Natürlich antwortete ich sehr energisch; feierliche Protatweise: er solle sich um seinen Dienst kümmern und die geehrte Nase nicht in Dinge

steden, für die er noch lange zu grün sei; Sorge fürs Reich sei Andern anvertraut und ein tüchtiger Kerl habe nicht gleich einen Flunsch zu ziehen, wenn nicht Alles nach seiner dummen Rinderlaune gehe. Eine Epistel, die sich gewaschen hatte; mit Appell an den Rock und die royalistische Tradition, die gerade in trüber Zeit . . . Na, vous voyez ça d'ici. Er, den ich nie möchte nennen, las es, nichte billigend und krügelte drunter: „Mutter hat Recht. Uebrigens: Rothspohn ist das Allerbest' schon vor tausend Jahren g'west“. Mein glücklicher Junitag. Weinahe hoffte ich wieder auf seelisches Normalbehagen. Nicht lange. Der Kleine quittirte artig und zärtlich wie immer, hatte aber einen spitzen Unterton, der mir eine schlaflose Nacht machte. Und sein Vater (wie kam es nur?) witzelte, für Lektionen müsse man sich jüngere Objekte aussuchen. Dann Schlag auf Schlag. Serbien. Geht uns ja im Grunde nicht an; schließlich aber eine Schmach für Alles, was Uniform trägt. Das Pärchen war nicht sehr sauber; doch allzu summarisch, sie, mir nichts, Dir nichts, in einem Winkel abzuschlachten. Getrönte Häupter! Und dieses ehrenwerthe Europäische Konzert, das obendrein noch Tusch bläst und den schwarzen Peter aufnimmt wie Einen, der auf glattem, gewohntem Wege zum Thron gelangt ist. Böse Decadence (so nennt mans doch gebildet?) und ein hübsches Beispiel für andere Peter und Petergenossen. Unsinn, orakelte der Meinige; so wars von je her: irgend Einer oder Eine mußte stets erst abgemurkst werden, still oder laut, ehe für eine neue Dynastie Raum frei wurde. Ob ich etwa unter Draga als Landesmama leben möchte. Ein Paralytiker und ein läderliches Frauenzimmer: da hätten alle Fäden zu schweigen. Der Start lohnte mir nicht. Wäre für die Tochter meines Vaters ein totes Rennen geworden. Ich zahlte Neugeld (zwei besponnene Bullen; Vorwand: ein augustinburgischer Gedenktag, wahrscheinlich frei erfunden) und zog mich zurück. Dann aber . . .

Ja, was sagst Du eigentlich dazu? Elf Tage ist's nun schon her, zwei seit der Stichwahl: und keine Sterbenssilbe! Stumm. Bitte: recht freundlich! Zu Deiner Ehre nehme ich an, daß der Schreck Dir die Rede verschlagen hat. Wie mir. Das hattest selbst Du nicht erwartet, trotz gräßlichster Schwarzseherei. Mir ist, als könnte ich nie wieder froh werden. Wodurch auch? Vom Staatlichen, Hochpolitischen ganz abgesehen: uns geht's zu allererst an den geehrten Kragen. Die paar Leute, auf die man noch einigermaßen rechnen konnte, in der kühlen Gruft; unser wackerer Oldenburg kann das Lied allein nicht blasen und Kanitz-Löwitz: Mahlzeit! Je viens d'en prendre. Acht- undvierzig Stunden lang wie gerädert. Freilich: ich hatte das Kreuz im Hause.

Bist etwas verblödet (schon bemerkt? Dankegehorams!) und habe die

Daten nicht, wie einst im Mai, an der Strippe. So ungefähr um den Bismarcktag muß es gewesen sein, wo ich Dir schrieb, der Gutsherr von Kreflin, Dein Verwandter, wolle sich für die Rößhesten ins Zeug legen; höchstselbst. Rächeltest Hohn. „Der und agitiren! Der verkannteste aller Junker; amüstrt sich, Deine schwache Seite zu kragen.“ Von oben herab, majestätisch und fast mild. Du kennst sein Herz noch lange nicht. Den „Vorwärts“ abonniert und ganze Bündel Wahlaufrufe ins Haus geschleppt. Allerliebste Sachen. „Die Kleinbauern tragen die Gut- und Blutsteuer. Der ‚vornehmste Rock‘ ist nur ein Sport, eine noble Passion. Die Ausbeuter führen die Worte Volk und Nation nur im Munde und sind jeden Tag bereit, das Vaterland ans Ausland zu verrathen und die Throne krachen zu lassen, wenn der Profit es erheischt. Sie brandschlagen das Volk mit Brotwucher und Fleischwucher, sie räubern und plündern das ganze Erwerbsleben aus, um ihre eigene kleine Sippe zu mästen.“ (Das sind nämlich wir, Erbherr und Oberräuber; und als ich den Unnennbaren fragte, ob er denn keine Spur von Standesbewußtsein mehr habe, kam die Rückantwort: Klassenbewußtsein, mein Herz; mit dem weißen Stab hat sichs ausgehandelt und die Reise geht ins Proletariat.) Weiter. „Das allgemeine Wahlrecht ist die Menschwerdung der Gesellschaft gegen die entmenschte Frage des Kapitals. Mit dem Stimmzettel erwacht die Menschenwürde und das Recht der Persönlichkeit gegen den toten Götzen des Mammons. Die politische Bethätigung ist das einzige Gegengewicht, das die Masse der Enterbten gegen ihre Ausbeuter in die Waagschale zu werfen hat.“ Wörtlich. Für Deinen Privatgebrauch eigenhändig abgeschrieben. So was ist jetzt also erlaubt; so was lag nach Trinitatis hier auf allen Tischen (ich kam mit der Feuerzange nicht schnell genug nach) und der königlich preussische Major und Majoratsherr, Eisernes zweiter, Krone, hatte eine wahre Diebsfreude dran. Stolzirte herum wie der Hahn auf dem nützlichen Haufen. Zu Hause: meinetwegen; ich bin nicht verwöhnt und mit Seife und Soda ist der dickste Dreck von den Möbeln zu waschen. Aber der werthe Herr machte sich bei den Leuten niedlich. Seit dreißig Jahren war er nicht so emsig durchs Dorf gestrichen; und donnemals hatte ers wohl weniger auf die reise Männlichkeit abgesehen. Alle paar Tage erwischte ich ihn irgendwo in traurem Gespräch mit einem unserer wohlloblichen Bümmel, die ob solcher Auszeichnung natürlich Maul und Nase aufsperrten. Leider auch die Ohren. Sogar an die Alten wagte er sich ohne Scham. Mit Bagle, dem Weißkopf (der Dich mähen lehrte), soll er im Krug gewesen sein. Im Ernst. Was er ihnen gesagt hat, weiß ich natürlich nicht; doch sicher nichts Gutes. Auf meine Fragen: „Ich kläre

die Leute auf; einfachste Patron als pflicht, mein Engel“. Ein netter Patron. Klärte Alles auf; gründlich. Kümmerte sich um die Urne, Stimmzettel, Couverts, um das Kl. . . ich meine: die berüchtigte Wahlzelle; famose Erfindung nannte er's. Von früh bis spät auf den steifen Kommissbeinen. Dazwischen Leitartikellecture. Meinen Zustand kannst Du Dir vorstellen. Gottens schwerster family way dagegen Kinderspiel. Wenn er lange wegblich, zitterte ich. Volksversammlung? Das hieße: schlichter Abschied; und der Junge könnte Agent für Lebensversicherung werden. Wenn ich seine Schritte draußen hörte, stand mir das Herz still; am Ende bringt er einen in rother Wolle gefärbten Sozialdemokraten als Tischgast mit. Ich konnte dann für Tafelkonversation sorgen. Was sollte ich machen? Skandal unter allen Umständen vermeiden. Durfte nicht mal im Stillsten gegen ihn wählen. Hätte die Autorität vollends untergraben. Also gute Miene machen, thun, als sei nichts Besonderes geschehen, und das Mädel beschäftigen, das von Vaters Schlag ist und uns Beide so wie so schon oft genug aus großen Augen ansah.

Am Sechzehnten athmete ich auf. Das Schlimmste vorüber. Keine öffentliche Rede. Kein Wahl-schlachtenbummler zu Tisch. Nirgends unrettbar kompromittirt. Vor der Nachbarschaft hatte er sich im Zaum gehalten, so daß Niemand ahnte, wie weit die Verwüstung gediehen. Vielleicht ging's noch glimpflich ab. Um Zehn ließ ich die Leute wählen (ohne alle Instruktion!); natürlich mußte ich um Zwei, wie Jeder gestimmt hatte. (Der Vorsteher, Oberförster Paul, ist ein gutgefinnter, zuverlässiger Mensch.) Dein Adolf selbst war bis dahin noch nicht aus der Thür gegangen. Rechnete, schrieb Briefe, spaßte mit Mielchen herum; wartete wohl. Von den Leuten sage und schreibe vier und zwanzig Sozialistenstimmen; Allen voran — denke Dir! — unser alter Pagle. Den stellte ich. Ob er denn nicht an sein weißes Haar denke. Habe doch in Ehren den Rock des Königs getragen. Drüben, unter der Weide, liege sein ehrlicher Junge, der zwei Tage vor dem Tode die Korporalstreifen bekam. Von wem er aufgehetzt sei. Auch wenn nicht Alles so gehe, wie man's wünsche, müsse man Ruhe im Glied halten. (Die alte Litanei, mit der Dich verschone.) Die Stippchaft, für die er gestimmt habe, wolle das Eigenthum abschaffen, ihm seinen Acker nehmen, die königliche Familie wegjagen, alle Pastoren henken und das Reich von einem Juden regiren lassen. Dann werde man ihm und Seinesgleichen die Flötentöne beibringen. Alles mit Maschinen gemacht. Niemand mehr, der sich um ihn kummere, wie ich, als seine Spanne mit Bier und vierzig noch mal in die Wochen kam. Den ganzen Tag schanzten. Ein Lohn für Alt und Jung. Speise und Trank zugemessen. An hohen National-

festtagen köstliches Essen. Die Söhne würden ohne Religion aufwachsen; Taufe, Trauung, alle Sacramente auf dem Hängeboden verklampfert. Die reinen Heiden. Nur noch natürliche Kinder. Was man so sagt. Ich glaube: nicht übel. Wenigstens kam mir's vom Herzen. Mein Hänschen (noch als langen Bengel rief Vater ihn so) kratzt den Schloßkopf, klaubt mit der alten Pfote im Pfeifentabak, kratzt wieder, gloyt mich aus guten blauwässerigen Augen an und läßt keinen Ton von sich. Willst etwa leugnen? Bist ja Dein freier Herr, hast so gut eine Stimme wie der größte Edelmann und brauchst nach meiner Ansicht den Guckguck zu fragen. (Bin ich Deine Schwester und Schülerin? Also!) J nee, sagt er da und schüttelt; „Leugnen giebt's bei Hans Pagle nicht. Und Aufheken erst recht nicht. Habe mit Keinem gesprochen, außer mit dem gnädigen Herrn selbst (meine Knie scheiben, mit Verlaub, singen Polka zu tanzen an). Der hat nur gesagt, wählen müsse ich diesmal. Wen ich wolle. Er werde mir's nicht übel nehmen. Auch komme es jetzt, wegen des Käfigs, gar nicht heraus. Na, darüber hatte ich so meine Gedanken; der Herr Oberförster sieht durch drei eichene Bohlen. Aber warum nicht? Mir würde Keiner was thun, auch wenn unser alter Herr mich nicht ins Testament gesetzt hätte. Und im Kreisblatt stand auch von Wahlpflicht. Bin lange nicht hingegangen. Der Herr Baron von drüben kam ja doch immer glatt durch. Jetzt dachte ich: muß mal hören. Den Baron kannte ich. Machte die Sache nicht schlecht. Fuchtig, wie mein Rittmeister, wenn ein Pferdekopf zu lang geworden war. Ein strammer Herr; für Gott und den König. Wenn wir gut wählten, kämen für uns bessere Zeiten. Jeder Arbeiter sei seines Lohnes werth. Das ließ sich hören. Aber er hat im Frühjahr fünfzig Polaken gemietet, die von Speck und Grütze leben, und dem Jungen der Botenfrau Eins hinter die Ohren gehauen, daß es rauchte. Nicht viel Herz für Unsereinen; woher auch? Der Zweite war aus der Stadt, trug eine Brille und der steife Kragen ging ihm bis ans Kinn. Der hatte es mit der Selbsthilfe und hackte auf die Herrschaft; Junter, sagte er. Die kenne ich; es giebt Solche und Andere, aber was Der da sagte, stimmte schon gar nicht. Und immer wieder Selbsthilfe; und wir sollten Gemüse bauen. Auf unserem Boden, wo ohne guten Roggenpreis Matthäi am Besten ist! Wir, meinte er, müßten ja zukaufen, also froh sein, wenn das Korn billig ist. Das bewies er aus Büchern. Aber die Bauern lachten und er zog ärgerlich ab. Der Dritte gefiel mir zuerst noch weniger. Ein kleines, schwarzes Kerlchen; und die Hände fuhrwerkten man so durch die Luft. Aber reden konnte er. Wußte auch ganz genau, wo uns der Schuh drückt. Die Verhandlung; das schlechte Wohnen; im Alter nur Gnadenbrot; und die Ver-

wöhnung beim Militär. Das mit der Abschaffung von Gott, König und Vaterland sei nicht wahr. Sie wollten nur einen König der armen Leute, der die Bauern nicht bloß als Treiber kennen lerne. Gerade ihr Gott sei der rechte. Vom Heiland sprach er, vom Nadelöhr; und den Christen sei es früher aufs Haar gegangen wie heute ihnen. Ganz fromm. Wie in der Kirche: so still wars. Wir seien auch Menschen und Mancher von uns könnte, wenn er was Ordentliches gelernt hätte, eben so gut wie der Herr Baron einen Hof bewirtschaften; aber man lasse uns mit Absicht dumm bleiben und rechne den Knecht zum Dünger, der gebraucht, doch nicht in die Stube genommen wird. Das solle nun anders werden. Ja . . . So reden sie Alle. Hirzen kann Keiner und ohne Unterholz gehts nun mal nicht. Wenn alle Spazgen wie Nachtigallen fängen, wäre die Nachtigall nichts Besonderes mehr. Das Lernen allein macht auch nicht; auf dem selben Waldboden stehen neben einander große und kleine, starke und spacke Bäume. Wenn man aber so rein gar nichts weiß, beim besten Willen gar nicht verstehen kann, was in der Welt draußen vorgeht, und die junge Brut nun wieder so aufwachsen sieht, thuts manchmal doch weh. Und wohl, wenn Einer herzlich für die Armen spricht. Mit dem Anderswerden hats gute Wege und für Ordnung sorgen schon die Soldaten und Polizeier. Muß aber gewählt sein, dann doch Den, der am Meisten für uns geringe Leute übrig hat; und dem von oben nichts zufliegen kann. Darauf kommts an. Das wird die Frau schon verstehen. In Berlin soll ja wohl nicht Alles so sein, wie es sein sollte. Der König ist gut, aber sie lagen, er erfahre ielten die Wahrheit. Unseren Bismarck haben sie auch zu früh weggeschickt; und von 64 bis 70 ifs doch ohne die vielen Schiffe gegangen. Der Herr Kandidat, der Pastor Zieseniß während der Krankheit vertrat, war auch ein Kother; und so schön hat noch Keiner gepredigt.“ Ganz bedächtig lams raus, Wort vor Wort; beinahe hochdeutsch. Du hättest ihn hören sollen. Und die wässrigen Greisenaugen guckten mich so treu und vernünftig an, daß ich anständiger Weise nicht ausbiegen konnte. Antworten? Einfach auf den standesgemäßen Sprechanismus geschlagen. Mußte nur immer denken: ein Prachtferl quand même, an dem der Herrgott gewiß seine Freude hat. Kein Vorwurf; als müßte es mal so sein. Drückte ihm die Hand und dann mich. Und bei der Mamsell werde abends was zum Naschen für die Entelchen liegen.

Gegen Sechs bekam Adolf drei Depeschen. Schmunzelte, ging aber nicht wählen. Und da ich zu neuen Belehrungversuchen keine Lust mehr hatte, war der Abend leidlich. Keine Silbe über die Wählerci. Er erzählte von Alsen, Gitschin, und wie Ihr Beide einander fandet. Ganz der Alte. Zu Zie-

seniß, den die zwei Duzend rother Zettel aufgestöbt hatten: „Lieber Pastor, Wahlgeheimniß! Ich bin nicht der Seelsorger meiner Leute. Was die Verfassung ihnen erlaubt, können sie thun. Hüte die Lämmlein, guter Hirte! Von der Ohrenbeichte hat Luther uns ja befreit.“ Der ewig Aengstliche gabs bald billiger und wurde nach dem dritten Glas Greifenmilch munter wie ein Wiesel. Ich legte zu Paktes Packet rasch noch drei dicke Rollen Pfeisentabak.

Die wahre Bescherung brachte der Mittwoch. Und nun warf michs doch um. Diese Zahlen! Von unseren Zuverlässigsten kein Einziger auf den ersten Hieb gewählt; dafür fast sechzig Sozialdemokraten und doppelt so viele in Stichwahlen. Der Schlüssel zur Postmappe ist mir noch nicht entzogen. Zum Kaffee wurde dem Unfäglichen die Zeitung aufgebaut. Der sagte nur: „Donnerwetter!“ Schweg dann und birschte sich bald mit der Cigarre seitwärts. Viel mehr habe ich all die Tage von ihm nicht vernommen. Weicht mir aus, wo er kann. Natürlich: das böse Gewissen. Hat ja forsch mitgeholfen und steht nun entsetzt vor seinem Werk. Gestern, als ich ihn reizte: „Kind, für Sticheleien ist die Sache wirklich zu ernst.“ Und als ich Bülow nannte: „An Deffen Stelle schösse ich mir eine Kugel vor den Kopf. Denn er ist an der ganz persönlichen Niederlage schuld, die sein König erlitten hat. Die ist's; daran kann Keiner rütteln.“ Wieder Schluß der Debatte. Deine verwitwete Schwester ist aber zu lange an diesen Kammerherrn der Schöpfung geschmiebet, um nicht zu merken, daß irgend was in ihm verändert ist. Peripetie nannte es unjer Literaturlehrer (Der mit dem Christuskopf aus dem Friseurschaufenster). Zu spät: Du rettetest den Freund nicht mehr!

Auch das Reich nicht, fürchte ich, wenn wir uns nicht sehr plötzlich aufrappeln. Einundachtzig Sozialdemokraten und zwei Wangenheimer: Das sagt Alles. Vollkommen schleierhaft, wie es weitergehen soll. Und nachdem S. W. sich so laut gegen den Umsturz engagirt hat! Jetzt kann er Herrn Singer im Neuen Palais empfangen. Schon gut; ich verstumme. Ach, mein altes Brüderlein fein... Warum müssen wirs erleben? Bis ans Dach Klettern die Rosen, Deine (aus Meran importirten) Pflirsche kriegen schon rothe Bäckchen, und wenn man morgens das Fenster öffnet, möchte man vor Wonne brüllen. Möchte! Nur können kann man nicht. Zwei Finger breiter Trauerstrand um den ganzen Garten und jede Amsel pfeift Chopin. Gute Nacht. Für anderthalb Silben wäre ich dankbar. „Denk' manchmal an mich zurück, schilt nicht auf der Jugend Glück!“ (Wie hieß die Geschichte doch? Opernhaus; die Lehmann himmlisch in rosa Atlaschoksen.) Grüße mir die Deine, Unerschütterlicher, und pflege, wenns nicht hier kann sein, in guter Luft den Heldenleib; fürs arme Reich und für die noch ärmere Nina.

Berlin, am Alsfentag 1903.

Niobe! Catrimosa! Pommerlands Walkiejerin!

Zum Ersten: die Geschichte hieß „Der Bauer als Millionär“ (Kaimund). In jedem Sinn ausgestorbene Spezies. Und das feine Bräuerlein ist ein eitler Narr; was schon eher stimmt, nicht wahr? Danke für gnädige Taxe. Zum Zweiten: Hänschen Paule ist eine Perle, die ich in eine Doppelkrone fassen werde, wenn ich erst Kresslins heiligen Boden trete; mit schauderndem Gefühl, wie sich ziemt. Denn, Dolorosa, wir nahen. Bis auf Weiteres ziehe ich Eure Kletterröslein sämmtlichen Heilquellen vor (die dem Doktor meist mehr als dem zu Kurirenden nützen). Hege sogar die stolze Hoffnung, Euch loszueisen und, sobald der erste Ferienstrom sich verlaufen hat, irgendwohin zu schleppen; See oder Berge. Madame, Bébé et Monsieur. Der, zum Dritten, ein Charakter von einfach antiker Größe ist und, was Dir wichtiger, ein fabelhafter Patriot. Uebrigens von mir stets richtig eingeschätzt: spielt gern mit dem Feuer und rennt spornstreichs nach dem Schlauch, wenns ein Bißchen ernst wird. Jeden Morgen zwischen Sechs und Sieben solltest Du acht Minuten zu ihm aufblicken. Aber mit Andacht gefälligst. Il ne l'a pas volé. Diese biedere Mannentreue hält sich doch nur auf dem Lande. Geradezu rührend wasserdicht. Was noch? Sascha, Dragana und die Morithat. Zum Vierten. Genügt Dir nicht, daß Milans Sohn in seinem Schlafzimmer sprechende Puppen und eine Drehorgel hatte und, wenn er Vorträge hörte, von seiner ramponirten Ehehälfte sich die Entschlüsse auf kleine Zettel vor schreiben ließ? Dann vielleicht, daß er drauf und dran war, mit Hilfe einer erprobten Mehrheit das Lämpchen von Schwager zum Kronprinzen künden zu lassen. Daß den Bürgern die Steuerquittungen, die sie zum Wahlgang brauchten, überhaupt nur ausgehändigt wurden, wenn der Empfänger schwor, für Dragas Saufbruder zu stimmen. Seit wann so zimperlich, holde Kriegerin? König ist, wer königlich handelt. Weshalb unser gemeinsamer Bonaparte sehr geschick war, als er 1788 schrieb: Il n'y a que fort peu de rois, qui n'eussent pas mérité d'être détronés. Gegen Europens Kluglichkeit so viel und so kräftig Du willst. Aber die Serben haben ihre Sache famos gemacht und verdienen Nationalbank, nicht Strafe. Clam, cito, jucunde (Adolf soll nachschlagen). So was thut Keiner fürs Avancement. Volles Wille (wenn Du willst: Gottes Stimme) und gerechtes Gericht. Oder soll ein Reich untergehen, weil man den einen Schädling nicht antasten darf? Nee, Moy alistin: auf den Leim kriegst Du mich nimmer. Auch gar nichts Neues an der Affaire. Dies im Tacitus, wies zunging, als der fidele Herr Otho seinen Quartalssthron bestieg. Und

bei Gibbon Muster nach Bedarf. Item: in meinen Augen sind die Serben gewachsen; immer achtbar, sich nicht treten zu lassen. Lieblingwitz der ruppigen Venus von Milan: Jeder serbische Offizier ist für ein paar Goldstücke käuflich. Habens ihr blutig angestrichen und ich für mein armes Theil denke ohne jegliches Grauen daran, wie sie zwischen parfümirten Unterröcken und gestohlenen Staatsgeldern verr . . . pardon: röchelte. Nervensache. Peter? Habe nicht die Ehre. Aber ein ruhiger Mann, verbraust und nicht von Hofbänken umnebelt. Vierzig Jahre Exil sind eine gute Monarchenschule. Da lernt der Blindbeste die Menschenmiserie menschlich sehen. Und gewarnt ist er auch und wird sich hüten, seine Wäße zu zeigen. Selbst der Idiot Alexander konnte gerettet werden, wenn er sich nicht im Hemd finden ließ. Ein Gekrönter soll stets angezogen sein, wo ein fremdes Auge zu fürchten ist. Auch da traf Napoleon ins Schwarze: Nackte Könige sind unmöglich, ein Kinderspott. Kann sich höchstens noch der Kaiser von China leisten, den das gemeine Volk überhaupt nicht sieht. Das sei, pflegte Bülow in Rom und zu Phili zu sagen, sein Ideal . . . Was, Wunschmaid, wären die Ideale, wenn man sie erreichte?

Da wäre er also. Erschießen soll er sich? Adolfus ist wirklich zu gütig; wenn er aber auf den Knall wartet, kann er lange lauern. Nicht in Angstträumen denkt der Vielversprechende daran. Warum denn? Ihr Harmvollen ahnt gar nicht, wie unsäglich zufrieden der Mann mit sich ist. Gesammelte Neben (unglaublich, aber wahr), über deren bunte Stilblüthenpracht wir sicher noch Nühmliches lesen; denn sie wurden den Zuverlässigsten zur geneigten Kenntnißnahme ins Haus geschickt. Steckt ja in keiner guten Haut; hoch oben ganz allgemein sehr schönöde beredet; aber Papierkränze entschädigen für Alles. Pfeift darauf, daß wir und Etliche finden, so über alle Vorstellung schlecht habe nicht mal Chlodwig der Rüstige die Karre kutschirt. Ist er denn etwa bei uns in Sold? Die jobards, die nicht alle werden, glauben sein ewiges Weh und Ach über das Schreckliche, das er Tag vor Tag verhindere, und lauschen entzückt seinen Kaiserkritiken. Offen und mannhaft, heißt dann. Daß Du die Motten kriegst! Auf die seine Nummer wäre der gelbe Kürassier nie gekommen. Daß hinter dem sympathischen Blenderschädel (die neueste Aufnahme bei Bieber, so zwischen Marc Aurel und Otto Bismarck, wird Dich für zwei Stunden entwölken) kein politischer Gedanke wohnt, wird jetzt ja zugestanden. Doch wo ist der Stärkere? Nicht falsch gefragt. Mich verbrießt auch mehr das coeur léger als der Feuilletonistengeist. Keinen Sinn für den Ernst der Sache. Nicht mal für die Romik. Niesensteg der Sozialdemokratie: und der Kanzler hat „gastrische Zustände“, zu Deutsch . . . Schwamm

drüber. Eigentlich was für Heine. Bäder von Lucca. „Schicken Sie mich, Herr von Gumpelino!“ Nach dem Sechzehnten hats ihm wohl ekkig in die Bude geregnet. Doch man lernts mit der Zeit; und der Himmel schickt Lieblingen Aequivalente. Alle, die ihm das Leben sauer machten, sind auf der Strecke geblieben: von Haffe bis zu Dertel (der wirklich, trotzdem nicht mein Mann, ein Verlust, weil allmählich unter den Lieben und Getreuen der einzige Arbeiter). Hätten die „Freisinnigen“ von Jerichow feinere Ohren gehabt, dann wäre auch Herbert Bismarck ihm erspart geblieben, den er, nach zärtlichen Anläufen, jetzt, comme dit l'autre, zum Fressen gern hat; in ihm sieht er den Vater. Das Gastrische ist überwunden; heute also wieder lustig. „Wenn sie nicht über Kopfweh klagen: so lang der Wirth nur weiter borgt, sind sie vergnügt und unbesorgt.“ Und der Wirth borgt weiter. Nicht wie bei armen Leuten. Alles da; für die mittlere Rinte (beileibe nicht Garde). Rund hundert Arenbergmänner aus dem Centrum, siebenzig Konservative beider Sorten, fünfzig Nationalliberale: selbst ohne Affiliirte sichere Mehrheit für Militär, Marine, Handelsverträge und was sonst auf der Walze. Dabei zu bedenken, daß alle drei Gruppen der Mehrheit gelernt haben, wie gefährlich jedem Opponenten der sozialdemokratische Nachbar ist, und deshalb, was irgend geht, fein fromm sein werden. Wozu also der Lärm? Wenn ich nicht irre, sollte im Junitermin ja der „Brotwucher“ vom Volksgericht verdammt werden. Eh bien: die Hauptwucherer haben so gut wie nichts, die Nichtsalsfreihändler von der Cobden couleur vierzehn von fünfzig Sitzen verloren und der von Nebel dem Orkus geweihte Zolltarif fände im neuen Reichstag mindestens eben so viele Stimmen wie im alten; wahrscheinlich mehr, weil die scharfen Agrarier fehlen und unsere werthen Standesgenossen nicht länger spröb zu thun brauchen. Wozu also, frage ich wieder, der Lärm? Die Wahlfreiheit blieb diesmal doch streng gewahrt; keine versprengende Parole, kein amtlicher Hochdruck und die Zelle, ganz nach Birchow, als Ausgangspunkt aller Lebenserscheinungen. (Schade, daß Rickert den Sieg seiner einzigen Idee nicht erlebt hat, der seine Fraktion vierzig Prozent der Mandate kostete; den pugiger Januskopf hätte ich im Feuer genießen mögen.) Wer oben zuerst auf den closed room kam, ist nicht festzustellen; nach der Mißgeburt recherche de la paternité interdite. Daß der Plan durchging, Allen ein Räthsel, die nicht wissen: man hat thatsächlich geglaubt, die Arbeiter seien terrorisirt und würden in der Zelle unter Couvert für die Königschen stimmen. Im Ernst. Du kannst, bei aller Weisheit grünenden Alters, den ganzen Humor der Sache nicht erfassen, weil Du nicht weißt, daß der Arbeiter nur durch die Furcht vor möglichen üblen Folgen gehindert

wird, sozialdemokratisch zu stimmen. So, allerletzte Borussia, siehts in den Köpfen aus, die uns beherrschen und das Vaterland retten wollen. Nicht nur Posadowsky: jeder bessere Geheimrath konnte erklären, daß und warum das Isolirsystem zum Abtritt aller hemmenden Gewalten führen müsse; an die „entscheidende Stelle“ kam aber Keiner heran. Und so leben wir.

Das nur nebenbei. Germania locuta (Adolf weiß Alles). Und was die langsame Dame sprach, ist mit gutem Willen nicht schwer zu verstehen. Vorbei die Tage des reinen Agrarismus; kein Gott bringt sie zurück und Dein gar nicht gottähnlich Unterfertiger hat Dich schon lange gebeten, den Bund der Landwirth, der nichts Rechtes mehr leisten kann, zur Auflösung zu überreden. Feste Phalanx aber für erträglichen Schutz Zoll. „Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel“ hat die Zugkraft verloren. Der Landwirth, der auskömmlichen Kornpreis fordert, ist kein schlechterer, unsittlicherer Mensch als der Maurer, Bergmann, Heimarbeiter, der höheren Lohn verlangt. Unentbehrlichen Bedarf vertheuern Beide; dennoch haben Beide Recht und es ist ein Jammer, daß der Eine dem Anderen das natürliche und verständige Streben ins Moralische schiebt, der Junker über „Begehrlichkeit“, der Proletarier über „Brotwucher“ zetert (ein Wort übrigens, das S. M. dem politischen Sprachschatz geschenkt hat). Wäre der Kampf gegen besagten Wucher populär, dann hätten zuerst die radikalen Bourgeois aller drei Spielarten gespürt, die außer Kornzoll, Verurteilung in Strafsachen und Bör sensenreform kaum noch was auf der Pfanne haben. Doch gerade ihr Aderlaß war der schlimmste; nur noch Erdenreste, zu tragen peinlich. Kein Wunder; im Bund mit Tageblatt und Vossischer Zeitung müßte Achill selbst unterliegen. Und dann: Bismarck täglich wie einen Schuljungen schimpfen und als Tyrannen malen, — so; nach Bismarck aber Alles über den Klee loben, einfach Alles, selbst die lächerlichste Impotenz, und kein Sterbenswörtchen mehr gegen des Mächtigen Druck stöhnen: nein; nicht zu machen. Am Ende glaubt ja kein Kind, daß wir unter Hausmeier Otto (Herzögnin weiß, daß ich seine Tragoedienfehler unbequem deutlich sah) schlechter und gar absolutistischer regirt wurden als heutzutage. Sieh Dir aber die „freisinnige“ Presse von anno 80 und heute an! Jetzt Alles herrlich, zum Jauchzen schön; ein Paradies, wenn der Caprivizoll bliebe und das Börsengesetz fielen. Die Gesellschaft hat sämmtliche Prinzipien losgeschlagen; wohl, „um zu räumen“. Dein Lehnsmanu gehört zum ersten berliner Wahlkreis und ihm wurden die Aufrufe für den emsigen Kampf unter die Schwelle geschoben. Um auf Akazienwipfel zu klettern. Das Schlimmste, was sie dem rothen Gegner nachsagen konnten, war: er sei Republikaner.

Ihre besten Männer waren und müßten, wenn sie Courage hätten, heute noch sein. Ich ging schnell ein Bißchen spieren. Und man staunt, daß diese Steifleinenen endlich der Teufel geholt hat! Soll durchaus gestaunt sein (wofür ich nicht sehr bin), dann über Anderes: daß sich das Centrum, sammt seinen Arbeiterbataillonen, wider alle Stürme hielt und, noch mehr, daß nach unverzeihlichen Todsünden einundsiebenzig Konservative zurückkehren konnten.


Nicht über das Wachstum der Sozialdemokratie; nicht eine Minute, mefrouw. Nur das Tempo, nicht die Thatsache war zweifelhaft; und dem Tempo wurde in den letzten sechs Monaten ja mit Feuereifer von den Spitzen der Pyramide her nachgeholfen. Mit Bagle stimme ich darin überein, daß auch die Nothen nicht hegen können; nur verlange ich gar nicht. Sie gehen mir, mit Noheit und Moralpredigerfientimentalität, oft genug auf die Nerven; Theorie: Jeder ist durch ökonomische Determination gebunden, Praxis: hie Helden, hie Schufte. Und eine gräßliche Nachsucht, der keine Strafe für den anders Klassirten hart, kein Schimpfwort rüde genug ist; Eschandalareffentiment nennt's Nietzsche. Aber was wollen solche Kinderkrankheiten, was will solche Kriegerrauhbeinigkeit (halten zu Gnaden!) gegen die ungeheure Leistung sagen! Die Einzigen, die (fast immer) glauben, was sie sprechen, und an den Glauben die Existenz oder doch ein Stück davon setzen. Die Einzigen, die den Millionen da unten Nahrhaftes bieten, in dunkle Seelen einen Lichtschein senden und ... Nur nicht etwa pathetisch werden, Jubelgreis; der Faden läuft ohnehin spät und früh von der Reichspule. Also ganz stimpel, daß die von den Rebellen geleistete Volksbildung, Volksbrillung, Volksidealisirung gar nicht ersetzt werden könnte und daß man die Sozialdemokratie (ohne die wir auch industriell nicht an der Spitze marschirten) von Staates wegen erfinden müßte, wenn es sie nicht schon gäbe. Da hast Du mein Credo. Heißt: ich glaube. Hier aber haperts. Ich glaube nämlich nicht. Glaube nicht, daß man mit gleichen Rousseaumenschenrechten und nach Ausschaltung der Profitbegierden mit der bête humaine gedeihlich wirthschaften könnte. Optimistischer Christenwahn; und schon den pessimistischen, der den Menschen für grundsüchlecht, nur in der Hygiene des Leidens erträglich hält und mir deshalb näher lag, ließ ich in Unterprima. Deshalb bin ich so bedenklich; und so zum Heulen unglücklich, daß ich nicht glauben kann. Sonst, ma mie, hielten alle Peers von Preußen und Umgegend mich nicht: als Gemeiner träte ich in die Rottte und wäre ein seliger Mann, — selbst wenn ich aus sicherem Zeugniß vernähme, daß achtundzwanzig nachweisbare Ahnen den schwärzesten Theil ihrer noch unzerfressenen Leiblichkeit fargdeckelwärts gewendet haben.

Für die Edelste und Beste bin ich nun wohl mausetot; macht nichts: Adolf um so lebendiger und als bekehrter Sünder zwiefach gebenedeit. Und hundertmal Angebenedetes mußte endlich ganz heraus. Willst Du uns dennoch: von Mitte Juli ab auf Wunsch frei ins Haus; gegen Agitatorenwuthansfälle versichert. Dann können wir schwagen, bis die Ewigkeit grau wird, und Deinen gezähmten Reun mit Lotka zusammenspannen. Jetzt nur noch eine Peroratio; in würdiger Ruhe. Daß es hienieden mehr Hungernde als Sattte giebt, dürfte als unbestritten vorauszusetzen sein. Ergo müssen, bei gleichem politischen Recht, die Satten in die Minderheit kommen, sobald die Hungerigen ihre Kraft kennen und sicher sind, die frei geäußerte Meinung nicht allzu schwer büßen zu müssen. Das wußte Bismarck; rechnete aber darauf, daß er die Nation stets ernsthaft beschäftigen könne und ein zu hohen Zielen ausblickendes Volk sich nie in radikale Mystik verirren werde. Heute? Die unfruchtbarste, an Schöpfergedanken ärmste Politik, die zu erdenken ist; eine Verlogenheit in allem öffentlichen Leben, wie ich sie (nur in Historie halbwegs beschlagen) in keiner dem Vergleich zugänglichen Epoche gefunden habe. Dabei ewige Illumination, Fahnen, Schützenfestimmung, — die alte Leiter, die ich Dir nicht zu schlagen brauche. Noch nicht Alles: ein Monarch, der über die Tendenz der Zeit völlig getäuscht wird und nicht heilvoll wirken könnte, selbst wenn er noch zwanzigmal begabter wäre. Der in seinem Reich sechzig Millionen Menschen bessern und belehren möchte, alle Stände, Klassen, Berufe, während der Moderne nur aus eigenem Erleben noch lernen will und Präzeptoren höchstens auf dem engsten Gebiet ihrer Sachverständigkeit anerkennt. Es geht nicht. So kann heute nicht mehr regirt werden, auch nicht vom lautersten Genie; so wird de facto nicht in Rußland mehr regirt. Daß kein Kanzler es sagt, ist das Schlimmste vom Schlimmen. Und ein Glück, wenn das Volk selbst es wenigstens mal klar zu verstehen giebt. Drei Millionen wahlmündiger Republikaner im Deutschen Reich. Das ist nicht zu überhören. Ursache? Die Sozialdemokraten machen sich selbst und ihren Sieg klein, wenn sie ihn mit dem Brotwucher motiviren. Einen Blick auf die Ziffern. 1881: 311961, 1884: 549990, 1887: 763128 sozialdemokratische Stimmen; allmähliches, dem Vormarsch der Industrie entsprechendes Steigen also (und 87 kam doch der Fünfsarkzoll). 1888 Tod der beiden ersten Kaiser, Wilhelm der Zweite besteigt den Thron, Bismarcks Macht welkt und 1890 hat die Stimmenzahl sich plötzlich verdoppelt: 1427298. Jetzt, im sechzehnten Jahr der Regierung eisernden Wollens: vervierfacht; und darüber. Was ich „eigentlich dazu sage“? Ich war des Königs Diener und bin Dein Bruder, Senior und Sklave



Morig.

Die Sprache der Wissenschaft.

iner der ersten Männer auf dem Gebiete der altlateinischen Sprachforschung sprach mir gegenüber einmal das beim ersten Hören paradox klingende Wort aus: „Erst der Humanismus hat das Latein zu einer toten Sprache gemacht“; doch bei näherer Betrachtung wird man nicht leugnen, daß dieser Ausspruch eine tiefe Wahrheit enthält. Das Sakristeilatein, wie die Italiener, das Küchenlatein, wie die Deutschen sagen, war thatsächlich eine lebende Sprache, die in den Klöstern und kirchlichen Schulen vom Abt oder Rektor hinab bis zum kleinsten Schüler angewandt und verstanden wurde. Freilich: einem korrekten deutschen Schulmonarchen flößt diese Sprache ein gelindes Entsetzen ein. Aber darum bleibt es nicht minder wahr, daß das von einem Enea Silvio, Poggio, Justus Lipsius bis hinab auf Liberius Hemsterhuis, G. Hermann, Eckstein und F. Ritschl meisterhaft beherrschte klassische Latein eine Treibhauspflanze war, die niemals ganz gefundes Leben entwickelte. Heute steht auch das klassische Latein auf dem Aussterbeetat. Die früheren Pflanzstätten, die *gymnasia illustria*, liefern seit der berühmten berliner Gymnasialreform so geringe Resultate, daß an den Universtitäten für die künftigen klassischen Philologen anderthalb Jahre währende Anfängerkurse der primitivsten Art eingerichtet werden müssen. Wirklich klassisches Latein schreiben heute nur einzelne Männer, die noch der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstammen. Man hat sie bald aufgezählt: Papp Leo XIII., Mommsen und Bischof Strohmayer. Ein berühmter französischer Gelehrter schrieb mir neulich: „Nous autres Français, nous écrivons un Latin comme les vaches espagnoles.“

Ein sprechender Beweis für den definitiven Untergang der alten Römersprache ist das Vorgehen der Hollandisten. Eine lange Reihe von Folio-bänden haben diese Väter der Gesellschaft Jesu in den früheren Jahrhunderten mit ihren kritischen Untersuchungen über das Leben der Heiligen angefüllt; diese Folianten sind in einem flüssigen, oft schmucklosen, aber guten und verständlichen Latein geschrieben. Auch die heutigen Hollandisten in Brüssel und Antwerpen sind als Forscher die würdigen Nachfolger eines Papebroch, Rosweyde, Stilting und der anderen großen Jesuiten des siebenzehnten Jahrhunderts. Aber mit Schmerz mußten sie vor einigen Jahren in ihrer trefflichen Zeitschrift, den *Analecta Bollandiana*, bekennen, sie sähen sich leider gezwungen, neben dem Latein auch das Französische als Sprache ihres Organs zuzulassen. Also auch diese kirchlichen Kreise, diese letzte Zufluchtsstätte der von unseren realistisch-naturwissenschaftlich gebildeten und dem Alterthum feindlichen Zeitgenossen so hart verfolgten klassischen Studien, auch sie geben zu, daß es mit dem Latein mehr oder weniger vorbei sei. Die Buchhändler verstehen sich nur noch schwer dazu, ein lateinisches Werk zu drucken. Das

ist ganz natürlich. Der Leserkreis, der noch Latein versteht, verengert sich mit jedem Jahr. Die Herstellung lateinischer Bücher erfordert erhebliche Opfer und ein Geschäft ist damit nicht zu machen. So können wir unsere Zeit die Sterbestunde der klassischen Sprache nennen.

Die früheren Jahrhunderte, die das Latein beherrschten, hatten eine gemeinsame Gelehrtensprache; durch dieses Band wurden die Forscher aller Länder vereinigt. Das Philosophenlatein eines Leibniz oder Wolf, das mathematische eines Bernoulli oder Gauß waren entscheidlich; aber die wissenschaftlichen Werke dieser Forscher waren ohne Weiteres sämtlichen Gelehrten des Erdkreises zugänglich. Heute dagegen herrscht eine babylonische Sprachenverwirrung. Man schreibt wissenschaftliche Werke nicht allein in allen lebenden, sondern auch in verschiedenen toten Sprachen. Dazu gehören durchaus nicht nur Griechisch und Latein; auch das klassische Armenisch, das Sanskrit der indischen Pandits und das Hebräisch der Rabbiner sind Sprachen, die, seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden abgestorben, nur noch von Gelehrten künstlich fortgepflanzt werden. Diese Mannichfaltigkeit hat nun ihren sehr entschiedenen Nachtheil für die Wissenschaft selbst. Jeder Gelehrte schreibt in der Sprache seines Landes. Die wissenschaftlichen Akademien und gelehrten Gesellschaften streben danach, unter sich eine höhere Einheit zu bilden, und tauschen, um einander von dem Stand ihrer Forschungen zu unterrichten, ihre Schriften aus. Oft aber sind die Akademiker des einen Landes nicht im Stande, die Schriften der fremden Kollegen zu lesen. Zuerst kommen da die Akademien der großen und führenden Völker in Betracht. Ihre Werke erscheinen in englischer, deutscher, französischer, italienischer und russischer Sprache. Aber daneben schreiben die Hochschulen oder Akademien von Prag czechisch, die von Krakau und Lemberg polnisch, die von Agram kroatisch, die von Budapest magyarisch, die von Belgrad serbisch, die von Sofia bulgarisch und die von Bukarest rumunisch. Dazu kommen die nordischen Akademien von Kopenhagen, Stockholm und Christiania, von denen jede im Idiom ihrer Heimath schreibt. Ihnen reihen sich endlich noch die Spanier, die Portugiesen und die wissenschaftlich so hervorragenden Holländer an. Kein Gelehrter kann das Material seines Wissenszweiges vollständig bewältigen, weil die sprachlichen Schwierigkeiten zu groß sind. Er müßte ein Mezzofanti sein, um nur den philologischen Anforderungen seiner Disziplin gerecht zu werden. Diese sprachliche Vorarbeit ist aber zu groß für einen ernsthaft wissenschaftlich arbeitenden und selbständig produzierenden Forscher. Deshalb sind denn auch die in zehn oder zwölf Zungen sich gleich fliegend ausdrückenden, von der urtheillosen Menge angestaunten Sprachgenies in der Regel wissenschaftlich gänzlich unfruchtbare Naturen. Das hat seinen guten Grund. Ihr Gehirn wird durch den ungeheuren Sprachstoff, den sie zu bewältigen haben,

zu sehr belastet; sie verhalten sich daher meist nur rezeptiv, nicht produktiv, sind also für die Wissenschaft oft von nur sehr untergeordnetem Nutzen.

Nun hat sich ja schon ein *modus vivendi* herausgebildet. Was in den beiden klassischen Sprachen, was deutsch, englisch, französisch und italienisch geschrieben wird, kann auf Berücksichtigung durch die Gelehrten der anderen Länder rechnen. Aber wie steht es mit den übrigen Gelehrtensprachen des Ostens, des Nordens und des Westlandes? Eine unbedingt herrschende Stellung hat sich unter ihnen nur das Russische errungen. Seine starke, oft entscheidende politische Stellung im europäischen Völkerkonzert hat dem russischen Reich Berücksichtigung bei Freund und Feind erzwungen. Die Zahl der Russisch Sprechenden oder wenigstens Russisch Verstehenden mehrt sich mit jedem Jahr; die jüngere Generation lernt Russisch und muß es lernen. Russisch geschriebene wissenschaftliche Werke werden jetzt auch regelmäßig von der deutschen Kritik besprochen. Viel trauriger ist das Schicksal der wissenschaftlichen Werke, die in den vorhin erwähnten Sprachen der kleinen Länder geschrieben sind. Man hat sich gewöhnt, solche wissenschaftliche Erzeugnisse einfach unberücksichtigt zu lassen. Die Gelehrten der großen Staaten verstehen diese Sprachen nicht und unter den Eingeborenen der kleinen, oft noch halbasiatischen Ländern ist der Leserkreis, der sich für wissenschaftliche Fragen interessiert, natürlich sehr eng. Vielfach lassen die Autoren dieser Länder ihre Werke noch in deutscher, französischer oder sonstiger Uebersetzung erscheinen; so thun die Holländer und auch die skandinavische Literatur verdankt ihr europäisches Ansehen hauptsächlich den deutschen Uebersetzungen. Selbst die magharischen Gelehrten und Literaten müssen, wenn sie über die Grenzen der Stefanskronen hinaus wirken wollen, sich zu dem verhassten Deutsch entschließen. Dieses unfreiwillige Geständniß der kleineren Völker ist bemerkenswerth; in ihrer Landessprache würden sie eben von Europa nicht gehört werden.

Daß diese Zustände unhaltbar sind, ist jetzt in der Gelehrtenwelt so ziemlich *communis opinio*. Man war auch schon auf Abhilfe bedacht, doch haben die meisten Vorschläge sich als gar zu theoretisch erwiesen; sie berücksichtigten zu wenig die thatsächlichen Verhältnisse und hatten deshalb keinen Erfolg. Man erkannte, wie viel die Wissenschaft durch den Untergang des alten Latein verloren habe, und wollte es durch eine neue „Weltsprache“ ersetzen. Die Kunstsprache des Pfarrers Schleyer hat vor etwa drei Lustren allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Heute sind Volapük und sein Schöpfer völlig vergessen. Auch der berliner Plan, das Neulatein zu pflegen, hat sich als ein Fehlschlag erwiesen. Mehr Aussicht schienen die Vorschläge zu haben, eine der lebenden Sprachen zur wissenschaftlichen Weltsprache zu erheben. Das Deutsche, das für die fremden Völker sehr schwer zu erlernen ist, kann da kaum ernsthaft in Betracht kommen; nur an Englisch oder Französisch

könnte man denken. Die englische Sprache beherrscht heute schon die halbe Welt und scheint bei der großen Begabung und energischen Rücksichtslosigkeit des angelsächsischen Stammes diesseits und jenseits vom Weltmeer zur Erbin des mittelalterlichen Latein prädestiniert. Ein gewichtiger Umstand aber spricht gegen diese von Manchen gehoffte, von Vielen gefürchtete Welt Herrschaft: während in anderen Ländern die einheitliche Schriftsprache immer unbedingter zur Herrschaft gelangt, scheint das Englische in drei Gruppen auseinander fallen zu wollen. Alle paar Wochen lesen wir im *Athenäum*, wenn amerikanische Werke besprochen werden, dieser oder jener Ausdruck sei ein *misprint*; und eben so regelmäßig folgt die Berichtigung, der Ausdruck sei durchaus richtig, in Amerika allgemein gebräuchlich und nur in England unverständlich. Um die Schriften von *Miß Olivia Schreiner* zu verstehen, muß man sich ein eigenes *Vocabularium* anlegen. Wie sich also aus dem Lateinischen landschaftlich das Französische, das Spanische und das Italienische abzweigten, so scheint Albions Sprache auf dem besten Wege, in ein großbritannisches, ein amerikanisches und ein afrikanisches Englisch zu zerfallen. Eine Sprache aber, die, statt nach der Einheit, nach der Zertheilung und Dismembrirung hinstrebt, ist zur Welt Herrschaft nicht besonders geeignet. Daneben ist ein weiter Faktor nicht ganz zu unterschätzen: das machtvolle Vordringen des Französischen im östlichen Mittelmeergebiet. Im letzten Jahrzehnt hat es sich, zum Theil durch die französischen Mönche, aber auch durch die *Alliance Israélite* eine dominirende Stellung im Orient erobert und, wie die Italiener selbst zugeben, die alte *Lingua Franca*, das Italienische, in Syrien, Kleinasien und der europäischen Türkei aus seiner früheren Stellung verdrängt. Vor dreißig Jahren sprachen in der Türkei alle Bootführer, Kellner, Friseur und Kutscher italienisch; heute nur noch wenige alte Leute. Die *Levantiner* von Saloniki, die alteingesessenen *Primatenfamilien* italienischen Ursprungs können oder wollen nicht mehr italienisch sprechen. Alles ist französisch. Auch hier kann zunächst von einer Vorherrschaft des Englischen nicht die Rede sein.

Eine gemeinsame wissenschaftliche Weltsprache werden wir, wenn nicht alle Zeichen trügen, so bald also nicht erleben. Das Bedürfnis der Wissenschaft fordert aber mindestens ein *Provisorium*. Die Zusammenkünfte der verschiedenen Akademien Europas — 1901 in Paris; 1904 soll in London eine neue folgen — bringen die Gelehrten der verschiedenen Länder einander näher. Von diesen Zusammenkünften könnte auch die Anregung zur Verständigung in der Sprachenfrage ausgehen. Natürlich handelt es sich nicht um die Utopie einer Weltsprache, wohl aber wäre es schon ein großer Fortschritt, wenn im wissenschaftlichen Verkehr nur noch einzelne Sprachen als berechtigt anerkannt würden. Aussicht auf Geltung hat aber ein solcher Kanon nur, wenn er von einer Autorität, wie

dem Kongreß der Akademien, angenommen würde. Die kleinen Völker müßten resigniren. Das klingt hart, fast brutal. Aber wie es im politischen Leben neben den europäischen Großmächten Staaten zweiten und dritten Ranges giebt, die wenig oder nichts zu bedeuten haben, so haben auch für die Wissenschaft Sprachgemeinschaften, die einen großen Länderumfang und viele Millionen Angehöriger umfassen, ganz andere Bedeutung als die kleinen, oft durch Begabung, Leistungen und Geschichte höchst interessanten Völkerspitter. Für die welt- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Kleinen fährt man immer Hellas ins Feld. Doch Griechenland hat seine eigentliche Kulturmission erst begonnen, als die genialen Makedonen die Welt eroberten und die hellenistische Gesittung nach Egypten, Syrien und bis an den Ozean und den Indus trugen. Heute ballen sich die Großen zu immer größeren Staatenkonglomeraten zusammen und die Lage der kleinen scheinen gezählt. Was im politischen Leben Recht ist, gilt auch im wissenschaftlichen. Eine Pentarchie anerkannter Sprachen würde dem Bedürfniß der Gelehrten zunächst genügen.

Als wissenschaftliche Verkehrssprachen hätten danach zu gelten: nach alter wissenschaftlicher Tradition die beiden klassischen Sprachen: Griechisch und Lateinisch; für die germanische Sprachengruppe: Deutsch und Englisch, für die romanische: Französisch und Italienisch, für die slavische: Russisch. Die Gelehrten der kleinen Sprachen würden nach wie vor in der Sprache ihrer Heimath schreiben und drucken; nur hätten sie den Abhandlungen ihrer Akademien eine kurze Inhaltsangabe in einer der anerkannten Sprachen beizufügen. Hat ein Gelehrter nur zu berücksichtigen, was in zwei toten und in fünf lebenden Sprachen geschrieben wird, so ist Das zwar immer noch viel, läßt sich aber bewältigen. Mein Vorschlag ist ein Kompromiß mit all seinen Vorzügen und Schwächen. Die Kleinen werden sich gegen ihre Degradirung sträuben. Wenn sie aber Inhaltsübersichten oder Uebersetzungen in einer anerkannten Sprache beifügen, gewinnen sie den Anspruch auf Berücksichtigung, die sie heute vergebens erstreben. Sentimentales Gerede, daß im Reiche des Geistes nicht die Höhe der Bevölkerungsziffer und die Größe des Länderumfangs bestimmend seien, darf uns nicht beirren. Es handelt sich nicht darum, einen in jeder Weise tabellosen Verkehrsweg für die Wissenschaft zu finden, auch nicht darum, Dauerndes zu schaffen: einstweilen soll nur das Sprachenchaos vermindert und dem Gelehrten die Möglichkeit geboten werden, was in seinem Wissensbezirk erscheinende Material übersehen zu können.

Vena.

Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.



Ganz-Kaschima.

Das Schicksal und die englische Regierung haben die Kaschima-Station zu einem Gefängniß gemacht; und weil es keine Rettung für die armen Seelen giebt, die darin schwachten, schreibe ich diese Geschichte. Möge die indische Regierung ein Einsehen haben, die Station auflösen und die europäische Bevölkerung in alle vier Winde zerstreuen.

Um Kaschima legt sich der Kreis der felszackigen Dosehri-Berge. Der Frühling überschüttet dort Alles mit Rosen; aber im Sommer sterben sie schnell wieder unter den heißen Winden, die von den Bergen herabwehen; im Herbst überschweben die weißen, den Sümpfen entsteigenden Nebel den Ort und im Winter wird alles junge und zarte Leben vom Frost vernichtet. Die ganze Gegend eine weite Fläche platten Weide- und Ackerlandes, das sich bis an die graublauen Wälder der Dosehri-Berge hinzieht. Vergnügungen giebt es dort nicht; nur Schnepfen- und Tigerjagd. Aber die Tiger sind längst schon aus ihren alten Schlupfwinkeln in die Felsenhöhlen verschucht und sogar die Schnepfen kommen nur einmal im Jahr. Markarra — einhundertundvierzig englische Meilen entfernt — ist die nächste Station hinter Kaschima. Aber Kaschima geht nie nach Markarra, obgleich dort wenigstens zwölf Europäer wohnen; es bleibt immer bei seinen Dosehri-Bergen.

Keiner in Ganz-Kaschima traut Mrs. Banskuythen zu, sie könne einem Menschen auch nur ein Härchen krümmen; doch Jeder in Kaschima weiß, daß sie, sie ganz allein, das Unheil angerichtet hat. Boulte, der Ingenieur, Mrs. Boulte, der Hauptmann Kurrell wissen es. Das ist nämlich die englische Bevölkerung von Kaschima, wenn wir den Major Banskuythen, der gar keine, und Mrs. Banskuythen, die von Allen die größte Bedeutung hat, ausnehmen.

Man möge, wenn mans auch nicht so recht versteht, gefälligst bedenken, daß alle Befehle in einer kleinen und verborgenen Gemeinschaft allmählich aufhören, die keine öffentliche Meinung kennt. Wenn ein Mann auf einer Station ganz vereinsamt ist, wird er leicht auf Abwege kommen. Diese Gefahr nimmt mit der Zahl seiner Leidensgenossen aber noch zu, — bis zu Zwölf; der Richterzahl. Sind's mehr, so fängt die Rücksicht des Einen auf den Andern und die mäßigende Vernunft an; dadurch werden die scharfen Gegensätze dann einigermaßen abgestumpft.

In Kaschima war tiefer Friede, bis Mrs. Banskuythen kam. Sie war eine bezaubernde Frau. Das wurde Aberall und von Jedermann gesagt; und sie bezauberte auch wirklich Alle. Trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb, denn das Schicksal hat ja seine eigenen Wege — schwärmte sie nur für einen Mann: den Major Banskuythen. Das hätte die society von Kaschima wohl verständlich gefunden, wenn die Zauberin häßlich oder dumm gewesen wäre. Aber nun war sie eine schöne Frau mit wundervollen ernstern Augen, tief und grau wie ein See, kurz bevor ihn die Morgensonne trifft. Kein Mann, der in diese Augen blickte, konnte bis auf den Grund ihrer Seele sehen. Die Augen blendeten ihn. Ihr eigenes Geschlecht sagte von ihr, sie sehe nicht schlecht aus, verliere aber durch den zur Schau gestellten Ernst ihres Wesens. Und doch war ihr dieser Ernst angeboren; sie hatte nie lächeln gelernt. Ruhig schritt sie durchs Leben und schaute ruhig auf Leben, der an ihr vorüberschritt. Aber die Frauen nahmen ihr übel, daß die Männer vor ihr niederfielen und sie anbeteten.

Sie weiß, welches Unheil sie über Kaschima gebracht hat, und ist sehr traurig darüber. Aber Major Vansuythen kann nicht begreifen, warum Mrs. Boulte wöchentlich wenigstens dreimal nicht zum Nachmittag-Thee kommt. „Wenn es nur zwei Damen in der Station giebt, dann sollten sie einander doch häufiger besuchen“, pflegt er zu sagen.

Lange, lange bevor Vansuythen aus jenen Orten, wo es noch Gesellschaften und Vergnügungen giebt, auf diese abgelegene Station kam, hatte Kurrell entdeckt, daß Mrs. Boulte die einzige Frau auf der Erde sei, die für ihn passe; und wir wollen die Beiden nicht tabeln. Kaschima lag himmelweit von der Welt entfernt und die Dosehri-Berge bewahrten das Geheimniß gut. Boulte merkte von der ganzen Sache nichts, da er gerade eine vierzehntägige Dienstreise angetreten hatte. Er war ein harter, hölzerner Mann; und weder Mrs. Boulte noch Kurrell hatten mit ihm Mitleid. Ganz Kaschima gehörte ihnen; sie gehörten einander und Kaschima war in diesen vierzehn Tagen das wahre Eden für sie. Als Boulte von seiner Reise zurückkam, klopfte er Kurrell auf die Schulter, nannte ihn „Alter Junge“ und die Drei aßen zusammen zu Mittag. Kaschima war selig, denn das Gericht Gottes schien fast so fern wie Markarra oder die Eisenbahn, die abwärts nach dem Ozean rollt. Aber die Regierung, die bekanntlich im Dienste des Schicksals steht, sandte den Major Vansuythen nach Kaschima; und mit ihm kam seine Frau.

Die Etikette von Kaschima ähnelt der auf einer wüsten Insel herrschenden. Wenn ein Fremder dorthin verschlagen wird, kommt Alles an den Strand, um ihn zu begrüßen. Kaschima versammelte sich auf der steinernen Terrasse dicht an der Markarra-Straße und gab einen Thee zu Ehren von Vansuythens. Diese Feierlichkeit ersetzte alle offiziellen Antrittsbesuche; dem Admiring, der beim Thee gewesen war, öffneten sich alle Thüren, fielen alle Rechte und Privilegien des Stationbewohners zu. Als Vansuythens eingezogen waren, gaben sie eine kleine Abendgesellschaft für Tout-Kashima. Damit war ihr Haus, nach alter Gewohnheit, Jedermann aus dem Volke zugänglich.

Dann kam die Regenzeit. Keiner konnte sich aus der Station herauswagen und die Markarra-Straße war von dem Kasum-Fluß fortgewaschen; auf der Weide watete das Vieh bis ans Knie im Wasser; die Wolken hingen von den Dosehri-Bergen herab und bedeckten Alles.

Als die Regenzeit vorbei war, änderte sich das Benehmen Boultes gegen seine Frau; er wurde ungemein zärtlich. Zwölf Jahre waren sie schon verheiratet. Nun machte dieser Wechsel Mrs. Boulte stutzig, denn sie haßte ihren Gatten, wie eine Frau haßt, die von ihrem Mann immer freundlich behandelt worden ist und ihm trotzdem ein großes Unrecht angethan hat. Außerdem hatte sie sich noch nach einer anderen Richtung zu wehren: sie mußte Kurrell, ihr Eigenthum, bewachen. Zwei Monate lang hatten die Regenwolken die Dosehri-Berge und noch viele andere Dinge verborgen gehalten; als die Wolken fortgezogen waren, sah Mrs. Boulte, daß „er“, ihr Ted — Ted hatte sie ihn früher, wenn Boulte außer Hörweite war, genannt —, daß ihr Ted ihren Ketten zu entschlüpfen schien.

„Die Vansuythen hat ihn mir genommen“, sagte sie zu sich selbst; und nur wenn Boulte fort war und Ted sie liebte, brach sie in Thränen aus: wie

durfte sie einen solchen Verdacht aufkommen lassen! Sorge ist in Kaschima eben so willkommen wie Liebe; man hat in der endlosen Zeit wenigstens an Etwas zu denken. Mrs. Boulte sprach ihren Verdacht nie vor Kurrell aus, weil sie noch keine Gewißheit hatte; und sie wollte erst ganz sicher sein, bevor sie Schritte nach irgend einer Richtung that. Das war der Grund ihres Verhaltens.

Boulte kam eines Abends in das Wohnzimmer, lehnte sich gegen den Thürpfeiler und strich sich den Schnurrbart. Mrs. Boulte stellte gerade ein paar Blumen in die Vase. Selbst Kaschima hält eben auf den Schein der Civilisation.

„Frauchen“, sagte Boulte ruhig, „sag' mal: hast Du mich eigentlich lieb?“

„Schrecklich“, sagte sie lachend; „glaubst Dus nicht?“

„Ich frage Dich jetzt ernstlich“, sagte Boulte; „hast Du mich lieb?“

Mrs. Boulte stellte die Blumen fort und wandte sich schnell um. „Willst Du eine offene und ehrliche Antwort?“

„Ja, die will ich!“

Mrs. Boulte sprach fünf Minuten lang mit leiser, aber eindringlicher Stimme; ohne alle Umschweife. Ein Mißverständniß war nicht mehr möglich. Daß Simson die Säulen von Gaga brach, war eine Kleinigkeit; gar nicht dem Werk dieser Frau zu vergleichen, die freiwillig ihr schützendes Heim über ihrem Kopf zerstörte. Nie hatte eine Freundin sie geleitet, nie ein weibliches Wesen ihr hilfreich die Hand hingestreckt. Jetzt suchte sie Mitgefühl in Boulttes Herzen, weil ihr eigenes durch den Verdacht gegen Kurrell vergiftet und von dem langen, einsamen Warten während der Regenzeit müde war. Sie sprach ohne alle Ueberlegung; die Sätze bildeten sich von selbst. Boulte lehnte, mit den Händen in den Taschen, am Thürpfeiler und hörte ihr ruhig zu. Als Mrs. Boulte zu Ende war, kamen erst ein paar Seufzer; dann brach sie in Thränen aus. Der Gatte lachte auf und blickte gerade vor sich hin, auf die Dosehri-Berge.

„Ist das Alles?“ fragte er; „danke: Das wollte ich nur wissen.“

„Was willst Du mit mir thun?“ fragte die Frau schluchzend.

„Thun? Nichts! Was soll ich auch thun? Kurrell todschießen? Oder Dich zu Deiner Mutter zurückschicken? Oder mir Urlaub nehmen, um eine Scheidung zu beantragen? Weißt Du: bis Kararra hat man zwei Tage zu reiten!“ Er lachte wieder und fuhr fort: „Ich will Dir aber sagen, was Du thun kannst: Kurrell für morgen zu Tisch einladen — nein, lieber für Donnerstag, dann habt Ihr noch Zeit zum Packen — und Dich von ihm entführen lassen. Mein Wort: ich schicke Euch keinen Fanghund nach!“

Dann setzte er sich den Helm auf und verließ das Zimmer. Da saß Mrs. Boulte noch, als der Mond schon den Fußboden beleuchtete. Sie saß tief in Gedanken. In der Erregung des Augenblickes hatte sie alles Mögliche gethan, um ihr Heim freiwillig niederzureißen. Aber das Haus wollte nicht fallen. Außerdem konnte sie ihren Gatten nicht verstehen, sondern fürchtete sich vor ihm. Dann ärgerte sie sich über die Thorheit ihres nutzlosen Anfalles von Aufrichtigkeit und schämte sich, an Kurrell zu schreiben: „Ich habe etwas sehr Dummes gethan und Alles gebeicht. Mein Mann sagte mir, ich sei frei und könne mit Dir entfliehen. Bestelle, bitte, für Donnerstag Pferde; nach dem Mittagessen wollen wir fort.“ Das hätte ihr viel zu kalt geklungen. So blieb sie zu Hause, wo sie war, und überließ sich ihren Gedanken.

Zur Essenszeit kam Boulte so bleich und abgemattet zurück, daß selbst seine Frau mit ihm Mitleid empfand. Als es Nacht wurde, stammelte sie einige Worte sorgenvoller Zerknirschung. Boulte blickte aus einem blau eingebundenen Buch auf und sagte: „Ach Das! Daran habe ich jetzt gar nicht mehr gedacht! Nebenbei gesagt: was meint denn Kurrell zu der Entführung?“

„Ich habe ihn noch nicht gesprochen“, sagte Mrs. Boulte. „Mein Gott im Himmel: mehr hast Du mir nicht zu sagen?!“

Aber Boulte hörte nicht und ihre Worte erstickten in Thränen.

Der nächste Tag brachte keine Erleichterung für Mrs. Boulte, denn Kurrell kam nicht und das neue Leben, das sie sich am Abend vorher in der Fünfsminutenthorheit auf den Trümmern des alten zu bauen gehofft hatte, schien auch nicht anbrechen zu wollen. Boulte frühstückte, ermahnte sie, dafür zu sorgen, daß ihr arabischer Pony richtig gefüttert werde, und ging fort. Der Morgen verstrich langsam; gegen Mittag wurde ihr die Lage ganz unerträglich. Weinen konnte Mrs. Boulte nicht mehr — sie hatte sich in der letzten Nacht ausgeweint — und allein bleiben konnte sie auch nicht mehr. Vielleicht würde die Banskuythen mit ihr reden, und da die Sprache doch das Herz öffnet, fände sie in solcher Aussprache am Ende Erleichterung. Die Banskuythen war außer ihr ja die einzige Frau auf der Station.

In Raschima giebt es keine feste Besuchszeit. Jeder kann, wanns ihm beliebt, zu Jedem ins Haus kommen. Mrs. Boulte setzte sich einen großen Hut auf und ging zu Banskuythens hinüber. Die beiden Gärten stießen an einander; statt die Straße zu benutzen, schlüpfte sie durch eine Lücke in der Kaktushecke und trat von hinten in das Haus. Als sie in das Speisezimmer kam, hörte sie hinter dem Thürvorhang des Wohnzimmers ihres Mannes Stimme.

„Aber auf Ehre! Auf Ehre und Seligkeit! Ich sage Ihnen: sie liebt mich nicht. Sie hat mirs gestern abends selbst gestanden. Ich hätte es ihnen sofort gesagt, aber Banskuythen war ja dabei. Wenn Sie auf meine Frau Rücksicht nehmen wollen, ist's sehr überflüssig; wenn Sie aber Kurrells wegen . . .“

„Was?“ sagte Mrs. Banskuythen mit einem leichten hysterischen Auf-lachen; „Kurrell? Das kann ja nicht sein! Sie Beide müssen sich furchtbar täuschen. Vielleicht waren Sie ein Bißchen nervös und haben falsch verstanden. So, wie Sies erzählen, kann es nicht sein. Da ist irgendwo ein Mißverständnis und Alles kann wieder ins Reine kommen.“

Boulte lachte grimmig.

„Kapitän Kurrell kann es nicht sein. Er hat mir selbst gesagt, daß er nie die geringste Neigung für Ihre Frau empfand. Hören Sie? Er hat mirs gesagt! Er hat mirs beschworen!“

Da theilte sich der Vorhang und eine kleine Frau mit verhärtem Gesicht trat ein. Das Gespräch brach jäh ab. Mrs. Banskuythen sprang mit einem Schrei auf.

„Was sagten Sie eben?“ fragte Mrs. Boulte. „Was hat Led Ihnen gesagt? Was?“

Hilfflos sank Mrs. Banskuythen auf ihr Sofa; der Ansturm der Fragerin hatte sie niedergeworfen. „Er sagte — genau kann ich mich ja nicht mehr erinnern, aber ich glaube, ich habe so verstanden —, er sagte, daß . . . Aber eigentlich, Mrs. Boulte, ist Das doch eine sehr seltsame Frage.“

„Was sagte er?“ wiederholte Mrs. Boulte.

Sogar ein Tiger flieht vor einem Schaf, dem man die Jungen geraubt hat, und Mrs. Bausuythen war doch nur eine einfache, gute Frau. In heller Verzweiflung fing sie endlich wieder an: „Ja, er sagte, er habe Sie nie geliebt, und er sehe überhaupt gar nicht ein, warum er Sie lieben sollte, und . . . und . . . ja: Das war Alles!“

„Sie sagten, er habe geschworen, mich nie geliebt zu haben. Ist Das wahr?“

„Ja!“ sagte Mrs. Bausuythen ruhig.

Mrs. Boulte erbehte unter dem Streich; dann sank sie bewußtlos zusammen.

„Sehen Sie! Was habe ich gesagt?“ sprach Boulte, als wäre ihre Unterhaltung nie unterbrochen worden. „Jetzt merken Sie selbst: Sie liebt ihn!“ Dann dämmerte aber auch Etwas in seinem beschränkten Gehirn und er fuhr fort: „Aber wann hat er Ihnen denn Das geschworen?“

Doch Mrs. Bausuythen hatte jetzt keinen Sinn für Erklärungen und rührsame Auseinandersetzungen; sie kniete neben Mrs. Boulte.

„Oh, Sie schlechter Mensch! Sind alle Männer so?“ rief sie. „Helfen Sie mir sie in mein Zimmer tragen. Sie hat sich die Stirn am Tisch wund gestoßen. Wollen Sie wohl ruhig sein! Helfen Sie mir tragen. Ich kann Sie nicht ausstehen und diesen Kapitän Kurrell auch nicht. Heben Sie sie auf. Aber vorsichtig! So. Nun gehen Sie! Schnell!“

Boulte hatte seine Frau in Mrs. Bausuythens Schlafzimmer getragen und entzog sich eilig dem Bohn und Abscheu dieses Weibes; in seinem verstockten Herzen bohrte die Eifersucht aber weiter. Kurrell hatte sich also jetzt mit seiner Liebe an Mrs. Bausuythen gewandt und wird Bausuythen das selbe Unrecht anthun wie vorher dem vertrauenden Boulte. Dieser Edle ertappte sich auf der Frage, ob Mrs. Bausuythen wohl auch in Ohnmacht fallen würde, wenn sie entdeckte, daß der Mann ihrer Liebe sie abgeschworen habe. Während er der Frage nachsann, hörte er einen Reiter die Straße entlang traben. Es war Kurrell, der sofort anhielt. „Guten Morgen! Schon wieder mal bei Mrs. Bausuythen gewesen? Hin . . . Als ehrfamer Ehemann? Was wird Ihre Frau dazu sagen?“

Boulte blickte auf und sagte ruhig: „Sie falscher Kerl!“

Kurrell erblickte und entgegnete rasch: „Was sagen Sie da?“

„Nichts von Bedeutung. Hat Ihnen meine Frau nicht gesagt, daß Ihnen Beiden freisteht, dahin zu gehen, wohin es Sie zieht? Sie hat mir die ganze Situation aufgeklärt. Sie sind mir ja ein recht aufrichtiger Freund gewesen, Kurrell! Das muß ich sagen.“

Kurrell versuchte in unverständlichen Sätzen Etwas von Bereitschaft zur Satisfaktion zu stammeln. Aber sein Interesse für diese Frau war ja tot, vom Regen weggeschwemmt; und innerlich war er über ihre unglaubliche Indiskretion wütend. Es wäre doch so leicht gewesen, das Verhältnis sacht abzubereiten; jetzt saß er drin . . . Aus seinen Gedanken schreckte Bouletes Stimme ihn auf.

„Welche Genugthuung hätte ich, wenn ich Sie todschösse? Und Sie hätten auch keine, wenn Sie mich töteten.“ Dann fuhr er in einem scharfen Ton, der merkwürdig von seiner bisherigen Ruhe abstach, fort: „Es thut mir nur leid, daß Sie so unanständig waren, meine Frau, die Sie mir weggenommen

haben, nun auch zu verlassen. Sie waren auch ihr ein angenehmer Freund ein sehr angenehmer, — weiß Gott!“

Kurrell blickte starr vor sich hin. Die Situation wurde nachgerade bedenklich. „Wie soll ich Sie verstehen?“ fragte er.

Boulte sagte mehr zu sich selbst als zu dem Frager: „Meine Frau ist bei Mrs. Vansuythen, der Sie erzählt zu haben scheinen, Sie hätten sich nie für Emma interessiert. Ich habe einigen Grund, zu glauben, daß Sie, wie gewöhnlich, gelogen haben. Was hat Mrs. Vansuythen mit Ihnen zu thun oder Sie mit ihr? Können Sie wenigstens dieses eine Mal die Wahrheit sprechen?“

Kurrell nahm die doppelte Beleidigung ohne besondere Erregung auf und antwortete mit einer Gegenfrage: „Was ist denn passiert?“

„Emma ist in Ohnmacht gefallen“, sagte Boulte ruhig; „aber ich will vor Allem wissen, was Sie zu Mrs. Vansuythen gesagt haben.“

Kurrell lachte. Mrs. Boulte hatte mit ihren unbedachten Worten seine Pläne zerstört. Jetzt konnte er sich wenigstens an ihrem Mann rächen, vor dem er gedemüthigt und unehrenhaft stand. „Was ich ihr gesagt habe? Was ein Mann bei solcher Gelegenheit an Wahrem und Unwahrem eben spricht. Ich werde ihr wohl so ungefähr das Selbe gesagt haben wie Sie.“

„Ich habe die Wahrheit gesprochen“, sagte Boulte, wieder mehr zu sich selbst als zu Kurrell. „Emma hat gesagt, daß sie mich haßt; also hat sie kein Recht mehr auf mich.“

„Das glaube ich auch nicht; Sie sind eben nur noch ihr Mann. Und was hat Mrs. Vansuythen nun gesagt, als Sie Ihr freigewordenes Herz ihr zu Füßen legten?“ Kurrell kam sich bei dieser Frage beinahe tugendhaft vor.

„Was sollen diese Geschichten?“ entgegnete Boulte. „Die können Sie gar nicht interessieren!“

„Sie interessieren mich aber. Ich sage Ihnen, sie interessieren mich sogar sehr!“

Seine Rede wurde durch ein helles Aufklappen von Boultes Lippen unterbrochen. Kurrell war für einen Augenblick ruhig; dann lachte auch er, aus vollem Halse, so daß er im Sattel auf- und abwippte. Widrig klang dieses Lachen, diese freudlose Freude der beiden Männer, die auf der langen, weißen Linie der Markarra-Strasse standen. Es gab zum Glück keine Fremden in Raschima. Die hätten geglaubt, die Gefangenschaft in den Dosehri-Bergen habe die Hälfte der europäischen Bevölkerung wahnsinnig gemacht. Das Lachen brach kurz ab. Kurrell fand zuerst wieder Worte.

„Und was wollen Sie nun thun?“

Boulte blickte auf die Straße und dann auf die Berge. „Nichts“, sagte er ruhig. „Wozu denn? Es ist zu schrecklich! Wir müssen eben das alte Leben weiterschleppen. Ich könnte Sie höchstens einen Hund und einen Lügner nennen; aber danach würde ich mich auch nicht besser fühlen. Wir können aus diesem Ort nicht heraus; verstehen Sie? Also können wir nichts machen.“

Kurrells Blick lag auf dem Nattenest Raschima; er antwortete nicht. Der beleidigte Gatte nahm die wunderbare Rede wieder auf. „So. Nun reiten Sie fort! Meinemwegen zu Emma, wenns Ihnen paßt. Weiß Gott: ich bekümmere mich nicht um Ihr Thun!“

Er ging fort und Kurrell stierte ihm nach. Er ritt aber weder zu Mrs.

Boulte noch zu Mrs. Vansuythen. In Gedanken versunken, saß er im Sattel, während sein Pony auf dem Rasen neben der Straße grasete.

Das Getöse von Häbern weckte ihn.

Mrs. Vansuythen fuhr Mrs. Boulte, die bleich, mit verbundener Stirn, im Wagen saß, nach Hause.

„Halt! Bitte“, sagte Mrs. Boulte, „einen Augenblick! Ich muß mit Led sprechen.“

Mrs. Vansuythen gehorchte. Aber als sich Mrs. Boulte vornüberbeugte und dabei ihre Hand auf das Schußblech des Dogcart legte, rief Kurrell nur: „Ich habe Ihren Gatten gesprochen, Mrs. Boulte!“

Eine weitere Erklärung war überflüssig. Der Mann blickte nicht auf Mrs. Boulte, sondern auf ihre Begleiterin. Mrs. Boulte sah den Blick.

„Neben Sie mit ihm“, sagte sie zu der Frau an ihrer Seite. „Sagen Sie ihm, was Sie mir eben gesagt haben. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn hassen!“ Sie knickte zusammen und weinte bitterlich, während der gut erzogene Groom absprang, um das Pferd zu halten. Mrs. Vansuythen wurde feuerroth und ließ die Zügel fallen. Sie wünschte an dieser unerquicklichen Auseinandersetzung keinen Theil zu haben.

„Ich habe nichts damit zu thun“, begann sie kalt; aber Mrs. Boultens Thränen rührten sie und darum wandte sie sich an den Mann: „Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Kapitän Kurrell. Ich meine nur: Sie haben sich ganz abscheulich benommen und sie hat sich die Stirn schrecklich am Tisch zerstoßen.“

„Es ist nicht schlimm. Es ist gar nichts“, sagte Mrs. Boulte schwach; „dabon ist nicht die Rede. Sagen Sie ihm lieber, was Sie mir gesagt haben. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn nicht lieben! Led! Willst Du ihr nicht glauben?“

„Mrs. Boulte hat mir zu verstehen gegeben, daß Sie sich früher einmal für sie interessirt haben“, fuhr Mrs. Vansuythen fort.

„Ehön“, sagte Kurrell in brutalem Ton; „nur scheint mir, daß sich Mrs. Boulte noch mehr für ihren eigenen Gatten interessirt hat.“

„Halt!“ rief Mrs. Vansuythen. „Hören Sie mich erst! Ich dürfte und sollte eigentlich nichts über sie und Mrs. Boulte erfahren. Aber Sie sollen hören, daß ich Sie hasse, daß Sie in meinen Augen ein Lump sind und daß ich nie wieder mit Ihnen ein Wort sprechen werde. Ich darf gar nicht sagen, wofür ich Sie halte, Sie ... Mann!“

„Ich will mit Led sprechen“, stöhnte Mrs. Boulte; aber der Wagen rasselte weiter und Kurrell war allein auf der Straße, roth vor Scham und kochend vor Wuth gegen Mrs. Boulte.

Er wartete, bis Mrs. Vansuythen wieder nach Hause fuhr. Auf Mrs. Boulte brauchte er jetzt keine Rücksicht zu nehmen und so bekam Mrs. Vansuythen diesmal einen noch deutlicheren Begriff von seinem schlechten Charakter.

In der Regel versammelte sich Ganz-Kaschima abends auf der Veranda an der Narfara-Straße, um Thee zu trinken und die kleinen Ereignisse des Tages zu besprechen. Heute bleiben Major Vansuythen und seine Frau zum ersten Male auf dem gewohnten Platz allein. Mrs. Vansuythen hatte, sehr schlau, ihrem Mann vorgeredet, die Anderen seien nicht ganz wohl. Aber der

liebenswürdige Major ließ sich nicht abhalten, herumzufahren, um die Gesellschaft auszugraben.

„Sie sitzen hier so allein im Zimmer?“ fragte er vorwurfsvoll Boultes. „Das soll man nicht thun. Wir sind doch Alle eine Familie. Sie müssen herauskommen, Sie und Kurrell. Er soll sein Banjo mitbringen.“

So groß ist die Macht ehrlicher Schlichtheit und guter Verbauung über schuldbeladene Gewissen, daß Ganz-Kaschima zu dem Banjospiel kam; der Major begrüßte die ganze Gesellschaft mit einem breiten Grinsen. Bei diesem Lachen hob Mrs. Vansuythen für einen Augenblick den Kopf und blickte auf Kaschima. Sie wußte Bescheid. Major Vansuythen wußte nichts und würde nichts erfahren. Er war nun einmal der „Außenfetter“ in dieser glücklichen Familie, die in den Dosehri-Bergen gefangen saß.

Sie singen aber heute schrecklich falsch, Kurrell“, sagte der Major gutmüthig; „geben Sie mir mal das Ding!“ Und er sang zum Steinerbarmen, bis die Sterne sichtbar wurden und Kaschima zum Diner ging.

Das war der Anfang des neuen Lebens. So war es geworden, weil Mrs. Boulte an jenem Abend ihre Zunge nicht zu zügeln vermocht hatte.

Mrs. Vansuythen hat dem Major nie Etwas erzählt. Da er aber den Verkehr nicht entbehren wollte, war sie gezwungen, ihren Schwur zu brechen und wieder mit Kurrell zu reden. Voll Eifersucht hören Boultes solchen Gesprächen zu; sie mußten ja mindestens höfliches Interesse heucheln. Mrs. Boulte haßt Mrs. Vansuythen, weil sie ihr Ted genommen hat, aber auch, weil Mrs. Vansuythen — und hier sieht des Weibes Auge schärfer als das des Gatten — Ted verabscheut. Und Ted weiß jetzt: man kann eine Frau, die man früher geliebt hat, so hassen lernen, daß man sie am Liebsten totprügelte und so für immer zum Schweigen brächte. Außerdem ist er empört darüber, daß Mrs. Boulte ihren Fehler nicht einsehen will. Er geht mit Boulte in aller Freundschaft auf die Tigerjagd. Boulte hat für ihren Verkehr einen Comment erfunden, der ihn befriedigt. „Sie sind ein Schuft“, pflegt er zu Kurrell zu sagen; „und ich habe jede Achtung vor mir verloren. Aber wenn wir Beide zusammen sind, Sie Schuft, dann weiß ich wenigstens, daß Sie nicht bei Mrs. Vansuythen sind oder Emma unglücklich machen.“

Kurrell hört Alles, was Boulte ihm sagt, ruhig an. Manchmal sind sie sogar drei Tage lang zusammen fort; dann schickt der Major regelmäßig seine Frau zu Mrs. Boulte, um ihr Gesellschaft zu leisten. Selbst die wiederholte Versicherung der Frau, daß sie keine Gesellschaft der Welt der ihres Gatten vorziehe, nützt dagegen nicht. Wenn man sieht, wie sie sich an ihn schmiegt, muß man glauben, daß sie die Wahrheit sagt. Warum auch nicht? ... In solchem Nest, meint der Major, müssen Alle gute Freundschaft halten.

London.

Rudyard Kipling.



Reichstagswahl.

Der Ausfall der Reichstagswahlen ist ein so wichtiges — nicht etwa Ereigniß, sondern — Symptom, daß er eine kleine geschicht- und staatsphilosophische Notiz rechtfertigt. Er bestätigt drei der Ansichten, die ich vertritt. Die erste bezieht sich auf die Natur der Parteien. Politil ist der gesetzlich geregelte Kampf der Völker, der Religionen, der Konfessionen oder Stände ums Dasein und um die Vorherrschaft. Demnach sind Nationalitäten, Konfessionen, Berufsstände die natürlichen Parteien. Was der konstitutionelle Doktrinarismus für die allein berechtigten politischen Parteien hält, ist nur möglich in Zeiten, wo die alte Staatsverfassung in Frage steht und eine neue hervordrückt, wie es bei uns in der Zeit von 1866 bis etwa 1875 der Fall war, wo sich die Reichsverfassung im Kampf gegen das Atpreußenthum und gegen andere Partikularismen zu bilden und zu befestigen hatte. Von dieser Epifode sind wir zur natürlichen und gewöhnlichen Parteibildung zurückgekehrt. Da halten sich denn nur solche Parteien, die eine natürliche Grundlage haben: die der Katholiken, die als politische Partei beisammenbleiben, weil sie ihr Kirchenwesen noch für bedroht halten und die Partitüt noch nicht errungen zu haben glauben; die der Lohnarbeiter, die der ostelbischen Landwirthe, die der Polen. Das Uebrige ist Flug- und Triebfand, weiß nicht, wohin es gehört, weil weder die Händler und die Literaten noch die Handwerker und die Staatsbeamten so zahlreich sind, daß sie in einem Wahlkreis die Mehrheit erlangen könnten. Am Uebelsten sind die Großindustriellen und die Grubendirektoren daran, seit ihnen das Alossetzgesetz die Beherrschung der Wahlen unmdglich gemacht hat. Ein weiterer Schritt zur Klärung wird gethan sein, wenn bei der nächsten Wahl die Landwirthe Mittel- und Westdeutschlands, die sich bis jetzt nationalliberal genannt haben, auf den lächerlichen Namenfetisch verzichten und mit den ostelbischen Agrariern, die sich konservativ nennen, zu einer Partei verschmelzen. Die zweite Ansicht betrifft die Konfession, die nun einmal in Deutschland eine politische Kraft ersten Ranges ist. Da zeigt denn die Wahl aufs Neue, daß das evangelische Kirchengthum als Volksreligion nur noch beim Landvolk besteht, besonders beim ostelbischen, wo ihm die Verschmelzung mit dem Soldatenwesen, mit der Verehrung des Königs und mit patriotischen Erinnerungen Konsistenz verleiht. Im Uebrigen ist der Protestantismus, sofern er überhaupt Religion ist, die Religion einer geistigen Aristokratie. Das verhädterte Volk ist entweder katholisch oder sozialdemokratisch; es will einen Himmel: entweder den jenseitigen oder den auf Erden. Wenn das evangelische Christenthum noch einmal die Volksreligion Norddeutschlands werden sollte, so müßte von zwei Dingen eins geschehen: entweder die atheisische Gelehrtenwelt müßte sich wieder zum Christenthum bekehren oder das Volk müßte aus ihrem Bannkreis heraus wieder aufs Land geschafft, der Prozeß der Industrialisirung also rückgängig gemacht werden. Drittens endlich tritt klar die Alternative hervor, die ich vor zehn Jahren ausgesprochen habe: vorwärts zum Sozialistenstaat oder rückwärts zum Ständestaat! Schreitet die Industrialisirung fort, besteht also nach zwanzig Jahren die Mehrheit des Volkes aus industriellen Lohnarbeitern und gelingt es, den Centrumsthurm zu sprengen, der jetzt noch den größten Theil

der katholischen Lohnarbeiter von ihren Standesgenossen absperrt, so wendet kein Gott die sozialdemokratische Reichstagsmehrheit ab; denn wider die Kritikmittel vermögen selbst die Götter nichts. Nun haben wir ja dann immer noch die „Verbündeten Regierungen“ und das Heer; allein das Heer ist Volksheer und ohne das Heer sind die Monarchen Individuen, die nicht mehr Macht haben als jedes gewöhnliche Menschenkind. Selbstverständlich würde die Herrlichkeit des Sozialistenstaates nicht lange dauern. Die Alternative lautet daher genauer: Wollen wir auf dem Umwege über den Sozialistenstaat oder ohne diesen Umweg zum Ständestaat zurück? Unter dem Ständestaat verstehe ich eine herrschende Aristokratie mit monarchischer Spitze und ständischer Vertretung der beherrschten Klassen. Das soll nicht etwa eine gegen unser Reichstagswahlrecht gerichtete Denunziation sein. Im Gegentheil! So lange wir unseren halben und Scheinkonstitutionalismus noch behalten, ist dieses Wahlrecht das beste, weil es allein im Stande ist, die Regierungen über die Bedürfnisse, Nothe, Wünsche und Stimmungen des Volkes genau zu unterrichten, und es war sehr klug von den Verbündeten Regierungen, daß sie durch die neuen Wahlvorschriften dieses vortreffliche Instrument so brauchbar wie möglich gemacht haben. In meinem Ständestaat aber wird dieses Instrument erst seine höchste Vollkommenheit erreichen. Wenn die Volksvertretung keine gesetzgebende Gewalt mehr haben, sondern nur als Auskunftsstelle und Beratherin dienen wird, wenn sich also die Regierungen nicht mehr vor ihr zu fürchten brauchen, sondern nur noch wünschen, von ihr so vollständig und genau wie möglich informirt zu werden, dann werden sie doppelt streng darauf halten, daß jeder Stand, auch der der Lohnarbeiter, nur Männer seines Vertrauens wähle und von keinem Brotherrn und keiner Obrigkeit in der Ausübung seines Wahlrechtes beeinflusst, beeinträchtigt und gestört werde.

Außerdem ist der Wahlausfall dadurch interessant, daß er die Bedeutungslosigkeit solcher Parteien und Gruppen dargethan hat, die zwar Jahre lang mehr Lärm verübt haben als manche große Partei, die aber ihr Dasein nur Dem verdanken, was der Engländer a craze nennt. Das sind zunächst die Landwirthschaftsbündler und die Antisemiten. Dann die Jesuitenfresser. Unbelehrt durch alle Erfahrungen, haben sie auch diesmal wieder dem Centrum nicht unbeträchtliche Dienste geleistet. Ohne ihre stets dienstbereite Dummheit hätte die Brotwucherparole und die Bündleragitation, die einander in diesem Fall in die Hände arbeiteten, dem Centrum ein paar rheinische Wahlkreise abknöpfen können. Endlich die Palatisten. In Posen haben sie die Polen recht hüßig zusammengehalten, in Rheinland-Westfalen und in Oberschlesien den nationalen Paroxismus bis zum Stadium der Uebergeschnaptheit gesteigert. Doch sind diese patriotischen Herren nicht so ganz vom Geiste der Schützerin des erfindungsreichen Odysseus verlassen gewesen wie die am Jesuitentoller leidenden Frommen und Gottlosen; zwar nicht den Polen, aber dem Centrum haben sie einigen Schaden zugefügt; der Plan, die Polen mit dem Centrum zu brouilliren, ist nicht übel angelegt und durchgeführt worden. Alles in Allem genommen: die Wahlen geben ein richtiges Bild von der politischen und sozialen Lage, bei der die Entwicklung Deutschlands angelangt ist. Die Stichwahlen haben freilich auch diesmal die reinlichen Konturen ein Wenig verwischt.

Reiße.

Karl Zentsch.



Der wahre Ruskin.

Den wahren Ruskin brauchen wir jetzt wirklich, gerade weil das Bedürfnis nach Aufklärung über John Ruskins geschichtliche Stellung und den Kulturwerth seiner Gedanken in Deutschland noch immer zu wachsen scheint. Trotz der vielfach vorhandenen Ruskin-Literatur wären daher neue Versuche, den komplizirten Charakter des berühmten englischen Aesthetikers und Moralisten verstehen und richtig beurtheilen zu lehren, an sich sehr willkommen, auch wenn der Kundige sich sagen muß, daß solcher Versuch nur dem mit allen Seiten des modernen Kulturverlaufes innig vertrauten Psychologen ganz gelingen kann. Heute nun heißen zwei von Frauen verfaßte Schriften Beachtung. Charlotte Broicher (Eugen Diederichs, Leipzig, 1902) sucht die Vielseitigkeit Ruskins in einer Reihe fein ausgeführter Mosaikbilder vorzuführen und verzichtet darauf, in einem Wurf die Einheit des Charakters mit seinen vielfachen und meist ganz unermittelt hervortretenden einzelnen Aeußerungen und Handlungen darzulegen; dafür macht sie in jedem Bilde von Neuem den Anlauf, zur Wurzel der Persönlichkeit durchzudringen. Die Liebe, mit der sie in ihren großen Gegenstand sich versenkt, ist ungemein sympathisch; und es wird sich lohnen, auf diese Arbeit zurückzukommen, wenn der zweite Band erschienen sein wird. Ganz anders muthet das Buch Mariens von Bunsen an (Leipzig, H. Seemann Nachfolger). Es erzwingt Beachtung, weil es den „wahren“ Ruskin mit sehr deutlicher Zuversicht und ungewöhnlichem Zutrauen zur eigenen Intuition vorzuführen verspricht und gleich im Vorwort ohne Umschweife sagt, in welcher Richtung sich ihre Aufklärungsbemühungen bewegen werden. Denn sie warnt vor der Ueberschätzung Ruskins und heftet an der Stelle, wo sonst die Entwicklungsgeschichte des der Selbständigkeit entgegenreisenden Jünglings gegeben wird, dem Namen des berühmten Mannes stark einschränkende Epitheta an. Sie glaubt, in Deutschland könnten, wenn gedruckte Warnungen Dem nicht entgegenwirkten, sich Leute finden, die Ruskins Ideale zu verwirklichen trachteten, die von Ruskin sich Leben und Lehre bestimmen ließen. Sie beruhige sich: für Utopisten ist im imperialistischen Deutschland weniger als anderswo Platz. Verloren ist noch nichts: kein Stäubchen Kunst, Moral, Philosophie, Wissenschaft; zum Glück aber auch nicht das schöne Gemüthsbedürfnis, das fremde Eigenart und Größe zu verstehen und mit den von ihr geschaffenen Werthen die eigene Kultur zu bereichern strebt. Prüfen wir also.

Die Werthe bestehen in Gelehrtem und Gelebtem. Das Gelehrte ist, im Original und in Uebersetzungen, heute Jedermann zugänglich. Aber um

sie ganz zu verstehen und ihren Einfluß ganz zu würdigen, muß man das Leben ihres Verfassers genau kennen. Ruskin war Kunstrichter, Moralist, Kulturkritiker, Sozialökonom, Gesellschaftsreformer, Prophet in einer Person. Erst nach einander, dann zugleich. Eine Eigenschaft trieb die andere hervor. Nicht Lust an der Sensation, nicht Eitelkeit, nicht der unruhig dilettantische, aus produktiver Schwäche geborene Trieb, sich auf irgendwelchem Gebiet Ansehen und Geltung zu verschaffen, hat ihn veranlaßt, scheinbar so widerstrebende Funktionen zu üben; sondern innerer Zwang und Drang. Als er die Kunstkritik, die eigene Produktion und die ästhetische Forschung gegen die Sozialpolitik vertauschte, warnten und widerriethen besserwissende Freunde: die sei nicht sein Fach; in jener sei er heimisch. Ruskin aber fühlte: Mensch sein ist kein Fach. Fühlte und handelte danach. Er war mit vierundzwanzig Jahren Kunstpapst: der erste Band der *Modernen Maler* (1843) hatte ihn berühmt gemacht. Die angesehensten Kritiker jener Tage, Allen voran der geschätzteste: Sidney Smith, stellten sich vor dieser bahnbrechenden Gewalt der Rede und der Anschauung bescheiden in den zweiten Rang. Der beneidenswerthe Jüngling schien zur gesättigten Existenz vorherbestimmt: neben dem Genie besaß er Millionen. Er hatte die denkbar besten Beziehungen zur Kunst- und Schriftstellerwelt. Turner, dem er durch sein Buch den Weg zur öffentlichen Anerkennung gebahnt hatte, nannte sich seinen Freund. Daneben besaß er die Macht des Gestalters; seine Phantasie war kein bloßer Vorstellungsbefiz. Von Kindesbeinen an war er wie der einfachste, auf Brotverdienenden angewiesene Junstmensch gedrückt worden. Dugende seiner Kunsturtheile kann man absurd, andere absonderlich, verzerrt, grotesk finden; man darf an der zwecklosen Häufung von Bibelcitataten in aesthetischen Anstoß nehmen (Herman Grimm konnte sie ihm nie verzeihen) und wird die fortwährenden Seitensprünge auf alle möglichen Gebiete als Dual empfinden; aber kaum je ist ein Wort bloß nachgesprochen, nachempfunden oder durch irgendwelche Autorität suggerirt. Keins hat blinde Fenster; es eröffnet fast immer den Blick auf neue Seiten des Natur- und Kulturlebens und hält, selbst in der grünsten Zeit Ruskins, in der Periode mächtigster Gährung, wo die nach harmonischem Ausgleich dürstende Seele des Zwanzigjährigen sich schöpferisch (als Maler, Zeichner und Poet) und kritisch zugleich verausgabte, den Blick des Lesers stets gespannt auf Dinge, die jenseits vom bloßen Aesthetenthum liegen. Nie ist darum ein Pamphlet zu Gunsten eines Kunstgenius wirklicher gewesen als „Turner und die Alten“, wie die „*Modernen Maler*“ ursprünglich hießen; denn es bedeutete einen Bruch mit der kritischen Impotenz und erwies sich sofort als produktiv. Daß ein Jüngling Solches vermochte, der tastend selbst noch seinen Weg zur abgerundeten, auf festgefügte Prinzipien gegründeten Kunstanschauung suchte, machte die Leistung um so

erstaunlicher; und wenn ich heute nachprüfend das jugendlich überschwängliche, weitschweifige, architekturlose Buch durchblättere, werde ich schwerlich auf den Gedanken kommen, die krausen Nebel disparater Gedanken, die den kritisch-ästhetischen Kern des Buches fast verhallen, als irgendwie endgiltig zu betrachten, sondern werde, neben den unsterblichen Naturschilderungen, den Anschauungen mein Augenmerk schenken, die der Sprudelkopf in sein späteres Leben mit hinübernahm. Ruskin selbst wehrte sich gegen den Neudruck des *Erstlingswerkes*, Fräulein von Bunsen aber meint, alle seine ästhetischen Grundgedanken fände man schon hier. Eine um so erstaunlichere Entdeckung, als sie doch auch von seinen zahlreichen „Bekehrungen“ zu berichten weiß. Freilich in dem alleräußerlichsten Sinn des Wortes, indem sie an die durch irgend eine „zufällige“ Erfahrungsbereicherung oder sonst ein „zufälliges“ Ereigniß veranlaßte Revision der bisher bekannten Ueberzeugungen denkt. An die von der individuellen Organisation abhängende Fähigkeit, die irgendwie von außen gegebenen Eindrücke zu nutzen, sie zu Erlebnissen zu gestalten, hat sie die Betrachtung von Ruskins an inneren Wandlungen so reichem Leben nicht gemahnt. Dadurch wird ihre Darstellung zu einer höchst ärgerlichen Fälschung des wahren Sachverhaltes. Bekehrungen („Ueberwindungen“ nennt sie Nietzsche) nennt man gewöhnlich Etappen in der Entwicklungsgeschichte eines bedeutenden Geistes; sie sind im Grunde nichts als eine Stufenfolge revidirter Ueberzeugungen, deren jede, bei wachsendem Reichthum der Erfahrungen und der gesteigerten Kraft, ihre Widersprüche begrifflich zu überwinden, die vorhergehende scheinbar entwurzelt, in Wahrheit aber nur erweitert und beziehungsreicher macht. So bilden sich um den Lebenskern des Charakters, den man Persönlichkeit nennt und von dem die Reaktion auf die persönliche und unpersonliche Umgebung ausgeht, immer neue Bündel zusammenhängender Anschauungen, gleichwie konzentrische Kreise, und die Darstellung einer großen Persönlichkeit mit stark verzweigter Lebenswurzel ist die Darstellung dieser konzentrischen Kreise. An diesem Maßstab gemessen, ist die Leistung des Fräuleins von Bunsen betrübend. Was auf und aus einander folgt, wird perspektivisch in eine Linie gerückt, so daß, was Folge unerhört großer Eindrucksfähigkeit und eines nie gedemüthigten Wahrheitsbedürfnisses war, als Produkt der Unklarheit, der Enge, der begrifflichen Impotenz hingestellt wird: ein so abseits liegender Schluß, daß er dem Scharfsinn der namhaftesten Ruskinbeurtheiler, von Taine und Milford herab zu Harrison, Robertson und Robert de la Sizeranne, entgehen mußte. Haben solche Naturen keine ganz persönlichen Idiosynkrasien, so fährt ihre Reizbarkeit, ihre Empfänglichkeit für äußere Reize zur Launenhaftigkeit und Schwäche; besitzen sie aber eine individuell ausgeprägte und jene eigenartige, für ihre Denk- und Fühlweise so charakteristische Blickrichtung, so haben sie — zwar

noch immer kein System: an dieser Verengung und Fälschung der Natur hindert sie ihre Impressionfähigkeit; wohl aber — eine Weltanschauung, die sich fragmentarisch in Tausenden von Aphorismen spiegelt. So hatte, dünkt mich, Plato selbst weniger ein System als eine Weltanschauung. In der Ideenlehre streiten vieldeutige Begriffsbestimmungen resultatlos mit einander; im Politischen schwankt er hin und her (die „Republik“ und die „Gesetze“ könnten verschiedene Verfasser haben). Was aber Platonismus sei, läßt sich fühlen und klar machen. Plato muß Nervenmensch mit starkem Trieb- und Gefühlsleben gewesen sein. Konsequente Systembildner sind anders beschaffen. Ich könnte, zum Vergleich, auf Aristoteles und Spinoza und dann wieder auf Schopenhauer und Nietzsche weisen. Man wird begreifen, daß eine Natur wie die Ruskins sich in tausend Widersprüche verstricken mußte. Was verschlägt's? Durch allen Begriffsnebel dringt siegreich seine ganz unvermeidlich und unverkennbar persönliche Art, zu sehen, künstlerisch zu gestalten und zu empfinden, moralisch zu urtheilen, zu wollen und zu handeln. Ein Mensch, nicht geschaffen, frühzeitig und unzweideutig sein letztes Wort zu sagen: auf das letzte folgte meist noch ein allerletztes. Aber zahllose feingeschliffene Aphorismen blitzen mit ihren unnachahmlichen Accenten selbst aus dem toten Gestein dieser ersten Schriften, aus dem Schutt ihrer verblühten und überflüssig gewordenen Erörterungen, schlagen die Brücke zu den „Sieben Leuchten der Architektur“, den „Steinen von Venedig“ und bahnen den vielen Bekenntnißbüchern, dem rührend mißglückten Versuch, nach dem Bekenntniß zu leben und Andere leben zu lehren, den Weg. Diese ganze Entwicklung vom Aestheten zum Propheten ist heute, wo das Unmittelbare und Aufregende ihrer ersten Wirkung längst geschwunden ist, als Hauptsache von Ruskins Lebenswerk zu betrachten. Sie zeigt, wie bis zum Erscheinungsjahr von *Unto This Last* (1880; Ruskin ist 1819 geboren) Aesthetenthum und Menschenthum in Ruskin sich die Wage halten, dann aber die rein menschlichen Interessen mit zunehmenden Jahren und abnehmender Künstlereitelkeit die Oberhand gewinnen und die Ueberzeugung zum Durchbruch gelangt, daß nicht von der Krone (dem schönen Schein), sondern von unten, vom Oekonomischen und Moralischen her, das Gesellschaftswesen umgestaltet werden könne. Und bis auf einige Aestheten und verärgerte Künstler stimmen alle berufenen Beurtheiler Ruskins, trotz großer Verschiedenheit ihrer Schätzung, darin überein, „a ihm einen Eigenen, eine aus dem Persönlichen und sachlich Beschränkten hinausstrebende, leidenschaftlich in die Weite wirkende Natur zu sehen. Längst bevor er starb (im Januar 1900), war dieses Urtheil allgemein giltig; weder das Scheitern seiner sozialen Experimente (St. George's Gilde) noch seine vielen Exzentricitäten noch die Einseitigkeiten seiner ästhetischen Grundanschauungen (Ueberschätzung der Gothik, Unterschätzung der Renaissance) haben

es zu erschüttern vermocht. Und kein noch so vollständiges Inventar von Ruskins logischen Entgleisungen und Widersprüchen wird je den Werth seines Lebenswerkes mindern.

Anders Marie von Bunsen. Ihr „Buch“ besteht aus Exzerpten, die bald mit einem Plus-, bald mit einem Minuszeichen versehen werden, um zu zeigen, daß Ruskin manchmal das Glück gehabt hat, Dinge zu sagen und zu thun, die der metakritischen Verfasserin Billigung finden, öfters jedoch sich als Dilettanten oder als weniger zuverlässigen Berather als dieser oder jener gelehrte Professor erwiesen habe. So wird, ohne den geringsten Versuch, mit Hilfe der Personalakten und der Zeitgeschichte ein organisches Lebensbild herzustellen, vor dem Leser ein Notizenkram ausgebreitet, der, selbst wenn er vollständig wäre (er ist es nicht!), ohnmächtig ist, an diesen starken Befruchter einer reichen Zeit heranzuführen. Daher bleiben auch ihre stärksten Vorwürfe wirkungslos. Er habe die Renaissance nicht gemocht. Antwort: Nur im Allgemeinen nicht, so weit nämlich die mit ihr verknüpfte Denk- und Kunstrichtung in Betracht kommt. Denn er glaubte, nachweisen zu können, daß sie zum Aesthetenthum, zur Künstelei, zum Schaffen im luftleeren Raum führen mußte; im Norden sei sie stets ein fremder Import gewesen, dessen Einbürgerung Rassencharakter, nationale Tradition und klimatische Verhältnisse wehrten. Neben dem Gemeinsamen, das er deutlicher fühlte als erkannte, sah Ruskin das Trennende in den ästhetischen und moralischen Werthen; daher galt seine, des Nordländers, ganze Liebe der Gothik, die er freilich nicht als engen kunstgeschichtlichen Begriff, sondern als allgemeinste Bezeichnung germanischen Temperamentes und Wesens verwerthete. Er habe an Raffael, Leonardo, Michelangelo gemäkelt. Antwort: Nicht, weil er ihr Verdienst verkannt hätte. Gegen solche Unterstellung zeugen die markantesten Stellen der markantesten Schriften. Sondern, weil er sah, daß nur diese Giganten die „hieb- und stichfeste Rüstung der Renaissance“ zu tragen vermochten (den vergötterten Titian, Veronese und Tintoretto gesellte er ihnen bei; 1859 sagt er: „Sie Alle haben ihre unvergleichlichen Gaben“); daß Andere, Kleinere als sie kläglich unter ihrer Last zusammengebrochen und sadie Abschreiber und Kopisten geworden sind. Kennt übrigens die Kritikerin die schöne Stelle in „Die zwei Pfade“, wo Ruskin von Prout spricht und sagt, wie solche bodenständigen Talente, in die zeitlose Kunst der Akademien verschlagen, blutleer werden und verkümmern müssen? . . . (Dieses wichtige Werk vermisse ich unter ihren Literaturangaben.) Selbst die von ihr an dem Zusammenhang gerissenen, als nur so beiläufig richtig behandelten Cita genügen, um über den Zusammenhang ruskinischer Kunstanschauung aufzuklären: „Das Eine, das noththut, ist nicht: das selbe Ideal zu erfinden sondern: die gleiche Wirklichkeit zu sehen.“ „Heutzutage bestrebt sich Jede

eine falsche Empfindung auszudrücken, eine, die nicht ihm, sondern der Vergangenheit und anders gearteten Menschen zukam.“ „Alle Künstler, die die Eigenart anderer Zeiten und Völker annahmen oder von diesen sich beeinflussen ließen, gehören allein schon durch diesen Umstand, wie groß auch ursprünglich ihre Begabung gewesen ist, in eine untergeordnete Klasse.“ Darum ist die einzige historische Malerei, die Ruskin gelten ließ, die „Portraittirung unserer Mitmenschen und unserer Zeit.“ Darum war Ruskin prinzipiell gegen jede Restauration. Und wenn er der heutigen Architektur die Anknüpfung an frühgothische und romanische Formen empfahl, so meint er nicht gedankenlose Uebertragung, sondern Belebung nie erstorbener nationaler Tradition. In den „Steinen von Venedig“ wollte er, wie Goethe in seiner Jugendzeit, vor Allem die Ehre dieser Tradition retten: als er dieses Hohe Lied der Gothik schrieb (1851), wurde sie noch von den einflussreichsten Geistern Europas als „barbarisch“ weit unter die Renaissance gestellt; nur erweiterte sich unter seinen Händen der Architekturbegriff in einen Kulturbegriff; was nicht all seine Leser begriffen zu haben scheinen. Diesem Centralgedanken ist er nie untreu geworden, auch nicht, als er die Präraffaeliten Rosetti, Holman Hunt, Madox Brown, Millais, Collins, später Burne-Jones gegen die kurzschichtige Tageskritik in Schutz nahm. Was Marie von Bunsen darüber schreibt, strotzt von Unrichtigkeiten; es würde, wenn richtig, allerdings die Konsequenz russinischen Kunstempfindens blossstellen. 1851 schrieb er das Pamphlet „Präraffaelitismus.“ 1854 richtete er seine sensationellen „Briefe an die Times“ über die hauptsächlich präraffaelitischen Bilder der Ausstellung“. Sie enthielten die heftigsten Ausfälle gegen die vom Times-Kritiker verhimmelte klassizistische Asterkunst, gegen den Pseudo-Idealismus jener Tage und priesen Hunts „Die zwei Edelleute von Verona“ und Millais' „Rückkehr der Taube“. An ihnen fand er treues Naturstudium, gewissenhafte Technik, freilich auch die Poesie der Auffassung zu rühmen. Und die Begeisterung dieser „präraffaelitischen Brüder“ für die religiösen Meister des Quattrocento berührte eine sympathetische Seite in ihm. In solchen Leistungen erkannte er einen Fortschritt, aber er war weit entfernt, die ganze Brüderschaft unkritisch in den Kauf zu nehmen. In einer wahrscheinlich 1852 geschriebenen Fußnote der „Steine“ wird der heute von Jedermann --oft“ genannte G. F. Watts der einzige englische Maler großen Stils unter den Lebenden genannt; Rosetti und Millais werden nur sehr zaghaft mit ihm in Vergleich gestellt. In einem 1859 in Manchester über „die Wahrheit der Kunst“ gehaltenen Vortrag nennt er den alten Holman Hunt den einzig sicheren Berather des angehenden Künstlers unter den Lebenden, wenn die Präraffaeliten sind sämmtlich mehr oder minder von krankhaft hyster Ekstase befallen und von allerlei morbiden Gemüthsaffektionen heim-

gesucht.“ Marie von Bunsen aber verkündet, daß Ruskin, der auf die Präraffaeliten erst durch die Schimpfereien des Times-Kritikers aufmerksam geworden war, von dem „heilsamen Einfluß“ dieser „Lieblingekinder“ die Erneuerung der englischen Kunst erhoffte. Sie ist oft nicht glücklicher in dem undankbaren und ziemlich belanglosen Geschäft, dem Manne Irthümer und ästhetische Unbegreiflichkeiten anzukreiden. Dieser Herold des Impressionisten Turner, dieser Apostel nordischer Charakterkunst soll für die Portraittkunst kein Organ gehabt haben. Weiß sie nicht, daß in seinen besten Jahren Sir Josuah Reynolds und Velasquez seine Herzenskinder gewesen sind?

Ich breche ab. Auf Unrichtigkeiten wäre kein Nachdruck zu legen, wenn die Richter in den Grund klar zu machen wüßte, weshalb auf Ruskins Heiligenkalender die Namen oft wechselten. Der Leser wird begreifen, daß anders das aus Sonnenlicht und tiefstem Dunkel gewirkte Leben des Begeisterten nicht begreiflich zu machen ist. Sind einmal die Scheullappen beschrieben, die Ruskins Blickrichtung bestimmten, so wird von selbst verständlich, daß er zum Verherrlicher des nordischen Impressionismus, zum Apostel Turners, zum Fürsprecher der Heimathkunst, zum Neuentdecker der Gothik, zum ungerecht übertreibenden Kritiker der Renaissance werden mußte, wie durch seine Anregungen, mehr indirekt als direkt, die englische Profan- und Kirchenarchitektur beeinflusst und das englische Kunstgewerbe gefördert werden konnte. Aber auch, wie dieser Mann, der stets nach reinmenschlicher Läuterung rang, in einen mehr gefühlten als klar begriffenen Gegensatz zu dem sozialen und sittlichen Leben seiner Zeit gerathen und in Prophetenbahnen gedrängt werden mußte. Was er hier, auf dem sozialen Gebiet, geleistet hat, darüber läßt sich kurz kaum reden; doch der Umstand, daß er seine Utopien lebte, daß er keine Salonkritik trieb, sondern mit Gut und Blut seine Ueberzeugungen durchsetzen wollte, machte ihn für die Gutwilligen, aber Vielzuschwachen zu einem verlockenden Beispiel. Einem solchen Manne gegenüber, der eine mächtig kreisende Welt in sich trug, vorwerfend von Dilettantismus zu sprechen, grenzt an Unverstand. Daß er als Aesthetiker kein alles Geschriebene gewissenhaft registrierender Professor gewesen ist, war sein und unser Glück: ein schöpferisch veranlagter Mensch kann Das einfach nicht. Ruskin gehörte — unvergleichlich mehr als Julian Schmidt, von dem auf literarischem Gebiet Wilhelm Scherer Gleiches rühmte — zu den Naturen, für die die traditionellen Kunst- und Literatururtheile einfach nicht vorhanden zu sein brauchen: sie schaffen sich ihre Werthe aus sicherem Instinkt. Und daß Ruskin als Sozialökonom von Lehrbüchern nur die des Adam Smith und (was die Richter in übersehen) John Stuart Mills, für ihn die Hauptadvokaten des Kommerzialisismus aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, nannte und wahrscheinlich nur sie kannte, ist so lange nicht geeignet, seinen Werth herab-

zufügen, wie nicht nachgewiesen ist, daß, um Geschichte zu machen, man unbedingt einen Zettelkasten haben müsse. Martin Luther galt den Erasmusgläubigen als Dilettant und Goethes Morphologie wurde von den Kunstmenschen (wozu in diesem Einzelfall auch der geniale Blumenbach gehörte) als Dilettantenarbeit in Verwurf gebracht. Ueber den Dilettantismus sagt Schiller in den Entwürfen zu einer in Gemeinschaft mit Goethe geplanten Schrift: „Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduziren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objektiven Ursachen und Motiven und meint nun, den Empfindungszustand, in den er versetzt ist, auch produktiv und praktisch zu machen, wie wenn er mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen vermöchte. Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den ganzen Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, sieht der Dilettant als das Wesen an und will damit selbst hervorbringen.“ Ruskins ganzes Leben zeugt von direkter, auf fast allen von ihm angebauten Gebieten unvermittelter Beziehung zu Natur und Leben. Er bleibt daher interessant, auch wo er irrte; und war groß, wo die Persönlichkeit ausreichte, den Stoff zu gestalten. Das heißt: vor Allem als Schriftsteller. Seinem Ausdrucksvermögen, der plastischen Kraft seiner Worte scheinen Grenzen kaum gesetzt. Rein gemachter, kein gewollter: ein gemußter Stil. Ein von hellsten Sinnen diktirter und der glühenden Leidenschaft eines überschwänglichen Herzens gefärbter Stil. Der alternde Goethe sagte einmal: „Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzelnen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen: er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.“ Wer Poesie und leidenschaftliche Rede liebt, wird in Ruskin seinen Meister finden. Dr. Samuel Saenger*).

* Unter dem Titel „John Ruskin, sein Leben und Lebenswerk“ hat Herr Dr. Saenger (bei Heitz in Straßburg) ein kleines, feines Buch herausgegeben, das den Soziologen und den Kunstkritiker Ruskin kennen und lieben lehrt und das hier mit gutem Gewissen zur Einführung in die Gedankenwelt des Schottenproffen empfohlen werden kann. Die deutsche Ausgabe der Werke Ruskins ist im Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig erschienen.



Die Börse im Reichstag.

Endlich wieder mal ein paar Groschen Courtage verdient. Uff! Auf seine "alten Tage spürt man die Strapaze doch in den Knochen. So drei Stunden herumstehen, brüllen und Staub schlucken: glücklich, Ist, macht Das nicht. Da heißt es immer, wir 'schäßen' nichts, hätten eigentlich auch nichts zu thun und schaffelten das Gold nur so. Früher stimmte die Beschreibung ja manchmal; jetzt aber zehrt man vom alten Ruhm und muß sich dabei noch immer die vergangenen besseren Tage vorwerfen lassen. Aber vielleicht ist's ganz gut, daß es ist, wie es ist; nächstens werden wir ja doch Alle Staatspensionäre. Die einundachtzig Rothén im Wallotbräu werden uns schon mit Extrazug in den Zukunftsstaat spediren. Zwar sagt Mosse's Tageblatt, die meisten sozialdemokratischen Stimmen kämen von Mittläusern, und in einem Flugblatt für Kaempf, das freisinnige Zettelträger mir in der Behrenstraße auf die Treppe warfen, las ich, im ersten Wahlkreis habe die Sozialdemokratie überhaupt nur tausend Anhänger. Schade, daß Mosse und Kaempf gestern abends nicht in Scherls Depeschendube gegangen sind. Jede Meldung eines sozialdemokratischen Sieges wurde Unter den Linden mit Jubel von der Menge begrüßt. Menge? Börse war auch dabei. Wurde aber mal ein Zettel mit einem Freisinnserfolg herausgehängt, dann blieb Alles still. Wir sind reif für den Zukunftsstaat. Gleich im Winter wirds wohl losgehen. Was nützt uns da der Kaempf und der Dove? Das Börsegesetz und die Börsensteuer kriegen wir doch nicht wieder vom Hals."

"Na, man nicht gleich wieder so klau, Sie Riesmacher! Mit dem Zukunftsstaat hats noch gute Wege. Die Rothén sind schließlich ganz vernünftige Menschen; was sie so in den Versammlungen gesagt haben, hatte wenigstens Hand und Fuß. Daß viele Börsianer, wie die Portiers, im sicheren Kloster für Genossen gestimmt haben, glaube ich freilich auch. Im Thiergartenhof hatten sie ja diesmal wieder zwei Versammlungen. Das ganze Hansaviertel war wild; ich sage Ihnen: da konnte man Abendbörse halten! Ausdrücklich hieß es übrigens immer, der Zukunftsstaat könne erst anfangen, wenn die kapitalistische Gesellschaft sich ausgelebt habe. Also! Haben wir uns etwa schon ausgelebt? Seit 96 haben wir immer die Beche bezahlt; ein Geschäft nach dem anderen ist uns genommen worden; Pleite hat man uns gemacht. Und Singer hat fast eben so schön wie der selige Siemens gegen das Verbot des Terminhandels geredet. Der rothe Paul kennt eben die Sache. Und moralisch sind die Sozialdemokraten. Das kann Keiner ihnen bestreiten. Lang und breit hat Bebel gegen das den Chinesen angethane Unrecht gesprochen; na, und weniger als die Pulis sind wir doch am Ende nicht werth. Daß man Geschäfte macht, den Stebbach einstreicht und schließlich den Verlust dem Bankier nicht bezahlt: solche Kuppigkeit kommt selbst in China nicht vor. Glauben Sie denn, so ein Rother hielte es für anständig, seine Schulden nicht zu bezahlen? Ne: solche Gesetze fabriziren Die nicht."

"Schön. Aber die einundachtzig Sozialdemokraten sind doch noch keine Majorität, auch mit den paar Freisinnigen nicht; wieder ziehen sehr viele Abgeordnete ein, die mit Wonne gegen die Börse lostoben. Seit Siemens tot ist, haben wir auch oben kein Ohr mehr. Und nun ist noch der Schrader gepurzelt.

Der hatte die feinen Lantienen von der Deutschen Bank und der Anatolischen Bahn und wußte, daß die Börse ihren Mann nähren kann. Auch Broemel ist auf der Strecke geblieben. Er war zwar nur im Aufsichtsrath von Pagenhofer und von Müllers Gummiabrik, aber er verstand schließlich was von der Sache. Büsing (Aufsichtsrath der Deutschen Bank) ist auch von der Bildfläche verschwunden. Der hart am Ziel gestolperte Barth fand wohl, sehr anständig, unmittelbare finanzielle Beteiligung schade sich nicht für einen Politiker. Fast zu anständig. Aber in länger Freundschaft mit Siemens und Bamberger selig hatte er Bankinteressen und Börsensorgen wenigstens kennen gelernt.“

„Wenns blos darauf ankäme! So did wie Schrader hats ja nicht Jeder. Der Mann steckte eigentlich ein Bißchen zu tief in Aktiengesellschaften; außer den ganz großen noch Schantung-Eisenbahn, Braunschweiger Straßenbahn, Allgemeine Lokal- und Straßenbahn, Bank für Bergbau und Industrie; Elektrische Licht- und Kraftanlagen, Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen, Halberstadt-Blankenburger, Lübeck-Büchener-Eisenbahn und Bank für orientalische Bahnen. Ein hübscher Haufe Lantienen; dafür kann sich Einer schon ins Zeug legen. Von der Sorte sind aber noch immer genug drin. Nicht umsonst haben wir uns für Raempff so angestrengt. Als Präsident des Ältesten-Kollegiums ist er ja verpflichtet, uns die Stange zu halten. Er sitzt auch noch immer im Aufsichtsrath der Bank für Handel und Industrie, der Amsterdamer Bank, der Banca Commerciale in Mailand, der reorganisirten Pommerischen Hypothekensbank, der Süddeutschen Bodenkreditbank, der Süddeutschen Immobilien-Gesellschaft, der Württembergischen Bankanstalt, der Terraingesellschaft Part Wigleben in Charlottenburg und so weiter mit Grazie. Gothein gehört zur oberschlesischen Eisenbahnbedarfsgesellschaft und sogar der als Wildliberaler frisirte Welfe Kurt von Damm, der in Braunschweig über den Sozialdemokraten Calwer gesiegt hat, sitzt in allerlei Aktiengesellschaften. Mit der Lupe wird man wahrscheinlich noch eine ganze Menge solcher Leute finden. Das ist aber Nebensache. Sehen Sie doch nur den bieberen Kardorff an! Der hat sich, weiß Gott, oft genug die Fingergelb vergolbet, sitzt noch heute gemächlich in der Schlesienschen Zinkhütte, läßt sich ruhig wegen der miserablen Arbeitldhne schimpfen, steckt die Lantieme ein und donnert dabei gegen die Börse, daß es nur so kracht. Gerade wie sein Freund Gamp, der sich erst neulich in den Aufsichtsrath einer Gemischen Fabrik wählen ließ. Nein: die Sozialisten sind im Grunde wirklich die einzigen, auf die wir uns verlassen können. Ist denn, bei Licht besehen, auf den ganzen Freisinn ein Verlaß? Raempff und Dove haben sie uns beschert. Die könnten aber mit Engelszungen reden: mehr als zwei Stimmen haben sie schließlich doch nicht; und die beiden Stimmen sind theuer genug bezahlt. Ueberall hat der Freisinn beider Sorten im Lande die Konservativen unterstützt. In Baugen haben sie sogar einem Antisemiten in den Reichstag verholfen. Wahrscheinlich ist auch der kasseler Antisemit mit freisinniger Hilfe gewählt. Zwanzig Stimmen gegen die Börsenreform sind auf diesem Wege herangeschafft worden. Und trotz Alledem: die Lage ist im Ganzen doch günstiger. Die Nationalliberalen machen uns den Kohl fett. Ein Segen, daß Hasse gefallen ist. Heiligenstadt ist auch nicht mehr der Börsengegner, der er früher war. Reißt er den Mund allzu weit auf, dann wird man ihm schon nachrechnen, wie gerade seine Centralgenossenschaft-

lasse durch billige Darlehen die Spekulation gefördert hat. Nein, Freundchen: ein Bißchen Börsenreform giebt's auf alle Fälle."

"Aber die Börsensteuer bleibt; und sie ist für uns Proletarier der Burgstraße das Schlimmste. So lange der hohe Stempel besteht, ist an den Schwankungen überhaupt nichts mehr zu verdienen. Und den Stempel werden die Sozis nicht abschaffen. Wenigstens zweifle ich daran. Eigentlich müßten sie ja; eine Umsatzsteuer, die den Verkehr erschwert!"

"Sicher. Die glauben aber, uns schade es nicht, wenn wir bezahlen. Wir sind leistungsfähige Schultern'. Nebbig! Wollen wir aber auf einen Reichstag warten, der uns von diesem Elend befreit? Eher erleben wir womöglich noch, daß Lombarden wieder Dividende zahlen. Da ist nichts zu machen. Direkte Steuern sind unbeliebt; würden sie erhöht, so müßte Jeder — Gott behüte! — bezahlen, was er verzehrt, und könnte für seinen Profit nicht mehr Andere bluten lassen. Die Rotzen schreien ja alle Tage: Reichseinkommensteuer, Reichsvermögenssteuer, Reichserbschaftsteuer! Dann kommt die Kölnische und jammert, man wolle das Kapital konfiszieren. Also bleibt eben bei den indirekten Steuern und Allem, was ihnen ähnlich sieht. Braucht man 300 Millionen Steuern, dann preßt man schnell noch der Börse 3 Millionen ab, um sagen zu dürfen, das Geld sei den Reichen genommen worden."

"Der langen Rede kurzer Sinn wäre also: Alles bleibt beim Alten. Kleine Reparaturen am Börsengesetz; weiter nichts. Ein wahres Glück wenigstens, daß wir Handelsverträge bekommen. Die sind ja sicher, seit Dertel, Hahn und Roesicke abgewimmelt sind."

"Sie rebengenaue wie alle Börsenleute. Laura wurde heute auf 220 getrieben. Die Parole hieß: 'Langfristige Handelsverträge, da Dertel und Genossen draußen sind.' Gewiß kriegen wir Verträge. Aber was für welche? Posa hat selbst erklärt: Mit dem Zolltarif sind vernünftige Verträge nicht zu machen. Alle wichtigen Sätze sind ja auch gebunden und wir haben dem Ausland kein Äquivalent zu bieten. Der vorige Reichstag hätte solchen Verträgen nicht zugestimmt; ein Theil der Konservativen, die unter Aufficht des Landbundesrabbinates stehen, hätte gegen jeden Vertrag gestimmt. Bülow wäre, um eine Mehrheit zu erreichen, deshalb genöthigt gewesen, sich auf die Sozialdemokraten zu stützen, die schlechte Verträge nicht angenommen hätten. Also wären gute zu Stande gekommen. Wozu hat denn das Zolltarifgesetz seinen Paragraphen 16? Danach tritt die ganze Geschichte erst durch kaiserliche Verordnung in Kraft. Und diese Verordnung wäre eben ausgeblieben: man hätte auf Grund des alten Tarifes Verträge geschlossen. Jetzt? Wahlzeit! Jetzt kann Bülow jeden Vertrag vorlegen, weil Dertel und Genossen draußen sind.' Die mittlere Linie herrscht. Man hat auf der Rechten eine Majorität für Handelsverträge. Aber der neue Tarif muß rechtskräftig werden; sonst thun die Kardörffler nicht mit. Das ist Eugen Richter zu verdanken."

"Also: es lebe der sozialistische Zukunftstaat! Mensch, Sie sind meschugge!"

"Ich? An Sie! Meschugge ist heute Trumpf!"

Plutus.



Notizbuch.

Zeit zehn Jahren wird nach jeder Reichstagswahl der berbe Leib des Herrn Eugen Richter mit scharfem Schächtmesser bedroht. Der Mann, der anderthalb Jahrzehnte lang in allen Bezirksvereinen, allen liberalen Blättern der „stürmerprobtte Führer“, der „große Volksmann“ hieß und dem an der Fünzigerschwelle dankbarer Bürgerfinn mit einer Nationalspende nahe, soll nun den Niedergang der Freisinnigen Partei verschuldet haben; er ganz allein. „Unfruchtbare Kdrgelei“; „Standpunkt des engherzigsten Philistertumes“; „Scheuklappen, die jede Erkenntniß veränderter Umstände hindern“; „völliger Mangel an taktischer Geschicklichkeit“: Das und noch Schlimmeres wird ihm täglich von den Hauptorganen des — Du lieber Himmel! — „entschiedenen“ Liberalismus vorgeworfen. So wars 1893, wo der Freisinn von siebenundsechzig Mandaten aus der ersten Wahlschlacht ein einziges heimtrug, 98, wo Volkspartei und Vereinigung ihre paar Reichstagsitze erst in der Stichwahl, dann der von Feindes Gnaden gewährten Hilfe, erringen konnten, und so ist's jetzt wieder. Freisinnige Vereinigung, Freisinnige und Süddeutsche Volkspartei haben aus eigener Kraft diesmal nicht einziges Mandat zu erobern vermocht; als dann zum Sammeln gelassen und der rothen Kotte der Heilige Krieg erklärt ward, wurden den drei Häuflein siebenunddreißig Sitzgelegenheiten eingeräumt: die meisten (zweiundzwanzig) dem von Richter geführten. Folgten die Herren Barth, Payer, Hausmann Eugens Befehl? Machten sie auch nur im Kampf um den Zolltarif seine Taktik mit? Nein. Und dennoch ist ihre Niederlage noch ärger als seine. Thut nichts: von allen Seiten wird Richters weikendes Fett von Schächtmessern bedrünt. Aus allen berliner Freisinnblätter schallen Scheltreden wider ihn; sogar die in Unehren alternde Tante Bock, die den Tribunen schonen mußte, so lange ein Sohn des Hauses Lessing volksparteilicher Abgeordneter war, rückt nun sacht von ihm ab. Und das Nettste: der Grimme von Hagen, der auf Stoeckers und Ahlwards Haupten so harte Streiche niederhauen ließ, wird jetzt als ein heimlicher Antisemit verdächtigt. Die Börse traut ihm so wenig, daß sie einen stattlichen Stimmzettelhaufen für die Sozialdemokraten abgab und selbst ihren Raempfnur lau unterstützte. Und im „Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes“ las man: „In jüdischen Kreisen hatte man früher das größte Vertrauen zu der Freisinnigen Volkspartei. Die jüdischen Wähler haben dieselbe Partei nicht unwesentliche Dienste geleistet. In der letzten Zeit fing man aber an, etwas stuzig zu werden. Ein weitgehendes Mißtrauen machte sich bemerkbar. Die Freisinnige Volkspartei ging in der Rücksichtnahme auf den Antisemitismus ziemlich weit. In der antisemitischen Presse wurde auf diese Zustände oft genug mit Hohn und Schadenfreude angespielt. Das mußte in jüdischen Kreisen große Verstimmung hervorrufen und das Vertrauen zu der Parteileitung erschüttern“. Der Vorwurf ist ungerecht, richtig aber die Bitterung. Allzu zärtlich empfindet Richter für die Leute wohl nicht mehr, ohne deren Investitionen der Thiergartenfreisinn sich nicht selbständig zu organisiren vermocht hätte; und nach Temperament und Wesensneigung wäre der mürrißche Registrator und Vogelzähler zum Führer antisemitischer Kleinbürger recht geeignet gewesen. Doch das Schicksal hatte ihn früh in andere Bahnen gedrängt und er hat auf diesen Wegen für Israel so viel gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig blieb. Ein Wischen mehr Eifer noch: und die Antisemiten, die jetzt mit dem Verlust dreier Mandate davon-

gekommen sind und in den Vertel, Hahn, Rude, Haffe & Co. tüchtige Helfer betrauern, wären verstärkt auf den Königsplatz zurückgekehrt. Diesen Ruhm muß man Richter lassen. Die Schelmer unterschätzen den Tribünen heute mindestens eben so sehr, wie sie ihn früher überschätzt haben. Er ist, mit all seinen Fehlern, die letzte Persönlichkeit des Liberalismus. Der beste Budgetkenner, ein Mann ohne Strebergelüsten (leider auch ohne Machtbedürfnis) und ein Redner, der in guten Stunden einem Massengefühl zu starkem, widerhallenden Ausdruck die Zunge löst. Das vermag Herr Barth, mit seinen kühlen Taktikerkünsten, niemals. Hinter Richter stehen Nullen. Doch sind die Vorseher der Freisinnigen Vereinigung etwa werthvollere Individualitäten? Und hat Herr Barth daran gedacht, dem Geheimrath von Biszt, der wenigstens in Strafrechtsfragen der kleinen Fraktion weit über den Reichstag hinaus Gehör verschafft hätte, einen sicheren Wahlkreis zu geben? Arcades ambo. Die meisten Parteiführer sind eitel wie Längerinnen, die in Berlin wüthend werden, weil in Petersburg eine Kollegin Erfolg gehabt hat. Trotz Alledem: verschwindet einst Richter vom Schauplatz, dann ist's mit dem Freisinn in Anführungsstrichen ganz aus, — selbst wenn der urkomische Schwäger Müller-Meinungen mannhaft in die Bresche springt. Daß Eugen, der sich stolz immer als Bourgeois fühlte, den Sozialismus mit Kalkulatoreneidenschaft bekämpft, ist ja nur zu natürlich; nicht ganz so natürlich in unseren Byzantinertagen, daß er, dessen antisozialistische Kinderchriften den Beifall des Kaisers fanden, sich nie in die Sonne bräugte. Und schließlich haben ja auch die Bamberger, Barth und Konsorten auf ihres Lebens Höhe die neue Lehre, selbst in der harmlosen Form des Kathedersozialismus, mit hochgemuther Heftigkeit befehdet. Richter hats heute schwer. Alle großen Parteiblätter sind gegen ihn und nun hat er gar noch die „jüdischen Kreise“ verloren. Was er thut, wird getadelt. Daß er im Tariffampf handelte, wie er mußte, wurde hier schon damals gesagt; er trieb eben Stichwahlpolitik, durfte sich die Mehrheitsparteien nicht völlig verfeinden und hätte, wenn er ins Lager der Obstruktion übergegangen wäre, noch nicht ein Halbduzend Mandate gerettet. Am sechzehnten Juni blieb ihm ein Trost: das konkurrirende Gröppchen war noch schlechter weggegangen als die Volkspartei. Und der fünfundschwanzigste Juni brachte ihm eine reine Freude, eine, die ihm sicher die Ferien versüßt: Herr Barth, sein Todfeind, war nicht wiedergewählt worden. Schade, daß Bismarck dieses Schauspiel nicht mehr erlebt hat; geahnt hat ers, da er der vereint ihn umheulenden Fortschrittsmeute zurief: „Wenn ich erst fort bin, werden Sie sich unter einander auffressen.“ Merkwürdig, daß noch Niemand daran erinnert hat: seit Bismarck fort ist, hat die Agonie der Bourgeoispartei begonnen, die ihn Jahrzehnte lang als das schlimmste aller denkbaren Uebel geschmäht und berannt hatte.

*

*

*

Wundervoll war die Siegeszuversicht, die in den großen Freisinnigsblättern bis zum letzten Tage vor der Wahl alle Bedenken überdönte. Die tüchtigsten Redakteure dieser Blätter sind der Manchestererschule entwachsen, freuen sich über jeden sozialistischen Erfolg und jubelten, als sie Mommsens Wort nachdrucken durften: „Die Sozialdemokratie ist die einzige große Partei, die Anspruch auf politische Macht hat.“ Jetzt aber mußte das Banner geschwenkt, die Trommel gerührt werden. Ni hieß es, waren die Wahlaussichten für den Liberalismus so günstig wie in diese glorreichen Sommer, niemals. Am zwölften Juni stand in der Vossischen Zeitung „Allgemein wird die Wahrnehmung bestätigt, daß die Sozialdemokratie in viel-

Großstädten und Industriebezirken ihren Höhepunkt überschritten hat. Die Freisinnige Partei rechnet auf einen erheblichen Stimmenzuwachs für ihre verschiedenen Fraktionen. Selbst im vierten und sechsten Berliner Wahlkreis, nicht minder in Teltow-Charlottenburg muß das freisinnige Bürgerthum all seine Mitglieder an die Wahlurne führen; wo der Erfolg unwahrscheinlich ist, ist er darum noch nicht ausgeschlossen." Das Blatt entfiel meinen Händen. Der sechste Berliner und der Teltower Wahlkreis sind so ziemlich die der Sozialdemokratie sichersten im ganzen Reich; und an diese Kreise wagte der Freisinnslügel auch nur zu denken? Zwei Tage später ein neuer Schwindel: „Ein Sozialdemokrat im Reichstag ist der Reaktion weit lieber als ein Freisinniger. Denn eine starke bürgerliche Linke ist eine ernste Gefahr für die Herrschaft der Rechten, eine starke Sozialdemokratie nur ein sicheres Mittel, diese Herrschaft zu befestigen". Wahrscheinlich haben deshalb die Konservativen und Gouvernemente allen überall den Freisinn gegen die Nothen unterstützt. Die „einzige große Partei, die Anspruch auf politische Achtung hat", sah nun plötzlich ganz anders aus: sie schmähete, ist gehässig, heßt, „kämpft mit abstoßenden Mitteln". Ein Trost: nicht Alle, die für Genossen stimmen, sind Sozialdemokraten. Also wohl Liberale? Um so schlimmer, sollte man meinen, um so schimpflicher, daß selbst sie vom „entschiedenen Liberalismus" kein Heil mehr erwarten. „Aber die Aussichten der liberalen Gruppen sind gut. Das hat die Wahlbewegung gezeigt." Am Wahltag: „Was kümmert die Sozialdemokratie der Kampf des freisinnigen Bürgerthumes gegen die Reaktion und überhaupt die Zusammensetzung des Reichstages, wenn sie nur ihre Stimmenzahl vermehrt! Für sie ist die Agitation Selbstzweck. Und sie hat die Agitation in dieser Wahlbewegung mit Mitteln betrieben, auf die sie stolz zu sein wenig Ursache hat. Indem sie ihre letzten Ziele verschleierte, erging sie sich in Berunglimpfungen des Liberalismus, so gehässig, so würdelos, daß selbst Tausende und Abertausende, die ehebem sozialdemokratische Stimmzettel abgaben, sich abgestoßen fühlen und mit diesem Treiben nichts gemein haben wollen." Urne Notte, wie hast Du Dich verändert! Mit dem Anspruch auf politische Achtung ist's nun doch sicher aus; freilich auch mit dem Wahn, daß die Sozialdemokratie ihre Siege nur den „Mitläufern" verdanke: denn Die sind ja abgestoßen und wollen mit dem schändlichen Treiben nichts gemein haben. Vierundzwanzig Stunden danach wurden die Ziffern gedruckt. Erster Berliner Wahlkreis: 1100 Stimmen Mehrheit für den Sozialdemokraten; zweiter: fast 19000; dritter: fast 10000; vierter: 59000; fünfter: 8000; sechster: 64000. Ähnliche Ziffern aus Teltow und Niederbarnim, wo die Wahl der Herren Jubel und Stadthagen nie eine Sekunde zweifelhaft war. In zwei Berliner Kreisen, die zusammen 145000 sozialdemokratische Stimmen (gegen 28000 freisinnige) aufbrachten, sollte vier Tage vor der Entscheidung ein Erfolg des tapferen Liberalismus „nicht ausgeschlossen" sein. Der sechzehnte Junitag lehrte, daß in Berlin sogar die konservative Bürgerpartei fast schon eben so stark ist wie die Rathhausfraktion, die in der Stichwahl dann, trotzdem Konservative, Antisemiten, Centrum und National-liberale ihr halfen, den ersten Wahlkreis, den letzten, der ihr blieb, nur mit derhammermehrheit von vierhundert Zufallsstimmen erobern konnte. Ihr Kandidat hatte 1778 Stimmen weniger, der Sozialdemokrat 2230 Stimmen mehr als im Jahr 1898. Und was lasen wir nun? Wurde auch nur der Versuch gemacht, den Irrthum zu erklären? Nein. Freudengeheul über „die schwere Niederlage der Legation." (Trotzdem schon nach der Hauptwahl zu erkennen war, daß für den neuen

„Wuchertarif“ eine Mehrheit zurückkehren würde.) Und die Unterschiede zwischen Liberalismus und Sozialismus waren flink weggewischt. Die „Linke“, grinste Lantzen Voh, „erfährt insgesammt eine kleine Verstärkung, vielleicht schließlich um ein Duzend Mandate.“ Und die siegreiche Sozialdemokratie ist nun wieder eine Partei, deren „ausgezeichnete Organisation“, „unermüdbare Thätigkeit“, „unantastbare Ehrenhaftigkeit“ Jeder bewundern muß. Ueber die Schande, daß nach allem Geschrei die drei liberalen Gruppen nicht ein einziges Mandat aus eigener Kraft zu erstreiten vermocht hatten, wird ein unsäuberliches Mäntelchen gespreitet. Bald werden wir wieder lesen, daß in Stadt und Land der liberale Gedanke herrscht, der einen Platz an der Sonne fordern dürfe. Nur heißt Keiner mehr auf diesen Rdder. Die Jungen Leute der Masse und Fessing mögen noch so laut lärmern, den anderen Parteien raschen Zusammenbruch, sich selbst ein nahes Morgenroth künden: drei Reichstagswahlen haben gelehrt, daß sie für ihre breiten Betteluppen zwar ein groß Publikum finden, Unter den Vinden aber von ihrer Futterkundschaft nicht gegräht werden.

* * *

Am Abend vor der Hauptwahl standen im Berliner Tageblatt die Sätze: „Nur schwer hat sich das deutsche Volk daran gewöhnen können, die Kaiserwürde fast unmittelbar von dem greisen Begründer des Reiches auf seinen jugendlichen Enkel übergehen zu sehen. War es doch nicht blos die Jugend, die man an ihm beargwöhnte. Noch mehr glaubte man von seinen politischen Neigungen und seinem militärischen Ehrgeiz besorgen zu müssen. Es hat einige Zeit gedauert, ehe das Volk erkannte, daß seine Befürchtungen unbegründet waren. Auf der anderen Seite haben sich die Hoffnungen, die von seiner näheren Umgebung auf die glänzenden Gaben Wilhelms des Zweiten gesetzt wurden, durchaus bestätigt.“ Wenn Alle untreu werden, bleiben Masse und Levysohn treu; sie sagen nur, was sie reblich glauben, sind die letzten Royalisten vom alten Schlag und selbst die laut und leise bestöhnte Thatsache, daß der Kaiser den Grafen Büdler auf Klein-Tschirne begnadigt hat, wird diese blank glänzenden Stützen des Thrones nicht ins Wanken bringen.

* * *

Aus den Wahlglossen einer amerikanischen Zeitung:

„Was würde aus Deutschland, seiner auswärtigen Politik und seiner zahmen Regierung, wenn Kaiser Wilhelm plöglich vom Thron steigen müßte? So lautete die Frage, die ich neulich im Hotel Bristol von einer Gruppe vornehmer Deutschen erörtern hörte; darunter waren Geheimräthe, Offiziere, sogar ein dem Hohenzollernhaus entfernt Verwandter. Der Kaiser steht in der Blüthe der Jahre und gilt als gesund; dennoch kann solche Frage wohl aufgeworfen werden und sie scheint geeignet, selbst das verhärtetste Herz erbeben zu lassen. Denn mehr als irgend ein anderer Staat steht das deutsche Kaiserreich heute im Zeichen eines Mannes (One Man Power). Wallstreet mag bei dem Gedanken erzittern, wie es unseren Stahltraktien gehen würde, wenn Herrn J. Pierpont Morgan eines Tages, ganz plöglich, die Bügel entglitten. Die dadurch entstehende Verwirrung aber wäre eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem Chaos, das über Deutschland hereinbrechen könnte, wenn sein Kaiser über Nacht verschwände. Kein ‚starker Mann‘, kein Bismard ist zu sehen. Keiner, der die Erbschaft antreten und der, im Sinn Carlyles, ausführende Kopf werden könnte; kein heimlicher, wirklicher Monarch, meinte Einer aus der Gruppe.

Der Kronprinz hat die Schwelle zur Mannesreife noch nicht überschritten und wäre einstweilen nur dem Namen nach Kaiser. Prinz Heinrich ist für den Seebienst vorgebildet und wäre für den Regentenberuf so ungeeignet wie eine Landratte zur Steueremannsarbeit. Dann sind noch Prinz Friedrich Leopold, Prinz Albrecht und andere Hohenzollern vorhanden; doch sie kämen kaum in Betracht. Ist also der Gedanke an ein plötzliches Hinscheiden unseres Kaisers nicht geradezu entsetzlich? Die Führer der Hofliken und der politischen Parteien würden um die Macht kämpfen. Heer und Flotte wären gelähmt. Wir müßten eine Finanzpanik und einen Industriekrach erleben. Denn der Kaiser bestimmt ja die Leitung sämtlicher Ressorts; er ist der Erbauer und Organisator der neuen Flotte, der Erzieher des Heeres und schreibt der sozialen und wirtschaftlichen Politik die Wege vor. „Wir kämen in brückende Abhängigkeit“, sagte ein Anderer. „Ich will nicht behaupten, daß es ein Fehler ist, wenn heutzutage ein einzelner sterblicher Mensch so ungeheuren Einfluß übt und das Schicksal eines großen Landes so eng an Leben und Gesundheit dieses Einen geknüpft ist; gewisse Vorkehrungen scheinen mir aber immerhin nöthig. Der Kronprinz ist noch zu jung an Jahren und Erfahrung; er könnte die Lücke nicht ausfüllen.“ Einer nannte den Grafen Bülow als den Mann, der das deutsche Staatsschiff gemächlich in seinem jetzigen Kurs weiterzusteuern vermöchte; aber dieser Behauptung wurde von allen Seiten schroff widersprochen. In der ganzen Liste der Minister, der politischen und parlamentarischen Führer fand man nicht Einen, der ernstlich als Vertrauensmann der Nation zu bezeichnen wäre. Manche Herren wagten die Prophezeiung, nach einem plötzlichen Tode des Kaisers würde das Reich auseinanderfallen; schon jetzt seien die Bundesstaaten sehr unzufrieden; besonders im klerikalen Bayern, in Württemberg, Sachsen (mit seinem Preußenhaß), Hannover (mit seinen welfischen Erinnerungen), Schleswig-Holstein (mit dänischer Verbitterung) und in den noch immer mit Frankreich sympathisirenden Reichslanden sei die Mißstimmung schlimmer, als man für möglich gehalten hätte. Diese Staaten und Provinzen, sagte Einer, gleichen wilden Pferden, die nach verschiedenen Richtungen zerren; Bismarck hielt sie zusammen und der jetzige Kaiser quält sich mit ihnen ab und hat alle Mühe, sie am Wanken und Auszuschlagen zu hindern. . . . So wurde hin und her geredet. Und allgemein war die Angst, ob in der Schicksalsstunde der „starke Mann“ zu finden sein würde, der einen Zusammenbruch verhüten und die Situation retten könnte. Und diese Stimmung, die zeigt, wie unsicher die Zukunft Deutschlands ist, wird nicht nur die Sensationenlust keln, sondern auch ernste Fremde ernsthaft interessieren.“

Die hohe Schätzung des Kaisers mag Manchen erfreuen; aber ist das Reich so schlecht gefügt, der Deutsche so unmündig, so kindisch hilflos, daß die ganze Herrlichkeit zusammenstürzen müßte, wenn zwei Augen sich schloßen? Und ist es ein Glück für ein großes Volk, wenn seine Thatkraft, seine Fähigkeit, sich selbst das Schicksal zu gestalten, von den eigenen Söhnen und in der Fremde so niedrig veranschlagt wird? Lang lebe der Kaiser! Die Bürger des Reiches aber sollten deutlicher als in den letzten drei Lustren beweisen, daß auch heute noch Schillers Wort wahr ist:

„Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darfs das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth!“

„Dr. W. Kämpfs
Institut für Reklame und Propaganda.

Berlin S., den dreizehnten Juni 1903.

Oranienstraße 72.

In Beantwortung Ihres geehrten Schreibens theile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich meinen Feuilleton- und Mitarbeiter nach Dresden schicke. Derselbe wird eine interessante Beschreibung der Ausstellung lediglich unter Berücksichtigung derjenigen Firmen bringen, die sich mit mir in Verbindung setzen. Eine Besprechung Ihrer werthen Firma in einem Umfange von 30 bis 35 dreispaltigen Zeilen würde hundert Mark, jede Mehrzeile drei Mark kosten. Wünschen Sie, daß in dem ganzen Feuilleton nur Ihre Firma genannt und besprochen werde, so würde ich bei einem Umfang von ca. 120 Zeilen dreihundert Mark berechnen. Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß die Vossische Zeitung andere Besprechungen über die dresdener Ausstellung als von mir nicht bringen wird. Um halbgefällige Antwort bittend, zeichne hochachtungsvoll per Dr. Kämpf Ch. Roth.“

Diesen Brief sandte mir ein ob solcher Zumuthung empörter Leser. Ein schätzbares Dokument, das uns einen tiefen Blick in die Natur des Zeitungswesens thun läßt. In Dresden ist Städteausstellung. Die Besprechungen liefert „Dr. W. Kämpfs Institut für Reklame und Propaganda.“ Aussteller, die erwähnt werden wollen, müssen zahlen. Feste Preise. Streng reell. Dreifache Tage, wenn alle andere Firmen totgeschwiegen werden sollen. Und die Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen bringt nur diese „interessante Beschreibung“. Ein Artikel über die dresdener Ausstellung ist in dem Blatte, das dem Geheimen Justizrath Lessing gehört, aber schamhaft von einem anderen Verlegernamen gedeckt wird, erschienen. Herr Lessing sollte den Ursprung dieses Artikels prüfen und feststellen lassen, ob im Nummenkleid einer unbefangenen Kritik wirklich bezahlte Reklamen geboten worden sind. Ich gehöre zu diesen Lesern (man muß täglich eine Kröte schlucken, lehrte Zola, ehe er in die Sonne kletterte) und erkläre feierlich, daß ich lieber noch Pietsch als Kämpf lese; da weiß man doch, woran man ist. Vor den interessanten Beschreibungen der dresdener Ausstellung aber (drei bis neun Mark die Zeile) sei die Arglosigkeit aller Holzpapiergläubigen hiermit ausdrücklich und einbringlich gewarnt.

*

*

*

Aus dem Amtsblatt der Düsseldorfser Regierung: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht, dem Lehrer Emil Hammelrath an der städtischen katholischen Volksschule in Düsseldorf aus Anlaß seiner verdienstvollen und uneigennütigen Bethätigung bei der Herstellung des Corpsalbums des Corps Borussia in Bonn den Adler der Inhaber des Königlich Preussischen Hausordens von Hohenzollern zu verleihen.“ Und es giebt Mörgler, die sich erdreisten, led zu behaupten, Orden seien nicht mehr zeitgemäß. Wie, Ihr Eitel, sollte ein Mann, der an der Herstellung des Borussiaalbums mitgewirkt hat, denn von seinem König geehrt werden, wenn es den Hausorden von Hohenzollern nicht gäbe?

*

*

*

Die deutsche Diplomatie hat einen ungeahnten, einen über alle Begriffe herrlichen Sieg erstritten: ihr langwieriges, heißes Werden hat ein amerikanisches Geschwader nach Kiel gelockt. Um Mißverständnisse zu meiden, wird es von Dänemark abstracks nach England dampfen und King Edward Gräße aus dem Sternbammer-

land bringen. So ließ Deutschlands brünstiger Wunsch sich erfüllen und Speckchen (Spocky heißen drüben schon billige Stroh Hüte, der Mann ist also populär) hat seinen Triumph. Auch die Amerikaner haben ihren; sie werden in Kiel auf jede erdenkliche Weise gefeiert. Ehe sie kamen, veröffentlichte ein in den Hansestädten bekannter Exporteur im Hamburgischen Korrespondenten zwei Artikel, in denen er seine „amerikanische Einbrücke“ schilderte; da war zu lesen: „Hüten sollen wir uns — Das ist die übereinstimmende Ansicht der Deutschamerikaner —, den Amerikanern zu sehr die Cour zu machen und sie mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen. Die Amerikaner denken nicht: Timeo Danaos et dona ferentes, sondern sie amüsiren sich einfach und wir erreichen politisch das Gegentheil von Dem, was wir erreichen wollen.“

* * *

Zu „Anzeiger vom Oberland“ berichtet ein schwäbischer Sänger seinen „lieben Sangesgenossen“ ausführlich, was er während des frankfurter Preisfingens hörte und sah. Ein paar Sätze werden auch jenseits der Schwabengrenze interessiren: „Das Polizeiaufgebot war geradezu ungeheuer; aus ganz Preußen dürfte man die Heilige Hermandad nach Frankfurt geschafft haben; und wie ging sie mit dem Publikum um! Reichlich eine Stunde, ehe der Wagen des Kaisers die Straßen passirte, wurden sie sowohl für Wagen wie für Fußgänger gesperrt; jeder Verkehr war vollkommen untersagt und sachgrob wurden die Herren, wenn man nur die geringste Spur von nicht ganz entwickelter Unterthanenbescheidenheit zeigte. In meiner Brust aber erklang es hell und freudig; Mein Schwabenland, wie bist Du schön! Damit habe ich mich getröstet... Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in Frankfurt war das Preisrichterkollegium. Nach jedem Chor, der den Kaiser zu interessiren schien, unterhielt er sich mit den Preisrichtern; gehört habe ich natürlich nicht, was er sagte, aber über das Wetter wird er wohl nicht mit ihnen gesprochen haben, und wenn Majestät einen Chor für vorzüglich gelungen erklärt hätte, so würden die Preisrichter einen viel anderen Eindruck wohl auch nicht gehabt haben. Während des Vortrages der Vereine, die augenscheinlich das Interesse des Kaisers nicht erregen konnten, unterhielt er sich meistens mit einigen der Preisrichter. Unser Fördler erschien nur einige Male an der Brüstung und hielt sich auch dann gern im Hintergrunde; ich weiß nicht: war es aus schwäbischer Bescheidenheit vor den norddeutschen Brüdern oder war sein Preisrichtergewissen besser entwickelt? Wie armsüßig, wie charakter- und urtheillos das Volk im Allgemeinen und das frankfurter im Besonderen ist, zeigten die Kaiserstage ganz besonders lehrreich. Nach jedem Vortrage wurde vom Publikum Beifall gesendet, dem einen Verein lebhafter, dem anderen weniger. War dieser Beifall verklungen, dann applaudirte der Kaiser — natürlich nur bei einzelnen Vereinen —, und wenn der Applaus vorher auch recht dürftig war, so begeisterte sich der Janhagel nachher um so mehr und der Applaus wollte nicht mehr enden. So war es speziell bei der Berliner Liebertafel und dem Potsdamer Männergesangverein. Der Kaiser applaudirte hier sehr stark, so daß die Dirigenten vor lauter Verbeugungen gar nicht mehr vom Podium herunterkamen. Wenn irgendwo, so wäre bei dem Wettstreit um den Kaiserpreis es angezeigt, das Preisgericht unter vollständiger Klausur zu halten.“

* * *

Vor etlichen Jahren entband sich dem trächtigen Schoß des Vereins Berliner Presse, dessen Leiter damals die Schaffenden Hermann Sudermann und Ludwig Fulda waren, der Wunsch nach einem eigenen, der Würde einer Großmacht ange-

messenen Klublokal. Gedacht, gethan. Unter den Linden 33 wurden Räume gemiethet, elegant ausgestattet und festlich eröffnet. Seitdem haben wir einen Berliner Presse-Klub. Da solls sehr hübsch sein; nur, heißt es, treffe man in den behaglichen Räumen zwar Kommerzienräthe und Konfektionäre aller Sorten, doch selten Einen aus der Schreibergasse. Kein Wunder. Ein Klub kostet Geld. Und Die vom Kommerz, vom offnen und geheimen, und von der Konfektion haben mehr Roneten als Zeitungsmacher. Dem vorhandenen Bedürfniß aber haben auch sie wohl nicht genügt. Denn eines Tages fehlten noch fünfzehntausend Mark zur Deckung bringenden Bedarfes. Herr Romeid, Direktor der Pommernbank, wurde um eine Unterstützung gebeten und erbot sich, die fehlende Summe beizusteuern. Kampfgenosse Sudermann war entzückt, einen so uneigennütigen Idealisten gefunden zu haben, und führte strahlenden Blickes Herrn Direktor Romeid durch die geweihten Räume. Der sprach: „Ihnen fehlt ja noch ein Fahrstuhl. Was kann die Anlage kosten?“ Der Schaffende wußte es nicht, ließ aber nachforschen und meldete dann: „Zehntausend Mark“. „Schön“, sagte Romeid, „also brauchen Sie im Ganzen fünfundzwanzigtausend Mark und es wird mir eine besondere Ehre sein, Ihnen mit dieser Kleinigkeit auszuweichen.“ Welch edles Herz! Der Kampfgenosse war tief gerührt. Nach einer Zwiesprache mit dem Schaffenden Ludwig Fulda wurde aber beschlossen, das Geld nicht als Geschenk, sondern nur als Darlehen zu nehmen. So geschahs. Der Presse-Klub bekam fünfundzwanzig braune Scheine und die Pommernbank einen schneeweißen Schuldschein, den sie, als sie in Verlegenheit gerieth, an die Immobilienverkehrsbank weitergab. Eingeklagt wurde die Schuld nicht, bezahlt auch nicht; an Bezahlung war, bei den schlechten Finanzen des Klubs, einstweilen gar nicht zu denken. . . Die Sache wäre über den Kreis der Eingeweihten nicht hinausgedrungen, wenn der endlose Pommernbankprozeß sie nicht ans Licht gebracht hätte. Der angeklagte Direktor Romeid wurde vom Gerichtshof gefragt, was ihn zur Vergabe einer so großen Summe bestimmen konnte. „Ich wollte mit den vornehmsten Vertretern der Presse eine gewisse Fühlung erhalten“, war die Antwort. Das, meinte ein Beisitzer, war doch nicht mehr nöthig; Sie hatten ja schon manchen Taufendmarkschein an Journalisten gegeben, zwölftausend Mark jährlich allein Herrn Dr. Wittenberg. Darüber ist Genaues noch nicht bekannt; was aber an den Tag kam, ist immerhin schon der Rede werth. Berliner Zeitungschreiber lassen den Haupttheil ihrer Klubkosten von Kaufleuten tragen, denen die Presse nützen und schaden kann. Habeant. Dann aber kommt ein Bankdirektor und bietet auf einem Zahlbrett fünfundzwanzigtausend Mark. Und Herr Sudermann schöpft keinen Verdacht. Der Schuldschein wird ausgestellt, liegt uneingelöst Jahre lang im Portefeuille der Pommernbank und wird, als der Krach naht, von ihr in Zahlung gegeben. Ein Großstadtkind von zwölf Jahren hätte sicher Unrath gewittert und sich gesagt, daß eine Bank, die der Presse fünfundzwanzigtausend Mark spendirt, Etwas will. Doch Herr Sudermann ist in Naziken geboren. Er hat zwar Sodoms Ende beschrieben und läßt sich als unerbittlichen Satiriker und scharfsägigen Beobachter feiern. Aber er ahnt nicht, wie schlecht die beste der Welten ist. Er hält den Direktor der Pommernbank für einen hochherzigen Idealisten und drückt dem Darleiher dankbar die Hand, die keine Rückzahlungsfrist auf den Schuldschein schrieb. In Noabit gabs ein allgemeines Schütteln des Kopfes; Herr Romeid aber sprach: „Bei den Alten muß ja ein Dankbrief des Herrn Sudermann sein; und die Herren konnten doch nicht glauben, daß ich für ihre schönen Augen fünfundzwanzigtausend Mark hergeben werde.“



Berlin, den 11. Juli 1903.

Leo XIII.

Nöllig vollendet, wie einst der graue, reife Nestor, stirbt Leo der Leise still dahin. Im Lenz war ihm eine letzte Freude erblüht: aus Anglien, aus dem Inselreich, wo die Sendboten Gregors des Großen den spröden Germanensinn der römischen Kirche gewonnen hatten, kam ein König, aus dem Lande Luthers in pomphaftem Aufzug ein Kaiser; und Beide beugten vor dem Nachfolger Petri in Ehrfurcht das Haupt. Der sirne Greis vermochte die stolze Stunde noch auszulosten, mit Auge und Ohr ihre Wonnen zu schlürfen. Drei Nächte lang hatte er sie herangewacht: nun gehorchten die Nerven dem Willensgebot; und während der Deutsche Kaiser seufzend vom engen Gemäuer der Landeskirche sprach, aus dessen Sticlust er sich in weitere Horizonte sehne, ward er, wie ein heimkehrender Sohn, vom hoffenden, fürchtenden Vaterblick betastet, in zärtlicher Angst durchstößt. Von einem scharfen, in neunzig Wintern nicht ermüdeten Blick. Der Papst fand den Kaiser früh gealtert; „zwischen seinen Brauen ist die Furche tiefer als auf meiner Stirn und Bitterniß lagert um den Mund, den man mehr sieht, seit die Bartspitzen aufwärts gezwungen sind.“ Und mit den schmalen, runzligen Fingern malte der alte Meister den Schnurrbart des deutschen Kriegsherrn in die Luft. Das Fußflissen r ihm entglitten; der Kaiser hatte sich rasch gebückt, um es zurechtzurücken, b die Hand, die den Griff des Gastes hemmen wollte, die entfleischte, ernde Hand mit dem schweren Fischerring und den langen Nägeln, fromm die Lippen gedrückt. „Dabei rutschte ihm ein Armband weit übers Hand=enk. Das muß eine neue Mode sein.“ Nichts war dem Greisenauge ent=agen. Dieser den Kurialsitten genau angepaßte Besuch und der Unmuth,

den er im Herzen lutherischer Eiferer anschrürte, war die letzte Freude des Pontifex. Unter den dörrenden Strahlen der Junisonne versiechte ihm mählich der Lebenssaft; und durch die bunte, üppige Sommerpracht der vatikanischen Gärten klang sacht schon das Dergeln der Sense, die Jeden am Tag seiner Reise mäht. Lange noch, über Menschenenerwartung lange hielt Leo sich aufrecht; und als ein Aufrechter wollte er, als die Nonen des Julius nahten, die Schwelle der Zeitlichkeit beschreiten. In dem entlebten, erkaltenden Leib fachte der Wille immer wieder ein schlankes Nothstämmchen an, bei dessen Flackerchein für die letzte Reise das Bündel geschnürt werden konnte; ein des rechten Weges bewußter Wille, der das Viatikum, den Sühnheller, nicht vergaß und selbst noch bestimmte, welche Hautstellen das geweihte Del nezen solle. Todeschauer schüttelten das welke Stämmchen: doch gleich einer grünen Gerte bog es sich, ohne zu brechen. Der Dichter wollte sich selbst das Sterbelied singen. Mit verröchelnder Stimme hauchte er Verse, die er noch corrigiren, noch gedruckt sehen wollte. „Das Taggestirn weicht sterbend dem Reich der Abendröthe.“ Das Taggestirn: so hatte man ihn genannt, nannte er nun selbst sich im letzten Gedicht. *Qualis artifex . . .* Noch einmal rafft er sich auf, steigt, in lächelndem Troß, aus dem Bett, läßt sich von den Pflegern, denen, wie vor einem grausig hohen Wunder, der Athem stockt, ans Fenster tragen und schaut hinab und umfängt mit erlöschender Sehnsucht die urbs, die Campagna, das Albanergebirge. Draußen dämmert die Nacht; um so heller wirds im Herzen des sterbenden Papstes. Dort unten, auf dem Platz von Sankt Peter, war einst der Cirkus des Caligula und des Claudius. Dort loderten, auf Neros Wink, Menschenleiber, beseelte Fackeln, himmelan. Dort hatte, an einem Hochsommertag des Jahres 64, Petrus in Martyrqual am Kreuz gestöhnt. Ein Seltenheiliger: und der Fels doch, auf den die Papskirche gebaut ward. Wieder, nach achtzehnhundertundvierzig Jahren, prangt heute Rom im Hochsommersglanz: und Petri Schlüsselgewalt reicht über die Weltmeere, bis ins dunkelste Afrika, bis in die Erdmitte, und der Spruch des Bischofs von Rom bindet und löst in schwarzen, braunen, gelben Leibern die Seelen. Einen glücklich Scheidenden schleppen die Aerzte ins Bett, befreit ihr Messer von letzter Wrest . . . „Böllig vollendet liegt der ruhende Greis“; und an seinem Lager würde Goethes Pallas Athene nicht fragen, wer wohl den Alten beklage. Eine Welt trauert um ihn, der, trotz einem Jüngling, „unendliche Sehnsucht erregt“; und dem thränenden Auge des Frommen ziehen Lebensbilder vorüber, wie ein Sterblicher selten sie sah.

Pius der Neunte lag auf dem Paradebett. In der Pracht seiner Ceremoniengewänder; die Mitra auf dem Haupt, das Rissen aus Goldtuch stützten, mit rothen Handschuhen und rothen Pantoffeln, die der Gläubigen Inbrunst zu küssen drängte. Beschäftigt wartete der Cardinal Pecci des Kämmereramtcs. Nie hatte man den Achtundsechzigjährigen so unruhvoll, den oft als mild Gerühmten so streng gesehen. Nach Antonellis, seines Feindes, Tod war er von Perugia nach Rom berufen worden und hatte dort still für sich gelebt. Er wollte nicht auffallen. Schon war ihm geweissagt worden, er werde nach Pius auf dem Stuhl Petri thronen. Er war bereit, hatte die Zeit der Verbannung nicht ungenützt gelassen und bebte nun doch im Innersten, da die Entscheidung nahte. Pius selbst, dessen starke Herrennatur sich gegen jede Erkenntniß kränkender Wahrheit sträubte, hatte in seinen letzten Lebenstagen einsehen gelernt, wie viel, wie Ungeheures dem Papstthum verloren und wie nöthig es war, der Kirchenmacht neue, festere Fundamente zu schaffen. War solche Aufgabe nicht am Ende zu schwer für einen hinfalligen Greis, der einmal nur, als Nuntius in Brüssel, in ein Eckchen des Weltgetriebes geblickt und sich stets mehr als Gelehrten denn als streitbaren Kirchenfürsten gefühlt hatte? Und dennoch: konnte nicht gerade in dem schwachen Leib des Carpineters der Herr das Wunder wirken, das er dem robusten Siegerbewußtsein des neunten Pius versagt hatte? Der Kämmerer hartete des Herrn. Ringsum wurde eifrig an dem Gespinnst gearbeitet, das ihn umgarnen, ihn von der Mehrheit im Heiligen Collegium absperrern sollte. Er schien nichts zu merken und erwiderte stichelnde Andeutungen mit dem Hinweis auf seinen nahen Tod. Die Hand, die des toten Papstes Schläfe dreimal mit dem silbernen Hammer berührte, zitterte nicht und fest klang die Stimme, die fragte: „Schläfst Du, Johannes Mastai?“ Dann aber erlahmte die Nervenkrast. Joachim Pecci wurde von einer Unruhe ergriffen, die nie vorher an ihm gesehen ward. Er schlief wenig, tauchte, wo man ihn nicht erwartete, plößlich auf und hatte einen hastigen Beschlußhaberton, der seinem Wesen früher ganz fremd gewesen war. So auffällig war die Veränderung, daß, als er vor dem Katafall in der Sixtinischen Kapelle nach der Totenmesse die Absolution erteilte, der Cardinal Dreglia dem Cardinal Guibert zutuschelte: „Der rührt die Werbctrommel!“ . . Das war am fünfzehnten Februar 1878. Am nächsten Tage wurde Pius eingefargt; Tannenholz, Blei, Ulmenholz umfingen mit dreifacher Hülle den ruhenden Leib, sechs Siegel verschlossen den Sarg, der Fischerring, den der Lebende so lange getragen hatte, wurde zerbrochen

und jedes Stück, als eine kostbare Reliquie, einem Würdenträger anvertraut. Wieder versammelten sich, als die Rede Pro Pontifice Eligendo verlungen war, die Cardinäle, wieder riefen sie zum Herrn und flehten, ihren Sinn zu erleuchten; dann stand jeder, dessen Name genannt war, auf, schritt zum Altar hin und legte seinen Stimmzettel in einen Kelch. *Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem?* Quicquid richtete ein Dechant die traditionelle Frage an den Cardinal Pecci. Er hatte des Herrn geharrt: er folgte dem Ruf des Herrn. Als man ihn wegführte, soll er einer Ohnmacht nah gewesen sein. Doch ehe er ruhen durfte, mußte er den ganzen Pomp der Huldigungfeier hinnehmen. Die Diener kleideten ihn in weiße Gewänder. Dialone warfen vor ihm Kerzen nieder, daß sie erloschen, und riefen: Wie dieses Licht, so vergehe der weltliche Ruhm! Auf Hände und Füße, auf den Saum seines Kleides preßten sich heiße Lippen. Von der Höhe einer Loggia herab breitete er die Arme aus und segnete die Ewige Stadt, segnete die katholische Christenheit. Und alsbald ward verkündet, der neue Papst werde sich Leo den Dreizehnten nennen, um sich als einen Verehrer Leos des Zwölften zu zeigen, des strengen Herrn, der wider Freimaurer und andere Keger gewüthet, im Jubeljahr 1824 eine Bannbulle erlassen und die Jeuiten zu neuer Macht geführt hatte.

Das gab eine Ueberraschung. Der Cardinal-Kämmerer hatte für einen milden Mann gegolten und als ein liberaler Papst, hieß es, würde er das Weihezeichen des *Triregnum* tragen. Zwar hatte er in heftigen Briefen an Victor Emanuel gegen die Besetzung des Kirchenstaates, gegen die Belästigung der Kongregationen und gegen die Civilehe protestirt, Priester, die vom Papst den Verzicht auf die weltliche Macht zu fordern gewagt hatten, mit der Suspension *a divinis* bestraft und Ratazzi hatte ihn einen bis zur Grausamkeit unbeugsamen Geist genannt. Doch das Alles war unter der Herrschaft des unerbittlichen Pius geschehen, in der ersten Zeit leidenschaftlichen Widerstandes gegen den Uirpator, und andere Stimmen hatten gesagt, diejer Cardinal, der ein Gelehrter und ein Dichter sein wolle, werde, sobald er selbständig handeln dürfe, sich von der natürlichen Sanftmuth seines Wesens leiten lassen. Und nun, wie um jede schüchternste Hoffnung zu enttäuschen, bei der Namenswahl schon die Erinnerung an den Mann, der die Gefängnisse der Inquisition wieder geöffnet hatte? Als *Crux de cruce* hatte Pius der Neunte auf der Kirche gelastet und abertauend unerfüllte Wünsche hatten auf Peccis Wappenspruch *Lumen in coelo* sehrend geblickt. Sollte der Strahl dieses Lichtes die zarten Keime jungen Hoffens wegsengen? . . . Die

Meinungen blieben getheilt und das Charakterbild des neuen Oberhirten war, von der Parteien Haß und Günst verwirrt, lange nicht klar zu erkennen. Er wird uns mit Storpionen peitschen, sagten die Einen; die Andern: Auf Petri Stuhl sitzt ein Jakobiner. In beiden Lagern suchte man Trost im Anblick seiner Gebrechlichkeit. Das war nicht Pius, dessen Gestalt bis ins Greisenalter straff geblieben war und dessen fleischiger Herrscherkopf von innerer Gluth gelehrt hatte. Dieses längliche, knochige, bleiche Asketenhaupt mit den dünnen, blutlosen Rippen würde die Tiara gewiß nur kurze Zeit tragen; diesen dünnen, fast diaphanen Leib würden sie bald auf das rothe Totentuch betten. Kaum hielt er sich aufrecht. Und schon am Tage der Huldbigung, als er, selbst weiß und schlank wie eine Wachskerze, schwankend durch das Spalier der Kerzenträger schritt, wurde in allen Winkeln des Vatikans geflüstert: Ein sterbender Papst! Seine Heiligkeit wird nicht lange unter uns wandeln. Ueber ein Kleines erlischt dieses blasse Licht.

Non videbit annos Petri . . . Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen; und noch immer hielt der nun Dreiundneunzigjährige in entfleschten Händen den Hirtenstab. Noch immer schwebte er, wie ein weißer Schatten, an hohen Feiertagen über den staunenden Häuptern der Gläubigen dahin. Noch immer auch schlug er mit unverminderter Kraft für seine Sache die Werbertrommel. Vor einem Jahr noch ermahnte er in eindringlichen Worten die Kezerheit, in den wärmenden Schoß der katholischen Kirche heimzulehren. Denn nur da lasse sich gut sein. Daß Vernunft Unsinn wird und eine materialistische Weltanschauung das Glück der Menschheit nicht mehrt, sei längst doch offenbar geworden. Was habe die Freiheit genützt, die Forschung, all der schöne Wahn, der seit den Tagen der Reformation durch die Hirne spukt? Die Moral ist zerrüttet, die Grundmauern der Staaten wanken: so strafe, so räche der Herr den Abfall vom wahren Glauben. Leo der Dreizehnte hat die Encyklika, in die er so hart rügende Sätze schrieb, sein Testament genannt. Und der Greis, der an der Schwelle der Ewigkeit schwachen Menschen solchen Scheidegruß sandte, hieß seit elf Jahren der moderne Papst.

Der Name gebührte ihm und wird ihm, trotz dem Testament, bleiben. Als Antonelli gestorben und der Blick des Pontifex nicht mehr durch trügende Schleier gehemmt war, hatte Pius geseufzt: „Mein Nachfolger wird von vorn anfangen und eine ganz andere Politik treiben müssen als ich!“ Das hatte auch Leo erkannt. Er fand das Papstthum der weltlichen Herrschaft beraubt und war zu klug, um sich der Hoffnung hinzugeben, diesen Verlust könne die Zeit je wieder aus dem Buch der Geschichte tilgen. Und die feinen

Nerven des Erben fühlten noch schlimmeren Verlust. Die hierarchische Zucht war straffer als je; Pius hatte dafür gesorgt, daß der Riesenkörper der Kirche dem leisesten Druck des Jügels gehorchte. Doch diese Kirche war in der modernen Welt ein Fremdling geworden; nicht den Regern nur, nein: auch vielen Gläubigen. Ueberall mühte sie sich in fruchtloser Willensanstrengung, Falzendes zu stützen, war alles werdenden Feind und nirgends neuen Wünschen erreichbar. Eine ehrwürdige Ruine, die sacht verwittert. Wohl galt noch immer das stolze Wort: Stat crux, dum volvitur orbis. Stand aber auch das Pontifikat so fest wie das Heilandskreuz, konnte es ohne innere Wesenswandlung allen kommenden Stürmen trotzen? Leo hat sich oft als Verehrer des Heiligen Thomas bekannt und gewiß im Archiv des Klosters auf Monte Cassino, wo das scholastische Genie des erwachsenden Neapolitaners gebildet ward, einmal die weisen Worte gelesen, die Cremonini, Galileis Freund, schrieb: Mundus nunquam est; nascitur semper et moritur. Niemals ist eine Welt; in jedem Augenblick wird sie und stirbt. Ein gutes Leitwort für Einen, der die Menschenwelt ewig wellender, ewig erneuter Illusionen beherrschen will. Nicht an Vergehendes darf er sich klammern. So aber hatte Pius gethan. Der war zufrieden gewesen, wenn sein hitziges Temperament sich in prachtvollen Unwettern ausgetobt hatte. Von keinem Kompromiß, keinem Pakt mit feindlichen Mächten mochte er hören. Sein Fluch, daran gab es für ihn keinen Zweifel, drang in den Himmel und rief Gottes Strafgericht auf der Sünder unreine Seelen herab. Wie Vielen hatte er geflucht, die ihr Haupt noch aufrecht trugen und ungebrochenen Muthes vorwärts schritten! Von einer anderen Methode hoffte Leo Gewinn für die auf allen Seiten bedrängte Papstkirche. Keine fleischliche Wallung schien über den hageren Greis Macht zu haben; nie sah man ihn zornig, nie kam aus seinem Munde ein schriller Ton. Er nahm das alte Programm der christlichen Platoniker wieder auf und folgte den Spuren des Doctor Angelicus. Wie die Kirchenväter sich bemüht hatten, die Philosophie, die Kulturschätze der Hellenen dem neuen Bedürfnis der jungen Christenheit anzupassen, wie Thomas von Aquino einen großen Theil seiner Kraft an die Aufgabe gesetzt hatte, den aristotelischen Geist in das Bewußtsein der Katholiken hinüberzuretten, so wollte Leo nun Kirche und Welt, Glauben und Wissen versöhnen. Allzu lange war die Kirche ein Hemmnis auf allen Wegen der Civilisation gewesen; sie sollte künftig, gerade sie, der Kultur den rechten Pfad weisen. Was halfen die Flüche gegen den neuen Geist? Man muß sich mit ihm einrichten, ihm Luft und Licht gönnen und, während die Linke ihn strei-

chelt, mit der Rechten unter väterlichem Zuspruch ihm die drohende Waffe entwinden. Die Menschheit muß wieder erkennen lernen, daß auch die Wissenschaft christlichen Ursprunges ist und daß keine unüberbrückbare Kluft den Forscher vom Gläubigen trennt. Das war das Ziel des neuen Papstes, mußte das Ziel eines Mannes sein, der den Muses nicht minder eifrig als seinem Gott diene, Dante zärtlich liebte und die ciceronischen Perioden seiner Hirtenbriefe so sauber feilte, als lange er nach dem Ruhm eines Literaten.

Der Kirchenstaat war verloren, seit am zwanzigsten September 1870 die italienischen Truppen durch die Porta Pia in Rom eingedrungen waren und Victor Emanuel gesagt hatte: *Ci siamo, ci resteremo*. Noch war die Wunde zu frisch, die Gewalt der Tradition zu groß, als daß der Nachfolger des neunten Pius daran denken konnte, mit dem Winderer seiner Macht Frieden zu schießen. Er blieb der im Vatikan Gefangene und protestirte, wann die Pflicht es gebot, pünktlich gegen den Raub. Doch in der Stille mag Leo sich oft gesagt haben, daß dieser Raub ein Glück für die Kirche war. Jede weltliche Herrschaft weckt Haß; und ein leidender Papst ist stärker als ein im Prunk eines Hofstaates thronender. Eine Kirche, die wirklich *ecclesiarum omnium mater et caput* sein will, braucht keine Hausmacht und wird durch die allzu enge Verbindung mit einem bestimmten Lande in ihrer Propaganda eher gehemmt als gefördert. In einer Zeit, wo in den Kanzleien aller Großmächte die Verträge sich zu kleinen Gebirgen häufen, hat Leo kein Bündniß gesucht; ihm ist zuzutrauen, daß er jede Bundesgenossenschaft abgelehnt hätte, selbst wenn ihm als Preis die Wiederherstellung des Kirchenstaates versprochen worden wäre. Wer sich heute Einem ganz hingiebt, hat morgen mindestens einen Feind; und der Papst will sich die Möglichkeit friedlicher Verständigung mit allen modernen Mächten bewahren. Als am zwölften November 1890 der Kardinal Lavignerie in Algier das französische Geschwader in einem Trinkspruch begrüßte, in dem gesagt war, der Katholik könne sich mit jeder Staatsform abfinden, hielt man das auf der Zunge eines Kirchenfürsten revolutionär klingende Wort für das Zufallsprodukt einer Laune. Man sollte bald erfahren, daß es sehr ernst gemeint und mehr war als ein Bekenntniß persönlichen Glaubens. Leo hatte sich der Mahnung erinnert, die Toten ihre Toten begraben zu lassen. Sein Ziel war nur zu erreichen, wenn die Katholiken unfruchtbarem Groll entsagten und aufhörten, sich als Gehilfen der Reaktion verhasst zu machen. Schon vor zwanzig Jahren schrieb er an die spanischen Bischöfe, die Behauptung, die Religion sei an das Programm einer politischen Partei geknüpft,

müsse als Irrlehre bekämpft werden. Das dünkt Manchen wohl banale Weisheit; wer aber vergangener — und nicht einmal allzu lange vergangener — Tage gedenkt, wird sich hüten, solches Urtheil zu fällen. Ueberall waren die Katholiken die Träger oder doch die Schutztruppen der Reaction. Gegen das Schisma, die Reformation, die Revolution, den Kulturkampf ballten sie die Faust und konnten die Entwicklung doch nicht aufhalten. Rußland war dem römischen Priesterkönig nicht zurückzugewinnen; in Frankreich zog kein neuer Roy von Papstes Gnaden ein; und das politische Werk Luthers und Bismarcks spottete ohnmächtigen Bornes. Ein Zustand, der die Katholiken zu dumpfer Thätlosigkeit verdamnte, durfte nicht dauern. Leo Tolstoi, der Heiland müder Artisten, konnte den Völkern predigen, hinter ihnen liege das Heil, und sie zur Umkehr ermahnen. Ein Papst, der wirken, Welt und Kirche versöhnen will, darf nicht das Dysangelium verkünden lassen, jeder vorwärts führende Schritt sei ein Verbrechen, eine Sünde wider den Heiligen Geist. In den Köpfen, selbst in denen oft, die der Glaube noch nicht floh, wacht ein uraltes Mißtrauen; immer regt sich, wenn von den Lebensrechten der Kirche gesprochen wird, an deren Mauer die drei Worte universitas, antiquitas, unitas locken und schrecken, die Furcht, die Tage der Gregor und Innozenz könnten wiederkehren und die lähmende Macht der Theokratie, die Gräuelt der Inquisition zurückbringen. Diese Gespenster hat der Entschluß Leos des Dreizehnten verschüchert. Er hat die Katholiken zu politischer Arbeit gerufen und von ihnen verlangt, sich in die Zeit zu schicken, so schlimm sie ihnen auch scheine. Er hat den Bund gebrochen, der die Schicksale von Thron und Altar an einander ketten sollte. Er hat offen und feierlich Frieden mit der Demokratie geschlossen, die so lange von der Kirche bekämpft worden war.

Der Erfolg hat für ihn entschieden. Als er an Rampolla, der damals Nuntius in Madrid war, schrieb, die Bischöfe sollten sich von der karlistischen Agitation fern halten, als er Monsignore Ezaki, den pariser Nuntius, mit der Mission betraute, zwischen der Republik und der Kurie einen modus vivendi zu schaffen, schüttelte mancher Cardinal das Haupt und wisperte, das lumen in coelo habe sich als ein Irrlicht erwiesen. Längst aber war nun jeder Zweifel verstummt. In Asien und Afrika sind die Quadern des hierarchischen Gefüges fester als je gefügt und in Europa ist die Macht des Papstthumes über alles Erwarten gewachsen; sogar mit Rußland ha- der kluge Politiker auf Petri Stuhl sich verständigt. Im Karolinenstreit hat Bismarck ihn zum Schiedsrichter erklärt und Wilhelm der Zweite hat seinen Rath erbeten, als der Versuch gemacht wurde, den Arbeiterschutz durch

internationale Gesetze zu regeln. So Großes, so Ungeahntes wurde erreicht, trotzdem der Papst offen erklärt hatte, die Kirche werde nicht unter allen Umständen mehr den alten Dynastien einen stützenden Rückhalt bieten.

Den Frieden mit der Demokratie hatten Männer wie Montalembert und Lacordaire längst empfohlen und mit lauterer Stimme als sie hatte Lamennais gesprochen. Er schuf den Bund zur Verteidigung der religiösen Freiheit und bemühte sich, von dem ebbenden Strom der katholischen Inbrunst zu den modernen Lebensmächten einen Weg zu finden. Die Kirche, so wollte er, sollte im werdenden Bewußtsein des Jahrhunderts feste Grundlagen suchen und ihre Diener sollten sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Charte stellen; vor allen Dingen aber sollte die Kirche vom Staat, der Staat von der Kirche frei sein. In allen Zungen klangen seine Paroles d'un croyant über die Erde hin und kündeten die Souveraineté der christlichen Völker. Der Bannstrahl, den Gregor der Sechzehnte gegen den unbotmäßigen Priester schleudern wollte, traf sein Ziel nicht; die Enchiklika Mirari vos ist vergessen und Lamennais lebt in der Geschichte des Katholizismus als einer der stärksten Wirker des neunzehnten Jahrhunderts. Vor ihm schon hatte Saint-Simon den Papst als Retter aus sozialer Noth angerufen. Im Nouveau Christianisme stehen die Sätze: „Das wahre Christenthum muß auch für das irdische, nicht nur für das himmlische Glück der Menschen sorgen. Dem Papst ist die Aufgabe gestellt, die Gesellschaft nach den sittlichen Grundsätzen des Heilands zu organisiren. Es genügt nicht, den Gläubigen die Gotteskindschaft der Armen zu predigen; die streitbare Kirche muß rücksichtslos alle Macht und alle Mittel anwenden, um schnell die moralische und die physische Lage der Klasse zu bessern, der die größte Menschenzahl angehört.“ Und ein Schüler Saint-Simons, der jüdische Bankier Isaac Pereire, wiederholte den Ruf des Meisters, als der Kardinal Pecci zum Papst gewählt war. „Wie konnte“, rief er (La question religieuse), „die Kirche bis heute verkennen, daß die Wandlung der Welt nicht ein ruchloses, antichristliches Werk ist, sondern von der Vorsehung vollendet ward, um den tiefsten Gedanken des Christenthumes in seinem göttlichen Glanz zu enthüllen? Nie ward von der Kirche die Erfüllung einer schöneren, ihres Stifters würdigeren Pflicht gefordert. Ist sie nicht zur Mutter der Waisen, zur Schützerin der Unterdrückten bestimmt? Sie hat die Sklaverei der Heidenzeit beseitigt und das Joch der Feudalherren gebrochen: sie muß auch den modernen Arbeiter aus den Banden der Hörigkeit erlösen. Nur die starke Organisation der katholischen Kirche sichert ein solches Wirken großen Stils. Solche Wirksamkeit wird erst möglich, wenn

über den Gesetzgebern, den Gelehrten, den Fabrikanten-Apostel stehen, Missionare, die bereit sind, ihr Leben dem Heil der Menschheit zu opfern, unabhängige Männer, die den Muth haben, Allen die Wahrheit zu sagen. Und wo wären solche Männer zu finden, wenn nicht im Bereich der Kirche?“ Wir wissen nicht, welche dieser Stimmen bis ins Ohr Leos des Dreizehnten drang. Doch was sie ersehnten, hat er vorzubereiten versucht. Am fünfzehnten Mai 1891 erging an die ehrwürdigen Brüder im katholischen Glauben die Encyclica *De conditione opificum*, die mit den Worten begann: *Rorum novarum semel excitata cupidine*. . . Die Neuerungssucht, an der seine Vorgänger sich geärgert hatten, war ein Faktor geworden, mit dem der Papst rechnete. Bis zu diesem Tag hatte in Rom nur alte Münze gegolten.

Dst ist seitdem die soziale Aktion verhöht worden, die damals so geräuschvoll begann und die dann so schnell wieder endete. Von den überschwänglichen Hoffnungen, die sich ans Licht wagten, als der Papst den Pilgerzug der französischen Arbeiter im Vatikan empfing, ward keine erfüllt, konnte keine erfüllt werden. Nur fromme Einfalt verstieg sich bis zu dem Wahn, der Heilige Vater vermöge mit einem Wink seines Zauberstabes die Noth zu lindern, unter deren wechselnden Formen die Menschheit seit Jahrtausenden ächzt. Dennoch sollten die Spötter ihren Wis für bessere Gelegenheit sparen. Es war eine große Stunde, die in einem mit der Tiara geschmückten Haupt den Entschluß gebar, „ins Volk zu gehen“ und die Dynastien, den ganzen Heerbann der sich allein legitim dünkenden Mächte ihrem Schicksal zu überlassen. Einst werden späte Thomisten vielleicht dem aufhorchenden Erdkreis künden, daß in dieser Stunde die Renaissance der katholischen Kirche begann.

Die Kirche kann warten; und kluge Päpste waren immer geduldig: *patiens quia aeternus*. Die Starrheit war gewichen und in der Gemeinschaft der Gläubigen neues Leben erwacht. Schon wagte man, von Reformen zu reden, wurden die alten Mauern untersucht und die Hand, die auf hohle Stellen wies, brauchte nicht mehr zu zittern. Wer hatte sich früher um die Sendschreiben des römischen Bischofs gekümmert? Jetzt wurden sie von allen Gebildeten gelesen, von Gelehrten und Politikern kritisiert und in der akatholischen Presse besprochen. Das Papstthum ist wieder eine geistige Macht geworden und mählich lösen sich nun auch die Märchenschleier, die diese Institution dem Auge verhüllten. Niemand glaubt heute noch, daß alle Päpste ein orgiastisches Schlemmerleben führen; die Borgia sind auch im Vatikan eben so selten wie die Hildebrand. Als Guzkow seinen Rationalistenroman gegen den römischen Zauberer schrieb, sah er den Papst noch als eine

Riesenspinne, die Alles aussaugt, was ihr flatternd naht, alle regiamen Kräfte zu umstricken strebt. Und viel später noch, da längst schon der Ruhm des Jungen Deutschland verblichen war, dachten wir, wenn vom Papst gesprochen wurde, an Benedikt den Bierzehnten, der, während er von der Loggia der Peterskirche den Segen spendete, sich selbst den größten Betrüger genannt haben soll: „In der Menge da unten betrügt Einer den Anderen; und ich betrüge sie Alle!“ Wir sind nüchterner geworden, skeptischer, doch auch gerechter. Wir stellen uns vor, daß es im Vatikan nicht anders zugeht als an anderen Höfen; nur sind die Höflinge, ist die Bureaokratie da klüger, nach vernünftigerer Auslese auf die Höhe gelangt. Und in diesem Gewimmel herrscht nicht die Sucht, die Geister zu knebeln, der armen Menschheit ihr Wischen Glück zu rauben und alles Licht, alle Lebenslust auszulöschen. Wir sehen Menschen, die ihre kleinen Geschäfte machen und meist wohl überzeugt sind, daß ihr Wirken der großen Christengemeinde frommt. Der Greis, dem sie gehorchten, wurde von Todfeinden des Katholizismus bewundert, aber kaum von Einem, der ihm nicht unterthan war, gefürchtet. Rom hatte den schreckenden Nimbus verloren; und Leo der Dreizehnte war der moderne Papst.

Gebührte der Name ihm wirklich, auch nach der unmodern klingenden Enchiridion, die er sein Testament genannt hat? Auch sie ist von einem gebildeten Manne verfaßt. Wie Leo, so haben größere Pessimisten über die „Errungenschaften der Neuzeit“ geurtheilt; nur haben sie den Enttäuschten dann nicht das älteste Heilmittel angepriesen: die Religion. Das aber muß jeder Papst thun, wenn er sich selbst nicht aufgeben will. Er kann nur gerade so modern sein, wie es der Rang und der Pflichtenkreis, in den er gebannt ist, ihm erlaubt. Doch solche Grenzen sind in der engen Welt der Interessen und Leidenschaften nicht nur Päpsten gesetzt. Der Schüler des Heiligen Thomas hat in seinem Testament nicht anders als früher gesprochen. Schon elf Jahre vorher hatte er geschrieben, die Fundamente der Gesellschaft seien erschüttert, weil sie sich vom rechten Glauben abgewandt habe. Die alte Formel, die höchstens überraschen konnte, weil man den Papst mit moderneren Dingen beschäftigt glaubte. An das Ohr des Neunzigjährigen war von den wirren Geräuschen der Welt längst wohl nur noch ein fernes Brausen gedrungen. Er ahnte nicht, welcher Zwiespalt sich in den Gemüthern aufgethan hat; und hätte ers gewußt: er vermochte die Klust nicht zu schließen. Man könnte einen Papst träumen, der Jesu Lehre nachlebte, allem Glanz entsagte und mit den Armen als Armer hauste. Er wäre eine interessante Gestalt, doch kein Papst mehr, nicht die weithin leuchtende Spitze der Pyramide, die in langer

Säkulararbeit von den feinsten, erfahrensten Geistern aufgethürmt worden ist. Ein Papst mag modern sein, die Zeichen der Zeit erkennen und das Schifflein Petri vom Ballast der Jahrhunderte entbürden: er bleibt der Hüter einer Institution, die, um zu dauern, sein muß, wie sie ist, wie sie immer war. Leo der Dreizehnte hat durch klugen Takt, durch stille Benützung des nützlich Möglichen erreicht, daß die Gebildeten seiner Stimme wieder lauschen, ihn ohne vorurtheilenden Haß hören lernten. Er hat die stärkste Organisation, die je erfunden ward, dem Anspruch des neuen Tages angepaßt. Seine politische Technik war ganz modern, so modern, daß jeder Staatsmann, jeder Großindustrielle sie mit Nutzen studiren wird. Da aber endet auch des Mächtigsten Macht. Das Lebenswerk eines ungewöhnlichen Menschen reicht kaum hin, um das Daseinsrecht der katholischen Kirche zu sichern, um zu zeigen, daß in jedem Staat, mit jedem politischen Glauben ein Katholik dem Dogma treu bleiben und selig werden kann. Nun aber naht ein anderer Kampf, der nicht Rom allein, sondern die tiefsten Wurzeln der Christenlehre bedroht. Langsam dämmert der Menschheit die Erkenntniß, daß sie wählen, neue Sittlichkeit suchen, sich eine neue Geistesheimath schaffen muß. Das Gebet, das von der Lippe gelallt und vom Handeln auf Schritt und Tritt verleugnet wird, der leere Kult kraftloser Heuchelei hilft nicht weiter. Der Papst, der diesen Kampf zu bestehen und aus den Ruinen die Herrschaft der Kirche ungemindert zu retten vermag, wird das größte Wunder der Christengeschichte wirken.

* * *

Das schrieb ich einst über den lebenden Leo; und wüßte es heute nicht besser zu sagen. Seitdem hat auch Rom das Waffengellirt vernommen, hat mancher Priester unruhvoll über die witternde Mauer gelugt, um zu sehen, ob das Heer schon zur Belagerung anrückt. Noch naht es nicht; es rüstet sich erst, ordnet die Reihen und füllt die Rücken mit hastig geworbenen Rekruten. In Frankreich, dem alten Experimentirgelände der Menschheitsgeschichte, regt sich. Pfäffischer Uebermuth, der den Staat ins Kirchenjoch ducken möchte, soll niedergezwungen werden. So war anfangs das Feldgeschrei; ungefähr wie in Mirabeaus Tagen, da man auszog, den Mißbrauch der Feudalrecht zu sühnen, und in Blutströmen die Reste theokratischen Wahnes ertränkte. Schon ahnt das weisichtige Auge, daß auch diesmal der Marich über das Ziel hinaus führen wird, das enger Troupiergeist ihm wies. Der Eintagsruhm der Combes und ihres kuttenseindlichen Gefolges wird bald verblasen, die Mönche, die Nonnen werden ins Land des Heiligen Ludwig zurück-

Lehren: doch den Antichrist, den Erzfeind alles holden Spules, wird kein frommes Geßall je mehr von dem aufgewählten, entweichten Boden verbannen. „Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben“, sprach Schopenhauer; und Hunderttausende fühlen es, Millionen heute mit ihm. Fühlen, daß die ehrwürdige asiatische Lehre für das gewandelte Leben des Europäers nicht taugt, daß er sie in jeder Stunde frischen Wirkens verleugnen und, als Heuchler, den wahrhaft Frommen ein Gräuel, den muthig Gottlosen ein Spott werden muß. Keine Reform, kein auf dem Saumpfade der *ratiocinatio* geflücktes Kräutlein kann die siechen Gewissen heilen; selbst Luthers Werk war nur der geniale Irrthum eines Menschenverkenners, den der Ekel von bunten Götzenbildern zum Logosdienst zurücktrieb, zum laßtesten, armsäligesten aller Götzen, und den Rom längst nicht mehr zu fürchten hat. Nicht eine Reformation: nur eine Revolution, die keinen Stein des alten Lehrgebäudes auf dem anderen läßt, kann Roms Wälle brechen; und von Gallien zieht ein schweres Wetter herauf. *Mea culpa*, schrie auf dem Sterbebette der Papst; und viele Kirchenfürsten fanden, die Selbstbeschuldigung sei hier mehr als eine sakramentale Formel. Truger, der da im Todeschweiß lag, nicht wirklich den größten Theil der Schuld? Warum mußte er von dem alten, durch tausendjährige Tradition geheiligten Weg abbiegen, die Könige ihrem Schicksal überlassen, sich der Demokratie verbänden und öffentlich von der trostlosen Lohnsklaverei des Proletariates reden? Warum der wirren Menge den Heiland als hörigen Menschen zeigen, der fast bis ans Ende seiner Tage *opere fabrili*, durch Handarbeit, sein Leben fristet? Wer dem Bösen erst einen Finger reicht... Die wider den Kommunismus geschleuderten Bannflüche verhallten, der christliche Sozialismus wirkte fort. Nein: Rom mußte bleiben, was es gewesen war; nur im Bund mit den herrschenden Staatsmächten konnte es gedeihen. War erst ein Steinchen gelockert, dann konnte über Nacht der ganze Bau stürzen. In Frankreich merkt mans: hätten wir uns der Republik versagt und das Lilienbanner der Legitimität hochgehalten, Alles stünde besser. Wer weiß? Der Mann aus Carpineto hat schließlich nur um Bewunderung gebüßt.

So raunten Einzelne, dachten Viele. Sie kannten den Geist nicht, der a langsam, wie die scheue Schnecke dem Haus, der verlebten Hülle enttroch. Der Tod, sagt Dickens irgendwo, giebt oft auch Alten noch einmal das Kinderesicht zurück und läßt im Greis uns den Jüngling ahnen. Sah in dem spitzen, hlassen Gesicht des Papstes Leo Keiner die Züge des jungen Joachim? Als Anna becci ihrem Eheherrn Lodovico den Knaben gebar, saß in Sankt Petersburg ein rommer Streiter, der die Säge schrieb: *Il n'y a plus de religion sur la*

terre; le genre humain ne peut rester dans cet état. Mais attendez que l'affinité naturelle de la religion et de la science les réunisse dans la tête d'un seul homme de génie. L'apparition de cet homme ne saurait être éloigné et peut-être même existe-t-il déjà. Der Prophet hieß Joseph de Maistre und war der stärkste, der mit der reichsten Bildung gerüstete Vorkämpfer der römischen Kirche, der einzige, der damals mit Geistern vom Schlage der Hume, Bacon, Gibbon getrost den Strauß wagen durfte. Und schon er sprach, neun Jahre vor dem Erscheinen seines berühmten Buches „Ueber den Papst“, das Wort: „Die Religion lebt auf Erden nicht mehr“. Der Retter, den er ersahnte, lag, dicht beim Städtchen Anagni, in den Windeln. Keinen neueren Autor hat Leo so oft citirt wie Joseph de Maistre; von ihm hat der politische Papst Brauchbareres noch gelernt als vom Heiligen Thomas. Das Wichtigste dankte er ihm: den festen Glauben an die natürliche Affinität von Religion und Wissenschaft. Dieser Glaube wurde sein Stab, blieb seine Stütze bis an die äußerste Schwelle des Greisenlebens. Doch einem Wissenden nur konnte dieser Stab vorwärts helfen: und so saß der Bischof von Perugia, der Cardinal-Kämmerer, der Papst denn Nächte lang über Büchern und Papier und nährte das hungernde Hirn mit weltlicher, von der Indexkongregation mißtrauisch beschnüffelter Speise. Wer hatte vorher einen Pappas geträumt, der neben dem Heiligen von Aquino in einer Encyclica, ohne zu zaudern, Bastiat nennen würde? Der ex cathedra über Zins, Lohn, Wucher, Strike spräche, recht wie ein von der Mehrzahl gewählter Höfling der Menge? Leo war bei Ricardo und Henry George fast so heimisch wie bei Aristoteles und Dante, seinen Lieblingen. Er fühlte, daß solche Kenntniß Dem unentbehrlich war, der mit den großen, leuchtenden Zeichen der Zeit gehen wollte. Auch sein Streben war, sich den herrschenden Mächten zu verbünden; nicht aber, wie der murrenden Cardinäle, den morschen, die sich müde schon ins Grab hinbetten mochten, sondern denen, die zu neuen Sonnen emporstiegen. Den Weg ins nächste Reich der sozialen Nothe hatte er nicht selbst gebahnt; Retteler, Manning, Ireland, Gibbons, Graf de Mun, Winterer, Decurtins waren, auf der Spur von Saint-Simon und Lamennais, vorangeschritten. Nun aber tönte die neue Weise vom Sitz Petri zu der lauschenden Menschheit hinab. Und dort oben saß ein belehrbarer, jede neue Erfahrung nützender Greis, der aufhorchte, als Erzbischof Ireland in Baltimore rief, Jesus habe the social question zur tiefsten Grundlage seines Heilandwaltens gemacht, und sich vom Cardinal Gibbons das Bannwort gegen die knights of labour von der Lippe fortbitten li. ß. Den Mahnern wurde das Werk nicht einmal schwer. Schon in den Fastenbriefen

der Jahre 1877 und 78 hatte Bischof Pecci sich als den Schüler christlicher Sozialisten bekannt, vom Leben des Arbeiters, vom Los der im industriellen Großbetrieb überanstrengten Frauen und Kinder gesprochen. Daß er seitdem nicht taub geworden war, lehrten die Encykliken vom Mai 1891 und vom Februar 1892. Die erste beklagt „die Proletarier schaar, die in beinahe slavischer Frohn seufzt“; in der zweiten steht der denkwürdige Satz: „Nur die Kirche Christi vermochte bis heute ihre alte Herrschaftsform zu bewahren und wird sie bis ans Ende aller Tage unverändert behalten; auf hundert Blättern aber lehrt die Geschichte, daß in rein menschlichen Gesellschaften die politischen Einrichtungen stetem Wechsel ausgesetzt sind, wie die Zeit ihn, die große Wandlerin, mirkt.“ Dieser Wechsel beschränkte sich manchmal auf winzige Aenderungen des geltenden Herrschaftsrechtes, schaffe oft aber auch ganz neue Gebilde und verleihe den früher Machtlosen im Staate die höchste Gewalt. Dieser Satz, der den französischen Klerus aus unfruchtbarem Hoffen aufscheuchen sollte, schlug von Sankt Peter die Brücke zur Demokratie. So weit war der Jünger Josephs de Maistre gekommen; so dicht stand er nun bei Galileis skeptischem Freund. Sah seines Geistes Auge den nahen Zusammenbruch des Hauses Savoyen? In einer Italerrepublik gab es nur einen gekrönten Herrn, der sich auch ohne Territorialbesitz, als ein freier, nicht mehr gefangener Papst, dem Volk zeigen konnte. . . . Doch daran hat Leo wohl kaum gedacht. Ihm wars nicht um den Schein und er hat nie, mochten die rothen Männer es noch so oft wiederholen, um Bewunderung gebuhlt. Wie Goethes Gregor, sah er das Große groß, das Kleine klein. *L'affinité naturelle de la religion et de la science*: Das schwebte ihm vor. Nicht hoch zu Ross konnte er, wie die alten Päpste, mit blankem Schwert seinem Glauben den Erdkreis erobern; geräuschlos mußte er, sacht, die befreiten Geister ins Spinnengewebe zurückschmeicheln.

Das hat er vollbracht, der Milde, Reife, den die Gegner auf und nach dem Konklave einen Wirrkopf hießen, einen mit thomistischer Lünche bestrichenen Duzendpolitiker, der, mit seinem eckigen Knochenbau, mit dem schleppenden Gang und der näselnden Stimme, nach der massigen Hochgestalt Mastais wie das Zerrbild eines Papstes wirken müsse. Er kam ans Ziel, weil er sich hütete, das Schifflein Petri je unachtsam gegen den Strom zu steuern. Eine Welt trauert um ihn. *Lumen in coelo* . . . Vom Fenster des Vatikans sah er noch einmal die Sonne, sah weithin über die Häupter der Christenheit und schloß das müde Auge, ehe von Gallien her die Belagerer vor die Engelsburg rückten.



Große Berliner Kunstausstellung.

Im vorigen Jahr sagte man von der Großen Ausstellung, sie sei doch ganz gut, in diesem Jahr nennt man sie schon recht häßlich, vielleicht bringt sie, die vielverrufene, es noch dahin, daß man sie erträglich findet. Ein Bißchen mehr Rücksicht auf ästhetisch Herzleidende, damit sie künftig keinen Kongestionen ausgesetzt wären: sollte Das nicht auch noch zu erreichen sein? Herr Professor Arthur Kampf, der verdienstvolle Reformator der „Großen“, schüttelt trüb lächelnd das Haupt: er thut ja schon das Mögliche, Gutes, Besseres, als man gewöhnt war, herbeizuschaffen und selbst solche Werke einzuschmuggeln, die sicher zu der Mannsteinkunst verwiesen würden, wenn es bei der Führung nicht gelänge, die Allerhöchst-Besichtigenden geschickt in Rückenstellung zu diesen Schenseligkeiten festzuhalten; aber den Erdentrost abzuschütteln, den zu tragen ihm nun so peinlicher sein mag, als er wirklich nicht sehr reinlich ist: Das vermag der muthige Herr Professor nicht. Er ist an die Rangliste gebunden. Vom Vicefeldwebel aufwärts in der bildenden Kunst preussischer Provenienz untersteht der Künstler dem Machtpruch der Jury nicht mehr; wer also einmal Lehrer oder gar Professor an einer Kunst- oder Kunstgewerbeschule ist, hat seinen Dienstplatz in Moabit, hat „sein Recht auf Strafe“, kann verlangen, sich so lächerlich machen zu dürfen, wie es ihn nützlich dünkt. Leider verzeichnet der Katalog Aemter und Würden der Ausstellenden nicht; sonst würde man bald klar sehen, warum immer noch so viele Erbärmlichkeiten das Auge dort beleidigen dürfen.

Von diesem Uebelstand und einigen anderen abgesehen, muß, wer überhaupt zur friedlichen Verständigung mit der leidfülligen modernen Kunstpflege neigt, den Fortschritt gegen früher unumwunden anerkennen. Nicht nur der enger gezogene Umfang — tausend schlechte Bilder weniger in jedem Jahr: Das bedeutet einem normalen Nervensystem schon eine erhebliche Entlastung —, auch die Verbesserung der Qualität und namentlich der beim Arrangement bewiesene gute Geschmack verpflichtet jeden Kunstfreund zu Dank. Neurasthenikern, die sich vor dem unvermeidlichen Maßmachen beim Baden fürchten, ist nicht zu helfen: durch den Elite-Saal, mit den Frühlingsparaden und den Schlachten aus den Frikienkriegen, muß man hindurch; auch kommt man leidlich rasch vorwärts, weil dort selten mehr großes Gedränge ist. Nicht ganz so schmerzlos sind die Prüfungen, die des Gewissenhaften in den beiden Halbtrotunden harren: sie sind die eigentlichen Schreckenskammern; hier sind Fußangeln und Selbstschüsse gelegt und zu beneiden sind jene Künstler nicht, die dort das Amt der Sirenen auf sich nehmen, wozu heuer der Bildhauer Otto Lessing mit einer Sammelausstellung seines Werkes dienen mußte und Billé Valgren mit seinen phantastischen, etwas stark mit Poletterie überladenen kunstgewerblichen Metallgebilden.

Der von Alfred Balde neugestaltete Festsaal mag dem in jedem Jahr wiederkehrenden weltgeschichtlichen Moment der feierlichen Eröffnung des moabiter Jahrmarktes Rechnung tragen: er ist imposant, in den sicheren Maßen der Hochrenaissance kräftig und harmonisch gegliedert, dabei in Farbe und Ornament glücklich auf moderne Empfindung gestimmt, ohne die Geckereien der kürzlich von der Wiener Sezession propagirten Raumkunst, — nur für die in ihm aufgehängten Bilder taugt er nicht. Oder die Bilder nicht für den Saal. Es ist auch kaum zu hoffen, daß je Bilder gefunden werden, die mit dieser Architektur künstlerisch zusammenklingen. Eine so selbständig bedeutende Raumgestaltung verlangt einen sich ihr einordnenden Bildschmuck der Wände; so lange ein solcher sich nicht einstellt, dürfte am Besten die Plastik hier untergebracht werden. Bei diesem Saal war der berliner Zug ins falsche Großartige einmal wieder ein starker Rechenfehler, der vermieden werden konnte, wenn man sich entschlossen hätte, die musterhafte Gliederung nachzuahmen, die Friedrich Nagel der vorjährigen großen Ausstellungshalle in Karlsruhe zu geben verstand. Das Ideal wäre ja: für jedes Kunstwerk ein Raum; geht Das bei dem Bazarcharakter unserer Ausstellungen nicht an, so bleibt nur der Weg, kleinere Gruppen innerhalb der Massenentfaltung wieder für sich abzugrenzen. Das war in Karlsruhe gelungen.

Die Mitte des neuen Saales beherrscht Hugo Lederers (für einen Brunnen vor der Breslauer Universität bestimmter) „Fechter“. Dieser Bildhauer ist seit seinem hamburgener Bismarck der Mann unserer guten Hoffnung in der Zeit der, wie es scheint, nicht einzudämmenden Denkmälerwuth. Bewies er beim Bismarck und dann bei den Gruppen „Krieg“ und „Friede“ für die görlitzer Ruhmeshalle, von denen das Modell zum „Krieg“ hier auch wieder gezeigt wird, das stärkste architektonische Empfinden unter unseren Plastikern, so spricht diese Fechterstatue nun auch für sein Vermögen, den seelischen Ausdruck eines Körpers mit dem sinnlichen Reiz des ganz in die Form aufgegangenen funktionirenden Lebens zu umkleiden. Der glücklichste Moment, den diese Kunst am lebendigen Körper erhaschen kann, scheint immer der die Vorbereitung einer bedeutsamen Handlung kennzeichnende und dann der nach Entladung des Affektes vor der voll wieder eintretenden Ruhe liegende zu sein. Das wußten freilich die Alten schon; aber es ist erfreulich, weil selten, daß es auch ein moderner Künstler wieder wissen will. Der Rücken dieses männlichen Körpers namentlich ist in dem Widerspiel von Spannung und Ruhe, bei trefflicher anatomischer Gliederung, von großer Schönheit. Sonst ist unter den deutschen Bildwerken wenig, dessen man ganz froh werden könnte: Adolf Brütt's Schwerttänzerin, seine Diana und die Doppelbüste seiner Söhne rechtfertigen aufs Neue die Werthschätzung, die ihren Schöpfer als den feinsten und reifsten im Kreise der neuwilhelminischen berliner Bildhauer-

schule bezeichnet. Ferdinand Lepke hat von seinem bromberger Monumentalbrunnen die Sintfluthgruppe ausgestellt; Größe und eine gewisse Technik sind ihr nicht abzuspochen, aber der Vorwurf geht doch wohl „über die Kraft“ unserer Zeit und des Künstlers.

Der Gang der Malerei zum Erzählen, zur Novelle, der seit drei Jahrzehnten so heftig bekämpft wird, scheint sich jetzt bei den Plastikern einzuweisen zu wollen. Denen aber sollte man ihn noch erbarmungslos austreiben; denn es ist klar, daß er da zur tiefsten Barbarei herunterzerrt. Die in Gips, Bronze und Marmor vorgetragenen Feuilletons der moabiter Ausstellung sind deren schlimmste Geschmacksverderber. Im Gliede der Kolportageplastiker obenan steht Herr Eberlein, der Mann von gestern, heute und morgen, der das gesammte deutsche Genie noch auszuhauen berufen ist: „Auf dem untergehenden Schiff ‚Itis‘ bringt der Kapitän Braun im Angesicht des Todes das letzte Hurra auf Seine Majestät den Kaiser aus. Gipsgruppe.“ Vermuthlich als Geschenk für die Kaiserin-Mutter von China bestimmt? Nicht ganz ohne höhere Töchter-Romantik, doch anmuthig und rein in den Formen giebt sich „Eine Frage“ von Reinhold Voelsig; das Werk könnte einen lauschigen Parkwinkel mit sanftem Anklang an das Leben des Herzens schmücken; auch die Brunnenfiguren des Dresdener Poepelmann und des Münchener Hinterseher, beide nur „seiend“, nicht erzählend, verdienen als liebenswürdige Arbeiten doch vollen Beifall. Herber, aber auch bedeutender ist die humorvolle Knabenfigur Karls Seffner, auf den die Nachbarschaft Klingers so sichtlich einwirkt. Vom Karlsruher Holz ist die starke innere Bewegung ausdrückende „Keue“ da und ein etwas ängstlich nach alten Kupfern wiedergegebener knitteriger Michelangelokopf. Unter den zahlreichen guten deutschen Portraitbüsten wären die zu nennen, die Schaus von den Malern Meyn und Starbina gemacht hat und die Rümans von Pettenkofer und von Nikolaus Gysis.

Die Medaillen und Plaketten von Rudolf Vosselt lassen das Bedauern recht lebhaft werden, daß die Mathildenhöhe bei Darmstadt nach und nach verwaissen soll: so muthig spricht sich ein rein künstlerisches Sehen, spricht sich das Belehnen zu vornehmer poetischer Empfindung und Gestaltung des Lebens nur aus, wo eine Kultur hinter dem Künstler steht, — wäre es auch nur die einer esoterischen Künstlerschaft wie die der darmstädter Kolonisten. Deutlich tritt Das auch bei den Belgiern, die hier gezeigt werden, hervor. Die flämische Plastik hat in neuester Zeit zwei suggestiv wirkende Lehrer gehabt: Meunier, den wir gut kennen, und Jef Lambeaux, von dem meines Wissens in Deutschland noch fast gar nichts gezeigt wurde. Sein Schüler ist Jules Lagae und die Arbeiten, die ihn hier vertreten, geben ein gutes Bild der starken Begabung für Plastik, die man im heutigen Brüssel als

ein erfreulichstes Stück neuer Kunstkultur bewundert. Lagae schickte nur Portraitbüsten, deren Aehnlichkeit wir nicht kontrolliren können, auf deren erschöpfende Psychologie wir aber schwören möchten. Und Das ist es: dieses Treu- und Untreuesein zu gleicher Zeit der Wirklichkeit gegenüber, dieses Ergründen und Verklären, und wie alle individuellen Dissonanzen des Modells in der Harmonie der frohlockenden Kunstform aufgelöst erscheinen. Am guten Kunstwerk freut man sich immer über einen Sieg, den der Künstler errungen hat; seine letzte, feinste artistische Wirkung ist diese sich aussprechende Freude über die erlangte Freiheit. Von den deutschen Plastikern — natürlich rede ich hier nicht von der immer vorhandenen Triumphgrimasse der Ritz- und Bildhauer — kommt selten einer zu dieser letzten Errungenschaft; und gelingt sie ihm, darf er sich ihrer freuen, so schmilzt sein Siegerlächeln noch oder ihm ist ein Zug von moralischer Wichtigkeit beigemischt: Ja, mein Lieber, es war auch eine Anstrengung, so weit zu kommen! Die vornehme Art dieses Lächelns, die vom hergestellten Gleichgewicht zwischen Empfindung und Anstrengung zeugende, haben nur die Plastikern lateinischer Schulung. Lagae ist ein vornehmer Sieger.

Außer ihm sind von Belgien noch Dillens, Meunier und Binçotte (mit der sehr schönen Büste der verstorbenen Königin) gut vertreten. Auch von dem taubstummen Maler Laermans sind zwei ältere Bilder da; diesen sonderbaren Mystiker, der maeterländische Empfindung in Farben umsetzt, die so geheimnißvoll klingen und singen, der seine Menschen so beklemmend determinirt sich bewegen läßt, sollte ein berliner Kunstsalon uns einmal in einer Sammlausstellung vorführen.

Breiter noch als in der Plastik ist das Ausland in der Malerei vertreten. Auch hierin zeigt sich Arthur Kampf als guten Taktiker: man kann ihm diese „Kampf-Weise“ wohl zugestehen der Sezession gegenüber, die Jahr für Jahr ihr mageres Eigenthum durch große Tote und fremde Triumphatoren des Impressionismus bis über das Drittel der ausgestellten Werke zu verstärken pflegt. Er braucht dazu heute nicht einmal mehr besondere Kniffe; die französischen Kunsthändler haben lange im Tresor verwahrte Effekten jetzt an die Börse gebracht und eine starke Haufe in Impressionismus bewirkt. Manets, Monets, Renoirs, Pissaros und Cézannes kann man jetzt kaufen, so viel man will, — nur muß man Geld in seinen Beutel thun. Dafür wird jetzt „Meinung gemacht“, wies an der Börse heißt. Nur die „Neo-Impressionisten“ taugen noch nichts; deren Konjunktur kommt erst in zehn bis fünfzehn Jahren und einstweilen kann man sie in Paris noch für zwei- und dreihundert Franken das Stück handeln. Natürlich wird man sich der Kantstraße etwas ärgern; drei gute Bilder von Puvis de Chavannes hen zu können, mindestens einen vortrefflichen Monet, Sisley und außer

den schon Genannten die Vorläufer der Lichtmalerei Boudin, Jongkind und Espine: Das muß die „Große“ auch für Gourmets besuchenswerth machen. Die erwähnten Schätze hängen alle in einem kleinen Cabinet, an dem man, ohne daß es auffiele, auch vorbeigehen kann, in dem der Kunstfreund aber sein vollstes Behagen, wenn auch jenseits der Soll- und Müßigkeit der Nichtsalsimpressionisten, finden wird. Löse nur Jeder sein Verhältniß zur Malerei, der den „Weg“ dieser Revolutionäre und Märtyrer nicht als richtigen und zwingenden erkennt: aber einen Idioten braucht deshalb Der noch nicht sich schimpfen zu lassen, der das „Ziel“ dieser Malerei höher gesteckt wünscht, der von der Studie zum Bild hinmöchte. Aber liegt nicht oft schon ein Ziel im Wege selbst? Ist es wirklich, auf das Werk bezogen, ganz unwesentlich, ob es die Arbeit eines Jahres oder die eines Tages, einer Stunde vielleicht nur darstellt? „Ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen“, — schön; man mache sich aber vor der hier gezeigten Schneelandschaft von Monet nur klar, was ein Temperament bedeutet, das mit ein paar Hundert Pinselstrichen — nicht mehr! — in wenigen Stunden dieses Gewirr von Farbenflecken wie mit einem Besen so auf die Leinwand streicht, damit diese eminent scharfe Impression einer von der Abendsonne überflutheten eingeschnitten Dorfstraße entstehen konnte. Was an Noth und Wollust, an jagender Berechnung den Künstler in der zusammengedrängten Leidenschaft dieses Zeugungsaltes beherrscht hat, tritt in dem Werk nun eben auch wieder zu Tage und bewältigt uns als Zauber einer Persönllichkeit, die von einem Dämon besessen erscheint, während sie ihn doch zu fruchtbarem Gehorsam gezwungen haben muß.

Die große Dekoration von Puvis de Chavannes für die Boston-Bibliothek finde ich etwas leer; in ihrem ganz allegorischen Charakter fehlt ihr der eigenste Vorzug dieses Meisters, die Erde, das Leben, den Menschen mit seiner Arbeit in eine ideale Sphäre gerückt zu geben. Die beiden Bilder *Le Cidre* und *La Rivière* (von den Gelehrten des berliner Kataloges „Die Riviera“ übersetzt!), mit den großzügigen freien Rhythmen der Gruppen, lösen mir eine stärkere Empfindung aus, während „Die Heiligen“ wieder eine für Puvis ungewöhnliche scharfe Accentuirung des Inhaltes und der Linie aufweisen. Was von diesem „Ghirlandajo des neunzehnten Jahrhunderts“ jetzt noch ambulant in der Welt herumfährt, ist freilich immer nur schwacher Abglanz der Monumentalwerke an ihren festen Orten; es sind Paralipomena der großen Epen, die Puvis gesungen hat. Ein Belgier, der den klassischen Namen Ciambrellani führt, schreitet in Puvis' Fußstapfen und stellt hier drei riesige Rahmen mit Temperamalereien, sich zum Verderben, neben dem französischen Meister aus. Glücklichere Schülerschaft spricht aus einigen anderen Belgiern; da ist Paul Mathieu mit kühnen Lichtproblemen in Landschaften zu nennen, namentlich aber Adrien Josef Heymans mit seinem Sonnen-

aufgang in den Stämpfen der Kempe, ferner Charles Mertens und Alexandre Marcette, die die Schatten und Spiegelungen in dunklem Wasser reizvoll behandeln. Sie haben die impressionistische Technik sich so einverleibt, daß man an das Rezept nicht mehr erinnert wird; erst dann aber tritt an die Stelle der artistischen die künstlerische Wirkung.

Ein verbläffend zu nennendes Ensemblegastspiel geben die Amerikaner im Festsaal. Roosevelt darf die Brust schwellen, denn durchgängig zeigen seine Malerleute eine Reife, die auf eine gebiegene künstlerische Kultur zu schließen erlauben würde, wenn . . . ja, wenn es nicht eben pariser Kultur und deutsche und englische wäre, die hinter diesen Bildern steht. Immerhin ist bedeutsam, daß es so viele Jankeetemperaturen giebt, die der alten Dame Europa nicht nur die Muren, die ihr auch die künstlerische Seele abzulauschen wissen. Die Landschaften von Dearth, Dichtmann und Coffin geben starke lyrische Impressionen in gewähltester Sprache; Portraitisten wie Irving Wiles, Carroll Beckwith und Louis Tob zeigen geübten Blick für das anonyme Leben ihrer Originale. Dagegen scheint die amerikanische Kunst eine einst starke Hoffnung begraben zu müssen: Gari Melchers, der so frisch persönlich einsetzte, ist kaum mehr anders als trivial zu nennen. Von den Engländern der Ausstellung kann nur Shannons Mr. Philip May, ein prachtvoll lebendiger Huntsman, als Malerei ersten Ranges gelten; Walter Crane und Hitchcock wirken wie müde, mit leichtem Magenjammer von orphischen Festen heimkehrende Spätlinge: die Mystik der englischen Malerei ist längst schal geworden, „hohl und unersprießlich“, wie der Präraffaelismus nach der Schablone eines Burne-Jones. Skandinavien und Rußland fehlen diesmal fast ganz; Spanien und Italien haben Hervorragendes nicht geschickt, doch wird der Anlauf zu einer wuchtigen Hochgebirgsstimmung des Venezianers Sartorelli gelobt werden dürfen: das Ziel hat hier Segantini gewiesen.

Diese Suite der ausländischen Offiziere beim diesjährigen Kunstmanöver bietet des Interessanten, wie man sieht, genug; nun kommen die Leistungen der eigentlichen Manövertruppe in Frage: die der deutschen Künstlerverbände. Da ist eine Beobachtung voranzustellen, die, bei der Unmöglichkeit, hier einige tausend Werke zu besprechen, zugleich eine Werthung ausdrücken soll: die wohlthätige Folge der Decentralisation, zu der die deutsche Kunst in den letzten zehn Jahren neigte. München, Düsseldorf und Berlin haben nur noch quantitativ die Führung; qualitativ liegt das Schwergewicht in den kleineren, jüngeren Kunststädten und es zeigt sich noch deutlicher bei den Sondergruppen und bei den Eigenbrütlern. Die Kolonien in Aibling, Kronberg, Worpswede, Grödingen, Ahrenschoop haben segenvoller als alle Akademien gewirkt, endlich doch eine deutsche Malerei besonderen Charakters, starke Persönlichkeiten, die ihre Eigenart muthig betonen, zu erziehen. Barbizon

hat bei uns Schule gemacht; wir können uns immerhin der Früchte, die, zum Beispiel, Worpsswebe gezeitigt hat, schon aufrichtig freuen. Auf die Ausstellung angewendet, müssen nur die Künste der Graphik, müssen die Leistungen des Verbandes Deutscher Illustratoren, der alle Richtungen in sich friedlich zusammenschließt, einbezogen werden, denn ein guter Theil der entwideltsten Kräfte fließt diesen Kunstgebieten zu. Dann kann man die Ausstellung reich an individuellen Leistungen nennen.

Von den Berlinern dürfen Oskar Frenzel und der ihm sehr verwandte Otto Heinrich Engel wieder in allen Ehren genannt werden; so wuchtig wie in den „Zugstieren“ ist Frenzel noch kaum aufgetreten, kaum je im Colorit so kräftig und geschlossen wie in „Auf dem Deich“. Engels Friesinnenbilder sind dem Gegenstand und der Malerei nach gut niederdeutsch bis auf die Knochen. Die selbe Note beherrscht die Bilder des Königsberger Akademie- direktors Dettmann, der in dem Triptychon für das Asyl der Seemanns- frauen auf Sylt tiefe Empfindung lebendig werden läßt. Ein anderes Stück Heimath wieder vermitteln uns die Karlsrüher, deren Junigster, Hans von Volkmann, hier freilich fehlt: Hans von Ravenstein (den man erbärm- lich gehängt hat), Kampmann, Nagel, Junler vertreten den wackeren Künstler- bund recht tüchtig. Dresden hat zu Hause seine eigene Ausstellung, doch giebt Karl Vanger mit heftigen Bauern, Hochmann mit einer Pferdebeschwemme, Dorich mit einer flott gemalten hellen Werkstatt, geben Richard Müller und Georg Jahn mit graphischen Blättern gute Proben des jetzt dort herrschenden Geistes. In Düsseldorf schlagen Otto Adermann, Paul Graf von Merfeldt, Fritz von Wille und Julius Bergmann entschieden neue Töne an, die „Los von Düsseldorf!“ zu rufen scheinen. Aus Hamburg meldet sich, neben dem Veteranen Valentin Raths, ein junger eigenartiger Landschaftler in Carl Schildt. Münchens Jahresleistung freilich muß man sich in den Ausstellungen der Scholle (Sezession) und der Luitpoldgruppe (im Künstlerhaus) ergänzen; aber auch in Moabit sieht man einige seiner stärkeren Talente wie die beiden Willroider, wie Walter Georgi unter den Illustratoren und den sehr feinen Reifferscheidt als Radierer.

Mit diesem Anruf nur einiger Namen und Werke, die darum doch nicht allen nicht genannten übergeordnet werden sollen, möchte ich die Strömung bezeichnen, in der das Können der deutschen Malerei sich jetzt am Sicherste- bewegt; sie deckt sich etwa mit dem aller Phraseologie entkleideten Begriff ein- Heimathkunst. Ihre Hauptkennzeichen dürften sein: vollständiger Verzicht an das Romantische, wie der Laie das Wort versteht; an seine Stelle tritt die Naturlyrik, tritt ein breites Pathos der Arbeit, das weder heroisch noch die Verelendung beweisen will, treten Züge der alten rustikalen Idylle des Humors der Landstraße und der ganz objektiven Beobachtung animalischer

Lebens. Das stärkste Bild dieser Art ist das Mittagsbrüten von Karl Binner; ich empfinde es als das bedeutendste der ganzen Ausstellung. Und hinter ihm sehe ich mit warmer Bewunderung die ihrem Werk sich hingebende, in ihm aufgehende Persönlichkeit. Ganz anders als ein Claude Monet steht dieser germanische Künstler vor seiner Aufgabe. Sein Bild trägt auch die Jahreszahlen, die eine Arbeit von acht Jahren bekennen, nicht absichtslos: sie sollen davon erzählen, daß hier ein Stück Leben und Erleben, ein gutes Bruchtheil des ganzen Daseins in ein Werk hineingetragen wurde. Davon redet aber auch das Werk eindringlich selbst: von einem liebevollen täglichen Versenken ins geheimste Herz dieses Stückchens Erde, von einem andächtigen Lauschen auf jeden Athemzug und jeden Pulsschlag dieser Vegetation, von häufigster Zwiesprache mit den Wellen des Sonnenlichtes, die über die saftige Wiese fluthen und als goldener Regen zerfläut durch das Blätterdach der alten dichten Baumkronen niedersprühen. Und wie sie auf das glatte Fell der geschtedten Kuh fallen, die im Schattten dämpfend im schweren Werk der Verdauung steht, zittert ein Regenbogenfarbenrand um die hellen Teller herum; und das selbe Phänomen, nur wieder in anderen Nuancen der Bewegung, auf Gras, Blatt, Ast und Erdscholle. Und wie die heiße Luft selbst stillsteht und doch in rasend schnellen Rhythmen zittert: man begreift schon, was das künstlerische Werben durch acht Jahre hier zu erobern vorband, und freut sich der Eroberung, als wenn sie Einem selbst gelungen wäre. Ein anderes Bild von Binner, ein Walbinneres, ist aus den Erträgen der vorjährigen Ausstellung angekauft worden; diese Thatsache spricht für die Einsicht der Kommission. Aber die Große Goldene, die der Maler in Dresden und in Wien schon empfangen hat, möchte ihm für sein Mittagsbrüten trotzdem auch hier noch werden. Auch was Arthur Kampf diesmal als Maler bietet, läßt ihn zur Führerschaft der berliner Kunst wohl berufen erscheinen. Das Bild „Die beiden Schwestern“ zeigt ihn als Koloristen mit sehr entschiedener Tendenz zum Impressionismus; diese zwei Brettl-Kinder, marionettenhaft in Gesichtsausdruck und Haltung, sind ein bemerkenswerthes Stück moderner Malerei. Man will von Velasquez Entlehntes auf Kampfs neuem Wege sehen. Das spräche sehr für den Weiser auf diesen Weg, der bekanntlich auch der Manets war. Unter den berliner Bildnißmalern steht Hugo Vogel, der sich von der merseburger Sünde zu reinigen hatte, diesmal in erster Reihe; dann sieht man mehrere Portraits von Fritz Burger, die in ihrer schlichten, deutschen Charakteristik auf die Holbeinstadt Basel deuten, wo Burger heimisch ist.

Schmargendorf.

Max Martersteig.



Der Ausstellungsmensch.

Er war ein echtes Kind seiner Zeit; es war aber auch die Zeit, die für ein solches Kind paßte. Eine Laufbahn wie die Georgs Thalhammer, dessen Leben von seinem ersten Athemzug bis nach dem letzten der Oeffentlichkeit angehörte, wäre in jeder anderen Zeitperiode undenkbar gewesen.

Es war in den Tagen einer großen Ausstellung, da Frau Thalhammer sich für eine bald zu erwartende Einquartirung vorzubereiten begann. Das gehörte zu den alljährlichen Ereignissen ihres Ehelebens, machte also keinen besonderen Eindruck mehr auf sie. Ihr einziges Bestreben war, noch vor der Ankunft des Erwarteten so viel wie möglich von der Ausstellung zu genießen, für die sie besondere Begeisterung fühlte. Ob nun die Herrlichkeit des dort Gebotenen schon eine magnetische Kraft auf das werdende junge Menschenwesen ausübte, ob der Frau Thalhammer das Gesehene zu Kopf stieg und ihr von den theuren Preisen übel wurde, — einerlei: nach einem solchen Ausstellungsbesuch erkrankte sie und der kleine Georg erschien, zum Entsetzen Aller, einen ganzen Monat zu früh als neuer Erdenbürger.

Rathlos umstanden die Verwandten das Bett der Mutter. Da stöhnte Frau Thalhammer plötzlich: „Die Ausstellung . . . Der Brutofen!“

„Sie ist doch ein Kreuzköpfel, meine Alte!“ rief Vater Thalhammer entzückt. „Natürlich, da gehört er hin, der Georg!“

In dem neuen Kinder-Brutofen nahm man den Kleinen mit Freude auf. Er hatte dort die ihm nöthige Wärme und schien auch in der Bewunderung, die das Publikum seinen ersten Athemzügen und krampfhaften Bewegungen zollte, ein ihm wohlthuendes Lebenselement zu finden. Er gebieh zusehends und bekam weder Schielaugen noch Nervenkrämpfe, was einem gewöhnlichen Kinde in solcher Umgebung unfehlbar passirt wäre.

Nach Schluß der Ausstellung wurde Georg noch mehrfach in ärztlichen Versammlungen zu Studienzwecken gezeigt, also wieder ausgestellt. Dann hatte er das Glück, bei einer nach amerikanischem Muster veranstalteten Baby-Schau paradiiren und seine Photographie verkaufen zu dürfen. Er benahm sich dabei so vernünftig und seiner Aufgabe, Schauobjekt zu sein, so bewußt, daß der findige Erfinder eines Kinderernährmittels den Eltern anbot, für den Jungen sein berühmtes „Kindomin“ ein Jahr lang kostenlos zu liefern, um ihn dann wieder bei einer Ausstellung als wirksamste Reklame vorführen zu können. Da sich alle Kinder der Nachbarschaft für das Kindomin so lebhaft interessirten, daß der glückliche Reklameheld ein schwunghaftes Tauschgeschäft mit allen möglichen Lebensmitteln betreiben konnte, bekam ihm diese Ernährungsweise ausgezeichnet.

Die Ausstellung der „Gesellschaft der Beeren- und Körner-Freunde“, in der das Kindomin endlich zu Ehren kam, war eine strahlende Epoche in dem Leben aller Thalhammers. Georg thronte auf einem Podium, inmitten des in rother Packung um ihn gelagerten Präparates. Er trug einen blauen Leinenkittel, vorn und hinten mit einer weißen Papptafel verziert. Auf der einen stand: „Gerettet durch den Brutofen“, auf der zweiten: „Erhalten durch Kindomin.“ Man konnte ihn dort spielen, sprechen und mit strahlendem Gesicht seine Kindomin-Portionen verzehren sehen. Auch gab er jedem Käufer sein Päckchen mit den Worten: „Kindomin ist für Kinder das Beste der Welt“.

Geradezu umlagert war diese Verkaufsstelle. Auf die Fütterungstunde warteten immer Hunderte von Menschen. In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit ihrer Ernährung für die Kinder selbst wurden sämtliche Schüler und Schülerinnen in die Ausstellung geführt. Es regnete Geschenke für Georg und seine Familie. Sein Bild erschien, mit langen erläuternden Artikeln, in den Zeitungen. Ein geistvoller Interviewer veröffentlichte in mehreren Sonntagsnummern Gespräche mit dem kleinen Georg, von denen Renner behaupteten, daß sie von größtem kulturhistorischen Interesse seien. Die Kapelle der Ausstellung spielte täglich von Vier bis Fünf den Georgs-Marsch. Und — die Hauptsache — Kindomin fand reißenden Absatz. Zum Glück wurde die Ausstellung geschlossen, ehe Georg ihr und dem Kindomin zum Opfer gefallen war.

Er ging dann in den Kindergarten und wurde bei Bewegungsspielen im Freien mit anderen Kindern dem Publikum vorgeführt. Auch die Monotonie der Schuljahre entzog Georg nicht ganz der ihm zum Lebensbedürfnis gewordenen Öffentlichkeit. Da gab es alljährlich Ausstellungen von Schülerarbeiten und Lehrmitteln, Prüfungen, Schauturnen, Jugendspiele vor einem Publikum. Er wurde in Ferienkolonien aufgenommen und danach, bei öffentlicher Feier, als günstiges Resultat gezeigt, mit genauer Angabe der Gewichtszunahme, gerade wie damals bei der Kindomin-Reklame. Er wirkte bei Kinderfestzügen mit, ohne den Sonnenstich zu bekommen, bei dramatischen Aufführungen, und Jeder fand, daß er Talent für die Bühne habe. Er durfte Huldigungs- und Dankgebichte vortragen. Bei Weihnachtbescherungen gab es gar doppelten Genuß: während sein erwartetes Entzücken und Beglücktsein Schauobjekt war, konnte er zugleich die zusehende, auf das der Bescherung folgende Tanzkränzchen wartende Damenwelt in ihrer Toilettenpracht bewundern. Und Alles, was Ähnlichkeit mit Ausstellungen hatte, machte ihn glücklich.

Nach der Schule suchte sich Georg einen Beruf, der die ihm nothwendigen Lebensbedingungen bot. Zuerst wurde er Kellner in einer Ausstellungrestauration, später Ausstellungsdienener. Die Furcht seines Vaters, er könne oft beschäftigungslos werden, war unbegründet, denn Ausstellungen gab es immer.

Dann suchte Georg sich eine Frau und fand, gerade wie es für ihn paßte, ein Mädchen, das sein Jubiläum feierte, weil es schon bei der fünfundsiebenzigsten Ausstellung Dose verkaufte. Es traf sich glücklich, daß er seine Hochzeit während einer Schneider-Ausstellung feiern konnte, bei der ein Hochzeitzug vorgeführt wurde; so hatte er das Vergnügen, einen halben Monat lang täglich einige Stunden in seiner wichtigen Rolle als Bräutigam ausgestellt zu sein. Er spielte so wunderbar das bewegungslose Ausstellungsobjekt, daß man ihn mit einer neben ihm stehenden Wachsfigur verwechseln konnte. Für die Wachsfigur wie für den Menschen gewiß der höchste Triumph.

In Ausstellungskreisen hatte Georg Thalhammer bald einen gewissen Ruf. Wenige besaßen solches Verständniß für die hohen Aufgaben einer Ausstellung. Und kluger Weise ließ er dabei die verschiedenen Arrangeure seine Ueberlegenheit nie fühlen. Mit stillem Nücheln nur hörte und sah er alle Vorgänge. Die angstvolle Hast, Alles zum Eröffnungstage fertig zu bekommen, brachte ihn nicht aus seiner Ruhe. Er wußte, daß Ausstellungen bei der Eröffnung nie fertig sind. Die Besprechungen über den Meinertrag hörte er nicht an. Er wußte,

daß Ausstellungen immer ein Defizit haben. Das Auflehnen einzelner Kommission-Mitglieder gegen Firtlesanz und billigen Tröbelkram ignorirte er vollkommen. Er wußte, daß solche Augenblickswaare trotzdem in jede Ausstellung hinein- kommt. Der Kampf gegen kostspielige Musikkapellen und Restaurationen empörte ihn. Er wußte, daß ohne solche Lockmittel keine Ausstellung Besucher anzieht. Mit überlegener Miene hörte er das Jammern der Aussteller über theure und schlechte Plätze, den Aerger der Kommission über mangelhaften Besuch, die Klage der Besucher, nichts Interessantes zu finden. Er wußte, daß mit Ausstellungen nie Jemand zufrieden ist. Er wußte aber auch, daß in den Zeitungen jede Ausstellung gepriesen wird. Und in diesem Zeitungsrühm, der ihn beglückte, obwohl er wußte, wies gemacht wird, in den entzückten Aussprüchen hoher Besucher, die ihn zu Thränen rührten, als gälten sie ihm persönlich, lebte und schwelgte er und freute sich an dem unermesslichen kulturellen Werth solcher Unternehmungen, der, wie er herausfand, namentlich mit der Menge des gebotenen Vergnügens in engem Zusammenhang stand.

Bei einer Ausstellung des Vereins „Frauziele“ erkältete sich Georg Thalhammer und wurde krank. Aerger als die Erkältung wirkte aber noch die moralische Kränkung, die gerade diese Ausstellung ihm zufügte. An die Stelle der gewohnten Kommission war hier ein Unternehmer getreten, dem die Sache Geschäft war und der sich nicht einmal bemühte, das Ganze in den schönen Mantel idealer Phrasen einzuhüllen, wie es die Anderen immer gethan hatten. Als nun gar das Geld ausging, die Zeitungen keine Notizen mehr brachten, unter den Besuchern hier und da das Wort „Schwindel“ fiel, ja, ein Streit der Aussteller, wegen der Diplome und Medaillen, die sie kaufen sollten, einmal zu Thätlichkeiten ausartete, da fühlte sich der Stolz des bewährten und berühmten gewordenen Ausstellungsdieners tödtlich getroffen. Verfall und Untergang der Ausstellungen sah er plöblich pessimistisch voraus. Das zehrte an seiner Lebenskraft. Auf seinem Krankenbett dachte er viel darüber nach, mit welchen neuen sensationellen Reizen die Anziehungskraft der Ausstellungen zu beleben wäre. Und da fiel ihm, als sonderbar, auf, daß man noch nie daran gedacht hatte, einen Krankensaal mit lebendigen Kranken oder etwa Abtheilungen eines Gefängnisses, eines Irrenhauses vorzuführen. Spitaleinrichtungen hatte er schon gesehen, auch Präparate, Grauen erregende Krankheiten, in Bildern oder an Wachsfiguren dargestellt, mit der Aufschrift: „Nicht für Kinder.“ Aber noch nie waren diese für das Publikum so lehrreichen und interessanten Dinge an lebendigen Menschen gezeigt worden. Leider war es Georg Thalhammer nicht mehr möglich, seine große Idee zu verfolgen; denn er starb. Doch gab sie ihm den schönen Hoffnungschimmer, daß sich Ausstellungen noch lange, lange nicht überlebt haben. Seine letzten Worte waren: „Einen Sarg, einen Sarg von der Ausstellung!“

Diesen Wunsch konnte seine Frau nicht erfüllen, denn gerade Särge waren unter den unzähligen Gegenständen der letzten Ausstellung nicht zu finden. Aber das Begräbniß konnte sie, mit Hilfe seiner Gönner und Kollegen, zu einer Schau- stellung machen, von der in allen Gassen der Nachbarschaft noch Wochen lang gesprochen wurde. Es war die hundertste Ausstellung, bei der Georg Thalhammer mitgewirkt hatte.

Selbstanzeigen.

Gottfried Keller: Martin Salander. Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgeber Professor Dr. Otto Lyon, achtes Heft. Leipzig, Teubner 1903. 50 Pfennig.

In dieser kleinen Schrift versuche ich, zu zeigen, wie Kellers „polemischer Erziehungroman“ aus der schweizerischen Volks- und Erziehungsliteratur hervorgewachsen, wie die aufklärerische Popularphilosophie Pestalozzis eben so wie Jeremias Gotthelfs grimmiger Konservatismus ihm im Wesen verwandt ist, wie aber Keller nicht nur „in seinem Lande schrieb, sondern auch aus seinem Lande heraus!“ Die wunderbar feine Struktur des Werkes suche ich dadurch deutlich zu machen, daß ich zeige, wie Alles sich zum Ganzen webt, wie jeder einzelne Zug, auch der scheinbar unbeabsichtigte und willkürliche, schön und zweckdienlich sich dem Werke einfügt. War ich hin und wieder überdeutlich, habe ich Manches allzu dick unterstrichen, so mag mich der pädagogische Zweck des Schriftchens entschuldigen.

Prag.



Dr. Rudolf Fürst.

Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel. Drei Dramen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1903.

Statt einer Anzeige stehe hier (noch vor Erscheinen der Buchausgabe) der Schluß des Traumspiels.

[Vorn Schlosse ist der Boden mit Blumen bedeckt (blauer Sturmhut, Aconitum) Auf dem Dache des Schlosses, ganz oben auf der Laterne, sieht man eine Chrysanthemumknospe, die nahe daran ist, aufzubrechen. Die Schloßfenster sind mit Stearinlichtern illuminirt.]

[Die Tochter Indras und der Dichter.]

Die Tochter. Die Stunde ist nicht fern, wo ich mit Hilfe des Feuers wieder zum Aether steigen werde. Es ist, was Ihr sterben nennt und dem Ihr Euch mit Furcht nähert.

Der Dichter. Die Furcht vor dem Unbekannten!

Die Tochter. Das Ihr kennt!

Der Dichter. Wer kennt es?

Die Tochter. Alle! Warum glaubt Ihr Euren Propheten nicht?

Der Dichter. Propheten hat man niemals geglaubt; wie kommt Das?

Und: „wenn Gott gesprochen hat, warum glauben denn die Menschen nicht?“ Seine überzeugende Macht müßte unwiderstehlich sein!

Die Tochter. Hast Du immer gezweifelt?

Der Dichter. Nein! Ich habe viele Male die Gewißheit gehabt; aber nach etniger Zeit ging sie ihrer Wege! Wie ein Traum, wenn man erwacht!

Die Tochter. Es ist nicht leicht, Mensch zu sein!

Der Dichter. Du siehst es ein und erkennst es an?

Die Tochter. Ja!

Der Dichter. Höre! War es nicht Indra, der einmal seinen Sohn hierher sandte, um die Klagen der Menschheit zu hören?

Die Tochter. Ja, er war es. Wie wurde er empfangen?

Der Dichter. Wie erfüllte er seine Mission? Um mit einer Frage zu antworten.

Die Tochter. Um mit einer anderen zu antworten: Wurde nicht die Lage des Menschen verbessert nach seinem Besuch auf Erden? Antworte der Wahrheit gemäß!

Der Dichter. Verbessert? Ja, ein Wenig! Sehr wenig! Aber statt zu fragen: willst Du mir das Räthsel sagen?

Die Tochter. Ja! Aber was nützt es? Du glaubst mir ja nicht!

Der Dichter. Dir will ich glauben, denn ich weiß, wer Du bist!

Die Tochter. Nun, dann will ich es sagen! Am Morgen der Zeiten, ehe die Sonne schien, ging Brahma, die göttliche Urkraft, und ließ sich von Maja, der Weltmutter, verleiten, sich zu vermehren. Diese Verführung des göttlichen Urstoffes mit dem Erdstoff war der Sündenfall des Himmels. Die Welt, das Leben und die Menschen sind also nur ein Phantom, ein Schein, ein Traumbild...

Der Dichter. Mein Traum!

Die Tochter. Ein erfüllter Traum! Aber, um aus dem Erdstoff befreit zu werden, suchen Brahmas Nachkommen die Entsagung und das Leiden. Da hast Du das Leiden als den Befreier. Aber dieses Verlangen nach dem Leiden geräth in Streit mit der Begierde, zu genießen, oder der Liebe. Verstehst Du nun, was die Liebe ist, mit ihren höchsten Freuden in den größten Leiden, dem Lieblichsten im Bittersten! Verstehst Du nun, was das Weib ist? Das Weib, durch das die Sünde und der Tod ins Leben eintrat?

Der Dichter. Ich verstehe! Und das Ende...?

Die Tochter. Das Du kennst. Der Kampf zwischen dem Schmerz des Genusses und dem Genuß des Leidens, der Dual des Süßers und den Freuden des Süßlings...

Der Dichter. Also Kampf?

Die Tochter. Kampf zwischen Gegensätzen erzeugt Kraft, wie Feuer und Wasser Dampfkraft giebt...

Der Dichter. Aber der Friede? Die Ruhe?

Die Tochter. Still! Du darfst nicht mehr fragen und ich darf nicht antworten! Der Altar ist bereits zur Opferung geschmückt; die Blumen stehen Wache; die Lichter sind angezündet; weiße Vaken vor den Fenstern; Fichtenreifer im Thorweg...

Der Dichter. Das sagst Du so ruhig, als ob es kein Leiden für Dich gäbe!

Die Tochter. Nicht? Ich habe all Eure Leiden gelitten, aber hundertfältig, denn meine Wahrnehmungen waren feiner...

Der Dichter. Sag Deinen Kummer!

Die Tochter. Dichter, konntest Du Deinen sagen, so daß kein Wort darüber hinausragte? Konnte Dein Wort ein einziges Mal zu Deinem Gedanken hinaufreichen?

Der Dichter. Du hast Recht: nein! Ich war wie ein Taubstummer mit selbst gegenüber, und wenn der Haufe mit Bewunderung meinem Gesang lauschte, fand ich selbst, daß er Geschrei sei. Darum, siehst Du, schämte ich mich immer, wenn man mir huldigte!

Die Tochter. Und dann willst Du, daß ich . . ? Sieh mir ins Auge!

Der Dichter. Ich halte Deinen Blick nicht aus . . .

Die Tochter. Wie wolltest Du mein Wort aushalten, wenn ich meine Sprache sprechen würde! . . .

Der Dichter. Sag doch, ehe Du gehst: worunter littest Du am Meisten hier unten?

Die Tochter. Darunter: da zu sein; zu fühlen, wie mein Gesicht durch ein Auge geschwächt, wie mein Gehör durch ein Ohr abgestumpft wird und wie mein Gedanke, mein lustiger, heller Gedanke an die Labyrinth der Fetzwindungen gebunden ist. Du hast ja ein Gehirn gesehen: welche Umwege, welche Schleichwege . . .

Der Dichter. Ja; und darum denken alle Rechtsdenkenden in Umwegen!

Die Tochter. Boshaft, immer boshaft; aber so seid Ihr Alle . . .

Der Dichter. Wie kann man anders sein?

Die Tochter. Jetzt schüttle ich erst den Staub von meinen Füßen, die Erde, den Lehm. [Sie zieht die Schuhe aus und legt sie ins Feuer.]

Die Tochter.

Der Abschied steht bevor, es naht das Ende:

Leb wohl, Du Menschenkind, Du Träumer, Du,

Du Dichter, der am Besten weiß zu leben;

Auf Flügeln überm Boden schwebend,

Du tauchst zuweilen in den Staub,

Um ihn zu streifen, nicht, darin zu haften!

Jetzt, wo ich gehe, in der Abschiedsstunde,

Wenn man den Freund, den Ort verlassen soll,

Wie mißt man da nicht, was man hat geliebt,

Bereut nicht, was man hat verbrochen!

Ich fühle jetzt den ganzen Schmerz des Daseins.

So ist es also, Mensch zu sein . . .

Man mißt auch, was man nicht geschätzt hat,

Bereut auch, was man nicht verbrochen.

Man will fortgehn und man will bleiben . . .

Des Herzens Hälften gehen auseinander,

Wie zwischen Pferden wirds Gefühl zerrissen

Von Unentslossenheit, Disharmonie . . .

Sag Deinen Brüdern daß ich an sie denke,

Wohin ich geh', und daß ich ihre Klage

In Deinem Namen hin zum Throne bringe.

Leb wohl!

[Sie geht ins Schloß hinein. Musik ist zu hören. Der Hintergrund wird von dem brennenden Schloß erleuchtet und zeigt nun eine Wand von fragenden, trauernden, verzweifelten Menschengesichtern. Wenn das Schloß brennt, bricht die Blumennoxe zu einem Riesensch[anthemum] auf.]

Stockholm.

August Strindberg.

Erpressung und Presse.

Wie kann man der Erpressung zuvorkommen, wie sie unterdrücken? Wie soll man ihr anders zuvorkommen als durch die Strenge der öffentlichen Meinung, die mit der Thätigkeit des Gesetzgebers nichts zu thun hat? Und wie soll man sie unterdrücken, ohne sie gewissermaßen zu begehen, ohne häufig die That auszuführen, in deren Androhung das Vergehen selbst liegt: die Veröffentlichung von Geheimnissen, die die Ehre des Opfers zu beeinträchtigen im Stande sind?

Das Problem ist schwierig, aber es bedarf dringend der Lösung. Die Erpressung gehört, wie die Verleumdung, zu den Delikten, deren Entwicklung mit den Fortschritten der Civilisation und der Presse gleichen Schritt halten. Den alten Spielarten der Verleumdung und Erpressung hat der Journalismus täglich neue hinzugesellt und gesellt sie noch hinzu, die von langer Hand vorbereitet sind, ganz sicher treffen und eine um so schrecklichere Wirkung üben, je schwerer sie zu verhindern oder zu bestrafen sind. Zu allen Zeiten haben sich gewisse Individuen ihr Schweigen theuer bezahlen lassen und die Unglücklichen gebrandschätzt, aus deren Vergangenheit sie eine wirkliche oder erdichtete entehrende Handlung zu verbreiten drohten. Doch diese Drohung war weniger fürchtbar, so lange die Verbreitungsmittel beschränkter und weniger schnell waren. Alles, was den Aufschwung der Verleumdung bewirkt und beschleunigt hat, hat zugleich auch die ihr zu Gebote stehende Einschüchterungskraft verstärkt. Deshalb sind die Satiriker nach der Erfindung der Buchdruckerkunst auch weit mehr gefürchtet als vorher und wissen sich besser „zur Geltung zu bringen“. Aretino erhielt Geschenke von Karl dem Fünften und Franz dem Ersten; nicht nur als Preis für die früheren Loblieder auf diese Fürsten, sondern auch als Belohnung für sein künftiges Schweigen. Doch bis zum Auftauchen der periodischen Presse waren solche Beziehungen zwischen den Regierenden und den Schriftstellern seltene Ausnahmen; erst von da ab wurden sie häufig und fast gewöhnlich. Man hat sich unter der Julirevolution nicht besonders gewundert, als „Die Nemesis“ nach gehöriger Bestechung verstummte. Jetzt besteht die Regierungskunst zum großen Theil darin, sich der Zeitung zu bedienen; zwischen Staatsmännern und Journalisten herrscht ein eifriger Kampf, eine gegenseitige Ausbeutung von Ambitionen oder Interessen, von Bestechlichkeit oder Eitelkeit, von edlen oder verwerflichen Leidenschaften; und im Lauf dieser Verhandlungen werden Verträge geschlossen, die bald das charakteristische Zeichen der Erpressung tragen, wenn sie auf die Initiative des Journalisten hin abgeschlossen werden, bald nur einfach dem Journalisten zur Unehre reichen, selbst wenn die Initiative von dem Politiker ausgegangen ist. Der Minister, der die „Nemesis“ kaufte, ist von der öffentlichen Meinung nicht gebrandmarkt worden: Das geschah nur dem Dichter. Außerdem lag hier auch kein Vergehen im Sinn des Gesetzes vor. Hätte aber der Dichter — was auf das Selbe herausgekommen wäre — den selben Handel dem Minister angeboten und wäre der Minister darauf eingegangen, so hätten wir hier ein Delikt, das auf Grund des geltenden Gesetzes verfolgt werden kann, — vorausgesetzt, daß der Minister den Schriftsteller angezeigt hätte, was ja, wie Jeder erkennen wird, vollständig ausgeschlossen war.

Aus diesem Beispiel mag man also ersehen, wie willkürlich eine Intriminirung dieser Art bis zu einem gewissen Punkt sein kann und wie wenig Aussicht auf Verfolgung ein solches Delikt hat. Zwischen dem Fall, wo die Initiative zu dem schmachvollen Handel von dem sogenannten Opfer ausgeht, und dem, wo sie von dem Ausbeuter herrührt, giebt es tausend Nuancen und Zwischenstufen. Ein Journalist läßt einen verleumderischen Artikel gegen einen Privatmann erscheinen und kündigt die Fortsetzung für die nächste Nummer an. Ist solche Ankündigung nun nicht eine versteckte Drohung? Und wenn dieser Schreiber nun durch seine Spezialität von plötzlich aufhörenden Preßcampagnen bekannt ist: bedeutet Das nicht eben so klar wie die Lettre di sorocco der sizilianischen Banditen: „Bezahlen Sie oder Sie sind verloren!“ Warum sieht man überhaupt die Fälle, wo sich der Verleumbete zuerst an seinen Verleumber wendet, um der Verleumbung ein Ende zu machen, immer als weniger tadelswerth an? Beweist nicht gerade der Umstand, daß das Opfer um Gnade bittet, die Wirksamkeit der gegen ihn ausgesprochenen Drohung? Dazu kommt, daß der Ausgebeutete sehr häufig — besonders, wenn es sich um einen von seinen Mitschuldigen verfolgten Päderasten handelt — kaum interessanter ist als sein Ausbeuter; eine Beobachtung, die man auf viele Schwindel- und Betrugsfälle ausdehnen sollte. So verurtheilte zum Beispiel im Mai 1895 das Seine-tribunal einen Journalisten F. vor dem Zuchtpolizeigericht zu einem Jahr Gefängniß und zu fünfshundert Francs Geldstrafe auf Grund folgenden Thatbestandes: In Folge sehr heftiger und begründeter Angriffe gegen die Direktion der Sülzeisenbahn-Gesellschaft hatte F. diese Gesellschaft veranlaßt, ihn zu pensioniren und ihm unter dem Deckmantel einer angeblich publizistischen Thätigkeit 1250 Francs vierteljährlich zu bezahlen. Als nach Verlauf eines Jahres eine Vierteljahresrente unbezahlt blieb, hatte er das Feuer von Neuem eröffnet. Thatsächlich ist das Gesetz doch nicht geschaffen, um dunkle Ehrenmänner zu schützen; und es wäre manchmal richtig, mit dem Betrüger auch den Betrogenen zu treffen. Wenn die Drohung, eine schlechte Handlung zu enthüllen, eine zweite in sich schließt, so hat sie auch eben so oft die Wirkung, eine dritte hervorzurufen. So zum Beispiel, wenn ein Journalist, der in den Besitz von Dokumenten gelangt ist, die eine von einem hohen Beamten begangene Veruntreuung oder einen skandalösen Mißbrauch seiner Machtstellung bekunden, sich an den Schuldigen wendet und unter der Drohung eines sofort zu veröffentlichenden Artikels eine ungerechte Gunst, eine zu Unrecht erteilte Erlaubniß erhält. Augenscheinlich müßte man hier den Publizisten und den Beamten verfolgen, wenn diese gegenseitigen Schwindeleien durch einen — sehr seltenen — Zufall einmal ans Licht kommen sollten. Aber würden die Thatfachen etwa einen völlig anderen Charakter bekommen, wenn der Beamte, statt dem Journalisten durch einen Mißbrauch seiner Amtsthätigkeit den Mund zu stopfen, ihn mit seinem eigenen Gelde geknebelt hätte? Hat dieser Beamte dann nicht, in diesem wie in dem vorigen Fall, auf Grund eines schmachvollen Handels die Enthüllung einer für das Publikum nützlichen, gegen ihn gerichteten Wahrheit unterdrückt und sich Straflosigkeit erkaufte?

Manchmal ist das Opfer des Mitleides würdig, erscheint aber so lächerlich, daß die Ausbeutung, deren Gegenstand es ist, die Gestalt eines etwas starken Scherzes und einer nicht ganz unverdienten Lektion annimmt. In den von den

Doktoren Aubry und Corre gesammelten Dokumenten über die alte bretonische Gerichtspflege finde ich einen typischen Fall dieser Art, der sich 1784 in Tréguier abspielte und dessen Opfer ein alter, ziemlich leichtlebiger Geistlicher des ancien régime war. Man stellt ihm in einem schlechten Haus eine Falle, in die er ahnungslos geht, und er sieht sich gezwungen, im Hemd einen Schein zu unterschreiben, in dem er seine Sünden bekennt, Gott um Verzeihung bittet und sich verpflichtet, hundert Francs zu bezahlen. Diese gewissermaßen als Buße und Sühne aufzufassende Erpressung, die zugleich ein gelungener Streich heißen mag, ist nicht gerade selten. Man kann komischen Leuten keinen lustigeren Streich spielen, es giebt kein sicheres Mittel, sie lächerlich zu machen, vielleicht auch sie zu bessern, als das, solche Erpressungen an ihnen zu verüben; und so ist hier vom Spatzvogel bis zum Ausbrüter nur ein Schritt.

Die Erpressung knüpft sich in einer lückenlosen Kette an Thatfachen, die an sich weder unerlaubt noch tadelnswerth sind. Ein Geheimniß wissen, das die Ehre einer Person angeht, heißt, eine große Macht über diese Person besitzen. Darf man von dieser Macht nun Gebrauch machen? Ja. Aber in welchen Grenzen? Das hängt von der Natur des Geheimnisses ab, von der Art, wie man es entdeckt hat, und von dem Beweggrund, der dazu treibt, es zu benutzen. Ich überrasche einen im Ruf eines Ehrenmannes stehenden Menschen, wie er mir eben hundert Francs stehlen will, und sage ihm: „Wenn Sie mir diese hundert Franken nicht zurückgeben, zeige ich Sie an.“ Das ist durchaus berechtigt. Spreche ich aber zu ihm: „Geben Sie mir meine hundert Franken zurück und zahlen Sie noch tausend Franken an eine wohltätige Stiftung“, so liegt hier schon ein Mißbrauch der Macht vor, der allerdings von einer so löblichen Absicht zeugt, daß er nicht für strafbar angesehen werden kann. Sage ich dagegen: „Geben Sie mir das Doppelte von Dem zurück, was Sie gestohlen haben, oder ich klage“, so begehre ich eine regelrechte Erpressung, eine von Habgier inspirirte Ausbeutung des Bergehens eines Anderen, die bereits straffällig ist.

Das aber ist noch eine sehr milde Erpressung. Die Thatfache wird bedenkllicher, wenn nicht ich das Opfer eines Diebstahls von hundert Franken geworden bin, sondern nur zufällig davon Kenntniß erhalten habe und zu dem Dieb sage: „Ich zeige Sie an, wenn Sie mir nicht hundert (oder tausend) Franken geben.“ Meine Schuld wächst, wenn ich dieses entehrende Geheimniß nicht zufällig erfahren, sondern absichtlich lange in der Vergangenheit eines reichen Mannes herumgestöbert habe, den ich mir tributpflichtig machen will. Die Entdeckung eines Schatzes ist unter gewissen Umständen weniger werthvoll als eine von einem Millionär begangene schmachvolle Handlung. Wenn ich jedoch aus Rache, nicht aus Habgier, meinen Feind brandschatze, dessen geheime Missethaten ich entdeckt habe, so wird diese Ausbeutung einen ganz anderen Charakter annehmen. Das Wort Erpressung wird, wenn man es auf eine rachsüchtige Ausbeutung eben so anwendet wie auf eine gewinnsüchtige Ausbeutung, eben so doppelsinnig wie die Worte „Selbstmord“ und „Mord“, wenn sie den freiwilligen Tod einer indischen Witwe auf dem Grab ihres Mannes und den Pistolenschuß bezeichnen, den ein Kranker auf sich abfeuert, um unerträglichen Leiden zu entgehen; eben so doppelsinnig wie die Morde aus Blutrache und aus Habgier. Weiter. Wenn ich von Verufes wegen Mitwisser eines entehrenden Geheim-

nisses bin, wenn ich als Gerichtsschreiber auf Grund der Akten, als Advokat aus meinen Prozessen, als Arzt durch die mir von meinen Patienten gemachten Mittheilungen von der schwachvollen Handlung eines Menschen Kenntniß erhalten habe und die Macht, die diese Kenntniß mir über ihn giebt, mißbrauche, so ist mein Vergehen ein außergewöhnlich schweres.

Schließlich brauche ich gar kein Geheimniß zu wissen; ich thue aber, als wüßte ich eins, und übe durch die Drohung, eine angebliche Schurkerei einer Persönlichkeit — nicht zu enthüllen, sondern — zu erfinden, auf diese Persönlichkeit eine tatsächliche Macht aus, die oft weniger schlimm wirken würde, wenn die Thatsache wahr wäre. Das ist wieder ein erschwerender Umstand, der sich mit dem vorhergehenden noch verbinden kann; so, wenn ein Gerichtsschreiber einem Individuum droht, einen seine angebliche Beurtheilung enthaltenden gefälschten Auszug aus seinen Personalakten zu veröffentlichen . . . Das, glaube ich, ist das non plus ultra der Erpressung.

Doch all diesen Spielarten der Erpressung und vielen anderen verleiht die Presse neue Farben und Nuancen. Man muß wohl unterscheiden, ob die Enthüllung, von der das Opfer bedroht wird, gesprochen, geschrieben oder gedruckt wird. Gesprochen kann sie sein in einem Salon oder in einem Kaffeehaus, in einem Parlament oder in einem Theater, in der Kirche, im Gerichtssaal oder sonstwo: all diese Unterscheidungen haben ihre Bedeutung. Wichtig ist ferner, ob die gedruckte Enthüllung durch ein Buch, eine Zeitschrift oder Zeitung, durch ein in hundert Exemplaren erscheinendes Annoncenblatt oder eine große Zeitung verbreitet wird, die von Millionen gelesen wird. Gerade die Erpressungen durch die Presse, und zwar durch die Blätter mit großer Auflage, bieten eine soziale Gefahr, gegen die die Gesellschaft sich schützen muß. Leider aber hält die Nothwendigkeit der Bertheidigung mit der Schwierigkeit — ich möchte fast sagen: mit der Unmöglichkeit — gleichen Schritt. Die Schwierigkeit, die Verleumdungen der Presse zu treffen, ist schon ungeheuer; noch tausendmal schwerer, das „Zotischweigen“ zu ahnden. Wie soll man beweisen, daß dieses Schweigen nur ein verdeckter Klatsch, nur eine verstoßene Verleumdung ist? Es handelt sich um eine Erpressung, deren einziger Zeuge das Opfer meist selbst ist. Und wenn dieses Opfer es für in seinem Interesse liegend erachtet, lieber zu bezahlen, als gewisse Vorgänge enthüllen zu lassen: wird es sich selbst dann dadurch widersprechen, daß es die Androhung dieser Enthüllung anzeigt, um ihr unkluger Weise durch eine gerichtliche Verfolgung Gestalt zu geben? Oder nur ein mißlungener Erpressungsversuch hat stattgefunden, eine Drohung, der das bedrohte Individuum widerstanden hat. Dann kann es allerdings Anzeige erstatten; doch welchen Beweis soll es für eine rein verbale Drohung oder, was noch peinlicher ist, für eine nicht zum Ausdruck gelangte Drohung liefern?

Eine andere nicht zu unterschätzende Schwierigkeit: Wie soll man stets mit dem Kampf gegen die Erpressung die Rechte und Pflichten der Information und Publizität jeder Art verbinden, die der Zeitung zukommen und ihr Dasein rechtfertigen? Es giebt sehr viele Fälle, wo eine Thatsache, die für einen Privatmann an und für sich weder schimpflich noch entehrend ist, ihm höchst gefährlich wird, sobald man sie veröffentlicht, und wo ein geschickter Erpresser alles Mögliche bei ihm durchsetzen wird, sobald er ihm mit dieser Veröffentlichung,

die, wie gesagt, nichts an sich Unerlaubtes hat, droht. Drohungen dieser Art sind vielleicht die verbrecherischsten und die feigsten von allen. Droht man einem Menschen zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, man werde veröffentlichen, daß er Protestant, Katholik oder Jude sei, so versteht man ihm oft den härtesten Schlag; es giebt kein sichereres Mittel, eine Erpressung an ihm zu verüben.

Unterdrücken wir aber nicht die Presse selbst, wenn wir die Verbreitung solcher Thatfachen ganz einfach inkriminiren? Und inkriminiren wir sie nicht: lassen wir dann nicht gerade die widerwärtigsten Erpressungen straflos ausgehen? Man erinnert sich wohl noch des Falles Civry-Cesti-Lebaudy, der 1896 großes Aufsehen erregte. Ulrich de Civry, Redakteur des *Revue de l'Armée*, hatte Lebaudy's Verhöre gegen das Aushebungs-gesetz erfahren und zuerst einige diesem jungen Manne günstige Artikel veröffentlicht. Für diese Artikel hatte er 120 000 Franken von ihm verlangt: sie wurden ihm abgeschlagen. Dieser Abgabe war eine plötzliche Schwentung der Zeitung erfolgt; sie, die Lebaudy noch gestern beschützt hatte, griff ihn heute an und machte die Militärbehörde auf die besondern Vergünstigungen aufmerksam, deren Gegenstand er gewesen war. Vor dem Zuchtpolizeigericht wurde Ulrich de Civry und sein Mitthäter Cesti verurtheilt. Der Appellhof sprach Civry frei, und zwar mit der Begründung, man könne in seinen Artikeln keine Verleumdung und noch weniger die Androhung einer weiteren Verleumdung finden. Ganz offenbar ist aber, daß in diesen Artikeln die Drohung einer neuen und umfangreicheren Verbreitung von Thatfachen enthalten war, die, obwohl wahr und nicht entehrend, doch geeignet waren, Lebaudy im höchsten Grade zu schaden, „wenn die Oeffentlichkeit sich damit beschäftigte.“ Denn Das ist der springende Punkt. Eine an sich unbedeutende Thatfache wird bedeutend, wenn das Publikum durch die Intervention der Presse damit beschäftigt wird. Die auf irgend eine Thatfache gerichtete öffentliche Aufmerksamkeit vergrößert sie, übertreibt und entstellt sie, entdeckt darin unerhörte Gräuelpfeiler, karikirt sie oder gestaltet sie vollständig um. So gewinnt die auf dem Presswege bewirkte Enthüllung eines wahren Sachverhaltes, eines einfachen und natürlichen Vorganges, die selbe Bedeutung wie die schwärzeste Verleumdung. Oder richtiger: sie wird tausendmal schlimmer als eine Verleumdung, die man auf eine lokale Halbpublikität beschränkt. Was that Civry? Er begnügte sich allerdings mit der an sich richtigen Behauptung, daß Lebaudy in Folge seines Vermögens gewisse kleine, in der Kaserne aber als ganz außergewöhnlich geltende Vergünstigungen erhielt und behandelt wurde, als ob er mit seinen Kameraden nicht auf vollkommen gleichem Fuße stände. Doch war diese ungleiche Behandlung, falls die Kenntniß davon in weitere Kreise gelangte, nicht vorzüglich geeignet, gegen diesen armen Millionär, der an seinen Millionen gestorben ist, eine Nation aufzuheizen, die bald bis ins innerste Mark aristokratisch gesinnt, bald auf vollständige Gleichheit epicht ist?

Die Erpressung gehört vor Allem in die ungeheure Kategorie der Mittel, durch die man auf die Menschen wirken, sie zu Etwas veranlassen und sie mit Hilfe von Furcht und Schrecken beherrschen kann. Die Kunst, zu regiren, ist nichts weiter. Den Leuten durch irgend ein rothes oder schwarzes Gelpenst Angst einflößen, um ihnen irgend eine Steuer oder sonst irgend ein pekuniäres Opfer abzurufen: ist's Politik oder Erpressung? Die „kleinen Papierchen“ sind ein

Spitel, mit dem sich alle Staatsmänner beschäftigt haben. Es giebt auch nicht einen, der nicht über jeden seiner Gegner Akten besitzt. Thun sie Das etwa, um sich dieser Akten niemals zu bedienen? Wenn sie sich ihrer bedienen, um ein *Botum* durchzubrüden, so loben wir ihre Geschicklichkeit; thun sie es, um Geld zu erpressen, so beschimpfen wir sie. Zwischen diesen beiden Fällen giebt es aber so viele Stufen, daß man nicht weiß, wo Halt zu machen ist. Wenn ein Minister einem Abgeordneten droht, er werde, wenn er nicht nach seinem Willen stimme, irgend eine Handlung aus seiner Vergangenheit enthüllen, die geeignet ist, ihn für immer in den Augen seiner Wähler zu beflecken: ist Das, im Grunde genommen, nicht auch Erpressung? Und umgekehrt: Wenn ein Abgeordneter einem Minister mit einer Interpellation droht, die ihn stürzen muß, und diese Interpellation nur aufgeben will, falls der Bedrohte einem Sohn oder Neffen des Bedrohers eine einträgliche *Sinecure* verschafft: ist nicht auch Das Erpressung? Wir können also definiren: Eine Erpressung ist nichts weiter als eine Abart der Ausbeutung eines Menschen durch einen anderen. Sie ist vielleicht die abstoßendste, aber weder die ungeheuerlichste noch die gefährlichste. Die Ausbeutung der öffentlichen Gleichgiltigkeit durch den Betrug, der öffentlichen Bosheit durch die Verleumdung, der öffentlichen Sittenlosigkeit durch die Pornographie bietet eben so viele soziale Gefahren wie diese Ausbeutung der öffentlichen Feigheit.

Was das eigennützige „*Totschweigen*“ der Presse betrifft, so haben die berechtigten Brandmarkungen durch die öffentliche Meinung nicht die Erpressung, sondern gerade das Korrelat und den Gegensatz der Erpressung zur Ursache: den von dritten Personen Journalisten gemachten Vorschlag, gegen Bezahlung zu schweigen; das Versprechen, ihnen eine Remuneration in Geld oder Abonnements zu verschaffen, wenn sie über gewisse Vorgänge (wie den Panamaschwindel oder die Mescheleien in Armenien) Augen und Mund schließen und sich bei schweren Eisenbahnunfällen oder den durch die Geldverluste in den Spielhöllen (zum Beispiel in Monte Carlo) verursachten Selbstmorden auf allgemeine Angaben beschränken wollen. Nie hat eine angebotene Erpressung so verhängnisvolle Wirkungen auf die Presse geübt wie die Verheißung solcher Gratifikationen. Wie aber soll man solche Vorgänge strafrechtlich treffen?

Ein anderer Gegensatz zur Erpressung, eine umgekehrte Erpressung sozusagen, ist weit weniger ernst, bietet aber auch eine gewisse soziale Gefahr: das von einem Journalisten einem reichen Mann, einem Grandseigneur, einem Bankier oder Industriellen gemachte Anerbieten, Etwas zu seinem Lobe zu veröffentlichen, wenn er dafür gehörig bezahlt werde. Doch was ist all Das, von den bellamatorischen Widmungen der früheren Zeit, von Marots Speichelledereien am Hofe Franzens des Ersten herab bis zu den bezahlten Artikeln unserer Zeitungen, was ist all Das anders als die vielgestaltige *Kellame* mit den tausend Gesichtern und den hunderttausend Masken, — die univervelle, ewige und unzerstörbare *Kellame*? Wenn es unter den vielen Gesichtern, die sie hinter einander annimmt, solche giebt, die man als gesetzlich unerlaubt bezeichnen muß: an welchen sichereren Zügen soll man sie erkennen? Es ist ganz unmöglich, sie zu treffen. Die Spalten der Zeitungen tragen zum großen Theil dazu bei, schädliche Genußmittel im Publikum zu verbreiten, Mittel, die es vergiften, den Alkoholgenuß fördern, die Klasse langsam untergeben und die Nation auflösen.

Können die größten Missethaten der Cxpresser mit diesen nicht strafbaren sozialen Verwüstungen an Gefährlichkeit auch nur annähernd verglichen werden?

Eine genaue Parallele zwischen der Entwicklung der literarischen Speichellecterei der Vergangenheit und der Gegenwart, der Klamme durch die Buch- und Zeitungspresse auf der einen, durch die Entwicklung der literarischen Presse auf der anderen Seite wäre äußerst lehrreich. Sie würde deutlich zeigen, daß die kriegerische Habgier der früheren Schriftsteller, Dichter oder Prosaisler, die den tollern Hochmuth eines Sonnenkönigs oder Napoleon anschrkten und zu Katastrophen trieben, unendlich viel mehr Unheil angerichtet hat als je die drohende und gehässige Habgier. In dem Versuch, die Eitelkeit eines Großen, eines Staatsmannes, eines Millionärs auszubeuten, liegt nichts Strafbares. Er ist nur verächtlich. Doch die Thorheiten, zu denen man ihn treibt, können außer ihm noch vielen anderen Menschen verhängnißvoll werden. Seine Angst vor der Kritik, seine Furcht vor der Verbreitung und Verleumdung finanziell auszunutzen, ist ein Vergehen, schadet aber eigentlich nur seiner Börse.

Deshalb ist es nicht so wichtig, die sogenannte Cxpressung, die pekuniäre Ausbeutung zu unterdrücken; vor Allem muß die Cxpressung im weiteren Sinn des Wortes unterdrückt werden, die vornehmlich gegen die Mächtigen geübt wird. Diese Mächthaber werden sehr oft gezwungen — zwar nicht, Geld herzugeben, aber —, gegen ihren Willen zu handeln: ein Dekret zu erlassen, einen Gesetzesentwurf einzubringen, für eine Vorlage zu stimmen, Alles unter dem Einfluß einer drohenden verleumderischen Enthüllung, etwa der autographischen Veröffentlichung eines Briefes, eines Urtheils, eines unbekanntem Aktenstückes. Doch giebt es eine noch allgemeinere und wichtigere Definition des Wortes Cxpressung; wir brauchen es, wenn es sich um eine Einschüchterung handelt, durch die Jemand zu irgend einer Handlung gezwungen werden soll. In diesem Sinn gehört die *Lettera di sorocoo* der sizilianischen Briganten, die den Empfänger mit Diebstahl, Brandstiftung oder Ermordung bedroht, zu der uns hier beschäftigenden Kategorie. Doch wie viele sogenannte politische Mandber gehören auch dazu!

Jedes bürgerliche, jedes Strafgesetz ist zugleich koerzitiv und komminatorisch, jedes zwingt die Bürger, gewisse Uebel unter der Androhung noch größerer zu ertragen. So wäre also der Gesetzgeber, der Noth gehorchend, nichts weiter als der größte und unbestrafteste aller Cxpresser? Sicherlich wimmeln alle Gesetzbücher von despotischen Gesetzen und diese Gesetze üben einen fürchterlichen Druck auf den Willen der Bürger, die von der Furcht vor dem Gendarmen oder Soldaten gequält werden. Alle Despoten, ob individuelle oder kollektive, haben ihre Untertanen so gebrandschakt. Doch trotz der koerzitiven und komminatorischen Macht der gesetzlichen Akte sind nicht alle Gesetze und Dekrete Cxpressungen. Wo aber, wird man mich fragen, ist der Unterschied? Wo ist das Charakteristikum der gerechten und der ungerechten Gesetze, der Dekrete, die die normale Ausübung, und derrer, die den schreienden Mißbrauch der Macht darstellen? Einen objektiven Unterschied, einen im gesetzlichen Akt selbst fühlbaren Wesenszug wird man hier nicht finden. Steigt man aber zur subjektiven Quelle des Gesetzes, zu dem inspirirenden Motiv hinab, so wird man ohne Mühe zwischen den zu großem und liberalem Zweck geschaffenen Gesetzen, die das Gebiet der Sympathie zwischen den Menschen erweitern und die Mauern der sozialen Einschließung nieder-

reißen sollen, und den von egoistischen Partei- oder Familienrücksichten, vom Kasten- oder Cliquengeist eingegebenen Befehlen unterscheiden, die das Feld der sozialen Mitbürgerschaft einzuengen und eifersüchtig zu verkleinern bestrebt sind.

Fragt man sich nun, an welchen Zeichen man die Erpressungen geringerer Art, die von Privatleuten begangenen Mißbräuche, erkennen soll, so wird man keinen besseren Prüfstein finden als den von mir angebeuteten. Jeder Mensch, der in Folge irgend eines Vortheiles, eines Privilegiums der Geburt, eines Monopols, eines glücklichen Zufalles, einer Entdeckung, einer Wahl, einer Ernennung irgend eine Macht über einen oder einzelne Mitmenschen besitzt, kann von dieser Macht einen egoistischen oder großmüthigen Gebrauch machen. Treibt er die egoistische Vertretung seines Interesses oder seines engen, kleinen sozialen Kreises so weit, daß sie der Durchschnittsmoral seiner Zeit und seines Milieus gefährlich wird, so kann seine Handlung als Vergehen gewerthet werden, selbst wenn sie nicht in einer Erpressung von Geldsummen bestehen sollte.

Alle diese Ueberlegungen führen uns zu einigen Schlüssen. Erstens: der Unterschied zwischen den strafbaren Delikten der Erpressung und denen, die man gesehlich nicht treffen kann, beruht auf keinem objektiven Wesensmerkmal, sondern gründet sich auf die rein psychologische, der Einsicht des Richters überlassene Unterscheidung zwischen den ehrenwerthen oder entehrenden Motiven, die den Einschüchterungsversuch veranlaßt haben. Zweitens: beim Strafmaß sind nicht allein die Beweggründe zu berücksichtigen, sondern auch die Ausdehnung und Verbreitung der strafbaren Handlung und die Art des Publikums, an das sich der Erpresser wendet.

Paris.

Professor Gabriel Tarde.



Bank und Presse.

Im Pommernbankprozeß, der lange jegliche Art von Sensation vermissen ließ, ist zur Sprache gekommen, daß der Berliner Presseklub vom Pommernbankdirektor Romeid ein unverzinsliches und unbefristetes Darlehen von fünfundzwanzigtausend Mark genommen hat und daß in den Geheimbüchern der Pommernbank allerlei Journalisten als Empfänger ansehnlicher Barbeträge verzeichnet sind. Darüber staunte man plöblich, als sei in Berlin noch nie ein Journalist bestochen worden. Und doch waren die jetzt durch Chiffre kenntlich gemachten Bettungsmänner längst als nicht sehr sattelfest bekannt und von etnem wußten, seit er eine dickleibige Brochure für die Mündelsicherheit der Hypothekenspfandbriefe vom Stapel gelassen hatte, viele Preßmenschchen sogar genau, welchen Sold er dafür bekommen habe. Das aufrichtige Staunen, das die moabitler Enthüllungen empfing, beweist, welche Treue und Redlichkeit der Deutsche bei den Schreibern seiner Zeitungen noch immer voraussetzt. Nader als andere Kulturnationen stehen eben die blonden Germanen der Tagespresse gegenüber; was gedruckt ist, gilt ihnen für richtig und unzweifelhaft wahr. Undenkbar scheint

ihnen, daß ein Journalist sich sein Urtheil von den Leuten, über die er zu schreiben verpflichtet ist, ablaufen läßt. Im Allgemeinen ist diese Auffassung nicht unbedeutend. Der deutsche Journalismus verdient einiges Vertrauen; jedenfalls sind die Zustände bei uns besser als in Paris und in Wien, wo die Pauschalien beinahe zu preßrechtlichen Institutionen geworden sind. Immerhin liegen die Dinge im Handelstheil der Blätter nicht sehr sauber. Zwischen den Handelsredakteuren und der Bankwelt bestehen — die Zahl der Ausnahmen ist sehr gering — intime Beziehungen, deren Zartheit grelle Beleuchtung nicht vertragen kann. Selbst ursprünglich ganz anständige und harmlose Journalisten scheinen über die Börse manchmal ungefähr so zu denken wie der Steuerbetrüger über den Staat: das Wischen Steuerhinterziehung merkt der Staat ja gar nicht; und an der Börse wird mit so großen Summen gerechnet, daß es auf die paar Hundertmarktscheine nicht ankommt, die der Zeitungsmann etwa in die Tasche steckt. Bares Geld, wie im Fall der Pommernbank, wird übrigens wohl selten genommen; auf Schleichwegen, bis zu denen die Wirksamkeit des Strafgesetzes nicht reicht, wird die Abhängigkeit herbeigeführt und Alles vollzieht sich in tabellosen Formen. Strafbar ist nach dem Börsengesetz nur, wer „Vorthelle gewährt oder verspricht für Mittheilungen in der Presse, durch die auf den Börsenpreis gewirkt werden soll“. Nun braucht man nicht erst zu beweisen, daß die Pommernbank kein Interesse daran hatte, auf den Börsenpreis zu wirken; ihre Bestrebungen hatten einen viel dringenderen Zweck; nämlich den: einen völligen Zusammenbruch zu verhüten. Diesen Fall hat das Börsengesetz nicht vorgesehen. Und gäbe es einen hierfür passenden Strafparagrafen: er bliebe unwirksam, so lange zur Erfüllung des strafbaren Thatbestandes noch ein auffallendes Mißverhältniß zwischen der Leistung und dem gewährten Vortheil gehört. Ueber diese seltsame Formel habe ich hier schon in der Kritik des Wuchergesetzes gesprochen; gerade wie des Wucherers, ist auch des Bestochenen Leistung oft so groß, daß es für sie eigentlich gar kein ausreichendes Aequivalent geben kann. Beispiel: wer auch nur durch hartnäckiges Schweigen die Pommernbank vor dem Untergang gerettet hätte, wäre mit einem beträchtlichen Theil ihres Aktienkapitals für solche Leistung sicher nicht zu hoch bezahlt. Natürlich wird das Geld nicht gegeben, um eine Meinung, eine Feder, ein Schweigen zu kaufen. Das wäre ja fürchterlich. Nein: der Herr Bankdirektor findet plötzlich, im ganzen Heer seiner Beamten sei kein einziger im Stande, eine statistische oder wissenschaftliche Arbeit zu machen; also muß eine fremde Kraft herangezogen werden und zufällig, ganz zufällig richtet der rathlos suchende Blick sich auf den Redakteur eines Börsenblattes. Weshalb gerade dieser Ehrenmann, nicht einer der vielen brotlosen Federproletarier den Auftrag erhält? Mysterium. Weder der Bankdirektor noch der Börsenredakteur wird das Geheimniß ausplaudern. Und — merkwürdig! — an solchen „wissenschaftlichen Arbeiten“ findet die selbe hochwohlthätige Börsenbehörde nichts auszusetzen, die einen Redakteur eines Verstoßes wider die Ehre und das kaufmännische Vertrauen schuldig findet, weil er gewagt hat, die Ehrlichkeit und Solidität einer Bank anzuzweifeln. Wie es scheint, findet diese Behörde auch nichts Schlimmes darin, daß noch immer — freilich nicht mehr im früher üblichen Umfang — die Presse an der Emission neuer Werthpapiere theilhaftig wird. Ein Freund hat mir eine niedliche Wahlgeschichte erzählt. Jrgendwo im Lande kandidirte ein reicher

Geheimrath aus Berlin. Der sprach eines Abends in einer Versammlung: „Meine Gegner werfen mir vor, daß ich Bier und Grützwurfst umsonst gebe; wenn aber Leute meilenweit zu mir in die Versammlungen kommen, fühle ich mich verpflichtet, ihnen einige Erfrischungen vorsezen zu lassen.“ Aehnlich scheinen auch die Bankdirektoren zu denken: Redakteuren, die sich die Mühe machen, alle Waschkettel über neu-emittirte Papiere drucken zu lassen, muß man sich durch Gewährung eines Bruchtheiles vom Gewinn der Emission erkenntlich zeigen. Wer will da von Bestechung reden?

Die gebräuchlichste Form der Betheiligung ist noch immer das Inserat; und hier ist der Sitz des fressenden Uebels. Das Inserat ist das Rückenmark des modernen Preßbetriebes. Die Zeitungen sollen billig sein, ein hoher Abonnementspreis schreckt ab: also ist der Verleger auf die Leute angewiesen, die in seinem Blatt irgend Etwas anzeigen oder anpreisen wollen. Die beliebtesten Gäfte sind emittirende Banken; sie mietzen ja mit Vergnügen ganze Seiten. Das können andere Sterbliche sich nur selten leisten. Natürlich braucht nun nicht jeder Inseratenauftrag das Blatt vom Annoncirenden abhängig zu machen; es giebt Zeitungen, die viele Inserate haben und dennoch im Handelstheil rückhaltlose Kritik üben. Nur kann man sie an den fünf Fingern einer Hand herzählen. Die meisten Blätter sind in ihrem Urtheil über Handelsvorgänge gebunden, weil sie von den Banken mit Inseraten ernährt werden und diese Nahrungszufuhr nicht entbehren können. Sogar bei großen berliner Blättern herrscht ja die Unsitte, daß — unglaublich, aber wahr! — die Handelsredakteure die Inserate heranzuschaffen haben und für diese Thätigkeit Provisionen beziehen. Zu solcher Agentenarbeit geben gebildete und sähige Menschen sich freilich selten her. Doch was liegt dem Durchschnittsverleger an Bildung und Fähigkeit? Die entwerthen ihm durch sachmännisch offene Kritik in Handelsachen höchstens den Annoncentheil. Kein Wunder also, daß die schlimmsten Mißstände der Finanzwelt in den meisten Gegenden des deutschen Blätterwaldes einfach totgeschwiegen werden (die rühmlichen Ausnahmen habe ich schon konstatiert). Kein Wunder aber auch, daß die Bankdirektoren ungemein empfindlich geworden sind; nicht etwa nur gegen grobe oder gar persönlich beleidigende Angriffe, sondern auch gegen jede sachlich scharfe Kritik. Sie bestrafen unbequeme Preßorgane dadurch, daß sie ihnen ganz oder wenigstens zum Theil die Inserate entziehen. Auch große, verbreitete Blätter werden von dieser Strafe ereilt und dadurch wird klar bewiesen, daß den Bankbeherrschern die Publizität an sich werthlos ist, daß sie das Inserat einfach als ein der Presse zu gewährendes Trinkgeld betrachten. Besonders unerbittlich sind in diesem Punkt die Diskontogesellschaft und die Dresdener Bank. Da ich mich, seit ich Journalist bin, verpflichtet fühlte, die Geschäftsführung der Dresdener Bank oft zu tabeln, wurden von dieser Bank allen Blättern, an denen ich mitarbeitete, die Inserate entzogen. Das nennt man: Stockprügel auf den Wagen. Die Berechnung war nicht falsch; die Bank konnte ja nicht voraussehen, daß ich zufällig stets mit Verlegern zu thun haben würde, die keine Lußt hatten, so deutlichen Winken stumm und blind zu gehorchen. Meist geben in solchen Fällen die Verleger nach und her ausß Brot angewiesene Redakteur kann zusehen, wie sie gemächlich ihr Schweigegeld einstreichen. Ist er dann nicht obn sehr festem Charakter, so sagt er sich nach einer Weile: „Wie Du willst, darfst Du doch nicht schreiben. Warum also soll der Verleger allein verdienen? . . . Nimm auch!“

Da die Bankdirektoren sich des Geständnisses nicht schämen, daß ihnen das Inserat nur ein Mittel ist, sich die Presse günstig zu stimmen, dürfen sie sich auch nicht wundern, wenn diese straflose Form der Bestechung von den Hyänen der Börse eifrig ausgenützt wird. Im Lauf der letzten Jahre sind immer mehr kleine Börsenblätter entstanden, die nur auf Bankannoncen spekuliren, wenig Text bringen, nicht einmal regelmäßig erscheinen, sondern das Licht der Welt nur erblicken, wenn der Herausgeber eine günstige Gelegenheit zu einem Fischzug wittert. Von solchen Blättern werden sehr oft nur gerade so viele Exemplare gedruckt, wie für die Inserenten als Belag gebraucht werden. Wehrt sich eine Bank gegen diese neue Belastung, so erscheint der ehrenwerthe Herausgeber, mit einer Aktie bewaffnet, in der Generalversammlung, spielt sich als Aktionär auf und kritisiert die Verwaltung schroff. Solcher Wink mit dem Zaumpfahl pflegt zu genügen. Diese Verlegergattung besteht zum größten Theil aus Gescheiterten und Entgleisten, die keine andere Existenzmöglichkeit mehr zu finden wissen. Die Bankdirektoren dürfen nicht klagen: sie selbst banden die Ruthe, die sie nun züchtigt. Sie entziehen den unabhängig kritisirenden Blättern die Annoncen, verweigern den Journalisten, die ihnen nicht alle Kritik ersparen, jede informirende Auskunft und hindern damit selbst die bringend nöthige Reinigung der Presse. Die verehrlichen Banken müssen doch mehr dunkle Geschäfte machen, als selbst der Eingeweihte ahnt: sonst wäre die Nervosität unverständlich, die angesehene Direktoren treibt, selbst den kleinsten, mißachteten Preßköttern mit Inseraten den Mund zu stopfen.

Auch auf anderem Wege aber suchen die mächtigen Herren sich Alles zu befreunden, was irgend nach Presse riecht: sie spielen die Wohltäter, die großmüthigen Maecene. Zu welchem Zweck? Herr Romeid hat es ungenirt ausgeplaudert, als er im Gerichtssaal rief: „Ja, glauben denn die Herren vom Presseklub, ich hätte ihnen das Geld ihrer schönen Augen wegen gegeben?“ Sie haben es, wie ich annehme, wirklich geglaubt. Das traue ich namentlich Herrn Sudermann zu, dessen Theaterhelden ja auch sehr kindliche Auffassungen von Welt und Leben haben. Eher muß man sich schon darüber wundern, daß ein Geschäftsmann von der Erfahrung und Klugheit des Geheimrathes Goldberger zur Annahme des Geldes rathen konnte. Der Fall liegt ja nicht ganz so schlimm, wie er auf den ersten Blick scheint. Herr Romeid war Mitglied des Klubs, im Kreis der Profanen damals noch ein angesehener Mann und wurde um einen Kostenbeitrag gebeten, wie ihn auch andere vermögende Mitglieder gegeben hatten. Nur: Herr Romeid durfte überhaupt nicht Mitglied des Klubs werden; denn man weiß doch längst, daß Finanzleute solchen Klubs nur beitreten, weil sie von der Presse Gegendienste erwarten. Der Presseklub war eben eine verfehlte Gründung. Das hat der Fall Romeid Jedem, der noch zweifeln konnte, gelehrt. Die Preßleute sollen hübsch unter sich bleiben und von Bankiers keine Klubbeiträge, von Theaterdirektoren keine Freibillets und erst recht keine Benefizvorstellungen für ihre Unterstützungskassen nehmen. Ob's jetzt besser werden wird? . . . Wir wollen abwarten, was die Verleger thun werden, deren Redakteure der Bestechlichkeit überführt worden sind. Bis jetzt haben sie sehr bereit geschwiegen. Plutus.



Notizbuch.

Schöffengericht des Amtsgerichtes II Berlin. Sitzung vom achtzehnten Juni 1903. Am Nichtertisch ein Assessor, ein Chemiker, ein Rentier. Auf der Anklagebank zwei Maurer, die beschuldigt sind, eine vor einem Privathaus in Großlichterselde aufgestellte Büste Wilhelms des Ersten umgeworfen und zertrümmert zu haben. Die Kaiserbüste hatte, nach der gerichtlichen Feststellung, „einen ungefähren Werth von hundertunbfünfzig Mark“ und „stand seit vielen Jahren“ in dem Garten des Grundstückes. Niemand hat gesehen, daß sie von den Angeklagten umgeworfen wurde. Sie war nicht mehr besonders ansehnlich, war in den langen Jahren vielleicht morsch geworden; ein Windstoß könnte das von wechselnder Wetterwirkung zerstörte Holzpflaster umgeweht haben. Das Gericht nimmt einen äußeren Eingriff an. Sachbeschädigung. Paragraph 303 des Strafgesetzbuches: „Wer vorsätzlich und rechtswidrig eine fremde Sache beschädigt oder zerstört, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft“. Der folgende Paragraph, der von der Beschädigung oder Zerstörung der res sacras religiosas publicas handelt, ist nicht herangezogen worden; auch dem Gericht gilt also die Büste nicht als „öffentliches Denkmal“, „öffentlich aufgestellter Gegenstand der Kunst“ noch als „Gegenstand, der zum öffentlichen Nutzen oder zur Verschönerung öffentlicher Plätze dient.“ Einfache Sachbeschädigung. Die Angeklagten leugnen. Sie hatten am vierzehnten Mai nach der Arbeit zuerst in der Baukantine, dann in einer Schankwirtschaft gekneipt; beide Lokale liegen dicht neben dem Grundstück, wo, zwischen Bergischmeinnicht und Zylinder, die Büste stand. Gegen Mitternacht verließen die Maurer mit zwei Freunden das Lokal und blieben draußen etwas zurück; „nach ihrer Angabe, um ihr Bedürfniß zu verrichten.“ In dieser Zeit will die Schankwirthin „vom Platz der Kaiserbüste her ein Krachen gehört haben.“ Sie glaubt, die Maurer hätten eine Vierteltonne umgeworfen; allzu deutlich kann die Wahrnehmung nicht gewesen sein, denn die Tonnen standen nicht neben der Büste und das Geräusch, das die Zertrümmerung einer Gipsbüste verursacht, klingt anders als das durch das Umstoßen einer Tonne bewirkte. Aber die Wirthin will auch, um zwölf Uhr nachts, die Angeklagten „von der Richtung der Kaiserbüste her“ kommen gesehen und die Stimme des einen Maurers „mit Sicherheit erkannt“ haben. Sie ist die Hauptbelastungszeugin. Ein anderer Zeuge hat „ein Krachen gehört“ und zwei Männer gesehen, die er in den Angeklagten aber nicht „mit Sicherheit“ wiedererkennt. Ein dritter Zeuge beschwört, ein Arbeiter habe ihm erzählt, daß die Maurer sich noch in der selben Nacht der That schuldig bekannt hätten. Das befreit dieser Arbeiter, in Uebereinstimmung mit den Angeklagten, unter seinem Eid entschieden. Und die Objektivität des dritten Zeugen ist mindestens zweifelhaft. Er hat den einen Angeklagten, seinen Polier, der ihn aus der Arbeit entlassen hatte, einen „Schweinhund“ geschimpft, geschlagen und mit den Worten bedroht: „Wenn Sie mir Feierabend bieten, fliegen Sie 'rin!“ Er schwört, diese Worte nicht gesprochen zu haben, wird aber durch das einwandsfreie Zeugniß eines Unbetheiligten widerlegt. Dem Gericht scheint er dennoch „nicht völlig unglaubwürdig“. Die Stiefel der Maurer passen in Spuren, die am Thatort gefunden wurden (zehntausend andere Arbeiterstiefel würden auch hineinpassen). Die Angeklagten sind erröthet, haben ausweichende Antworten gegeben und sich in Widersprüche verwickelt; auch konnten sie, die von Sechs bis Zwölf getrunken hatten, nicht genau nachweisen, was sie während der kritischen

Minuten gethan hätten. Das alte, oft vernommene Lied. Der Gerichtshof fand den Schuldbeweis erbracht. Zimmerhin: ein schwanker Indizienbeweis, im schlimmsten Fall die That Betrunkener, der Werth des zerstörten Gegenstandes heute nur noch gering; über eine mäßige Geldstrafe würde das Urtheil nicht hinausgehen. Nein: das Schöffengericht verurtheilte die beiden Maurer, verheirathete Männer, zu je anderthalb Jahren Gefängniß. „Straßschärfend fiel ins Gewicht“: die Angeklagten waren vorbestraft (kleine Roheitdelikte), sie „leugneten hartnäckig“ (ihr Zeugnen, darf man hinzufügen, wurde durch kein unzweideutig überführendes Zeugniß widerlegt) und — besonders — „sie haben einen Gegenstand zerstört, der der ganzen Gegend zum Schmach gereichte (die alte Büste, die vor vielen Jahren hundertundfünfzig Mark kostete; und warum dann nicht § 304?) und damit zugleich das patriotische Gefühl des größten Theils der Bevölkerung auf das Tiefste verletzt.“ Irgend etwas einer politischen Demonstration Aehnliches ist nicht bewiesen, nicht einmal behauptet worden; und nicht Jeder wird leicht begreifen, warum der Unfug zweier Trunkenen das patriotische Gefühl des größten Theiles der Bevölkerung (Großlichterfelde, Kreis Teltow, hatte, zwei Tage vor der Verhandlung, mit ungeheurer Mehrheit einen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten gewählt) auf das Tiefste verletzt haben soll. Wir leben ja nicht mehr im Rom der Imperatoren, wo die Beschädigung eines Kaiserbildes ein Kapitalverbrechen war. Anderthalb Jahre Gefängniß: wenn die beiden Maurer diese Strafe verbüßt haben, werden sie im Deutschen Reich nirgends mehr Arbeit finden. Und was wird, während sie eingesperrt sind, aus ihren Familien? . . . Die Lobredner der Laiengerichte mögen diesem Urtheil, dem merkwürdigsten, das in den letzten Jahren gefällt worden ist, recht ernsthaft nachdenken. Wir wollen abwarten, ob gelehrte Richter es in zweiter Instanz bestätigen werden.

*

*

Proletarier, die im Rausch eine billige Büste zerstört haben sollen, wandern auf anderthalb Jahre ins Gefängniß; ein Fähnrich, der einen harmlos trunkenen Menschen getödtet hat, kommt mit zwei Jahren Festungshaft davon. Ein Festschwanz für sozialdemokratische Zeitungschreiber. Und doch kann der unbefangene Betrachter im Grunde nichts gegen das Urtheil einwenden, das vom Oberkriegsgericht in Kiel gegen den Fähnrich Hüßener gefällt worden ist. Ueber das Urtheil erster Instanz wurde am dreißigsten Mai hier gesagt, es müsse auf dem Weg des Kompromisses entstanden sein und lasse die strenge Logik vermissen, die einem Richterspruch nicht fehlen dürfe. Das scheint auch das Oberkriegsgericht gefunden zu haben. Die erste Instanz hatte auf vier Jahre Gefängniß und Degradation erkannt; die zweite hat Hüßener für zwei Jahre auf die Festung geschickt und ihm die Degradation erpart. Der Fähnrich hat sich gut gehalten, seine Sache wirksam geführt und erreicht, daß ihm das Gericht in den wesentlichen Punkten Glauben schenkte. Hüßener, sagt das Urtheil, war, weil er einen Stoß bekommen hatte, berechtigt, seine Waffe zu gebrauchen; er war jung, in schwieriger Situation, hat ein Recht auf die Zubilligung mildernder Umstände und ist nur der „vorsätzlichen Mißhandlung eines Untergebenen mit tödlichem Ausgang“ schuldig. Dieses Urtheil ist wenigstens klar, logisch haltbar und verdient, da es in freier Beweiswürdigung aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpft wurde, nicht den harten Tadel, der es empfieng. Die Offiziere haben eben eingesehen, daß ihr junger Kamerad gehandelt hat, wie er handeln mußte, wenn er die Marineuniform weitertragen wollte, und daß die Vorschriften schuldiger sind als die Person. Troß

Alle dem wird man im Gedächtniß bewahren: in Berlin wegen der — nicht blühdig bewiesenen — Zerstörung einer alten Kaiserbüste anderthalb Jahre Gefängniß, also Vernichtung zweier Existenzen; in Kiel wegen vorschriftswidriger Tödtung eines jungen, bis zu völliger Bewußtlosigkeit trunkenen Menschen nach Jahre Festungshaft, nach deren Verbüßung der Befrahte mit allen Ehren in die Laufbahn des Marineoffiziers zurückkehren kann. Wagt einer, im Deutschen Reich von Klassenjustiz zu sprechen?

Herr Dr. Heinrich Spiro schreibt mir aus Hamburg:

„Die sogenannte Emanzipation der sogenannten Provinz macht Fortschritte: Berlin ist für das Theater nicht mehr die unbestrittene deutsche Hauptstadt. Um den Armen Heinrich zuerst zu sehen, mußte man sich gar über die Reichsgrenzen mühen; und seit der Gründung des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg begreift man an der Spree, daß an der Elbe auch noch Leute wohnen. Und zwar Leute mit künstlerischen Sinnen. Dieses Theater hat ein künstlerisches Programm, hat — trotz einigen Verkümmern ins Blumenthal und in die Schlucht von Philippi — ein künstlerisches Repertoire, hat im Baron Berger und in dem klugen Dr. Karl Heine zwei sichere und feinnervige Regisseure. Das Schauspielhaus hat sich endlich auch die nöthige Resonanz in der hier sehr einflußreichen Kritik erobert und damit zugleich das beste Publikum Hamburgs gewonnen. Natürlich war zu Allem die Vorbedingung, daß mit einem geeigneten Schauspielermaterial gearbeitet wurde. Und es war merkwürdig, wie es da durcheinanderwogte. Zunächst mußte es scheinen, als ob die Sozietäre der Direktion dauernd im Mittelpunkt des Interesses stehen müßten: Frau Ellenreich, die beste Sprecherin der deutschen Bühnen, Herr Nhil, ein Schauspieler mit großen Gaben, Herr Nag, ein Humorist mit eigener Physiognomie, Herr Wagner, ein langsam reisendes, noch brausendes Temperament. Aber sie fanden zum Theil im Spielplan des Hauses nicht genügende Beschäftigung, zum Theil nicht gerade die Gelegenheit, sich voll zu entfalten. Nur Herr Wagner konnte als Tasso, als Atofa, als Heinrich der Achte zeigen, was er auch über sein ‚Nollenfach‘ hinaus kann. Der sehr begabte und verwendbare Wiener Schildkraut stand eine Weile im Vordergrunde, ohne je eine beherrschende Individualität zu werden. Dann aber löste sich aus der Reihe der Protagonisten eine Gestalt, die, wenn mich nicht Alles trügt, bestimmt ist, über Hamburg hinaus die deutsche Spielkunst neuen Zielen zuzuführen: Frau Adele Doré. Ich sah sie zuerst in dem ungearbeiteten Jugendstück des Herrn Otto Ernst, ‚Die größte Sünde‘. Sie packte in die Rolle der Frau Behrmann gar nicht hinein. Aber ihr wundervolles Organ fesselte mich gleich. Es war vielleicht von Anfang an zu viel Herzenston darin; aber es war doch Herzenston. Dann die Gestalt: groß, schlank, in reinem Ebenmaß der Formen. Darüber ein Gesicht von stark slavischem Typus, fähig, jeden Ausdruck, von der klagenden Sehnsucht eines kindischen Herzens bis zur rasenden Rachewuth eines übermenschlichen sich denkenden Weibes, anzunehmen. Und was weiß sie aus ihren Händen zu machen! Es sind nicht die fast zerfließenden der Duse, nicht die gepflegten, langen der Réjane, nicht die Ragenpfoten der Sorma: es sind knochige, ziemlich breite Hände, die aber im Heben und Gleiten, im Hin und Her der Finger, im Ringen und Falten eine Ausdrucksweise für sich gewinnen, ein Spiel spielen, das eigenen Reiz in sich trägt. Das allein hätte die Elektra der Künstlerin zu einer großen Leistung gemacht. Wie aus dem grauen, schwarzgegrühten Gewande die langen, schmalen Arme herauskamen, wie

die Hände zitternd dem doch zurückgekehrten Bruder entgegenbangten: Das war von rührender Schönheit. Wie denn überhaupt die Elektra bisher die größte Leistung der Frau Doré ist. Verdienstlich war schon, daß Herr von Berger die Tragoëdie (in Wilbrandts Bearbeitung) hervorholte, verdienstlicher, daß er Frau Dorés Gelegenheit gab, sich in der Riefenrolle zu zeigen. Die Herbigkeit der späten Jungfrau, die nur den einen Gedanken der Rache hat, lag über dem Ganzen. Und dieser mischten sich nun die Gefühle vom einfachen Jorn bis zur Verzweiflung, vom tödtlich scheinenden Schmerz bis zur Verzückung des Wiederfindens mit Orestes. Und von einer unheimlichen, echten Größe war die Gluth, mit der diese Atreusenkelin dem Schrei der Klytaimnestra ihr furchtbares ‚Triff noch einmal!‘ entgegen donnert. Frau Doré spielt ohne Mäßigen, ohne Rache. Aber sie weiß, daß die Bühne nur drei Wände hat, daß ein Mime nicht zum Privatgenuß spielt, sondern fürs Publikum oben steht. Da ist es wunderbar, wie sie artikulirt, wie jedes Wort, jeder Laut klar herauskommt. Sie spielt immer im Stil des dargestellten Kunstwerkes, aber doch mit dem Einschuß modernen Empfindens, den wir jetzt nicht mehr missen möchten. Hier scheint sich mir ein Stil anzubahnen, der die Kluft zwischen dem Pathos der alten Schule und der sogenannten Natürlichkeit, die mit dem Naturalismus einzog, überbrückt. Was Frau Doré kann, zeigte am selben Abend, unmittelbar nach der Elektra, ihre Herodias in Wildes merkwürdiger ‚Salome‘. Hier war sie ganz das sinnliche, verführte, herrschsüchtige, perverse Weib des Vierfürsten. Man fühlte: sie hätte auch die Salome selbst spielen können; und gut spielen. Und eine Künstlerin, der man Das zutraut — eine erschütternde sophokleische Elektra (Herr Paul Bornstein, Hamburgs feinsten Kritiker, nannte sie phänomenal) und eine wilbische Salome: eine solche Künstlerin ist immerhin eine Hoffnung der deutschen Bühne.“

*
*
*

Im vorigen Heft war das Rundschreiben eines „Institutes für Reklame und Propaganda“ abgedruckt, das von den Ausstellern bezahlte Besprechungen der dresdener Städteausstellung anbot und den Satz enthielt: „Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß die Vossische Zeitung andere Besprechungen über die dresdener Ausstellung als von mir nicht bringen wird.“ Ungemeine Enttäftung in der Vossischen Zeitung. Redaktion, Expedition, Verlag kennen das ehrenwerthe „Institut“ gar nicht; die Unterstellung, die Vossin „nehme Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung auf“, könne „nur ihre Urheber belasten“; die Leute, die das Schriftstück veröffentlicht haben, wüßten selbst, daß es sich dabei, „um einen eben so dummen wie plumphen Schwindel handelt“. Natürlich wird die „Zukunft“, wie in den Fällen, wo die Vossische Zeitung sie bestiehlt, nicht genannt. Ich habe nun nicht behauptet, die Vossin habe für ihre Berichte Geld genommen; auch nicht geglaubt: denn mit solchen Kleinigkeiten braucht das Organ für Massenlesen, legitime und illegitime Kuppelerei sich nicht abzugeben. Ich habe den Besitzer, den Geheimen Justizrath Lessing, nur aufgefordert, dem Ursprung der aus Dresden geschickten Berichte nachzuforschen und „festzustellen, ob im Mummienkleid einer unbefangenen Kritik wirklich bezahlte Reklamen geboten worden sind.“ Das könnte geschehen sein, ohne daß Redaktion, Expedition, Verlag davon wissen. Der Thatbestand wäre leicht festzustellen, wenn der Verlag der Vossischen Zeitung das „Institut für Reklame und Propaganda“ verklagte. Dazu hat der Verlag keine Lust; er rath den Ausstellern, sich an die Staatsanwaltschaft zu wenden, und scheint nicht einmal von dem „Institut“, das in jedem Abreß- und Telephonbuch

zu finden ist, Auskunft gefordert zu haben. Für diese Unterlassung soll der hochfahrende Ton entschädigen. Lante Voh sollte sich aber vor Sittlichkeitsprozeß ganz besonders hüten. Ich habe Gründe, ihr Unanständigkeit aller Art zuzutrauen. Davon soll geredet werden, wenn wir die Zustände betrachten, die das Intermezzo Romeid-Pressklub allzu flüchtig beleuchtet hat. Für heute nur Eins., Die Unterstellung, die Vossische Zeitung nehme Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung auf, ist so abgemacht, daß sie nicht uns, sondern nur ihre Urheber belastet.“ (Nr 308 vom vierten Juli 1903.) Sehr schön. Zwölf Stunden später las ich in der Vossischen Zeitung (Nr. 309 vom fünften Juli 1903), nicht im Inseratenteil, die folgenden Sätze: „Die Berliner Motowagenfabrik in Tempelhof, die durch ihr gefälliges und allgemein bekanntes Fabrikat, den sogenannten Wertheimmotowagentyp, das berliner Pflaster schnell eroberte, hat neuerdings als deutsches Fabrikat den Preis über ausländische und inländische Konkurrenz davongetragen. Sie hat einen großen Auftrag auf Personwagen von der chinesischen Regierung empfangen; ein Theil der Wagen ist für den persönlichen Gebrauch der kaiserlichen Familie bestimmt.“ Nicht unterzeichnet; also auch unter moralischer Verantwortlichkeit der Redaktion. Ist ein Bericht, eine Besprechung gewerblicher Leistungen? Ja. Ist diese Besprechung, die andere, nicht solcher Reklame gewürdigte Motowagenfabriken schädigt, gegen Bezahlung aufgenommen worden? Ja. Womit denn bewiesen ist, daß die Vossische Zeitung, die zwingende Gründe hatte, die Massenusenprozesse der letzten Zeit totzuschweigen, Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung aufnimmt. Von Rechtes wegen.

Im letzten Juniheft wurde hier die frankfurter Rede des Kaisers (unter dem Titel „Das Volkslied“) besprochen. Um zu zeigen, daß die damals zum Ausdruck gebrachte Meinung auch von Sachverständigen getheilt wird, führe ich Einiges aus dem tapferen Artikel an, den der — den Lesern der „Zukunft“ als seiner Musikkritiker bekannte — altenburger Hofkapellmeister Dr. Georg Göhler über das selbe Thema im ersten Juliheft des „Kunstwart“ veröffentlicht hat: „Der Männergesang ist eine durch sein eigenes Wesen auf ein kleines Sondergebiet beschränkte Kunstgattung, die in bestimmten Grenzen gepflegt werden soll, deren übermäßiger Modekultus aber zur Einseitigkeit führen muß und besseren Elementen des Kunstlebens den Platz wegnimmt. Selbst dieser niedrigen Kunstgattung schafft man keine gesunde Entwicklung durch Prämierungen, die in geistigen Dingen stets äußerlich und unwürdig und außerdem vom Zufall abhängig sind. Ich muß diese am Wege liegenden Wahrheiten wieder auflesen, weil fast die gesammte Presse und all die Tausende, die ihr nachbeten, daran vorbeigangenen sind. Und ich muß von diesen einfachsten Grundthatsachen aus an eine Kritik der durch die Presse verbreiteten Irrthümer gehen, weil die meisten durch die frankfurter Rede des Deutschen Kaisers bei der Presse und ihren Gläubigen besonderes Gewicht erhalten haben. Die Rede hat zunächst wieder den Wunsch geweckt, daß alle Reden des Kaisers vor ihrer Veröffentlichung gründlich durchgesehen werden möchten. Sie ist stilistisch zum Theil so mangelhaft, daß wir im Namen der deutschen Sprache das Recht haben, gegen die Veröffentlichung in dieser Fassung zu protestiren. Aber die ganze Ansprache hält auch einer sachlichen Nachprüfung sehr wenig Stand. Niemand macht dem Kaiser daraus einen Vorwurf, daß die ihr zu Grunde liegenden künstlerischen Anschauungen völlig dilettantisch sind, aber kein Dilettant vermag über Kunst maßgebend zu sprechen. Schon der Hauptgedanke der

Rebe irrt. Der Kaiser wendet sich gegen die übermäßige Verkünstelung des Männerchorgesanges und wünscht Pflege des Volksliedes. Auch der Gesangswettstreit war nur dazu da, die Pflege des Volksliedes zu heben. In diesem Worte liegt der eigentliche innerste Widerspruch, der all die Streiterei veranlaßt hat. Das Ziel ist gut, der Weg ist falsch und aussichtslos. Mit Preisdingen und äußerlichem Pomp hilft man einem so schlichten Ding wie dem Volkslied nicht zu neuem Leben; dem Volksliede hilft überhaupt nichts auf als innere Gesundung des Volkes und Abwendung von allem Veräußerlichen. Es muß ausgesprochen werden: der Kaiser beklagt die Verkünstelung, aber gerade seine wohlgemeinten Irrthümer haben sie selbst mit großziehen helfen; er beklagt den Verfall des Volksliedes, aber gerade seine wohlgemeinte Kunstpolitik selbst schwächt allem schlichten, reklamefeindlichen Wesen in der Kunst durch den großen Apparat, mit dem er alles von ihm Protegirte durchsetzt, die Entwicklungsmöglichkeit. Jeder, der das Männerchorwesen kennt, weiß, daß gerade durch das Preisdingen die Unnatur im Männergesang vergrößert wird. Die komplizirten Männerchor-Kompositionen haben wir aus Belgien übernommen, wo schon vor Jahren gerade durch Konkurrenzdingen der Ehrgeiz geweckt wurde, bis an und bis über die Grenzen Dessen zu gehen, was ein Männerchor leisten kann. Und erst seit die prämiirten Vereine auch bei uns vom Rhein aus Mode geworden sind, ist bei unseren Männerchören aus der Kunst ein Sport geworden. Der Kaiser hat diesen Sport selbst großgezogen. Er will das nächste Mal Volkslieder hören. Ja, wozu dann das Preisdingen? Wer um einen Preis ringt, wählt sich stets schwere Aufgaben. Mit Volksliedern um Preise ringen? Was wird davon die Folge sein? Statt des Sports der Technik ein Sport der Nuancirung. Und vor dem bewahre ein gütiges Gesicht das Volkslied. . . Patriotismus und Kunst: die Verquickung dieser beiden Gebiete ist, die die kaiserliche Kunstpolitik leider schon so oft zum Verderben für die Entwicklung unserer Kunst beeinflusst hat. Auch in der frankfurter Rede tritt Das wieder deutlich hervor. Bedauerlicher Weise jedoch ist sie auch in anderen Punkten unsachlich. Der Kaiser spricht darin über das Männerchorwesen und über die Männerchorliteratur, ohne über die wirklichen Verhältnisse unterrichtet zu sein. Er beurtheilt einseitig nach dem von ihm veranstalteten Preisdingen, das zu ungelunden Zuständen führen muß, die gesammte Thätigkeit der Chöre, die zur Zeit recht anerkennenswerth und fortschrittlich ist. Unsere besseren Männerchöre sind über die Viedertafel ziemlich hinaus; sie stellen sich ernste Aufgaben, die Kunstwerth haben, und pflegen daneben gewissenhaft das deutsche Volkslied. Die schlechteren aber pflegen trotz ihrer seichten Viedertafel das Volkslied auch. Die ganze Warnung ist also ziemlich unnöthig. Und sie ist obenrein nicht unbedenklich, denn das Männerchorwesen sinkt sehr leicht wieder ganz in Viedertafel, wenn man ihm die größeren Aufgaben nimmt. Und auch über die Männerchorliteratur sind durch die Rede des Kaisers Anschauungen verbreitet worden, gegen die energischer Widerspruch nöthig ist. Unter den Komponisten, die ihm zu gekünstelt schreiben, erwähnt der Kaiser Hegar und Brambach und er fährt fort: Wenn man diese Meister öfter hinter einander hört. Ist der Ausdruck Meister, der bei der berückichtigten zukünftigen Denkmalsweihe in Berlin natürlich auch für Richard Wagner gut genug sein wird, hier doch wohl kaum angebracht, so müssen wir in Hegars Namen gegen die Zusammenstellung mit Brambach Einspruch erheben, aus dem Wunsch heraus, daß die von uns so oft beklagte Unfähigkeit des Publikums, Abstand zwischen den Künstlern zu halten, durch dieses Wort des Kaisers nicht noch

vergrößert werde. Noch überboten wird der Satz freilich durch den späteren: ‚Wir haben Mendelssohn, Beethoven, Abt. Von ihnen ist nichts erklingen.‘ ‚Mendelssohn, Beethoven, Abt!‘ Was sollen all die Musiker, die sich im Deutschen Reich seit Jahren bemühen, auch im Männergesang der Kunst zum Siege zu verhelfen, was sollen sie sagen, wenn ihnen mit solchen Kunsturtheilen entgegengearbeitet wird? Wir haben übrigens, abgesehen von Hegar, der doch wohl selten oder nie die Grenzen des künstlerisch Möglichen verläßt, Männerchöre von Richard Strauß, Eugen d'Albert, U. Thuille, Franz Vitzl, Peter Cornelius, die alle schwierige Aufgaben stellen, aber künstlerisch lösbare und bedeutende. Sollen sie sämmtlich mit dem Urtheil abgethan sein, das der Kaiser über Hegar und Brambach fällt: ‚Diese Kompositionen sind außerordentlich werthvoll für die Ausbildung der Technik. Es ist, als ob ein besonders hohes Sprunggestell aufgestellt würde; aber es mangelt Brambach und Hegar zu sehr an Melodie?‘ Mangel an Melodie: wer dächte nicht an die Kämpfe gegen Beethoven, gegen Wagner? Der Kaiser fährt fort: ‚Zudem komponiren die Herren Texte, die etwas lang sind. Ich bin im Allgemeinen sehr dankbar, daß so patriotische und schöne Texte gewählt wurden, die von alten Kaiserzeiten und großer Vorzeit handeln. Ich glaube aber, daß zum Theil die Komponisten den Texten nicht gerecht werden.‘ Thut man mit solchen Worten ernste künstlerische Arbeiten ab? Das sind doch keine künstlerischen Werthurtheile. Noch viel mehr aber macht sich der Mangel an Bestimmtheit des ästhetischen Urtheils bei den Stellen geltend: ‚Ich warne auch davor, nicht zu lyrisch zu werden; ich glaube, daß auch im Preischor die Dyril zu sehr obwaltet. Die Sentimentalität, die in jeder deutschen Seele ruht, soll in poetischen Schöpfungen auch zum Ausdruck kommen, aber da, wo es sich um Balladen und Mannesthaten handelt, muß der Männerchor energisch zur Geltung kommen, am Besten in einfachen Kompositionen.‘ Was hat Dyril mit Sentimentalität zu thun, was besagt die Koppelung, Balladen und Mannesthaten, was heißt es: Der Männerchor muß hier energisch zur Geltung kommen? Was sagen solche Sätze überhaupt? ... Was Jeden, der es mit der Kunst ernst nimmt, an dieser neuen Kunsttreibe des Kaisers bitter betrüben muß, ist das völlige Fehlen irgend welcher kunstgeschichtlich oder ästhetisch gefestigten sachlichen Begründung, ist das gänzlich Dilettantische eines trotzdem mit dem Anspruch auf höchste Autorität ausgesprochenen Urtheils. Und wenn der Kaiser gegen den Schluß des ersten Theils der Ansprache hin sagt: ‚Die Wahl der Chöre werde ich in Zukunft dadurch entsprechender zu gestalten suchen, daß ich eine Sammlung veranstalten werde sämmtlicher Volkslieder, die in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz geschrieben, gesungen und bekannt sind,‘ so beweist auch Dies wieder, daß ihm Thatsachen auf dem Gebiete, über das er sich äußert, nicht genügend bekannt sind. Denn der Deutsche besitzt nicht nur Volksliedersammlungen, sondern auch gute und billige Bearbeitungen einer Menge von Volksliedern für Männerchor. Und — wie schon gesagt — unsere Chöre singen sie auch, zum Theil sehr gut, jedenfalls aber überall mit Eifer. Daß sie sie bei einem Preiszingen nicht wählen, ist selbstverständlich. Aber darum sind weder die Urtheile über die neuere Kunststrichtung in der Männerchorliteratur zu rechtfertigen noch die Reden über das Volkslied . . . Wir fordern für jede Kunst das Recht, daß sie sich ihren Gesetzen gemäß entwickle und nicht durch Nachsprüche von oben her in Bahnen gelenkt werde, die vielleicht einem Dilettanten, der die tieferen Gründe nicht sehen kann, gut scheinen, aber für die Kunst selbst Sachgassen sind. Und dann wünschen wir, daß jede Art öffentlicher

Außerung über Kunst sich auf die genaue und sichere Kenntniß der wirklichen Verhältnisse stütze und nicht ein Bild von der Kunstpflege und den schaffenden Künstlern entwerfe, das den Thatfachen nicht entspricht. Mag die neue Rede des Kaisers den einen Segen haben, daß sie alle Musiker, die einer freien, reichen Weiterentwicklung der deutschen Musik dienen, zusammenruft zu einem energischen: Dennoch!"

Hermann Herzog zu Trachenberg, Fürst von Hatzfeldt, ist seit dem ersten Juli nicht mehr Oberpräsident der Provinz Schlesien. Daß der Herzog nicht freiwillig ging, weiß Jeder; warum er gehen mußte, scheint Keiner zu wissen. Ein Augenleiden, heißt's hier; der Herzog war nicht mehr gesund genug für das schwer zu versiehende Amt. Ein Opfer der leidigen Polenpolitik nennen Andere ihn und erzählen, er habe die polnische Gefahr nicht früh genug erkannt. Beide Gerüchte sind falsch. Ein ganz priuater Reiseerlebnis hat die Abberufung des Oberpräsidenten herbeigeführt, der gerade bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, daß er noch sehr leistungsfähig ist.

Aus berliner Zeitungen: I. „Unter den Gästen, die das im Garten des Reichskanzlerpalais veranstaltete Fest mitmachten, fiel ganz besonders der Riese Machnow auf.“ (Natürlich: seit dem März 1890 war im Reichskanzlergarten kein großer Mann mehr gesehen worden.) II. „Bei den Festen der Kieler Woche haben die amerikanischen Gäste die Hauptrolle gespielt; ein bräuben veröffentlichter Festbericht meldet, in der einen Woche sei für Salutsschüsse mehr Pulver verbraucht worden als während des ganzen Krieges gegen Spanien.“ (Hoffentlich wird der Staatssekretär des Reichsmarineamtes im Herbst erjucht, die Kosten der in Kiel verpulverten Salutsschüsse genau anzugeben.) III. „Die in Kiel vertheilten Preise zeichneten sich in diesem Jahr durch erhöhten Glanz aus. Der von einer Amerikanerin gestiftete Nahma-Pokal ist der Kaiserin gefallen. Den großen Morgan-Pokal, der aus reinem Gold ist und fünf Pfund wiegt, hat auch diesmal wieder der Kaiser gewonnen.“

Ort der Handlung: die Große Berliner Kunstausstellung. Personen: Wilhelm der Zweite und Professor Arthur Kampf, der, als Leiter der Ausstellung, den Kaiser herumsührt. Das vom Professor Knackfuß gemalte Bild „Einzug in Jerusalem“, das von sachverständigen Kritikern verhöhnt wurde, erntet enthusiastisches Lob des Kaisers, der auch die Werke des Herrn Röschling bewundert und vor einem Bilde von Koberstein anerkennend sagt, der Effekt sei Anton von Werner abgeguckt. Dann fällt des Monarchen Blick auf ein Bild, das die Spur impressionistischer Einwirkung zeigt. „Ach“, spricht der Kaiser mit ironischem Nächeln, „diese jammervollen kleinen Mädchen! Wer hat denn Die verbrochen?“ Der Führer antwortet: „Das Bild ist von mir“. Der Kaiser murmelt Etwas von Velasquez (von Kampf's Bild „Die beiden Schwestern“ war in der Presse erzählt worden, es sei unter dem Einfluß der Erinnerung an Velasquez, den leisesten und feinsten aller uns bekannten Maler, entstanden), fragt dann, ob der alte Mann auf der Leinwand der Vater der beiden Mädchen sei, und eilt in den nächsten Saal. Die „Beiden Schwestern“ werden in allen Lagern gerühmt; das Gemälde gilt als das beste der deutschen Ausstellung und die Landeskunstkommission empfiehlt, es für die Nationalgalerie zu erwerben. Der Antrag wird vom Deutschen Kaiser ohne Angabe von Gründen abgelehnt.



Berlin, den 18. Juli 1903.

Die Hofbank.

Vierundvierzigster Tag der Hauptverhandlung in Sachen wider die Direktoren und Taxatoren der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank. Auf Tischen, Stühlen und Stufen des Großen Schwurgerichtsaaes Altten, Geschäftsbücher, Gutachten, Briefe; was an Dokumenten zur Lebensgeschichte der Pommernbank und ihrer Töchter nur irgend aufzutreiben war. Vorn drei Stenographen, rechts Bücherrevisoren; über dem Ganzen die würdevoll ruhige Stimmung einer Concernberathung. Kein lautes, heftiges Wort, kein Versuch, die Angeeschuldigten herunterzudrücken, mit mißtrauischen Fragen zu foltern, als überführte Verbrecher zu behandeln; im ganzen Saal kein düster dräuendes Rächerhaupt, keine bleiche Sündermiene. Der Vorsitzende, ein wohlwollender alter Herr, der sich gewissenhaft, doch ohne Uebereifer müht, in das Dickicht dunkler Transaktionen, Kalkulationen, Usancen zu bringen, und jedesmal hörbar aufathmet, wenn der pünktlich wiederkehrende Refrain seines Verhörs: „Ist sonst noch eine Frage an den Zeugen?“ unbeantwortet bleibt. Der Referent behäbig, mit einem pechschwarzen, von schlauen Neuglein erhellten Kopf; sichtlich geschickt und in dem entlegensten Winkel der Prozeßgegend des Terrains kundig. Neben ihm der Staatsanwalt: leise, höflich, elegant, mit stillen, gelassenen Gesten und einem angenehm kühlenden graublauen Blick, der freundlich zu fragen scheint, ob an der Schuld der Angellagten wirklich irgendwo noch gezweifelt werde; nichts von dem hochsahrenden Procuratorenton, der den Beschuldigten einschüchtern, ducken, aus sicherer Verschanzung scheuchen soll. Kein ungeduldiger Widerspruch gegen Beweisangebote; den Hypothekenbankdirektoren wird alles nöthige Material

zur Verfügung gestellt und sie dürfen, so oft es unerlässlich scheint, halbe und ganze Stunden lang in Nebenräumen mit den von ihnen gewählten Sachverständigen die Ziffern und Berechnungen des Anklägers prüfen. Da sitzen sie; hinter Sellos blankem, frisch und hoffnungsfroh glänzenden Epikuräerantlitz, dem Kopf eines klugen hanseatischen Patriziers, sucht und findet sie der Betrachter. An der Ecke, neben dem bildhübschen, soignirten Assessor der Staatsanwaltschaft, der Kommerzienrath Schulz, einft Procurist und gelehriger Schüler Eduards Sanden. Untersekt; gelbliche Fettfarbe; kurz geschnittener blonder Vollbart; Smoking; breite, gestärkte Hemdbrust; Erscheinung und Eleganz eines wohlhabenden Kolonialwaarenhändlers. Etwas kleinbürgerlich Vieberes in der Art, sich zu geben; über derben Instinkten ein dünner Kulturfirniß. Den Mann, der während seiner Jungesellenzeit an der Riviera den vogue großen Stils spielte und durch Williardärtrinkgelber die verwöhntesten Kellnerherzen entzückte, hätte Keiner sich so vorgestellt. Hier wirkt er wie Einer, der im dionysischen Rausch nie über die Doppelkronenorgien von Wilmersdorf und Halensee hinausgelangt ist. Ein vierschrötiger Bürger, der zäh und zuversichtlich um sein Recht kämpft. Nicht die kleinste Behauptung des Anklägers und der Belastungszeugen läßt er, der, wie sein Kollege Romeid, seit fünfundzwanzig Monaten in Untersuchungshaft sitzt, untrübsirt vorübergehen, hat die meisten Ziffern im Kopf und vertheidigt sich, mit einer an rasches Redetempo gewöhnten, zu geschäftsmännischer Kälte erzogenen Stimme, im zurückhaltenden Ton gekränkter, doch des Sieges gewisser Unschuldb. Daß die Verhöre einer Concernberathung gleichberechtigter Gentlemen ähneln, ist wohl wesentlich sein Verdienst; aus der Rolle fällt er nur, wenn Herren, die ihm als Beamte früher unterstellt waren, jetzt wider ihn aussagen sollen und er zwischen dem direktorialen Befehlston und der sanftmüthigen Bescheidenheit des ängstlich um günstige Stimmung besorgten Häftlings schwankt. Ein scharfes Ohr hört dann, wie schwer solche blasse Demuth dem Herrn Hofbankdirektor und Kommerzienrath wird. Viel schwerer als dem Nachbar zur Rechten. Herr Romeid hat die beflissene Höflichkeit eines Detailgeschäftsmannes, der im Umgang mit der Ladentundschaft das flinke Dienern und Lächeln gelernt hat. Zu diesen Verkäufermanieren paßt die Erscheinung nicht, die jetzt, seit in der langen Haft des Leibes Fülle zusammengeschrumpft ist, eher auf einen würdigen Ministerialbureaukraten schließen ließe. Ziemlich groß; dichtes graues Haar; langer, fast schwarzer Bart; hinter dem goldenen Fneifer listige Augen, die blinkend immer erkunden möchten, ob das nächste Wort nicht am Ende im Saal die Atmosphäre

verderben könnte. Doch trotz aller Vorsicht vermeidet er Fehltritte nicht so sicher wie der Stämmige im Smoling. Sein Privatverbrauch wird erwähnt und eine Liste seiner Jahresausgaben vorgelegt. Statt diesen heißen Punkt bis zum Schlußvortrag der Vertheidiger unberührt zu lassen, erbittet Herr Romeid sich das Wort. Was auf der Liste stehe, sei nur zum Theil als Privatverbrauch anzusehen. Und nun zählt er die einzelnen Posten auf. Sechstausend Mark für Doktor und Apotheker. Zweimundzwanzigtausend Mark für zwei Wagen und vier Pferde („weil ich damals die Villa in Wilmersdorf bezog und, nur im Interesse der Bank, Fuhrwerk haben mußte“). Zehntausend Mark der Ehefrau zum Geburtstag geschenkt. Und so weiter . . . Die Richter horchen auf. Hier wissen sie, mit ihren fünftausend Mark Jahresgehalt, besser Bescheid als im finsternen Reich der Pfandbriefe, Prioritäten, Baugelder, Cessionen und Beleihungen. Ein paar Minuten lang ist bänglich schwül im hohen Saal. Das also ist der standard of life dieser Leute; so wirtschaften sie, nach eigenem Geständniß, mit dem Geld. Niemand unterstreicht die Ziffern; stiller nur wirds und der muntere Blick des Staatsanwaltes wiederholt, eindringlicher als vorher, die Frage, ob noch immer irgendwo ein Kindergemüth an der Schuld der Angellagten zu zweifeln wage. Und Herr Romeid möchte doch gar so gern einen guten Eindruck machen. In den Pausen grüßt er artig Jeden, der für Zeitungen schreibt, geschrieben hat, je schreiben könnte; und wenn er den Herrn Landgerichtsdirektor, den Herrn Landgerichtsrath, den Herrn Zeugen anredet, fühlt man, wie er die hohe, höfliche Stimme zu devotester Schmiegsamkeit öft. Faßt keinen Hörer der ganze Jammer der Menschheit an? Ahnt keiner, was die zweijährige Haft, was die Hauptverhandlung den jäh von der Höhe Gestürzten an beschämender Pein gebracht hat? . . . Es geht zu Ende. Noch ein Bank um Zahlen, noch einmal widersprechende Gutachten der für und wider die Anklage zeugenden Bücherrevisoren, ein letztes Mal jetzt der Refrain: „Sind noch Fragen zu stellen?“ Schweigen ringsum. „Die Beweisaufnahme ist geschlossen.“

Nach vierundvierzig Verhandlungstagen. Die ältesten Kriminalisten erinnern sich keines so langen Prozesses. Dennoch wird Mancher fragen, ob die Beweisaufnahme nicht zu früh schloß, nicht sehr Wesentliches unerörtert ließ. Ueber die Schuld oder Unschuld der Angellagten kann nur der im Gestrüpp des Handelsrechtes, des Hypothekenbankgesetzes und der Bauspekulation Heimische urtheilen. Vielleicht waren sie für ihre schwierige Arbeit nicht gründlich genug vorgebildet und wurden, in strupellosem Leichtsinn, der Pflicht untreu. Vielleicht hätten sie, wenn sie am Ruder geblieben wären, ihr Schiff-

lein durch Gift und Brandung gesteuert und in zehn, zwölf Jahren die allzu früh von ihnen escomptirte Werthsteigerung des berliner Bodens erlebt, an der ihre Finanzen gesunden konnten. Ich weiß es nicht; weiß nur, daß seit Strousbergs Herbsttagen in jeder Kraetzzeit von der Gemeinschaft der Reinen ein paar Sündenböcke in die Wüste geschickt werden — „auf daß der Hock all ihre Missethat in eine Wildniß trage“ (3. Mose, 16, 22) —, und finde tiefe Weltweisheit in dem Wort, das Herr Frank Wedekind seinen Hochstapler Reith sprechen läßt: „Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte“. Im christlichen Europa giebt es nur einen festen Moralmaßstab: den Erfolg; die hehren Sittensprüche und Gewissensregeln auf dem Futteral gelten höchstens noch für die Kinderstube. Hätte die Gunst der Konjunktur drei Jahre länger gewährt, dann säßen die Herren Schulz und Romeid heute im wärmenden Besitzrecht patrizischer Ehren und beträten den Gerichtssaal nur mit der schneeweißen Weste des Sachverständigen, deren ehrsame Sauberkeit kein schändlicher Zweifel bekriechen darf. Daß es anders kam, war ein Zufall, die Folge eines Konjunkturreinwechsels, den die Pommernbankdirektoren nicht früh genug witterten. Für alles Andere hatten sie vorgesorgt: von der Aufsichtbehörde wurden sie nicht genirt, bei Hofe waren sie sehr beliebt und wohlwollender Behandlung in der Presse ganz sicher. „Die Beweisaufnahme ist geschlossen.“ Schade. Wir hätten gern gehört, wie sich die Aufsichtbehörde in der kritischen Zeit verhielt, auf welchen Wegen der privilegirende Titel der „Hofbank der Kaiserin“ erworben, für welche Verdienste Herr Schulz, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftsvorstände, zum königlich preussischen Kommerzienrath ernannt und an welchen Ketten die Presse aus der Kontrollpflicht gezogen wurde. Das gehört nicht zur Sache? Daß ein morsches Institut sich mit dem Nimbus einer „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ schmücken und mit der „Staatsaufsicht durch die königlich preussische Regierung“ Klammern machen darf? Daß die Presse Jahre lang das Publikum über den Status der Pommernbank und der Strelitzbank täuscht und im Landtag vom Chef der Centralinstanz über die Sicherheit der Pfandbriefe falsche Auskunft gegeben wird: das Alles gehört nicht zur Sache? So muß es wohl sein; denn Niemand bemüht sich, diesen Fragen die klare Antwort zu finden, die ohne Zeugnißzwang und Eidespflicht schwer zu erreichen sein wird, immerhin aber gesucht werden muß.

Vor fünf, sechs Jahren tauchte in der Presse und im preussischen Parlament die Absicht auf, die Pfandbriefe der Hypothekendarken für mündelsicher zu erklären. Miquel war ein Gegner dieses Planes — dessen Ausführung das Prestige der Hypothekendarken natürlich ungemein erhöht hätte —

und soll den jungen berliner Privatdozenten, der in der streitigen Sache das Wort ergriff, mit Daten unterflügt haben. Der tapfere und tüchtige Mann hieß Dr. Paul Voigt; im Sommer 1900 kam der erst Achtundzwanzigjährige auf einer Alpenwanderung ums Leben. Seine Brochure „Hypothekenbanken und Beleihungsgrenze“ war im Frühling 1899 erschienen und hatte bewiesen, daß namentlich in den neueren Stadttheilen und Vororten Berlins geradezu ungeheuerliche Uebertaxirungen und Ueberbeleihungen vorgekommen waren. Die Schrift, die schon auf alle nach dem Zusammenbruch der Spielhagenbanken und dem Pommerntrach enthüllten faulen Stellen hindeutete, wurde viel besprochen und vereitelte den Plan, die Grenze der Mündelsicherheit zu verrücken. Im Abgeordnetenhaus aber erklärte Herr von Hammerstein-Borzen, der preussische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, am sechsundzwanzigsten Juni 1899: „Gegen die gegenwärtige Sicherheit der Hypothekenspfandbriefe können begründete Bedenken nicht erhoben werden.“ Ihm erwiderte der Bericht der Budgetkommission: „Bereits im Frühjahr und Sommer 1899, als sowohl der Chef des die Aufsicht führenden Ministeriums wie der Dezerent für die Beaufsichtigung der Hypothekenbanken alle Hypothekenspfandbriefe für gleichmäßig sicher erklärten, herrschten mindestens bei einer dieser Banken die allertraurigsten Verhältnisse.“ In Moabit ist jetzt festgestellt worden, daß der Pommernbankdirektor Schulz mit seinem Aufsichtsrathsmitglied Herrn Christians, dem Herausgeber des „Deutschen Oekonomisten, Spezialorgan für Realkredit und Hypothekensbankwesen“, oft zu Besprechungen ins Landwirthschaftsministerium kam. Das Reichsgesetz vom dreizehnten Juli 1899 bestellte den Hypothekensbankentreuhandler, die alle wichtigen Urkunden und Werthpapiere zu prüfen und mitzuverschließen haben, dafür sorgen sollen, daß die vorgeschriebene Deckung stets vorhanden ist, und untersuchen können — nicht: müssen —, ob der festgesetzte dem wirklichen Werth entsprechende. Auch diese Beamten haben nicht, wie man doch erwarten durfte, rechtzeitig vor der Gefahr gewarnt. Sie können, nach dem Gesetz, von der Bank eine Vergütung fordern und werden, wie ein katholischer Abgeordneter erzählte, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise besoldet“, — von den Banken, deren Geschäftsführung sie als unbefangene Kritiker beaufsichtigen sollen. Und welcher Sphäre wurden diese Treuhänder entnommen? Herr Eugen Richter hat im Landtag auf diese Frage geantwortet: „Ich habe mir die Liste der Treuhänder der berliner Hypothekensbanken geben lassen und daraus erfahren, daß man hier neue Sinekuren für die Vortragenden Räte aus den Ministerien einrichten zu können geglaubt hat. Vortragende Räte aus dem

Finanzministerium, dem Landwirthschaftsministerium, der Centralgenossenschaftsklasse, der Seehandlung sind hier mit einbegriffen. Ob die Herren mit ihrer Stellung im Ministerium dabei nicht unter Umständen in Konflikt kommen, will ich dahingestellt sein lassen.“ Der konservative Herr von Arnim meinte, ein solches Doppelverhältniß sei „in hohem Grade unerwünscht und dem Ansehen der Staatsbehörde schädlich“. Also: nach Voigts Alarmruf erklärt der zuständige Minister alle Bedenken gegen die Sicherheit der Pfandbriefe für unbegründet; dennoch werden die Hypothekenbanken unter Kontrolle gestellt; zu Kontrolleuren werden sie hohe Ministerialbeamte; diese Beamten, deren unbeirrter Scharfblick die Kundschaft und die Aktionäre der Hypothekenbanken vor Schaden schützen soll, werden erstens vom preussischen Staat, zweitens, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise“, von den ihrer Kontrolle unterstellten Banken besoldet und finden keinen Anlaß zu öffentlicher Warnung, die, wie bald danach der Spielhagenkrach lehrt, doch sehr nöthig war. . . Wie lautet der schöne Satz? „Das gehört nicht zur Sache“.

Preußen kennt keine Ministerverantwortlichkeit; und kein Gesetz sichert dem durch Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit eines Staatsbeamten Geschädigten den Regressanspruch. Herr von Hammerstein-Logten wurde in Moabit nicht vernommen. Er hätte vielleicht gefragt, wie ihm denn ein böser Verdacht gegen Institute gekommen sein sollte, an deren Spitze die frommen, von höchster Hofgunst bestrahlten Herren Sanden und Schulz standen. Merkwürdiger ist, daß man in foro nicht zu erforschen suchte, wie diese Gunst gewonnen ward. Vierundvierzig Tage währte die Beweisaufnahme. Unzählige Zeugen und Sachverständige wurden verhört. Aber wir erfuhren nicht, auf welchem Wege Herr Schulz den Titel eines Kommerzienrathes, seine Bant das höffische Weibzeichen erwarb. Sollte am Ende ein wichtiger Zeuge nicht vorgeladen worden sein?.. Doch nur Geduld; ich muß diesen Prolog schließen, ehe vor Gericht die Schlußvorträge begonnen haben. Noch bleibt dem Staatsanwalt, den fünf Bertheidigern, den beiden Hauptangeschuldigten Raum und Recht zu freier Rede. Sie Alle können uns über die Herkunft des Hofbankprivilegs und über die Wächterarbeit der berliner Presse noch manches Wissenswertes erzählen. Die Beweisaufnahme ist geschlossen; aber sie kann durch Gerichtsbeschluß bis zur Verkündung des Urtheils stets wieder eröffnet werden. Und glaubt die Strafkammer, zur Fällung eines gerechten Spruches neuen Materiales nicht mehr zu bedürfen, dann bleibt noch immer die Möglichkeit, fern von Altmooabit die Untersuchung weiterzuführen und Titelverschleißer, Expresser und Fälscher vor den Thing der Volksgenossen zu heischen.

Im Wunderland.

Ich hatte lange ganz still gelegen, in der Dunkelheit und in Schmerzen, denn ich hoffte auf kein Mitleid; wußte ich doch, daß die Menschen in meiner Umgebung taub seien und mein Wehklagen nicht hörten. Ich wußte auch, daß sie blind seien und die große Wunde an meiner Seite nicht sahen, wenn ich sie auch noch so sehr vor ihren Blicken entblöhte. So hatte ich lange gelegen, ganz still in der Dunkelheit und in Schmerzen. Und konnte nicht leben und konnte nicht sterben.

Doch mit einem Mal wich der Schmerz und die große Schwere, die meinen Leib gefesselt hielt, fiel ab wie eine gelbste Kette. Nun war ich frei und konnte die Arme strecken. Ich konnte aufrecht sitzen und aufstehen. Mir war eine Kraft gekommen.

Aber sie blieb ohne Genesungfreude, denn ich wußte, daß ich nie wieder dorthin zurückkehren durfte, wo mir einst Alles lieb und vertraut gewesen, und daß die Kraft nur erschienen war, mich in traurige, unbegreifliche Fernen zu treiben. Ich wußte: nun ging es ins Wunderland.

Da gärtete ich mich und zog Schuhe an meine Füße und schritt hinaus, geraden Weges in die Finsterniß.

Es war mir aber gegeben, die Dunkelheiten auseinander zu schieben, wie man schweren, faltenreichen Stoff auseinanderschiebt. Die Dunkelheiten ballten sich und ich eilte hindurch. Je weiter ich ging, desto leichter ward es mir, sie mit den Armen zu theilen; denn sie wurden durchsichtiger und zarter, bis sie nur noch dünnen, grauen Schleiern glichen. Als ich den allerletzten dieser Schleier auseinandergerissen hatte, war es Morgen in Wunderland.

Und ich stand vor einem Bild, wie es mir längst bekannt war aus meinen Träumen. Gewaltige Stufenreihen führten zu einer Säulenhalle empor, die von hohen Standbildern erfüllt war. Wie Schnee und Eis von Bergeskuppen schimmert, so schimmerten die weißen Marmorleiber von ihrer Höhe und blickten kühl und frei über die Welt. Aber zu Füßen eines jeden dieser Standbilder kauerte ein Bettelweib und weinte. Wie geschmolzener Schnee, wenn der Föhn weht, von den Bergen herabgeweint wird, so troffen ihre Thränen und flossen über die Stufen und bildeten Lachen hier und da auf dem Sand. Und von Zeit zu Zeit erhoben die Weiber ihre Stimme und riefen mit langgedehntem Klage laut ewig das selbe Wort: „Zu spät, zu spät!“

An den unteren Stufen kauerten andere Bettelgestalten. Diese weinten nicht, sondern hatten brennende Augen, mit denen sie Etwas suchten und immer suchten. Sie hatten auch brennende Rippen und fragten immer wieder, wie im Fieber: „Ist es noch nicht Zeit? Ist es wirklich noch nicht Zeit?“

Doch die Stufen hinauf und hinunter schritt gemächlich ein hinkender Wächter. Er lachte die Bettelleute aus, die ihm die Hände hinstreckten, und sprach zu einem Jeden: „Du bekommst schon Dein Theil!“

Aber von oben klang es: „Zu spät, zu spät!“

Da hielt ich den Wächter an und sagte zu ihm: „Was ist's für ein Tempel, dessen Wächter Ihr seid?“

„Der Tempel ist dem Ruhm geweiht“, antwortete er, „und ich bin sein treuester Diener, der Erfolg.“

Er sah, daß mein Blick mit schmerzlicher Verachtung über seine Gestalt glitt, und fuhr fort: „Ich hinte. Das ist freilich wahr. Einst hat mich ein Gott zornbebend die Tempelstufen hinabgeworfen, weil er mich geschmacklos fand. Nun komme ich meistens zu spät. Soll ich Einen zur Halle einführen, ist er schon ganz verbittert, erschöpft oder gar verstorben und begraben. Dann setzt sich so ein unverschämtes Klageweib zu seinen Füßen nieder und jammert, daß ich niemals zu rechter Zeit komme, niemals Denen ein freundlicher Führer in diesen Tempel bin, denen mein Kommen Erlösung wäre von Herzenspein, von Noth und Tod.“ Er ließ mich stehen und humpelte weiter.

„Und Das ist der vornehmste und freudigste Tempel in Wunderland! So mögen alle Götter des Wunderlandes vergehen und verbämmern, da sie keine besseren Wächter an die Schwelle ihrer Tempel sehen!“ Ich rief es laut und schied eilenden Schrittes von dieser Stätte des höchsten Hohnes und ging weiter, um das Thal zu suchen, in dem keine Götter wohnen sollen.

„Wo ist das Thal, in dem weder Götter noch Götzen Thränen und Blut für ihre Huld verlangen?“ fragte ich.

„Ihr meint wohl das Thal des Glückes?“ gab mir ein Hirt zur Antwort. „Das liegt hinter den steilsten Bergen der Welt. Eine Schlucht führt hinein mit so enger und kleiner Mündung, daß eine ganz enge und kleine Thür sie verschließt. Und ein tückischer Kobold macht so elende Späße an dieser Thür, daß Jedermann lachen muß. Wer aber an der Thür des Glückes lacht, kommt nie mehr hinein.“

Ganz leicht fand ich nach der Weisung des Hirten den Weg bis an die kleine Thür zwischen den steilsten Bergen der Welt. So leicht schien mir der Eintritt, daß ich über die Dummheit der Menschen in Wunderland staunte, die nicht hineingelangen konnten.

Vor dem verschlossenen Thürchen stand ein steinerner Tisch. Mitten darauf lag der Schlüssel. Beim Nahen hielt ich es gar nicht für schwer, ihn zu ergreifen, obwohl der Tisch nach der Körpergröße eines Riesen gemessen war. Als ich aber die Hand ausstreckte, gewahrte ich zu meinem Entsetzen, daß ich nicht hinauflangen konnte. Wie ich mich auch recken und anstrengen mochte: die Finger reichten immer nur bis an den Rand der Tischplatte, nie weit genug, den Schlüssel zu fassen.

Zwei kluge, freundliche Augen sahen mich plötzlich an. Sie leuchteten aus dem Gesicht eines affenartigen, goldbeireiften Männchens. Es mußte der Kobold sein, von dem der Hirt mir gesprochen hatte.

„Ich bin der Pförtner. Was steht zu Diensten?“ sagte das Männchen mit so höflicher Verbeugung, daß ich Vertrauen zu ihm faßte.

„Ach, ich möchte nur groß genug sein, um den Schlüssel zu nehmen“ meinte ich kleinlaut.

„Bitte!“ erwiderte das Männchen. Im selben Augenblick fühlte ich meine Glieder viel weiter von mir entfernt als gewöhnlich. Mit Leichtigkeit faßte ich den Schlüssel und ging zum Pförtchen. Doch ich konnte unmöglich durch die

eng an einander stehenden Pfosten. Ich war viel zu groß und zu breit und glaubte, noch immer zu wachsen. Kaum sah ich meine Füße: so hoch war ich aufgeschossen. Da wollte ich voll Wuth nach dem Kobold greifen, doch er häupte wie ein Insekt an mir auf und ab und rief immer höhniſcher: „Was steht nun zu Diensten?“

„Ich will klein genug sein, um durch das Pfortchen zu dringen, Du Unhold!“
„Bitte!“ sagte der Pfortner.

Ich schrumpfte wieder ein und stürzte zu der Thür. Dabei entglitt meinen immer kleiner werdenden Händen der Schlüssel, und als ich mich umsah, lag er wieder mitten auf dem Tisch. Und der Tisch war zu hoch, als daß ich den Schlüssel hätte ergreifen können. Da lachte ich. Ich lachte aus Verzweiflung. Und so heftig war das Lachen der Verzweiflung, daß die Felsen bebten.

Ein wildes Schluchzen antwortete auf mein wildes Gelächter. Felsen über Felsen stürzten ein. Unkennlich, verschüttet und verloren war der Weg zum Thal ohne Götter. Da floh ich auch diese Stätte des Hohnes, floh über die Berge und durch die Thäler, bis ich in eine große Ebene kam.

Es war Abend geworden in Wunderland. Aber von Westen her, wo die Sonne versank, flammte es auf der Erde, als ob sich aus ihrem Gluthkessel Funken in das Labyrinth eines großen Waldes verirrt hätten. Von Weitem hielt ich dieses Waldes mächtige Stämme für Rosenbäume, die Tausende von Blüten trugen. Es gab keine weißen und keine gelben Rosen darunter: alle, alle leuchteten purpurroth. Und purpurrothen Tropfen gleich regneten die Blätter her voll erblühten nieder von den Zweigen und Zweiglein. Die Blumen glühten so stark, daß die Zweige zu brennen schienen, wie vom Feuer gemartert. Aber statt Rauch und Qualm kam von der scheinbaren Brandstätte süßer Duft.

Als ich näher kam, erkannte ich Flügelgestalten im Walde. Sie waren emsig um die Bäume bemüht und pflückten die erblühten Rosen in goldene Körbe. Sie flogen hin und her, geschäftig wie Bienen vor dem Feierabend. Ein leises Singen und Summen ging von ihnen aus. So fleißig sammelten und ernteten sie mit schlanken Fingern, daß sie bald Tausende von Rosen abgenommen hatten und die Körbe von der Purpurlast übervoll waren. Dann brachten sie alle Körbe zu einer großen Presse, die vor dem Walde stand, und zermalnten die Blüten. Aus dem Lode von Tausenden und Abertausenden wurde ein heiliger Tropfen köstlichen Duftes gewonnen und in geheimnißvollem, schlankhalbigem Fläschchen verwahrt.

Als ich nah genug stand, um das seltsame Treiben deutlich zu erkennen, gewahrte ich, daß man nicht Rosen zu Tausenden zerpflückt und zermalmt hatte, um einen heiligen Tropfen köstlichen Wohlgeruches zu gewinnen, sondern daß all die Blumen, die geerntet und gesammelt, zerbrochen und zerpreßt auf einander lagen, Tausende und Abertausende frisch erblühter, hoffender, in Liebe flammender Herzen waren.

Da berührte ich die Schulter eines der geschäftig hin und her fliegenden Engel und sah ihn an mit leiser, ehrfurchtvoller Frage. Er wandte sich flüchtig nach mir um und sagte: „Ja! Dein Herz ist auch darunter. Wir brauchen die frisch Erblühten, die Hoffenden, die in Liebe Entflammten zu unserem Tagwerk.“

Aus Tausenden und Abertausenden solcher zuckenden, vernichteten Herzen wird ein Tropfen herrlichster Weisheit gepreßt. Und der Duft dieses einen Tropfens ist so stark, daß er über Jahrhunderte dauert. Aus solchen Tropfen wird der große Trank des Heils bereitet. Aber man braucht lange, bis er fertig wird.“

Tief betrübt verließ ich den Wald mit seinem traurig süßen Opferduft.

Und ich kam an das Meer.

Jetzt war es Nacht geworden in Wunderland.

Mein Blick fiel auf ein seltsames Treiben. Das Meer schwemmte Leichen an den Strand und die Erde schien zu wogen und zu wallen wie das Meer; und auch ihre Wogen spien Leichen hervor. Und mitten in die Gräuel trat eine Gestalt, die sich vom Mond an einer schwindelnden Sternenleiter herabgelassen hatte. Sie trug eine stolze Krone auf dem Haupt und eine Maske vor dem Gesicht, die sich aber fortwährend änderte, so daß es ergötlich war, dies Spiel zu betrachten. Die Gestalt beugte sich zu den Leichen und küßte sie. Nun kam Ruhe über das Meer und über das Land; und die Leichen erhoben sich und lächelten und verbeugten sich vor der dem Mond entstiegene Frau, wie vor einer Königin. Und einer huldvollen Herrscherin gleich, machte sie allen Erweckten Geschenke. Jeder Tote und jede Tote bekam einen Spiegel, einen Schminktopf und ein Zaubergewand. Die also Beschenkten spiegelten, schminkten und schmückten sich. Einige sangen, Einige tanzten, Andere spielten auf Instrumenten. Die Königin stand in der Mitte und ermunterte sie. Etwas hohl und blechern klang ihre Stimme; aber die Worte waren desto freundlicher. „Laßt uns fröhlich sein!“ rief sie, „denn schön ist das Leben!“

Da fiel ich auf mein Antlitz vor ihr nieder und flehte sie an: „Nimm mich auf, Königin des Wunderlandes! Ich habe Dich erkannt und will Dich verehren. Du bist die heilige Vöge! Küsse mich auf den Mund, damit auch ich mir selbst fröhlich und lebendig scheine wie die anderen geschminkten und geschmückten Leichen, damit ich Dir zu Ehren tanze und heitere Lieder singe und in die goldene Harfe greife.“

Aber die Königin fluchte mir: „Du hast meinen heiligen Namen genannt, der unnenbar ist, und mich erkannt, die ich unerkennbar bin. Du bist verstoßen aus meinem Reich der Freude. Weh Dir! Hinweg von diesem Gestade!“

Und verbannt aus dem Reich der großmüthigen Königin, die einzig und allein Glück spendet in Wunderland, vertrieben von dem Angesicht der heiligen Vöge, schwankte ich irren, müden Fußes zurück in die Dunkelheiten, aus denen ich gekommen war . . .

Schleier regneten nieder, Vorhänge schlossen sich, die Kette tiefster Erschöpfung legte sich mir von Neuem um Arme und Füße, blutig klappte die Wunde an meiner Seite. Und ich sank zurück, still in das Dunkel, laglos in das Leid.

Und konnte nicht leben und konnte nicht sterben.

München.

Alexander Freiherr von Gleichen-Rufwurm.



Der letzte Obrenowitsch.

In Februar dieses Jahres habe ich mich an das deutsche Publikum mit einem Essay über die Frauen der Obrenowitsch*) gewandt, dem man vielleicht entnommen hat, daß nicht die Freude am Erzählen spannender Romane mir die Feder führte; denn gerade als ich dazu kam, von einer Verworfenen zu berichten, brach ich — zu wenig Professionist, um an der Ausbreitung solcher Dinge Gefallen zu finden, und zu wenig Prophet, um mir hiervon eine Wirkung auf die Stimmungen meines Volkes zu versprechen —, von tiefem Ekel erfüllt, ab. Heute aber, nachdem sich zugegetragen, was grauenhafter nicht einmal die Einbildungskraft eines Shakespeares erdichten konnte, hat Jeder zu reden, der Etwas zur Klarstellung des in Serbien Geschehenen beizutragen weiß. Für einen Serben giebt es heute überhaupt keine dringendere Pflicht. Ich schloß damals mit der Frage, ob das grausame Gedicht von der serbischen Sagenburg, die nicht fertig werden kann, wenn man nicht die Frau eines der Burgherren in ihre Fundamente einmauert, nicht bald eine neue Strophe erhalten werde. Dabei dachte ich an das unglückselige Weib, das so viel Unglück und Schande über uns aufgetürmt und reichlich verdient hatte, vom Throne herabgerissen und in eine Klosterzelle eingesperrt zu werden, um so, lebendig eingemauert, ihre Verbrechen zu büßen. Nun aber ist sie von Soldatenhänden getödtet worden und mit ihr der Ärmste, der unter ihrem Einfluß zum Verfolger der besten Freunde seines Hauses, zum Peiniger der besten Patrioten seines Landes, zur blutigen Geißel dieses Landes selbst und der eigenen Eltern geworden war. Und jetzt stehen wir vor einem neuen, merkwürdigen Schauspiel: Europa, das diese Dinge Jahre lang mit angesehen hat, gedenkt heute nicht der namenlosen Leiden, die dieses Paar über uns brachte, sondern stellt sich auf die Seite der Unterdrückten. Ja, es zählt nicht die Verbrechen mehr, die gegen uns begangen wurden, sondern nur die Zahl der Schüsse, die im Konak fielen, die achtundfünfzig Säbelhiebe, mit denen man die beiden Leichen zerfegte, die mitumgekommenen Verwandten und Vertheidiger — Vurrus und Tigellinus —, es kanonisiert die Schuldigen und bezichtigt uns Serben der Barbarei. Nicht der König also, der durch Verfassungsbrüche, Staatsstriche und wahre Vorgiagräuel die Achtung aller Herrscher und Völker verwirkt hatte, ist heute der Schuldige; und die Frau, durch die er uns zum Spott der ganzen Welt machte und die uns zur blutigen Quälerin wurde, ist jetzt eine Märtyrerin. Schuldig ist das serbische Volk, schuldig die serbische Armee sammt und besonders, diese Armee, die im heldenmüthigen Kampfe für die Unabhängigkeit ihres Landes gegen einen zehnfach überlegenen und

*) S. „Zukunft“ vom 7. Februar 1903.

zehnfach besser ausgerüsteten Feind 25 000 Tote und Verwundete, jeden zweiten Offizier, jeden vierten Milizsoldaten verloren hat. Sie heißt plötzlich ein Prätorianerhaufe; ihre Offiziere wurden in europäischen Zeitungen Mordbuben genannt. Und dieses Unrecht, das man dem Volk wie der Armee anthut, nimmt kein Ende. Denn nicht mehr von hastig arbeitenden Journalisten, sondern von den maßgebenden Leitern der europäischen Politik und selbst von der Höhe eines der ehrwürdigsten Throne der Welt, von dem Kaiser Franz Joseph, dessen Majestät uns Serben in so mancher schwierigen, gefahrvollen Lage väterlich in Schutz genommen hat, ist dieses Urtheil ausgesprochen worden. Und darum bittet heute ein Serbe ums Wort, um gegen dieses harte Verdict zu appelliren. Wird man auch mir nachsagen, daß ich als Parteigänger der neuen Dynastie mit von der Verschwörung war und nun meine eigenen Handlungen vertheidige? Nein: Niemand wird so sprechen; und in den europäischen Kabinetten weiß man: Der hier redet, ist ein überzeugter Monarchist, war Premierminister der Könige Milan und Alexander, hat die Karageorgewitsch als Feinde seines Königs und Herrn bekämpft und konnte in der Hitze des Gefechtes die Waffen nicht ängstlich wählen; er hat sein Leben lang der Dynastie der Obrenowitsch mit leidenschaftlicher Hingabe bis zur Selbstaufopferung gedient, — bis ihn die Heirath des Königs Alexander, dieser fürchterliche Selbstmord der Dynastie, ins Exil trieb.

Auf dem ganzen weiten Erdenrund giebt es kein Land, das ein besseres Schicksal verdient hätte als Serbien, und keins, das so vom Unglück verfolgt wird. Gleich seine ersten heroischen Unabhängigkeitskämpfe gaben ihm zwei um die Krone ringende Dynastien, beide national, beide um Serbien hochverdient; und ihr erbitterter Kampf brachte in das Volk die erste tiefe Spaltung. Das war noch nicht genug: einem Volk von Ackerbauern und Viehzüchtern wurde vom Ausland eine Verfassung aufgezwungen; und nun traten zu den zwei dynastischen noch zwei politische Parteien, die Verfassungstreuen und die Absolutisten, hinzu. Auch dabei blieb es nicht: die Familienzwistigkeiten der Obrenowitsch, die von der Zeit des Fürsten Milosch bis zur Ehescheidung des Königs Milan fort dauerten, zerklüfteten das Volk weiter in die Anhänger des Fürsten und der Fürstin. Ferner gab es eine turkophile und eine russophile, also eine siebente und achte Partei, deren eine sich mit dem türkischen Suzerain zu verhalten rieth, während die zweite dem russischen Protektor zuzubelte, als er die legale Wahl des Alexander Karageorgewitsch für nichtig erklärte, weil sie nicht im Weissein des russischen Vertreters vorgenommen war. Nach dem Pariser Kongreß, als das Protektorat auf all Großmächte übergegangen war und deren Rivalität auf der Balkanhalbinsel begann, bekamen wir eine neunte und zehnte Spaltung, eine austrophile und eine frankophile Partei. Endlich, nach der Importirung des unbeschreiblich

verhaßt gewordenen österreichischen Bureaokratismus und der in natürlicher Reaktion dann um sich greifenden unausgereiften liberalen Ideen, vier weitere Parteien: eine liberale, eine fortschrittliche, eine radikale, ja, sogar eine sozialistische. Begreift man jetzt einigermaßen, was Alles in diesem einen, dem ersten Jahrhundert seines modernen Werdens an diesem armen Volke gezeihrt hat? Eine der schlimmsten Formen der Brot- und Magenfrage kam noch hinzu, um uns völlig zu zerrütten. Man hatte nämlich die Volksbildung auf eine ganz fehlerhafte Basis gestellt; wohin man sah: rechts, links, überall ein klassisches Gymnasium; und all diese klassischen Gymnasien spien ein unverhältnißmäßig großes Beamtenproletariat aus, das, unfähig, einen anderen Lebensunterhalt zu finden, sich Hals über Kopf in die politischen Parteikämpfe stürzte. Noch jetzt verfügt ja jede politische Partei in Serbien über ihre eigenen vollständigen Beamtenkadres, die, ohne Rücksicht auf Befähigung, nur auf Grund der Zugehörigkeit zu der herrschenden Partei im Amt sind, während die von der Krippe weggestoßenen Gegner hungern müssen und also sich nothgedrungen gegen die Regierung zusammenscharen.

Weiter: 1876, 1877/78 und 1885 drei Kriege, drei mörderische Kriege nebst Allem, was einen Krieg begleitet und ihm folgt. Dann der Bau einer großen Eisenbahn, zu der uns der Berliner Vertrag verpflichtete, mitsammt dem kolossalen Leihgeld, das dabei draufging, und schließlich die heillose Parteiwirtschaft mit dem Staatsfädel, die unsere Schulden auf über 460 Millionen brachte. Und das Resultat dieser Häufung von Leiden? Das Resultat dieser unerhörten Zersplitterung der nationalen Lebenskraft und dieses politischen und finanziellen Chaos? Zehnmaliger Thronwechsel in hundert Jahren; eine ewige Abwechslung von Ermordungen und Vertreibungen, von Depositionen und Restaurationen. Karageorg wurde ermordet, Fürst Milosch zur Abdankung genöthigt, sein Sohn Michael vertrieben, Alexander Karageorgewitsch verjagt, der zurückgekehrte Michael von Mördern getödtet, König Milan zur Abdankung gezwungen. Und das Furchtbarste daran war, daß all diese Herrscher, trotz ihren Schwächen und Fehlern, doch gute Patrioten waren, die dem Lande großen Nutzen brachten. Und da also das Fatum mit den Inhabern des Thrones nun einmal Fangball spielte, kann man sich vorstellen, wie es mit der Stetigkeit der Regierung aussah. Ich will gar nicht versuchen, alle Kabinettswechsel in diesen hundert Jahren zu zählen; es genügt, zu erwähnen, daß während der zehnjährigen Regierung Alexanders die Ministerien nicht weniger als fünfzehnmal wechselten, wobei jedesmal zugleich ein vollständiger politischer Systemwechsel mit völliger Beseitigung der ganzen Beamtschaft bis zum kleinsten Diurnisten und Gemeindediener herab und mit Erschütterung der ganzen Staatsverwaltung stattfand. Ein einziges Ministerium Alexanders — das mit der Devise: „Serbien über

Alles“ — hat tausendundeinen Tag gedauert; alle anderen haben ihre Existenz nach Monaten, nach Wochen gezählt und Bifulus wurde wieder zur Wahrheit; denn wirklich: es gab sogar Eintagsminister. Und man darf auch rückschließen: Was konnten diese Ministerien unter solchen Umständen leisten? Und wären es lauter Cavour's und Bismarck's gewesen: in den Monaten und Tagen, die ihnen beschieden waren, hatten sie nicht einmal Zeit, sich in den laufenden Staatsgeschäften zu orientiren, geschweige denn, etwas Großes zu thun.

Und trotz dem Ozean von Elend, in dem es schier zu ertrinken drohte, hat dieses Volk eine Lebenskraft gezeigt, die Darwins Theorie von der Erhaltung der Art auch für die Geschichte der Völker bestätigt.

Wenn man bedenkt, daß Serbien im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein von Janitscharen und Dahijas grausam verwüstetes Paschalik war, dessen 1000 Quadratmeilen deshalb auch nur von 300 000 Menschen bewohnt wurden*), die in Wäldern versteckt, in elenden und zerstreuten Lehnhütten ihr Leben fristeten, ein Paschalik mit Saumpfadern statt der Landstraßen und ohne Schule, beinahe ohne Kirchen, ohne irgendwelche Gesetze oder Staatseinrichtungen wie ohne Handel und Wandel, weil dieses Volk eben von der Christenheit gänzlich vergessen und den Türken auf Gnade und Ungnade überlassen war, — und wenn man Dem gegenüber bedenkt, daß dieses selbe Serbien heute ein unabhängiges Königreich ist, mit beinahe drei Millionen Einwohnern, mit dreißig blühenden Städten, mit über tausend wohlhabenden Landgemeinden, mit einem Netz ausgezeichnete Verkehrswege und einer Volkswirtschaft, die jährlich Erzeugnisse im Werthe von 70 Millionen ausführt; wenn man endlich hinzunimmt, daß es heute nicht nur in jedem Dorf Volksschulen, sondern auch in jeder Kreisstadt Mittelschulen, landwirthschaftliche und gewerbliche Schulen und in seiner Hauptstadt eine Hochschule besitzt, daneben Museen, Kabinete, Laboratorien und Bibliotheken, eine Akademie der Wissenschaften und der Künste mit Gelehrten, die schon auf fünfhundertjährige europäische Universitäten berufen werden: dann muß man gestehen, daß die Lebenskraft, die Solches, trotz all den furchtbaren äußeren und inneren Kämpfen, erreicht hat, wahrhaft wunderbar ist. Und diese Schaffenskraft, diese moralische Kraft eines unter Martern und ewigen Kreuzigungen sich unzerbrechlich emporarbeitenden Volkes wollte ein junger Mann, vielleicht ein Neurastheniker, vielleicht ein Geisteskranker, wieder zerstören. Und fast wäre es ihm auch gelungen; denn schon hatte er sich ja, der von Gottes Gnaden und dem Willen des Volkes König war, durch eine Reihe von Verbrechen zum unumschränkten Herrn dieses Volkes gemacht. Dieser junge Verbrecher war der fünfte aus dem Geschlechte der Obrenowitsch, war Alexander I. Und

*) Rapport eines russischen Genieoffiziers aus dem Jahre 1806.

wenn die in die Irre geleitete Gegenwart in ihm den tragischen Helden sieht und das serbische Volk des Mordes beschuldigt, so wird doch die Historie in ihrem Urtheil über seine Verbrechen nicht schwanken.

Man erinnert sich des ersten Staatsstreiches, den er in der Nacht vom ersten April 1893 durchführte. Noch stand er nicht unter Dragas Führung, aber die Fähigkeit, ihr Schüler zu sein, kündete sich bereits an. Er rief das Heer zu seiner Hilfe, und wenn man es heute einen Prätorianerhaufen nennt, so hat er ihm damals den ersten Unterricht im Prätorianerthum gegeben; er bereitete seinen greisen Regenten, die dreimal die serbische Krone dem Hause Obrenowitsch erhielten, ein Borgiamahl. Er übernahm eigenmächtig und als Winderjähriger die Regierung, was gegen die Verfassung verstieß. Ich möchte lieber nicht erwähnen, daß er auch die liberale Regierung Awakumowitsch gesetzwidrig auf die Anklagebank brachte und sie dann, abermals gesetzwidrig, begnadigte. Es war furchtbar, zu hören, welcher Geist schon damals aus ihm sprach; eine wilde Tücke, wie sie vor ihm vielleicht nur noch in den nerontischen Gemächern umging. Ein Minister meldete eines Tages, daß der wieder eingesezte Metropolit Michael Schwierigkeiten mache; der König fragte, ob man den Pfaffen nicht mit einer Tasse Kaffee aus dem Wege räumen könne. Nach dem Staatsstreich kamen die Radikalen beim König in Gunst. Nach neun Monaten und zwei Ministerien sollten sie wieder fortgejagt werden. Wie macht man Das kunstgerecht? Ich höre lachen; doch Du lachst zu früh, Du in den Praktiken der Unabartbarkeit erfahrene Kabinetkunst! Denn in der Verschlagenheit gab Dir dieser Knabe doch noch viel vor. Hinauswerfen, den man gestern ans Herz geschlossen: Das läßt sich leicht leisten; und was ist schließlich in einem monarchischen Lande eine Partei? Das nimmt man und spuckt es wieder aus, denn man weiß schon mit zwanzig Jahren: Eher wird eine Mutter den Doldh in das Herz des eigenen Kindes bohren, als daß ein patriotisches und in seinen jungen König verliebtes Volk aufhören wird, die Handlungen dieses Königs mit tausend Menschlichkeiten zu entschuldigen. Ist er nicht jung, heißt es dann, ist es nicht besser, er ist temperamentvoll und ungestüm? Wäre etwa zu wünschen, er zeigte schläfrige Mächternheit? Um die Radikalen zu verabschieden, war also weder viel Muth noch eine besonders tückische Erfindungsgabe nöthig. Aber es handelte sich ja gar nicht um ihre Entfernung als Selbstzweck; um etwas Größeres gings: ein neuer Staatsstreich sollte gemacht, die vor neun Monaten feierlich mit der Hand auf dem Coangelium beschworene Verfassung gebrochen und die vom Jahre 1868, deren Aufhebung in blutiger Revolution erkämpft worden war, wieder dem Volk aufgedrängt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es schon erfinderischer Kraft: man mußte eine Staatsgefahr erfinden, deren Ursache eben der Radikalismus war, und plausibel machen, daß es ihr gegenüber

kein anderes Schutzmittel gebe als die Vergrößerung der königlichen Machtvollkommenheiten und die Rückkehr zur Tyrannis von 1868. Das nun ist also die Frage, die ich an die Techniker der Staatsstreichs und Verfassungsbrüche stelle: Wie kompromittirt man am hellen, lichten Tage eine rebliche und loyale Partei und stürzt mit ihr zusammen die Konstitution, zu der sie steht, in den Abgrund? Nun, wozu lange Wege? Erinnert man sich vielleicht noch der Reise, die der König, umgeben von seinen radikalen Ministern, im Kreis Uzica machte? Alles war ahnunglos. Plötzlich, als man auf die Platiborhöhe kam und die Wagen schon den Berg hinankommen, hielt die königliche Equipage knapp vor einer Stelle, wo die Straße hart an einem Abgrund vorbeizieht, und — allgemeine Aufregung! — der König verließ den Wagen und ging weiter zu Fuß . . . Warum? Was war geschehen? Nun, ein Streich von der Art, wie sie Victor Hugos unsterblicher Graf Ablefeld verübte; ich bemerke ausdrücklich, daß die Sache erhärtet und erwiesen ist. Man fingirte eine Verschwörung der radikalen Minister gegen das Leben des Königs. Im Auftrage des Königs verständigte ein Vertrauter eine dritte Person, daß hier, an dieser Stelle, mit Wissen der Minister die Pferde des königlichen Wagens scheu gemacht werden würden, und nachdem diese dritte, ahnungslose Person in heller Angst die Warnung wiedergegeben: konnte dann der König, den man in den Abgrund stürzen wollte, mit den Attentätern weiter zusammenbleiben? Und konnte er mit der Verfassung weiterregieren, die ihnen die Macht im Lande gab? Und so machte man also nach Zertrümmerung der Radikalen, wie früher nach Zertrümmerung der Liberalen einen gut verborgenen Staatsstreich, den nun ein fortschrittliches Ministerium mit einer fortschrittlichen Partei deckte, bis es sich schon nach einigen Monaten überzeigte, daß es einfach gesoppt war, weil man ihm das Versprechen einer Verfassungsrevision, durch das es für den Staatsstreich gewonnen wurde, nicht hielt. Und so durfte man jetzt schon sagen: Meineid auf Schritt und Tritt; nur daß es eben noch größerer Leiden und Martern bedarf, bevor man sich entschließt, von seinem jungen König, dem man Treue geschworen, das Aergste zu glauben und aller Hoffnung zu entsagen. Denn was wußten wir serbischen Politiker, wie es im Herzen dieses Gefalbten in Wahrheit aussah? Wie sollten wir nicht hoffen und glauben, daß so viel Jugend, die wir liebten, sich am Ende doch zur Ruhe und Besonnenheit zurückfinden werde? Nachdem nach der ältesten (liberalen) und der zahlreichsten (radikalen) Partei nun auch die fortschrittliche mit der Schuld der Sanktionirung eines Verfassungsbruches beladen und vernichtet worden war, rief der Ministerpräsident dieser fortschrittlichen Partei dem König bei der Verabschiedung, indem er das Kreuz schlug, zu: „Gott soll mich davor bewahren, Eurer Majestät noch einmal dienen zu müssen!“ Und doch diente man ihm wieder

wenn die Noth rief, denn man liebte ihn als den Vertreter der nationalen Dynastie. Sollten wir uns anlehnen und zu allem sonstigen Unglück auch noch neue dynastische Kämpfe heraufbeschwören?

Ich wurde sein Ministerpräsident — in drei Jahren der neunte! — und ich, Bladan Georgewitsch, der ich der Lebensgrenze nah bin, bezeuge hier vor Europa, daß König Alexander einen Mörder fand, um seinen Vater Milan zu ermorden. Ja, hört es, Ihr Majestäten, hört es, civilisirte Nationen, die Ihr jetzt die Selbsthilfe, zu der ein unglückliches Volk greifen mußte, als Uebermaß uneuropäischer Barbarei empfindet: König Alexander von Serbien und seine damalige Maitresse und spätere Frau Draga haben den Mörder Knezewitsch gebunden, um den eigenen Vater des Königs, den Schöpfer des neuen serbischen Königreiches, den ersten serbischen König nach dem Untergang des einstigen Kaiserthumes, feig und meuchlings zu erschließen.

Weil man sich gegen jeden Verdacht sichern soll, muß ich zunächst bemerken, daß selbst die Menschen, denen ich im Leben am Meisten wehgethan, meine Ehrliche kennen. Wie meinem Lande und meinem König, so war ich auch treu meiner Ehre, und weil ich freiwillig Exil und Entbehrung auf mich nahm, als die brennende Schmach über uns hereinbrach, wird man mir auch glauben, wenn ich sage, daß ich nimmermehr diesem Könige gedient hätte, wenn ich die verstockten Verruchtheiten geahnt hätte, deren er vorher schon, dann aber, nachdem Draga ihn zu racheln begonnen hatte, noch in hundertfach vermehrter Zahl schuldig war. Von meiner Politik, überhaupt von Politik kann ich nicht weiter sprechen; denn was soll jetzt Politik? Wir nähern uns dem rein kriminellen Gebiet. Von dem Verhältniß des Königs wußte man. Wen ging es an? Ist ein Minister berufen, die erotischen Abenteuer seines Herrn zu kontrolliren? Wir hatten einen anderen Ehrgeiz und andere Gedanken, hatten als Minister des serbischen Volkes Anderes zu thun. Freilich: etwas Auffallendes hatte es in der Zeit dieses Verhältnisses doch gegeben. Nämlich die geradezu räthselhafte Erbitterung, womit der König plötzlich sein achttes Ministerium fortgejagt hatte, unmittelbar nachdem es ihm die Heirath mit der Prinzessin von Montenegro anrieth. Doch diese Erbitterung war eben räthselhaft; daß sie das Werk einer rachsüchtigen Maitresse war, ahnten wir nicht. Wer konnte an Draga Maschin denken? Ihr Leib war Gemeingut, ihre Vergangenheit stadtbekannt, von beiden Elternseiten her belastet — denn der Vater starb im belgrader Irrenhaus, die Mutter war eine Trinkerin —; Jeder wußte: eine hixige Dirne. Auch Alexander wußte es; der verstorbene Kaufmann Kanara, der verstorbene Publizist Sima Popowitsch wußte es; viele Belgrader, die noch heute leben, wissen es aus persönlicher Erfahrung. Sie hatte ihren ersten Mann entehrt und ins Grab gebracht. Königin Katalie nahm Draga in ihren Dienst, um sie zu retten,

und die Gefallene blieb, was sie war: heute des Königs Maitresse, wie sie gestern Jedermanns käufliches Gut gewesen war.

Ich habe heute ein Volk vor Europa zu vertheidigen; nur deshalb erzähle ich hier von Dingen, von denen zu sprechen sich sonst wahrlich die Mannesehre sträubt. . . In der belgrader Vorstadt Englezovatz steht ein kleines Häuschen, in dem die größten Verbrechen, deren ich mich zu entsinnen weiß, ausgeübt wurden. Die spärlichen Wanderer, die nachts durch diese Straße kamen, wunderten sich oft, vor diesem Häuschen einen Wagen zu sehen und unter den Fenstern zwei Männer, die oft Stunden lang warteten. Der Eine war in Civil und immer ver mummt, der Andere trug die Uniform eines Artillerie-Offiziers und war der Kommandant der Gendarmarie, Oberst Marko Zinzar Markowitsch. Wenn ein Passant neugierig wurde und nach einigen Stunden wiedertam, sah er den Offizier allein auf- und abgehen; der Vermummte, der König, war dann bei seinem Liebchen. Eines Tages kam der Präsekt von Belgrad, Nista Bademlitsch, zu mir zum Rapport und fragte: „Wissen Erzellenz davon?“ Natürlich wußte ich und fragte, da ich ja ein europäischer Minister war, was sich denn die Polizei, wenn sie für die Sicherheit des Königs gesorgt habe, noch weiter um diese Jugendthorheit zu kümmern brauche.

„Aber Herr Ministerpräsident, wenn der König etwa auf die Idee kommen sollte — —?“

„Auf welche?“

„Nun, auf die Idee, diese Person zu heirathen?“

Der närrische Polizisteneinfall erbitterte mich und ich sagte: „Sie sind ein guter Polizeibeamter und brauchen als Solcher die Psyche des Königs nicht besonders genau zu kennen.“ Hatte ich Unrecht? Der König kannte Dragas Vergangenheit, wußte, sie konnte an Jahren seine Mutter sein, und wenn man auch aus unglücklicher Liebe einen Selbstmord begehen kann, so liegt doch kein Grund zu Erzeßten des Gefühles vor, wenn man eine Geliebte schon von Biarritz her Jahre lang ungestört besessen hat. Der Ausgang zeugt wider mich: ich hatte nicht Recht; und wenn man will, kann man aus diesem Fall die Lehre ziehen, wie thöricht der Glaube ist, man habe sich als Staatsmann immer nur mit großen Ideen und bedeutenden Kräften auseinanderzusetzen. Glücklich Jeder, dessen Wirksamkeit in dieser Linie des wirklich Großen und Bedeutenden verläuft: wir serbischen Politiker, die wir nach beste Wissen für unser Volk strebten und auch Kräfte und Gaben unser Eige nannten, wir mußten Alle, Alle an einem elenden und erbärmlichen Duhlgetändel scheitern. Und wenn es nichts weiter gewesen wäre: was läge an unseren Personen? Aber aus dieser lasterhaften Liebe erwuchsen ungeheuer Verbrechen. Ja, mein lieber Bademlitsch, der Du heute schon tot bist: an Deinem Grabe leiste ich Dir Abbitte; denn die Polizei behielt Recht und d'

Psychologie Unrecht. Eines Tages wurde ein Fähler ausgefiredt. König Milan schöpfte Verdacht, witterte den Heirathplan seines Sohnes und erklärte das ganze serbische Volt und er selbst werde gegen einen so unsäglich beschämenden Wahnwitz Maßregeln ergreifen. Darauf wurde Alles wieder still und nie vorher hatte der Sohn sich dem Vater so zärtlich ergeben gezeigt. Da feuerte plötzlich der Mörder Knezewitsch seine Schüsse auf Milan ab. . . Und weiß man, was weiter geschah? Die Revolverkugeln trafen nicht gut, Milan wurde nur leicht gestreift und sein Adjutant Major Lukitsch schwer verwundet. Was also thun, um den Verdacht von den Urhebern abzulenken? Nun: der Mörder mußte über sein Schicksal beruhigt und zu einer falschen Aussage bewogen, die Leute, die ihn geworden, mußten beseitigt, der Verdacht auf die Radikalen abgelenkt und der höchste Schmerz kindlicher Liebe vorgegaukelt werden. Und siehe: es gelang! Ich war damals nicht in Belgrad; in Marienbad traf mich die Nachricht von dem Geschehenen, und als ich zurückeilen wollte, befohl mir der König telegraphisch, zu bleiben, „weil Ihre vorzeitige Rückkehr die Lage in den Augen des Auslandes viel kritischer erscheinen ließe, als sie de facto ist.“ Und da begab sich Folgendes: Der Mörder Knezewitsch, der Alberne, der noch auf der Richtstätte lächelte, weil er die Begnadigung und die darauf folgende Belohnung mit Sicherheit erwartete, wurde von dem Peloton rasch getroffen und der schabazger Präseft Andjelitsch, der um die Sache wußte, wurde erdroffelt aufgefunden. Und der liebevolle Sohn? Der bot ein Schauspiel, wie Menschenaugen es seit den Tagen des Caligula nicht mehr gesehen hatten. Noch am Tage des Attentates wurden die Minister zum König befohlen, der von ihnen die Verhaftung und Einkerkelung sämmtlicher radikalen Führer forderte. Sie waren entsetzt. Wo waren Schuldbeweise, wo auch nur Verdachtsgründe? Wie wollte man solche Massenverhaftung rechtfertigen? Das Bedenken erbitterte den König. Sofort wurde der Kommandant der zweiten Kavalleriebrigade, Oberst Alexander Konstantinowitsch, in den Saal gerufen und vor allen Ministern wörtlich so angedredt: „Wenn ich Dir jetzt befehle, die Hochverräter, die auf dieser Liste verzeichnet sind, noch heute Nacht erschießen zu lassen: wirßt Du den Befehl ausführen?“ Der Oberst war sprachlos, die Minister vor Schreden außer sich; um ein fürchterliches Blutbad zu verhüten, willigten sie schnell in die Forderung; sie dachten: *Od roba ikad, iz proba nikad* (Aus der Gefangenschaft vielleicht, aus dem Grabe nie).

Meint der Leser, nun sei die Sache zu Ende gewesen? O nein; eine Steigerung folgt. Hat man schon die Radikalen: warum nicht auch das Beste thun und sie radikal beseitigen? Deshalb Belagerungszustand für den belgrader Kreis und Berufung des Standgerichtes zur Aburtheilung der Attentäter; und als der Ministerrath und mit ihm der zunächst Betroffene, König

Milan selbst, in langer Berathung dagegen ankämpften und siehentlich, mit aufgehobenen Händen, vor einem solchen äußersten und durch nichts gerechtfertigten Schreckmittel politischen Hasses warnten, rief endlich der König: „Unter solchen Umständen bleibe ich nicht eine Minute mehr König von Serbien. Hier meine eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Abdankung!“ Und er legte die bereits vorbereitete Urkunde in die Hände des Kriegsministers Bukowitsch. Heute weiß mans; aber damals wußte mans noch nicht: Wann und wozu hatte er die Urkunde vorbereitet? Damals wirkte es mit Blitzesgewalt, denn der König war noch nicht verheirathet, das Land hatte keinen Thronfolger, König Milan hatte erklärt, daß er selbst im Fall eines vorzeitigen Todes seines Sohnes den Thron nie wieder besteigen werde. Sollte man das Land einem Dynastiewechsel, vielleicht einem Bürgerkriege preisgeben? Man wagte es nicht und unterschrieb also schweren Herzens Belagerungszustand und Standgericht, — mit dem Vorsatz, durch eine gewissenhafte eigene Auswahl der Richter die Justiz vor einem Mord zu bewahren. Auch diese Hoffnung trug. Auf seinen geheimen Wegen drang dieses Regiment auch bis an den Richtertisch, und wenn vom Standgericht nur ein Einziger, der Attentäter, hingerichtet, alle Anderen zu Freiheitsstrafen verurtheilt wurden, so hat Serbien für die Verhütung eines Massenmordes nicht dem König zu danken — denn er war fest entschlossen, Alle erschließen zu lassen —, sondern einzig und allein einem „Quos ego!“ des Kaisers Franz Joseph, der durch seinen Militärbevollmächtigten, den Major Gordliczka, dem König in Belgrad seine erhabene Meinung kurz und bündig sagen ließ.

Und König Milan, wird man fragen, wußte er von Alledem? Ja, er erfuhr davon gleich mir, nachdem wir Beide ins Exil gegangen und alle Vorgänge vor uns aufgedeckt waren. Wir schwiegen, denn wir liebten unser Land; aber heute, da ich das Wort ergriffen habe, um mein Volk gegen ein grausames und ungerechtes Urtheil zu vertheidigen, heute sage ich und heute schwöre ich: daß König Milan I, der in meinen Armen in Wien starb, knapp vor seinem Tode, also in einer Stunde, wo alle Sterblichen wahr sehen und wahr sprechen, mir gesagt hat: „Das letzte Attentat auf mich war das Werk Deffen, den ich in meinem Leben allein innig geliebt habe, es war das Werk meines einzigen Sohnes, für den ich vergessen habe, daß ich König gewesen bin, und dem ich, in Reihe und Glied tretend, zusammen mit Dir treu und ehrlich gedient habe. Das Attentat des Knezewitsch war von Alexander und seiner Draga vorbereitet.“

Und Europa? Europa beklagt das arme, schuldlose Königspaar. Europa hatte von diesen Dingen zur Zeit ihres Geschehens freilich keine Kenntniß; aber wars nicht an den übrigen, bekannten genug und ist es nicht zum Lachen, wie da eine ganze Welt heute vergift, was gestern ihr allge-

meiner Ruf und Spruch war? O Pharifäerthum! Die Hand, die Dein Exponent, der in einem reinlichen Bett geborene Fürst Ferdinand, vor drei Jahren in Serbien läßt, war die Hand einer Dirne. Und wenn man an Maria Theresia zu erinnern wagt, die der Pompadour Artigkeiten sagen ließ, so frage ich: Hätte sie sie auch zur Schwiegertochter erhoben? Nein, dieser Oberst Binzar Markowitsch, der unten auf der Straße im Noth auf Posten stand, wenn oben die Zeit des Amusements anging, war doch der größere Gentleman; denn als Alexander schließlich that, was er that, ließ dieser Mann sich für sieben Jahre in den Kerker werfen, weil er wenigstens schrieb, was er zu sagen nicht den Muth hatte: daß nämlich solche Schande noch nicht dagewesen sei. Ich weiß: in der Literatur denkt man heute über Dirnen anders. Preist sie; aber müssen sie gerade Königinnen werden? Draga — wie drücke ichs nur aus? — war nicht nur eine gierige Geschäftsdame, sondern von einfach unbeschreiblich schmutziger und ekelhafter Routinirtheit. Kennt Ihr alle Nuancen und Erfindungen des Lasters? Das war Draga. Hörtet Ihr jemals von der budapester Bänkelsängerin Rosa Bentö? Sie war eine dumme Schülerin neben der Frau auf dem serbischen Thron; sonst hätte sie sich nicht vor Lachen gewälzt, so oft sie von dem ungeschickten Alexander erzählte, sondern gleich Draga gewußt, daß die Geduld, diese theure Göttin, Alles zusammenbringen kann, wenn sie sich zur schmutzigen Dienerin des Feilsten und Gemeinsten macht. Rosa Bentö war die ungleich jüngere, schönere und lachte, wieherte. Draga, die doppelt so alte und verbrauchte aber wußte Bescheid, wußte, wie man den durch eine able Laune der Natur von den Frauen ferngehaltenen Männern den Schmerz erspart und zum Genuß hilft. Und diese Routine wurde zum Schicksal eines Königreiches, und was sich als Politik so hoch erhaben dünkt, mußte elendiglich scheitern, weil man vergessen hatte, sich auch um die physischen Geheimnisse eines Königs und die kundigen Wiße einer Dirne zu kümmern. Was wußten wir? Serbien ist nicht die Türkei und seine Minister waren nicht darauf dressirt, Schlafzimmersgeheimnisse auszuforschen; erst später erfuhr man, wie leicht es für den Chirurgen gewesen wäre, diesem jungen König die Beschämungen zu ersparen, die er bei allen Frauen erlitten hatte, — nur bei Draga Maschin nicht. Sie allein lachte nicht, sondern gewöhnte ihn geduldig — geduldig! —, ihr zu glauben, wenn sie die Augen schloß und verzückt flüsterte: Sascha, Du bist ein Mann! . . . Ja, sie war die bessere Psychologin. Als sie eine Schwangerschaft heuchelte, um einen französischen Eisenbahningenieur zur Heirath zu zwingen, kaufte sich der Mann kurz und brutal mit fünfhundert Franken von ihr los. Als belgrader Bürger diesen Vorgang dem König erzählt und ihn kniefällig gebeten hatten, Draga doch nicht zu heirathen, rief endlich Einer: „Herr, sie ist ja auch mit mir gegangen“, und nannte den Preis. Was

nützte es? Alexander war an sie gewöhnt und überzeugt, daß er nur mit ihr oder vielmehr nur bei ihr glücklich sein könne, und hatte inzwischen auch schon den schmerzlichsten Kufsus, den es für einen Verliebten geben kann, durchgemacht. Denn als sie seiner sicher war und ihr aufdämmerte, daß bei kluger Erziehung und Lenkung seiner Leidenschaften vielleicht selbst das Aeußerste möglich werden könne, begann sie, ihn schlaue zu martern. Sie versagte sich ihm, hielt plötzlich viel auf ihre Frauenehre, ließ ihn nachts auf der Straße unten im Schnee oder im Roth warten und brach, wenn nichts Anderes half, in Thränen aus. Was, hieß es dann, war sie, die ihn so unsäglich liebte? Eine Erlehrte; und er, der König, konnte, wenn er sie wirklich liebte, dulden, daß man sie seine Maitresse nenne? . . Die alten, tausendmal schon gebrauchten und doch immer unträglichen Mittel. Die Spekulation schien nur an einem Umstande scheitern zu sollen; dem König fehlte der Muth, offen vor das Land hinzutreten und zu sagen: Erhebet auf Euren Thron eine Dirne! Oder vielleicht hätte der Muth nicht gefehlt; aber Milan, sein Vater, war da: und vor dessen Angesicht wagte er sich mit seinem Plan nicht. Zunächst mußte aus dem Herzen des Sohnes der letzte Rest kindlichen Gefühls gejätet, es mußte stetig und sicher vergiftet und mit Allem, was nur je Milan von seinen Todfeinden nachgesagt wurde, angefüllt werden. Noch mehr: er sollte seinen Vater leidenschaftlich hassen lernen; darum gefälschte Briefe, offene Postkarten und geschickt insinuirte und appetirte Zeitungartikel aus fremden Blättern, in denen zu lesen stand, daß Milan der wahre König, Alexander nur eine Puppe in seinen Händen sei, ein Strohmannchen, das er schnell in die Kinderstube zurückschicken werde, wenn seine Zeit wieder gekommen sei. Und so ward Milan der Verbrecher, ward er der Hochverräther, der nur des günstigen Augenblicks harrete; und so konsequent, mit solcher Unerbittlichkeit, mit solcher eisernen und nie ausruhenden Geschicklichkeit wurde nun an der Seele dieses schrecklichen und entarteten Knaben herumgebohrt, herumgewählt und herumgemeistert, daß Alexander schließlich die Erlaubniß gab, zur Ermordung des eigenen Vaters den Mörder Senezewitsch zu dingen. Und als das Attentat mißlang: was blieb da zu thun? Ein neues Attentat anzetteln? Das war doch zu dumm; die radikalen Führer sahen ja schon im Kerker; auf wen wollte man da die Urheberschaft laden? Schnell also einen anderen Ausweg. Wobor zittert ein Thier? Vor dem Auge des Herrn ist dieses Auge nicht da, so ist's mit dem Zittern aus. Und das Auge w fern. Milan selbst und ich, der Ministerpräsident, wir weilten im Auslar Weshalb? Als Unterhändler, als Freiwerber; Milan, der Veruchte, Milik der seinen Sohn wieder vom Throne zu stoßen trachtete, wollte ihn jetzt in einer deutschen Prinzessin verheirathen. Und während wir also — nota bene: mit Wissen und Willen Alexanders — im Ausland waren, bekam den nöthigen Muth und proklamirte seine Verlobung mit der Suren.

Sofort reichten alle Minister meines Kabinetts und ich selbst telegraphisch Entlassungsgesuche ein. König Milan aber schrieb an seinen Sohn: „Nicht ein Musikkeldwebel, geschweige denn der kleinste Offizier der Armee, die ich zu befehligen die Ehre hatte, dürste so heirathen, wie Euer Majestät heirathen wollen. Ich lege meinen Offizierbegehren Eurer Majestät zu Füßen.“ Die Divisionäre von Belgrad und Nisch nahmen den Abschied, der Gardekommandant, die Generaladjutanten, der Ordenskanzler, der ganze militärische und civile Hofstaat, bis zum Leibarzt herab, schieden aus dem Dienst und Alle, die der König zur Bildung eines neuen Ministeriums berief, sie Alle, Staatsmänner aller Parteien, lehnten einmütig und ohne Ausnahme den Ruf ab. Und als der König erzählte, daß die Frau, die er liebe, von ihm schwanger sei, erwiderte man ihm, daß sie schon einmal eine Schwangerschaft geheuchelt habe und für fünfhundert Franken wieder schlaaf geworden sei. Und als man ihm weitere Vorstellungen machte, schrie er, er werde sie zur Königin machen, und wenn das Blut vorher in Strömen fließen mußte. Da entschloß sich das ganze Offiziercorps zu einer Aktion. Nachdem in allen Kasernen und Regimentern förmlich darüber abgestimmt und einstimmig erklärt worden war, daß eine solche Person wie Draga Maschin von der Armee nicht als Königin hingenommen werden könne, beschloß das ganze Offiziercorps, am folgenden Tage im Palais zu erscheinen, dem König den Beschluß der Armee mitzutheilen und, wenn er auch den Verzweiflungsschrei seines ganzen Heeres mißachten sollte, gemeinsam die Uniform abzulegen. Diesen Plan erfuhr man im Schloß. Man hatte nur noch eine Nacht zum Handeln: um jeden Preis also schnell ein Ministerium! Da alle Staatsmänner abgelehnt hatten, bot man die Ministerportefeuilles jungen Subalternbeamten an, die man nach Mitternacht aus verschiedenen Cafés-Chantants ins Palais holte. Und nun, Europa, höre: selbst ein gewesener Skupschina-Stenograph, selbst ein wegen Unfähigkeit entlassener Legationssekretär fünfter Klasse, selbst ein Major und Flügeladjutant des Königs, selbst ein Herr, der Dragas Brautführer bei ihrer ersten Hochzeit gewesen war, ein ihr Verwandter und sogar der frühere Präsident des Landesgerichtes, der im Attentatsprozeß jedem Wink des Königs gehorcht hatte und wußte, was ihn erwartete, wenn er einmal nicht pariren wollte: selbst diese verzweifelten Existenzen wollten nicht um einen solchen Preis Minister werden. Erst als ihnen der König erklärte, der Kaiser von Rußland und der Präsident der Skupschina würden seine Trauzeugen sein, erlahmte der Widerstand dieser kleinen Beamten und das Hochzeitministerium (Alexa Jovanowitsch, am zwölften Juli 1900) konnte gebildet werden. Und das Generalkommando der Armee? Ein Einziger nur entschloß sich zur Uebernahme: General Dimitrije Zinzar Markowitsch war der einzige Offizier der serbischen Armee, der sich in diesen fürchterlichen Tagen

auf die Seite Dragas und ihres Geliebten stellte. Aber freilich: dieser Eine hatte jetzt das Kommando über die ganze Armee; und nun spielte man das Prävenire und rief sämtliche Offiziere in den Thronsaal; und bevor noch ihr Sprecher, der General Gjuknitsch, zum Wort gelangen konnte, las ihnen der König den Text des militärischen Treueides, den sie geleistet hatten, vor und schritt dann aus dem Saal.

Als der rechtgläubige Zar sich dann wirklich zur Trauzugenschaft bereit erklärte, war der Widerstand aller Serben gegen diese ungeheuerliche Heirath gebrochen. Nur vier Männer zogen das freiwillig gewählte Eril dem Dienst unter solcher Königin vor. Was habe ich als Politiker meinem Volk geleistet? Wahrlich, ohne Affektation: es ist nicht viel. Aber wenn von den Männern gesprochen wird, die die serbische Ehre über Alles liebten, dann darf ich doch sagen: „Mein Volk, Deine Ehre habe auch ich heilig gehalten; denn auch ich war Einer der Vier.“

Wozu hat nun König Alexander diese allgemeine Resignation, diese beispiellose Unterwerfung eines ganzen Volkes unter seine perverse Willkür benutzt? War es ihm wenigstens ernst mit dem in der Heirathproklamation ausgesprochenen Wunsch, sein Volk glücklich zu machen? Nein. Das erste Staatsgeschäft, das er in Angriff nahm, war die Verfolgung all Derer, die gegen die Heirath gewesen waren, namentlich aber des eigenen Vaters. Oberst Wischa Kurnijitsch mußte vor der zweiten Kavalleriebrigade den Befehl verlesen: König Milan sei „wie ein toller Hund niederzuschießen, wenn er versuchen sollte, zurückzukehren.“ Und Milan? Als ich in dem Artikel über die Frauen der Obrenowitsch von seinem wahren Wesen erzählte, wie wir, seine treuen Diener und Freunde, es kannten, glaubten mir Viele nicht; das Vischen Wahrheit muß ja stets da vergeblich betteln, wo die prächtige Dame Verleumdung Platz genommen hat. Milan wurde, nach der Verlesung des blutschänderischen Befehles, gebeten, zurückzukehren und uns von all der Schmach zu befreien. Er aber antwortete: „Ich bin ein zu guter Soldat, um gegen meinen König zu rebelliren; ich bin ein zu guter Vater, um gegen meinen eigenen Sohn zu handeln; ich bin ein zu guter Serbe, um die Fadel des Bürgerkrieges in mein Vaterland zu schleudern. Ich lasse meinem Sohn das Verdienst, gegen mich zu handeln, wie er thut. Gott wird sein Richter sein.“ Aber er hats nie verwunden. Und als dann Alexander die Thronrede hielt, in der er den eigenen Vater moralisch zu töten versuchte, da wirkte dieses unerhörte Wort auf Milan wie tödtliches Gift. Bald danach ist er gestorben. Wir nannten es eine Lungenentzündung. Daß aber das Herz, dieses eiserne Herz, das so viel ertragen hatte, jetzt auch treulos wurde und feig nachgab: Das war das Werk dieser mörderischen Thronrede. Der Wunsch Alexanders ging in Erfüllung; sein Wort hat den Vater gemordet.

Das Treiben wurde nun natürlich noch toller. Auch die Königin Natalie sollte an die Reihe kommen. Im Staatsanzeiger erschien ein schamloser Artikel gegen sie; und ihrem Kämmerer, dem Obersten Simonowitsch, der für sie ein paar vertheidigende Worte zu sammeln wagte, wurde vom König vor Jengen ins Gesicht gebrüllt: „Ich weiß ja, sie ist Deine . . .!“ Weitere, geradezu aberwitzige Schimpfreden folgten; und die Frauenehre der unglücklichen Natalie war doch selbst ihren erbittertsten politischen Gegnern immer heilig gewesen. Ist da ein Wunder, daß sie dem Requiem fern blieb, das nach dem Tod ihres Sohnes in Paris veranstaltet wurde? . . . Man kann sich vorstellen, wie der König, der so gegen seine Eltern verfuhr, mit Anderen umsprang. Seine nächsten Verwandten, seine Minister und Gesandten, seine besten Offiziere wurden vor Deputationen, in gekauften Hoffjournalen, in offenen und chiffirten Telegrammen des Königs als Verräther und gemeine Diebe gebrandmarkt und die Ehre ihrer Frauen und Töchter in Zeitungen und auf Straßenplakaten in den Kothe gezerrt. Einzelne dieser Frauen und Töchter wurden auf die Polizei geschleppt, um sich gegen geheime Denunziationen zu vertheidigen. Der feste Glaube der Kinder an die Ehrenhaftigkeit ihrer Eltern wurde durch öffentliche Aussprüche des Königs erschüttert. Offiziere und Beamte sahen sich vom Hofe gezwungen, Verlobungen rückgängig zu machen, wenn ihre Braut einer mißliebigen Familie angehörte. Der General Miloban Pawlowitsch, der zwei Jahre lang die Ungnade des Königs muthig ertragen hatte, wurde schwach, als er merkte, daß seine Standhaftigkeit das Lebensglück seiner Tochter zerstöre: er kroch zu Kreuz, damit sein Kind den Mann heirathen könne, den sie liebte, — und wurde dann zum letzten Kriegsminister Alexanders ernannt.

Nun, Europa, kanntest Du all diese Dinge? Das Unbeschreibliche ward hier Ereigniß. Tapferen, in drei Kriegen bewährten Offizieren wurde die Uniform brutal vom Leibe gerissen; der heutige Ministerpräsident drohte dem gestrigen mit dem Todesurtheil; Minister wurden zu siebenjähriger Kerkerhaft verdammt, andere aus dem Lande vertrieben; im Exil eröffnete man ihnen dann auf der Gesandtschaft im Namen des Königs, sie dürften niemals zurückkehren und hätten die nach Gesetz und Recht ihnen zustehende Pension verwirkt. Und das Volk? Es wurde gezwungen, durch „freiwillige“ Beiträge für ein „Kavallerie-Regiment der Königin Draga“ die Pferde zu kaufen, und die belgrader Kommune mußte das für die Kanalisation der Stadt bestimmte Geld für eine Nacht „Draga“ spenden. Jeder Kreis hatte ein kostbares Hochzeitgeschenk zu liefern; und als einen Monat nach der Trauung schon der Staatsanzeiger die frohe Botschaft brachte, daß die Königin in der Hoffnung sei, sandte das Volk siebenzehn kostbare Wiegen dem glücklichen Paar ins Schloß.

Dürfen solche Gräuelp thaten denn wirklich ungesühnt bleiben? Gibt es in Europa ein Volk, das auch nur den zehnten Theil davon hinnähme, ohne die Bestie, die Schuld daran trägt, unschädlich zu machen?

Eine Frage an Herrn Marschijanin, der während der ganzen Tragödie Präfekt von Belgrad war: „Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß König Alexander ihm den Befehl gab, alle Töchter eines gewesenen Ministers durch Gendarmen in ein Bordell schleppen zu lassen?“ Eins dieser Mädchen starb aus Gram. Herr Marschijanin kann heute ja ruhig die Wahrheit sagen; um so ruhiger, weil er, menschlicher als die gekrönte Bestie, sich um den Befehl herumdrückte. Noch ein Prachtbeispiel fällt mir ein, ein wirklich lustiges. Um kurz zu recapitulieren: Wir hatten unter Alexander ein erstes, ein zweites und ein drittes Staatsstreich-Ministerium; ferner ein Verlobungs-, ein Hochzeit- und ein Hebammenministerium. In dem Hochzeitministerium nun, dem elften in der gesammten Reihenfolge der alexandrinischen Periode, saßen auch drei Radikale, — Radikale, die unmittelbar vorher im Kerker geschmachtet hatten, in diesem Schandministerium! Das ist schnell erklärt. Der König ließ sie holen und stellte sie vor die Alternative: entweder die Portefeuilles annehmen oder direkt aus dem Schloß zurück ins Gefängniß, wo sie auch ihre Brüder finden würden! So hat wenigstens Dr. Milowanowitsch, der noch Gesandter in Rom ist, seinen Eintritt ins Hochzeitministerium erklärt. Noch hundert, noch tausend ähnliche Gräuelp thaten könnte ich anführen. Der König hatte den letzten Rest von Scham verloren und tröstete sich über das Furchtbarste mit den Worten weg: „Svako csudo za tri dana (Jedes Wunder wird nur drei Tage lang besprochen).“ Wir hatten Regierungen, die sechs oder nur vier Wochen dauerten; und am Ende gieng überhaupt nicht mehr. Als der belgische Gesandte seiner Regierung einen Staatsakt des Königs telegraphisch mittheilte, kam vom brüsseler Ministerium des Aeußeren die Rückfrage an den Gesandtschaftssekretär, ob sein Chef denn gesund sei; die Meldung hatte wie die Halluzination eines Wahnsinnigen geklungen. Der Leser merkt wohl, daß ich von der Polsterschwangerschaft nicht sprechen möchte; wo der Schmutz vermieden werden kann, soll man ihn meiden. Nur einen Punkt will ich berühren. Als der Kaiser von Rußland den Professor Snegirew nach Belgrad sandte, der die Betrügerin, nachdem sie sich lange gesträubt hatte, zwang, sich von seiner Hand untersuchen zu lassen, und den Schwindel aufdeckte, rief Alexander den Minister des Innern und befahl, Snegirew einsperren und durchpeitschen zu lassen. Wer die tragikomische Geschichte der Schwangerschaft auch nur im Gespräch erwähnte, wurde verfolgt. Personen, die zu Milans Leichenbegängniß nach Kruschdol fahren wollten, wurden durch Polizeigewalt daran gehindert; nach zwei Jahren noch galt Jeder, der das einsame Grab aufsuchte, als strafwürdiger Verräther.

Das Alles, Europa, geschah; in welchem anderen Land hätte man einen Bluthund wohl so lange am Leben gelassen? Wir mußten uns scheuen, in der Fremde uns Serben zu nennen; man lachte uns ins Gesicht und flüster: Draga! Unsere Staatsmänner krochen vor Rußland, um den Empfang der Königin-Veträgerin in Petersburg durchzusetzen. Vergebens. Dann krochen sie um die wiener Hofburg herum. Aber Kaiser Franz Joseph konnte nicht vergeffen, was dieser Sohn und diese Schwiegertochter dem eigenen Vater angethan hatten, und das erbärmliche Paar kam nur bis Kruschedol. Ein Rothgebirge lastete auf unserem armen Land. Schließlich konnte überhaupt keine Regierung mehr gebildet werden; nur Leute, die keine Aussicht hatten, sich länger als zwei Wochen zu halten, nahmen noch Portefeuilles an; der König mußte zu Denen schicken, die er hinausgejagt und Diebe geschimpft hatte, und sie förmlich ansehen, wieder Minister zu werden. Und was konnten sie thun? Was alle wahren Freunde der Dynastie, alle Diener des Königs immer gethan hatten: mit aufgehobenen Händen und thränendem Auge den König beschwören, er möge geschwind den letzten Rettungsweg betreten und sich von dem schlechten Weib trennen. Umsonst. Alexander und Draga hatten, weil ihnen in den letzten drei Jahren das Unglaublichste, das sie unternommen hatten — mit alleiniger Ausnahme des Empfanges an fremden Höfen freilich —, gelungen war, einfach den Verstand verloren; und so kamen sie schließlich auf den wahn sinnigen Gedanken, Mikodim Lunjewitsch zum Thronfolger auszurufen.

Die Vorlage war schon fertig, die Eunuchen-Skupschina gewählt, die selbst solches Gesetz angenommen hätte. Und dieser Tropfen brachte den Kelch zum Ueberfließen. Das wollte kein anständiger Mensch in Serbien. Das war zu viel sogar für einen Zinzar Markowitsch. Er, dessen Säbel jede Willensregung des Königspaares durchgesetzt hatte, prallte vor dieser Absicht entsetzt zurück und erbat — leider zu spät — wenige Stunden vor seinem tragischen Tode die Entlassung aus dem Amt. Warum entsetzte er sich? Woher der allgemeine Schreck? Was konnte dieser junge Mann, der hundert Laster und die abstoßende Unverschämtheit des Parvenus hatte, dem aber noch kein Verbrechen nachzuweisen war, dem Staat und dem Volk anthun, — nach allem vom König selbst ihnen Angethanen? Doch die Familie Lunjewitsch war während der drei Draga-Jahre im ganzen Volk so verhaßt geworden, daß der Gedanke, von ihnen beherrscht zu werden, zum Bürgerkrieg führen konnte. Um dieser Sippe willen Bürgerkrieg? . . . Wie ein Blitz in pechschwarzer Nacht beleuchtete diese Aussicht den Serben Alles, was sie erduldet hatten, und der Selbsterhaltungstrieb eines ganzen Volkes, die legitimste Nothwehr einer Nation und eines Staates führte die Katastrophe herbei, die eine ganze Dynastie in den Abgrund warf. Was in der Nacht nach dem zehnten Junitag im belgrader Konal geschah, war nicht das Werk einzelner Menschen, sondern die Verzweiflungsthat eines um seine Existenz kämpfenden Volkes.

Verdienten nach göttlichem und menschlichem Gesetz zwei Verbrecher wie Alexander und Draga, eines natürlichen Todes zu sterben? Und wenn ihre Richter Mordbuben waren: was — der Herausgeber der „Zukunft“ hat schon die Frage gestellt — was war dann Junius Brutus? Man sehe doch, wie diese Mordbuben vorgingen. Suchten sie persönlichen oder politischen Nutzen? Nach vollbrachter That zwangen sie die Politiker nicht einer, nein: aller Parteien, auch der republikanischen, mit gespanntem Revolver, sich zu einer provisorischen Regierung zusammenzuthun, die also wirklich das ganze Volk repräsentirte. Mordbuben, Staatsstreichmänner vom Schlage Alexanders hätten die Macht an sich gerissen. Diese hier sprachen: „Wir haben mit Einsetzung des Lebens unsere Pflicht gethan. Nun walte Du, Volk, selbst durch Deine Vertreter des Amtes und gestalte Dir frei Dein Schicksal!“ Und beschimpft man diese Armen und wirft ihnen vor, sie hätten zu viel Blut vergossen und den Treueid gebrochen, so antworte ich: Wäre es besser gewesen, sie hätten die Verbrecher am Leben gelassen und über die Grenze gebracht, wo der lebendige Alexander und die lebendigen Kunjewizas eine ständige Gefahr sowohl für Serbien als auch für die Ruhe Europas gewesen wären? Haben die Kämpfe zwischen den beiden Dynastien in den ersten hundert Jahren unseres staatlichen Daseins nicht schon genug Blut und Kraft gelöstet? Sollten wir sie systematisch verlängern? Im Auslande war eine Kindesunterschiebung leicht zu machen. Draga wäre wieder schwanger geworden und wir hätten einen neuen Prätendenten und die Aussicht auf neue Wirren gehabt. Gewiß soll ein Eid heilig sein. Doch wenn der König seinen Eid bricht und zum Verbrecher wird, so hat er damit auch seine Unterthanen ihres Eides entbunden. Und dieser König war ein Verbrecher und Die ihn töteten, waren im Recht und handelten im Nothwehrstande, um das Vaterland zu retten, ihr Volk von einem Schandmal zu befreien.

Man verlangt Sühne für den „Mord“. War Europa immer so bereit, Sühne zu fordern? Verlangte Oesterreich Sühne für die Hinrichtung Maximilians und den Wahnsinn Charlottens? Schrie man nach Sühne, als Paul I und Peter III ermordet, Iwan Antonowitsch zwanzig Jahre gemartert und schließlich getödet wurde? Nein. Obwohl Alexander I über die Leiche seines Vaters schreiten mußte, um auf den Thron zu gelangen, obwohl er die Mörder seines Vaters genau kannte, hat er sie nicht bestraft, sondern befördert; und Europa schwieg. Als Alexander von Battenberg Bulgariens Gebiet um das Doppelte vergrößert und die bulgarische Armee zu ungeahnten Siegen geführt hatte, wurde er von der selben Armee entthront und aus dem Lande geschleppt. Wurde dafür Sühne gefordert? Nein: als der vom Volk im Triumph nach Bulgarien zurückgebrachte Fürst in Petersburg Hilfe erbat, da bekam er die bekannte, kalt abweisende Ant-

wort und Rußland sorgte dafür, daß die treulosen Offiziere wieder in die bulgarische Armee aufgenommen wurden, und zwar mit dem Rang, der ihnen zugekommen wäre, wenn sie ununterbrochen treu und ehrlich gedient hätten. Ich könnte die Beispiele noch häufen. König Karl von Rumänien wollte nicht länger Inhaber unseres sechsten Regiments sein. Schön. Rumäniens Einheit ist das Werk Alexanders Cousa; und dieser Fürst wurde in einer Nacht von seinem Major Lecca entthront. Ließ Fürst Karl, der jetzige König, Lecca erschießen? Nein. Ganz köstlich ist aber, daß auch die Türken entrüftet sind. Hm . . . Wie entschuldigt man sich vor denen? Ali, Ali Hassan und Hussein, drei Khalifen: ermordet; die Sultane Osman II, Ibrahim I, Selim III: ermordet; Selim I tötete seinen Vater, Mustapha IV all seine Söhne und der berühmte, gekrönte Ethiker, dessen Name mir entfallen sein mag, schlachtet seine siebenzehn Brüder ab. Noch nicht genug? Gut, noch ein Draufepulver: Bajazid II schreibt an den Papst Alexander den Sechsten: „Das Interesse Eurer Heiligkeit und das Interesse meines Bruders verlangen kategorisch, daß mein Bruder die nichtigen Güter dieser Welt mit den ewigen des Himmels vertausche.“ Und da der Brief mit sechzigtausend Dulaten beschwert ist, vergiftet der Papst den in Rom lebenden Bruder Bajazids. Der Koran sagt ausdrücklich: „Wenn zwei Khalifen leben, soll der eine ermordet werden; denn ein Mord ist besser als Unordnung.“ Mohammed II, der Eroberer Konstantinopels, befahl: „Nachdem wir die Meinung vieler Gesetzeskundigen erfragt haben, thun wir kund und zu wissen: Unseren erlauchten Nachfolgern soll erlaubt sein, die eigenen Brüder und sonstige Verwandte zu töten, sobald die Sicherheit des Thrones und des Volkes solche Maßregel erheischt.“ Und wie wars mit der Ermordung des Abd ul Aziz? Mit Murads Gefangenschaft? Mit der Abschachtung der Hunderttausende armenischer Christen? Ward dafür Sühne verlangt und geboten? Nein. Wir aber sollen den tausendfach verschuldeten Tod eines Schandpaares sühnen.

Wir werden es nicht thun. Hätte Europa den König Peter gezwungen, die Ketter des Vaterlandes vor ein Gericht zu stellen, dann wären nicht nur die Offiziere, die in den Zeitungen Mörder genannt wurden, auf der Anklagebank erscheinen: alle dreihundert Offiziere der belgrader Garnison, ja, das gesammte Offiziercorps der serbischen Armee hätte für sich die Ehre in Anspruch genommen, für das „Verbrechen“ einstehen zu dürfen. Doch man setzt einen Orkan, der Schiff und Mannschaft verschlungen hat, nicht auf die Anklagebank. Der Perserkönig, der das unbotmäßige Meer peitschen ließ, hat sich für alle Zeiten lächerlich gemacht.

Gießhübl bei Karlsbad.

Dr. Bladan Georgewitsch.



Selbstanzeigen.

Irrende Wandersleute. E. Pierson in Dresden. 1 Mart.

Als Probe die Skizze: „Zum Heil der Menschheit.“

Er war von Anfang an kein Lebensdürftiger gewesen. Den gefüllten Becher der Lust hatte er verächtlich fortgestoßen. Sein edel entsagender, licht-entflammter Geist hatte ihn früh dazu getrieben, sein ganzes Dasein dem Dienste des Glaubens zu weihen. Wohl war er noch jung und lebensstark, der Mönch, der sich da eben in später Nachstunde auf sein hartes Lager geworfen, und doch hatte er schon so viel gesucht und gerungen, gebetet und gepredigt im Kampf wider den Bösen und seinen Anhang. Emsig und heiß hatte er schon die Feder zur Verteidigung des rechten Glaubens getummelt; so auch jetzt, da ihm der tödtliche Feind in neuer Gestalt entgegentrat. Drunten im fernen Niederlande war wiederum so ein Satanskreiter aufgestanden, der gotteslästerliche Dinge lehrte. „Zauberer und Hexen habe es nie auf dem Boden der Erde gegeben und Alle, die man um ihrer finsternen Werke willen gefoltert und verbrannt, seien unschuldig dahingefahren!“ So schrieb jener Teufelsfreund. Da galt es, zum Heil der Menschheit rasch einen wuchtigen Gegenschlag zu führen. Und der junge Priester hatte Tag und Nacht gesonnen und gegrübelt. Er hatte gearbeitet und geschrieben, bis daß ihm Hand und Auge den Dienst versagten. Er hatte gefastet und gebetet, bis ihn des Heiligen Geistes Gluthfeuer erfüllte. Und all jenes Feuer und all seine flammende Begeisterung hatte er in ein Buch hineingegossen; sein Lebenswert deuchte es ihm zu sein, das er da nach Rom vor den Stuhl Christi senden wollte, als einen gewaltigen, glockengleich dröhnenden Anklageschrei wider den vom Satan Besessenen.

Todmüde und erschöpft war er schlafen gegangen. Sein geschwächter Körper und sein vom Kampf matter Geist lebzten nach Ruhe und Frieden. Da stahl sich ein böses, banges Traumbild in seine Seele. Gott, der lichte Herr, war es selbst, der ihm erschienen, um ihm Geistesmacht zu geben über Alle, die mit ihm den Erdboden bewohnten. Da erhob sich kein Zweifler mehr wider des Glaubens Lehre, kein Widersacher stellte sich dem Heil der Menschheit entgegen, denn aller Unglaube war vertrieben und alle Ketzerei und Irrlehre war gestorben. . . . Friede und Ruhe zog ein in das Reich des Menschengeistes, denn was er, der Eine, lehrte und schrieb, war unantastbar, und was er predigte, war Offenbarung für das ganze Menschengeschlecht. Und es war eitel Nicht und Wahrheit im Christenlande. . . . Bald aber begann sich sein eigener Geist zu regen und ruhelos zu drängen und zu hungern nach Kampf und Streit. Da hielt er Umschau rings überall, daß er einen Gegner fände, dessen Geist er in die Schranken rufen könne. Und siehe: er fand sich umscharrt von einer glaubenden, demüthig frommen Menge, aber er sah Keinen, der bereit war, sich mit ihm zu messen. Eng und flach war das weite, wogende Menschengeistesmeer geworden. Ruhig und still lag das einstige Kampffeld da, ein Friedhof des freien Denkens. Denn all die ringenden Sucher und Zweifler waren vertrieben und gestorben. Er aber war allein und ohne Feind.

Laut ausschreitend war er aus seinem Schlaf emporgefahren, und als sein vom Traum umschattetes Denken zum hellklaren Wachsein aufgedämmert war,

als er sich wieder in seinem engen Gemach sah, umspielt vom Frühsonnenschein, der dort sein halbfertiges Werk überfluthete, da dankte er seinem Gott in heiligem, kränklichem Gebet. Und er flehte um neuen und aberneuen Kampf und um Feinde.

Ein Jahr darauf schleppte man seinen Gegner, den Hegenfreund, als „des Unglaubens Überführer“, zum Scheiterhaufen. Der Menschheit Heil war gerettet...

Rudolf Schmidt.

✱

Grundzüge zur Reform des deutschen Strafrechts und Strafprozesses.

Berlin, E. Ebering, 1903.

Schon im Jahr 1863 habe ich in meinem „System des Naturalismus“ die Grundlinien für ein zeitgemäßes Strafrecht vorgezeichnet, wie sie nun in der neuen Schrift mit enthalten sind. Als wahre Motive des Strafrechtes habe ich, damals wie jetzt, das Bedürfnis persönlicher und das Bedürfnis possessoriischer oder vermögensrechtlicher Sicherung der Staatsangehörigen bezeichnet. Nur wo gegen das Bedürfnis der persönlichen Sicherung gefehlt wird, wo es sich also um persönliche Vergewaltigung oder um Ehrverletzung handelt, erscheint die Freiheitsstrafe als berechtigt. Durch meine neue Motivierung des Strafrechtes wird auch eine Umgestaltung der Lehre vom Dolus — und zwar im Sinn eines possessoriischen Nothstandes — erforderlich. Für den Strafprozeß schlage ich Reformen vor. „Die Vereidigung der Zeugen im Beweisverfahren ist ganz zu beseitigen, da die Meineidstrafe die Werthlosigkeit dieses Beweismittels zur Genüge darthut, wobei noch in Betracht kommt, daß die Mehrzahl der geleisteten Meineide gar nicht zur Anzeige und Bestrafung gelangt.“ Die Reichsregierung hat jetzt selbst eine Kommission zur Vorprüfung der einschlägigen, von mir behandelten Fragen eingesetzt.

Legel.

Dr. Eduard Voewenthal.

✱

Zur sozialen Bedeutung der Geisteskrankheiten. Ein allgemeinverständlicher Aufsatz. Preis 20 Pfennige. Verlag von Oskar Koselowski, Berlin.

Gewisse Grundthatfachen aus den krankhaften Geisteszuständen müssen der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Die Bedeutung der Vererbung wird erörtert; krankhafte Geisteszustände werden durch die Ehe nicht geheilt; sie können nur verschlimmert werden. Die Bekämpfung der geistigen Störungen und der Geschlechtskrankheiten hat zur Voraussetzung die energische Bekämpfung des Alkoholismus. Die Bestrafung der Vergehen, die im trunkenen Zustande begangen werden, lehne ich ab; nicht Gefängniß, sondern Heilanstalt. Der sexuelle Verkehr ist nicht für die Gesundheit des Individuums nothwendig. Die soziale Hebung des Pflegepersonales ist eifrig zu fördern.

Dr. Otto Juliusburger.

✱

Modernes Drama und Weltanschauung. Schaub, Düsseldorf 1903.

Einige Stichproben aus meiner Brochure: „Nur eine Untersuchung über das Verhältnis des genialen Dichterbewußtseins zur Gesamtbewußtseinslage der Zeit vermag die Stellung des modernen Dramas in dem heutigen Kulturzusammenhang und seinen künstlerischen Werth klarzulegen.“ „Was in einem der modernen Alltagsdramen steht, würde ein Klassiker in einem Verse sagen.“

„Einen künstlerischen Fortschritt zeigen diese Dramen (der letzten Periode Ibsens), weil in ihnen nicht mehr auf niedrigerem Niveau stehende Lebensfragen oder Einzelideen zum Vorwurf dienen, sondern vielmehr das Lebensproblem des Adelsmenschen unserer Uebergangsepoche.“ „Das also erscheint als das Fazit unserer Analyse: es ist der echte moderne Geist, der durch die Dramen weht, es sind die Schläge einer aufstrebenden Weltanschauung gegen alte, privilegierte Dogmen, die in ihnen ertönen. Doch der verdienstvolle Kampf wird zum einzigen Ziel; die wahre Poesie leidet darunter und es ist für sie noch kein Böcklin erstanden, der diesem Kampf die poetische Weihe geben, der den neuen Typus Mensch in seiner ganzen Vollendung den Menschen vor Augen führen könnte.“ „Erst die Lyrik verleiht dem Drama seine höchste Stellung in der Dichtkunst, scheidet es von dem beschaulich ruhigen Epos oder bewahrt es vor einer im Grunde unkünstlerischen, begrifflich konstruktiven Behandlung von Problemen.“

Röln am Rhein.

Dr. Ludwig Coellen.

Annie Bianka. Eine Reisegeschichte. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Eine kleine, tolle Geschichte von einer jungen Doktorin der Philosophie, die eigentlich die geborene Tänzerin ist. Diese merkwürdige Entdeckung machte sie auf einer Rheinreise, während einer strahlenden Nacht in der düffelborfer Ausstellung. In einer ihr völlig neuen Umgebung, umfluthet von einem Meer von Sinnlichkeit und Lebensfreude, zum ersten Mal begleitet von einem von ihrer Weiblichkeit entflammten Mann: das Alles zusammen treibt eine Menge neuer, seltsamer Gesterchen aus ihr ans Licht. Als man sie, auf ihren Beruf rathend, für eine Tänzerin hält, schlüpft sie in toller Laune in dieses Kostüm. Ja, sie wird so sehr vom Geiste dieser Nacht mit fortgerissen, daß sie, da man eine Probe ihrer Kunst verlangt, wirklich tanzt. Wie sie durch eine intellektuale Vision zum Tanze bringt, wie sie den „Gott“ in sich fühlt, der alles körperlich Schwere, „Das, was im Staube schleift, die Sklavenkette, die den tanzenden Fuß behindert“, von ihr nimmt, so daß sie, die Jahre lang nur ein stilles Gedankenleben geführt, wahrhaft hinreißend tanzt und die Probe besteht, wie sich ihr schließlich Wirklichkeit und Vision vermengen, so daß sie selbst nicht mehr weiß, ob sie heute Abend gelogen hat „oder ob vielleicht alles Andere eine Lüge gewesen, bis zum heutigen Tag“ —: Das soll den Kernpunkt dieser kleinen Geschichte bilden. Vielleicht ist Annie-Biankas Erlebnis nicht ganz so sonderbar, wie es scheint, vielleicht ist sogar etwas Typisches darin für eine neue weibliche Art, die hier und da bereits aufzutauhen beginnt und die es vermag, frühere Extreme, zwischen denen die Ueberlieferung dem Weibe die Wahl gelassen und deren äußerste Konsequenzen sich als Laster auf der einen und als Verkrümmung auf der anderen Seite darstellen, friedlich zu einen und dadurch die Entartung, die in ihrer Einseitigkeit lag, aufzuheben. In komplizirteren Naturen wohnen eben schroffe Gegensätze (nicht Widersprüche) hart neben einander. Das gerade ist das bewegende, unruhige, immer neu schaffende Element in ihnen: sie sind von einer Unzahl „Dämonen“ — im goethischen Sinn — besessen und mit nie versagender Aktivität lassen sie, ohne sich selbst zu verlieren, jeweilig einen der tausend Teufel, die in ihnen stecken, ans Licht heraus.

Wien.

Grete Meisel-Hef.

Schmidt und Terlinden.

Während der ersten Schulferienwoche lauschten in Kassel und Duisburg die Geschworenen den Schlußvorträgen der Staatsanwälte. Was sie da hörten, hätte noch vor einem Jahr Leben von ihnen in sieberhafte Aufregung versetzt. Mit der überzeugten und überzeugenden Redegewalt, deren ein rechter Staatsanwalt fähig ist, schilderten die Vertreter der Anklage die Schrecken des Katastrophenjahres; und durch den stillen Gerichtssaal schritt das gräßliche Gespenst des Glends, das die Bankbrüche über breite Schichten des deutschen Volkes gebracht hatten. „Was vergangen, lehrt nicht wieder; aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.“ So spricht der Dichter von „Erinnerung und Hoffnung“. Doch die Leuchtkraft des Brandes, den entsetzt einst Aller Augen sahen, ist schnell ermattet. Schon ist man dabei, zu neuer Fahrt sich ein neues glückhaftes Schiff zu zimmern, und mag durch Erinnerungen an die Tage, da das vorige Fahrzeug auf Grund gerieth, sich die Hoffnungsfreude nicht trüben lassen. Schmerz und Born sind längst schon verbraust, und wie laut der Staatsanwalt auch weitem mag: lieber als auf ihn hört der Laienrichter auf den Vertheidiger, der für mildernde Umstände plaibirt. Das erklärt, warum Schmidt, der Mann der Trebertrocknung, mit einer relativ geringen Strafe davonkam; auf zwei Jahre und acht Monate wurde er ins Zuchthaus geschickt. Dieses Urtheil wurde gerade in dem Theil der Presse zu mild genannt, der täglich in hohen Brusttönen die kapitalistische Weltordnung preist. Den lieben Deuten kann keine Strafe hart genug sein; sie denken: je tiefer der Fall des armen Sünders, je lauter unser Fluchgeschrei, um so heller leuchtet neben solcher Pechschwärze unser eigener Glanz. Doch nach den landläufigen Begriffen ist das Urtheil wirklich mild. Heutzutage werden ja Arbeiter wegen unbeträchtlicher Strifevergehen ins Zuchthaus geschickt. Der schöne Wettetiser aber, den Juristen und Journalisten jetzt im Streben nach strengen Strafen zeigen, könnte nachgerade zu dem Wunsch führen, Strafrichter und Zeitungschreiber möchten gezwungen werden, ein Jahr ihrer Vorbereitungszeit im Zuchthaus zu verbringen; vielleicht würden sie dann am eigenen Leibe spüren, was solche Strafe für einen sterblichen Menschen bedeutet.

Nach zwei Seiten hat, in den vom Gesetz bestimmten Grenzen, der Strafart und Strafmaß erwägende Richter auszuforschen: er muß die Intenstität des verbrecherischen Willens und die Folgen des Verbrechens prüfen. Eigentlich sollte es gar nicht die Aufgabe des Kriminalisten sein, die Folgen einer That festzustellen; er läßt sich dabei nur allzu leicht von sozialen Urtheilen oder Vorurtheilen, von Sentiments und Moralpredigerneigungen leiten. Deshalb ist's schon gut, wenn der Spruch in einer Zeit gefällt wird, wo die Erinnerung an die That bereits zu verblassen anfängt und die erste Hitze des Bornes verraucht ist; dann ist wenigstens kein aus jäher Wuth stammendes Urtheil zu fürchten. Kämen die Angeklagten vor von der Massenempörung fanatisirte Richter, so könnten sie auf eine unbefangene Beweiswürdigung kaum rechnen. Die endlose Dauer der Voruntersuchung, die bei allen sensationellen Bankprozessen der letzten Jahre gerügt werden mußte, hat also wenigstens eine gute Seite. Wenn den Kasseler Richtern die Jammergehalten der abertausend Familien vorgefchwebt hätten, die durch den Zusammenbruch der Trebertrocknung-Gesellschaft und ihrer

Helfershelferin, der Leipziger Bank, ins Unglück gestürzt worden sind: das Urtheil wider Schmidt hätte schlimmer gelautet. Jetzt aber, nach so langer Zeit, sah man mehr auf die Stärke des Verbrecherwillens; und von diesem Standpunkt aus scheint das Urtheil mir durchaus gerecht. Als ich hier die Tragikomödie der Trebertrocknung erzählte, sagte ich schon, Schmidt dürfe nicht einfach als ein gemeiner Betrüger betrachtet werden. Den Psychologen, vielleicht auch den Pathologen muß die Gestalt dieses Mannes interessieren. Man denke nur an die Briefe, die er an den Konkursverwalter schrieb: solche Frechheit sah man selten solchem Optimismus vereint. Daß sein System, die Verschachtelung von Tochter- und Enkelgesellschaften, eines Tages zusammenbrechen müsse, wußte Schmidt sicher; die dreisten Fälschungen und kaum noch verborgenen Schiebungen der letzten Trebertrocknung sind aber nur zu begreifen, wenn man annimmt, der Mann habe sich Jahre lang selbst getäuscht. Der vor den Richter gestellte Angeklagte muß darauf gefaßt sein, daß ihm Handlungen, die bei jedem Anderen ganz natürlich scheinen würden, als schwer belastend vorgehalten werden. Ein Beispiel aus einem Defraudantenprozeß, der sich neulich in Moabit abspielte. Der Angeklagte hatte, als er verhaftet wurde, versucht, sich mit einem Revolver zu erschießen. Mit der ernstesten Miene von der Welt fragte ihn nun der Vorsitzende: „Haben Sie sich denn nicht selbst gesagt, daß es richtiger ist, die Strafe zu verbüßen, als sich das Leben zu nehmen?“ Psychologisch ungefähr eben so werthvoll war die Forderung des Kasseler Staatsanwaltes, Schmidt hätte, als er den Selbstbetrug endlich erkannte, seine Schuld gestehen und den Bankerott nicht länger verschleiern sollen. Wäre der Gedanke nicht so verwünscht gewesen . . . Der Sohn eines unscheinbaren Rechnungsrathes hat sich zum gefeierten Bürger der Stadt Kassel emporgearbeitet; er spendet reichlich den Armen, stiftet Kirchenfenster, wird dafür mit dem Kronenorden vierter Klasse belohnt: und soll sich nun von der selbst gezimmerten Höhe freiwillig in den Abgrund hinunterstürzen? Das ist doch wohl eine allzu ideale Forderung. Schwer ist übrigens der Zeitpunkt zu finden, wo Schmidts Selbsttäuschung aufhörte und der bewußte Betrug anfang. Die Bilanz vom März 1900, die einen Gewinn von $5\frac{1}{2}$ Millionen deklarirte, mußte, nach dem Gutachten der Sachverständigen, mit einem Verlust von $34\frac{1}{2}$ Millionen abschließen. Das ist eine starke Leistung. Mit einem gewissen Recht konnte Schmidt aber sagen: „Ja, wenn die Herren alle Forderungen, die wir an die Tochtergesellschaften hatten, als Nullen in die Bilanz setzen, dann kommen sie freilich zu solchem Resultat“. Die Hauptfrage war eben, ob Schmidt an die Lebensfähigkeit der Tochtergesellschaften geglaubt hat. Eine Welle gewiß; manches Geschäft schien ihm, als ers begann, sicher lohnend. Merkwürdig ist namentlich der Waldbau in Ural. Vermittler war da ein Geheimer Staatsrath, der früher Erster Staatsanwalt in Riga gewesen war und später Direktor der russischen Tochtergesellschaft wurde. Schmidt sollte das Geschäft für eigene Rechnung machen, lehnte diesen Vorschlag aber ab, weil er zwar russischem, doch nicht deutschem Brauch entspreche. Den Wald, der acht Millionen Rubel werth sein sollte, bot der frühere Staatsanwalt für eine Million zum Kauf an. Später erfuhr Schmidt freilich, nicht der Boden — der in die Schätzung einbegriffen war —, sondern nur die Bäume seien gekauft und auf die Debjätine entfallen knapp der zehnte Theil der Bäume, die ihr zukämen. Das verschwieg er, in-

szentirte im März 1901 die Komödie der großen Generalversammlung mit folgendem Festmahl und ließ für die Tochter in Memel die Bilanz struppellos fälschen. Rängst mußte er damals von der Werthlosigkeit des Bergmann-Patentes überzeugt sein; und weil er irgend ein Seil suchte, an dem er sich aus dem Sumpf herausziehen könnte, fiel er auf jede neue Erfindung herein. Ein Zeuge sagte aus, er habe Schmidt gebeten, an seine Thür schreiben zu lassen: „Bettlern und Erfindern ist der Eintritt verboten!“ Der Trebermann aber ließ jeden Erfinder eintreten: vielleicht brachte ihm doch einmal einer die ersehnten Schätze ins Haus. Darauf hoffte er; wie ein frommer Pilger wartete er auf ein Wunder. Sonst hätte er nicht noch ein paar Tage vor dem Zusammenbruch dreißigtausend Mark, die er an rückständiger Lantieme und Gehalt zu fordern hatte, seiner um Bargeld verlegenen Gesellschaft gelassen. Guter Glaube war ihm also nicht in allen Phasen seines bewegten Lebens abzusprechen; und die kasseler Hauptverhandlung ließ mindestens die Möglichkeit bestehen, daß Schmidt von den profitgierigen Erfindern, die sich an ihn drängten, übertölpelt worden ist.

Strenger als die kasseler mußten die düsseldorfer Richter sein. Eine Strafkammer hätte Schmidt wahrscheinlich nicht als bewußten Betrüger bestraft; daß Berghart Terlinden aber ein Schwindler bösester Art ist, konnte nicht zweifelhaft sein. Dieser Mann hatte seine sechs Jahre Zuchthaus reichlich verdient. Schmidt blieb bis zum Schluß der Verhandlung äußerlich Gentleman; er bemühte sich, seine Freunde, sogar Herrn Egner, nach Möglichkeit zu entlasten. Terlinden benahm sich erbärmlich und verdarb sich durch den Versuch, alle Schuld auf seine Gehilfen zu schieben, was irgend noch zu verderben war. Auch hatte er, als Aktienfälscher, von vorn herein nach dem Gesetz eine schwerere Strafe zu erwarten. Den Glauben — den auch ich lange hegte —, Terlinden sei ein Optimist, der wirklich von seinen Unternehmungen Etwas gehofft habe, hat die Hauptverhandlung endgiltig zerstört. Terlinden ist das Musterbeispiel des Betrügers. Als er aus der Schlosserwerkstatt sich zum Revisor der Hütte „Gute Hoffnung“ in Oberhausen aufgeschwungen hatte, mag dieser lustige Revisor die Schliche, die er verhindern sollte, nur beobachtet haben, um für sein künftiges Leben daraus zu lernen. Und er hätte diese Schule dann nicht ohne Nutzen besucht; denn was er an Schwindel, an frechen Fälschungen jeder Art geleistet hat, übersteigt alles bisher Dagewesene. Er hatte ein ganzes Fälscherbureau, in dem nicht nur falsche Aktien und Wechsel, sondern umfangreiche Geschäftskorrespondenzen hergestellt wurden, von denen nie eine Zeile geschrieben war und die nur den Zweck hatten, die in der Sorge um ihr Geld herbeieilenden Bankleute über den Stand des Geschäftes zu täuschen. Und mit der selben Eisenstirn stand er vor Gericht. Daß er Aktienduplikate angefertigt hatte, war, nach seiner Darstellung, die harmloseste Sache von der Welt. Wer ihn hörte, mußte glauben, die Frage, ob man die selbe Aktie zweimal drucken und ausgeben dürfe, sei zwar unter den Fachgelehrten streitig, werde in der Praxis aber täglich von tadellosen Ehrenmännern bejaht. Auch im Verkehr mit den Banken zeigte er eine beinahe heroische Kaltblütigkeit. Um seine Reittwechsel anzubringen, gab er sie für Waarenwechsel aus und ließ sich zu diesem Zweck Briefe schreiben, die solchen Glauben nähren konnten. „Man muß“, schrieb er an einen „Geschäftsfreund“, „die Banken in den Glauben versetzen, daß es sich um Waarenwechsel handelt. Wenn die Banken

die Vorlegung der Bücher verlangen, muß man sie ihnen durch Ausflüchte vor-enthalten, überhaupt den Banken gegenüber so thun, als ob man unnahbar und als ob Einem an der Diskontirung gar nichts gelegen sei.“ An einer anderen Briefstelle sagt er: „Ganz besonders dem Vorstande der Reichsbank muß man solche Beweise vorführen. Die hiesigen Herren von der Reichsbank sind weise und schüßelig.“ Vor Gericht verbat er sich, daß der Präsident immer von Reitwechsellern spreche, während die Banksprache von Finanzwechsellern rede. Das seien denn doch, meinte ein Sachverständiger, verschiedene Begriffe; Finanzwechsel kämen, als Nothbehelf, auch bei solventen Firmen oft vor. Der Herr hätte nur hinzufügen sollen: „Leider.“ Denn Finanz- und Reitwechsel haben im Grunde doch eine bedenkliche Aehnlichkeit mit einander, und wenn man die Begriffe zu trennen sucht, fällt mir stets das alte berliner Possencouplet ein: „Was man in der Paddengasse Diebstahl nennt, heißt Unter den Linden Kleptomantie.“

Terlindens Betrügereien haben nicht das große Publikum, aber die Banken schwer geschädigt. Verloren haben: Von der Heydt-Kersten & Söhne in Elberfeld 715 435, Magdeburger Privatbank 611 118, Deutsche Effekten- und Wechselbank in Frankfurt a. M. 215 371, Norddeutsche Bank in Hamburg 208 211, Zeit- u. Fomburger in Karlsruhe 564 626, Von Bederath-Heilmann in Arefeld 1287 625, Hannoversche Bank 1172 760, Schulze-Wolde in Bremen 400 425, Diskontogesellschaft 400 000, Amsterdamer Bank 220 80, Robert Suermondt in Aachen 1003 266, Robert Warschauer & Co. 1944 000, Bank für Handel und Industrie 462 937 Mark. Die erste Gründung hatte die Nationalbank für Deutschland gemacht, die sich aber noch rechtzeitig aus der Schlinge ziehen konnte. Auch der Barmer Bankverein verlor 1404 000 Mark. Trogbem ist Terlinden gerade auf die Banken nicht gut zu sprechen; aus Amerika schrieb er an seine Frau, er wolle jeden Schaden ersetzen, den Jemand durch ihn erlitten habe, denke aber dabei nicht an die Banken; denn „diese Hallunken haben mich bis nach Amerika getrieben. Deutsche Banken und amerikanische Rechtsanwälte könnten einander die Hände reichen.“ Zu diesen Schimpfreden lag nicht der geringste Grund vor. Im Gegentheil: die Banken sind dem Schwindler viel zu weit entgegengekommen. Seine Fälschungen waren ja so raffiniert, daß sie auch vorsichtige Leute täuschen konnten; aber die Banken wären ihm doch nicht so leicht ins Garn gegangen, wenn er sie nicht schlau bei ihrem Konkurrenzneid gepackt hätte. So legte er, zum Beispiel, der Diskontogesellschaft einen gefälschten Brief der Bergisch-Märkischen Bank vor, worin ihm ein neuer Kredit von 600 000 Mark zugesagt wurde, wenn er verspreche, künftig all seine Geschäfte bei ihr zu konzentriren. Das zog. Uebrigens nahmen die Banken von Terlinden Zinsen, wie sie sonst im regulären Bankgeschäft nicht üblich sind. Wer 15 Prozent fordert und erhält, weiß, daß er nicht mit einem feinen Schuldner zu thun hat, und darf sich nachher nicht auf unlautere Manöver berufen, deren Opfer er geworden sei. Es läßt si nicht verschweigen: zugleich mit dem Fälscher ist in Duisburg die weit überwiegende Mehrheit der deutschen Bankwelt verurtheilt worden, die hoffte, an Terlindens hohen Zinsen sich von ihren faulen Spekulationen erholen zu können, und nicht merkte daß der Wucherzins sie nur auf den Teim locken sollte. Plutus.

Schmuck in Rom.

Montag, am dreizehnten Juli 1903, wurde Leo XIII im Berliner Vokalanzeiger von der zweiten in die vierte Spalte zurückversetzt: hinter den Geburtstag des Schwarzen Peters von Serbien, den Dampferunfall bei Xelleborg und die ungarische Obstruktion. Kein Wort erwähnte die Gründe der Degradation; doch der erfahrene Leser verstand sie, auch wenn er nicht an dem selben Tage in der Bossischen Zeitung den ernst rührenden Satz gelesen hatte: „Zehn Tage sind heute seit der Erkrankung des Papstes verfloßen und noch dauert der Kampf des Todes mit der erstaunlichen Lebenskraft des Dreiundneunzigjährigen fort.“ Nicht ganz so mild hatte, schon ein paar Tage vorher, der Tadel im Berliner Tageblatt geklungen, als „unser römischer Korrespondent“ stöhnte, auch die Journalisten würden den Tod des Papstes wie eine Erlösung begrüßen. Wirklich: es ging nicht länger. Die Ehrenwerthen, die zweimal täglich Annoncen mit begleitendem Text verkaufen, hatten es mit dem alten Manne so gut gemeint. Er bekam den besten Platz, durfte insland und Ausland zurückdrängen, bis an die Grenze des Vokaltheils sich dehnen und hatte über Anaußerei nicht zu klagen. Seit Girons Flitterwochen war nicht so viel telegraphirt worden. Und das Geistesheim gläubiger Leser wurde reichlich geschmückt: Leo als Jüngling, als Bischof, als Papst, auf dem Sterbebett; wir sahen die Silber aller Kardinäle, die nach ihm die Tiara tragen könnten, und blickten mit frommem Schauer ins Sterbezimmer. Der Heilige Vater — so nennt ihn, mit den Katholiken der Erde, der protestantische Deutsche Kaiser — hatte eine gute Presse; kaum eine nicht unbedingt lobende Kritik. Natürlich aber erwartete man nun auch von ihm ein solchem Aufwand entsprechendes Wohlverhalten. „Schwankungen im Befinden“ ließ man sich gern gefallen. Hundstage, wenig Stoff; und auf sechs Inzeratenseiten muß doch eine Seite Text kommen. Auch hatte Schmuck Zeit, nach Rom zu reisen und „Beziehungen anzuknüpfen“, die während der Papstwahlwehen nützlich werden konnten. Doch was zu viel ist, ist zu viel. Sicher lagts wieder an diesem verruchten Kampolla (dem deshalb jede Aussicht auf den Fischerring verhängt werden mußte); denn Leo selbst wäre nicht so taktlos gewesen, hätte, nachdem er in fast dreißig Jahren so Vieles gesegnet hat, sich nicht so lange gesträubt, endlich auch das Zeitliche zu segnen. Was bilden sich denn die Leute da unten ein? Woher soll man, wenn das Sterben kein Ende nimmt, die fürs Konklave nöthige Spannung holen? Und haben wir in Wort und Bild so oft Sterbezimmer und Sterbebett vorgeführt, damit Papa Leo gemüthlich leben bleibt und uns Alle auslacht? Schmuck machte ja, was zu machen war. Er telegraphirte einfach Alles, Gutes und Schlechtes; aus den schmuckigsten Preßtümpeln Italiens trieb er die Enten zusammen und sandte sie, all in ihrer Lieblichkeit, seinen Landsleuten. Er erlas und erfand pointirte Worte des Papstes, ließ ihn aufstehen, schreiben, Verse diktiren, den Horaz lesen, scherzen und seufzen. Er stülpte den Doktorhut auf und sprach sachkundig über Diagnose und Therapie der Leibärzte. Er schilderte die heinzigende Erschöpfung der vatikanischen Hausbeamten und die unerschütterte Zuversicht der an Leos Bett gelassenen Kirchenfürsten. Und er mußte „aus einwandfreier Quelle“, welcher Kardinal Frankreichs, Rußlands, Oesterreichs Kandidat sei und wessen Kandidatur „seit gestern absolut keine Chancen mehr“ habe. Inzwischen schrieb zu Hause der erste Commis für den Leitartikel emsig Alles ab, was über Konklave, Vetorecht und ähnliche Dinge im letzten Jahrhundert irgendwo gedruckt worden war. Aber das Publikum ist so undank

bar. Als es fünf Tage lang gelesen hatte, Schmod komme eben, fünfzehn Minuten vor zwei Uhr nachts, aus dem Vatikan, von Rapponi, Mazzoni, Rossioni, von einem nahen Verwandten des Papstes, von einem der höchsten geistlichen Würdenträger, und habe zu melden, was allem bisher Berichteten widerspreche, — als es diese Sensationen fünf Tage lang geschlürft hatte, wurde es stumpf, ganz niederträchtig abgebrüht und forderte unmutig den ihm nachgerade doch zukommenden Leichnam oder ein neues Reizmittel. Schmod ist von der Mitschuld an dieser vorzeitigen Nervenlähmung nicht völlig freizusprechen. Die Vier, nur ja alles Erreichbare zu melden, hatte ihn verleitet, mitten in seine Fabelmären hinein zu rufen: „an zuständiger Stelle sei festgestellt worden, daß alle aus dem Krankenzimmer berichteten Details frei erfunden seien.“ So fand man denn zwei Spalten mit diesem frei Erfundenen gefüllt und in der dritten die Warnung: Alles Schwindel. Kein einziger Zeitungsmacher entschloß sich, seiner Kundschaft zu sagen: „Ich schätze Euch zu hoch, um Euch die standalöse Kost zuzumuthen, die mein Nachbar für den Pöbel feilhält. Der Greis im Vatikan hat, wie der ärmste Bettler, das Recht auf einen ruhigen Tod. Das schmähliche Geschäft, einen Lebenden einzuscharren und auf der rasch zugeschaufelten Gruft einen Höltertram zu beginnen, mache ich nicht mit. Schmod weiß nichts, sieht nichts, hört nichts; Schmod kennt keinen Kardinal, keinen Leibarzt und lockt höchstens aus Wackelpfosten und Thürstehern orphei'sche, mit drei Cigarren und einer Vire aufgewogene Weisheit. Schmod sitzt meist im Kaffeehaus und schreibt nach, was Kollege Schmodkino ihm vorgeschrieben hat. Deshalb bringe ich Euch, hochansehnliche Damen und Herren, nur die amtlichen, von den behandelnden Ärzten unterzeichneten Berichte, lasse den Papst erst sterben, wenn er den letzten Athemzug gethan hat, und erspare Euch all das läppi'sche Gerede über die richtige Diagnose, (die Rapponi, Mazzoni, Rossioni selbst Schmod nicht auf die prominente Nase binden werden) und über ein unerhörtes Wunder (das gar keins ist; denn das letzte Leiden fettloser, zum Sehnen- und Nervenbündel entfleischter Greise von starker Vitalität zieht sich gar nicht selten sehr lange hin).“ Keiner sprach so. Die Schamhaftesten schalten vorn über die Schande solcher Schnüffelei und liegen hinten den ganzen ellen Haufen abladen. . . Diesmal wars wirklich ein Markstein. So weit hatten wirs bisher nicht gebracht. Et voilà justement comme on écrit l'histoire. Zehn Tage lang umschleichen mindestens dreihundert Schnüffler den Vatikan und das Resultat ist: kein Mensch weiß, wie es um den Papst steht, ob er sich noch auf den Füßen halten, noch vernehmbare Worte sprechen kann. Macht nichts; wenn der zusammengeklebte Stoff eine Weile gelagert hat, destillirt man daraus den köstlichen Heilstrank, so da heißt historische Wahrheit, und rechnet auch fürder den Geschichtsschreiber zu den Rändern voraussetzungloser Wissenschaft. Schmod aber amüfirt sich, auch der mosi'sche, der Neos Tod wie eine Erlösung zu begrüßen gelobte. In Rom ist's zwar heiß; doch man kann Zepfen schinden, unter gutem Vorwand halbe Nächte verlungern, der ganzen berliner Redaktion die Marschrouten vorschreiben und dreißig- bis hunderttausend gebildete Europäer zum Besten haben; man ist der Herr Doktor, wird, weil man völlig unbekannt ist, hoch geschätzt und selten mit körperlicher Gewalt vor die Thür gesetzt; in den stolzesten Stunden kann man träumen, der leibhaftige Holzbock zu sein (*Ixodes ricinus* L.), „der sich an Menschen festsaugt und nur durch Betupfen mit Del oder Benzin zu entfernen ist.“ Und allzu lange kanns ja nicht dauern. Die Kardinäle sind nun gewarnt. Wenn sie sich im Konklave nicht ein Wischen sputen, werden sie, wie der rücksichtslose Greis, der nicht pünktlich fürs richtige Morgenblatt sterben wollte, ohne Erbarmen von der zweiten in die vierte Spalte zurückversetzt.



Berlin, den 25. Juli 1903.

Schulz, Romeick & Co.

Vor fünf Jahren besuchten Herr Romeick, den Direktor der Pommer-
schen Hypotheken-Aktien-Bank, zwei Männer: ein Geheimer Kom-
merzienrath und der Generalsekretär des Vereins der chemischen Industrie.
Sie sprachen: „Als Außerordentliches Mitglied des Vereins Berliner Presse
wissen Sie, Herr Direktor, natürlich schon, daß, in engem Anschluß an diesen
Verein, der Berliner Presse-Klub gegründet worden ist, dem die vornehmsten
und namhaftesten Schriftsteller der Reichshauptstadt angehören. Wir setzen
voraus, daß Sie Mitglied des Klubs werden wollen. Das können Sie, wie
jeder Andere, durch Zahlung eines Beitrages von fünfhundert bis tausend
Mark erreichen. Von Ihnen erwarten wir aber mehr. Die Einrichtungs-
kosten sind hoch und wir haben uns, da die Beiträge zur Deckung nicht aus-
reichen, genöthigt gesehen, von reichen Leuten unverzinsliche Darlehen für
den Klub aufzunehmen. Vielleicht werden auch Sie, Herr Direktor . . .“
„Mit dem größten Vergnügen“, antwortete Herr Romeick; „wie viel brauchen
Sie noch, meine Herren?“ „Fünftehtausend Mark.“ „Es wird mir eine Ehre
sein, diese Summe dem Klub zu schenken.“ „Bitte, Herr Direktor: Geschenke
können wir nicht annehmen; aber wir acceptiren die Summe gern als
unverzinsliches Darlehen, bleiben Ihrer Großmuth zu Dank verpflichtet und
hoffen, Sie recht oft als Gast in unseren Klubräumen begrüßen zu dürfen.“
„Allzu oft werde ich wohl nicht kommen. Sehen Sie mal, meine Herren“ —
der Direktor wies auf seinen fetten Leib — „mit solchem Gepäck steigt man
nicht gern Treppen.“ „Wenns weiter nichts ist: wir haben die Absicht, einen
Fahrstuhl bauen zu lassen; nur fehlt uns leider noch das nöthige Geld.“

„Dann allerdings . . . Haben Sie eine Ahnung, was der List ungefähr kosten könnte?“ „Zufällig“, erwiderte der Generalsekretär, „ganz zufällig habe ich den Kostenanschlag in der Tasche; hier ist er: die Anlage kostet zehntausend Mark.“ „Mit besonderer Freude stelle ich Ihrem Klub auch diese Summe zur Verfügung.“ „Wir werden dem Vorstand sofort Ihre hochherzige Bereitwilligkeit melden.“ „Sehr liebenswürdig. Ich lege übrigens keinen Werth darauf, daß mein Name als des Darleihers über den Kreis der Vorstandsmitglieder hinaus bekannt wird.“ „Wie es Ihnen beliebt, verehrter Herr Direktor. Adieu.“ „Adieu“. Die Unterredung hatte knapp fünfzehn Minuten gedauert. Am Abend war Vorstandssitzung des Berliner Presse-Klubs, dem damals Herr Sudermann präsidirte. Die Emissäre schilderten ihr Vormittagsergebnis. Das unverzinsliche und unbefristete Darlehen wurde einstimmig angenommen. Bald danach las Herr Sudermann in einer Plenarsitzung des Vorstandes ein „warmherziges Dankschreiben“ vor, das er an Herrn Romeid richten wolle. Begeistert stimmten die in stattlicher Zahl erschienenen Mitglieder zu, man hörte Hochrufe auf Romeid, den edlen Spender, und das warmherzige Dankschreiben wurde abgesandt.

Die Emissäre sind nicht zu tabeln. Der Eine stand an der Spitze kaufmännischer Vereine, der Andere giebt ein Adreßbuch der chemischen Industrie heraus. Sie machen nicht öffentliche Meinung, sind nicht mit der Berufspflicht belastet, finanzielle Unternehmungen öffentlich zu kritisiren. Als die in Geschäften Erfahrensten waren sie gebeten worden, Geld zu schaffen. Der Verein Berliner Presse nimmt Personen, die seinen Kassen große Geldbeträge schenken, als Außerordentliche Mitglieder auf. Der Berliner Presse-Klub war Jedem geöffnet, der mindestens fünfhundert Mark zahlte, und hatte schon allerlei reiche Leute angepumpt. Nur natürlich also, daß die Geldsucher sich an Herrn Romeid, das Außerordentliche Mitglied des Vereins Berliner Presse, wandten: er hatte gezahlt und würde gewiß wieder zahlen. Um die Moral des Handels brauchten die Vermittler sich nicht zu kümmern; sie legten ihren Vorschlag den Schriftstellern vor, die dann nach freiem Ermessen entscheiden mochten. Und diese Schriftsteller nahmen das Geld und jubelten dem edlen Spender zu. Nicht einmal im Traum, sagen sie jetzt, sei ihnen der Gedanke gekommen, Herr Romeid habe das Geld im Namen seiner Bank gegeben und etwa gar die tödtliche Absicht gehegt, durch diese Summe sich das Wohlwollen der Presse zu erkauften. Wundervoll. Warum aber bestanden sie dann so ängstlich auf der Form des Darlehens? Von einem Mitglied, einem edlen, hochherzigen, nichts Arges sinnenden Manne, der es freiwillig anbietet, kann ein Verein getrost ein

Geschenk annehmen. Das thun die feinsten Vereine jeden Tag. Die Begründer des Presse-Klubs aber dachten, ihnen, den im Richteramt Thronenden, könne mans am Ende verübeln, wenn sie von reichen Kaufleuten und Bankdirektoren Geldgeschenke annähmen. Deshalb durfte es nur ein Darlehen sein. Kein Zurechnungsfähiger konnte je mit der Möglichkeit rechnen, der Presse-Klub — er ist heute so gut wie vertracht — werde in die Lage kommen, die geborgten großen Summen zurückzuzahlen. Dennoch: ein Darlehen nur. Und warum dann das warmherzige, in den stärksten Ausdrücken stolzrende Dankschreiben des Herrn Sudermann? Wir möchten es lesen. Es ist bei den Akten des Pommerenprozesses und im Archiv des Presse-Klubs. Warum wird es nicht veröffentlicht? Warum nicht klipp und klar gesagt, welche Kaufleute und Bankdirektoren außer Herrn Romeid noch zur Tributzahlung gepreßt worden sind? Glauben die guten Leute im Ernst, wir würden uns bei dem albernen Gesleht beruhigen: sie hätten sich ja nichts Böses gedacht und nicht an den Bankdirektor, sondern an den hehren Menschenfreund Romeid appellirt? Uns vorschwätzen lassen, der Name Romeid sei gar nicht genannt worden, — da wir jetzt doch wissen, daß Dankbrief und Adresse „in einer sehr zahlreich besuchten Plenarsitzung des Vorstandes“ verlesen wurden?

Herr Romeid nahm die Sache so nüchtern, wie sie zu nehmen war. Noch leben wir nicht in amerikanischen Verhältnissen; und lange könnte man mit der hellsten Laterne den Direktor einer Bank zweiten Ranges suchen, der, ohne auch nur seinen Namen öffentlich genannt zu wünschen, für einen ihm gleichgiltigen Klub, in den er gar nicht gehen will, fünfundzwanzigtausend Mark hergiebt. Herr Romeid mag zu seinem Mitdirektor gesagt haben: „Die Leute von der Presse waren bei mir. Sie brauchen wieder mal Geld. Klub oder so was Aehnliches. Fünfundzwanzig Tausend diesmal. Natürlich geben wirs. Gerade jetzt, wo unsere Banken von Gehlsen und Genossen so scharf angegriffen werden, sehr erwünscht. Man hat doch Fühlung; und die Leute werdens nicht vergessen und auf ein Institut Rücksicht nehmen, das ihre geselligen Bestrebungen so wesentlich gefördert hat. Um gedeckt zu sein, wollen sie die Form eines unverzinslichen und unbefristeten Darlehens. Sehr vernünftig. Und da sich von selbst versteht, daß ich das Geld nicht als Privatmann gebe, habe ich ihnen gesagt, daß ich keinen besonderen Werth darauf lege, meinen Namen über den Vorstandskreis hinaus genannt zu wissen. Einverstanden?“ „Aber mit Wonne, Kollege.“ Herr Romeid hat nicht, wie man uns jetzt vorlügen möchte, verboten, seinen Namen zu nennen, sondern nur gesagt, er lege auf die Bekanntmachung keinen besonderen Werth. Und er

hat sich über die Wahl der Darlehnsform sicher gefreut. Ein Geschenk konnten die Presseleute einstecken und ein paar Monate später mit gedoppelter Wucht sittlichen Bornes gegen die Pommernbank toben: Denkt Ihr etwa, wir seien durch Geschenke zu kirren? O nein, wir . . . Man kennt ja die böseste Sorte der Zeitungsschreiber. Die erpressen Freibills, Tantiemen, Benefiztrräge von Theaterdirektoren, deren Wirthschaft sie nachher trotzdem latonisch schelten. Ueber ein unbefristetes Darlehen aber kämen auch sie nicht hinweg. Das Gesetz schreibt vor: „Ist für die Rückstattung eines Darlehens eine Zeit nicht bestimmt, so hängt die Fälligkeit davon ab, daß der Gläubiger oder der Schuldner kündigt. Die Kündigungsfrist beträgt bei Darlehen über dreihundert Mark drei Monate.“ Die Pommernbank konnte also, wenn sie mit dem Presseklub oder mit einzelnen seiner Mitglieder unzufrieden war, stets an den Vorstand schreiben: Von heute in drei Monaten müssen die fünfundzwanzigtausend Mark bei Gefahr der Einlagung zurückgezahlt sein. Und woher nahm der mittellose Klub dann das Geld? Er hat es bis heute ja noch nicht zurückgezahlt. Im Juni 1901 brach die Pommernbank zusammen, seit dem Juni 1901 saßen die edlen Spender im Gefängniß, seit vier Wochen ist die Jammergegeschichte durch die Gerichtsverhandlung bekannt geworden: und noch immer ist kein Pfennig zurückgezahlt. Die Liquidatoren und Reorganisationsatoren der Pommernbank scheinen zu glauben, Pressevereinen sei die Rückertattung von Darlehen nicht zuzumuthen. Sie werden hiermit öffentlich aufgefordert, ohne längeres Säumen ihre Pflicht zu erfüllen. Die Pommersche Hypotheken-Aktien-Bank und ihre Rechtsnachfolger haben von dem Berliner Presse-Klub fünfundzwanzigtausend Mark zu fordern, die drei Monate nach dem Kündigungstage fällig sind. An ihre Pflicht seien auch die Klubmitglieder gemahnt, die auf die Ehre ihrer Person und ihres Standes halten: sie haben aus den Geschäftsbüchern schleunig die Namen aller Kapitalisten und Banken festzustellen, die Geld für die Klubeinrichtung gegeben haben, und dafür zu sorgen, daß dieses Geld bis zum Ende des Jahres zurückgezahlt ist. Wie sie es, durch welche Veranstaltungen, aufbringen, ist ihre Sache. Die Schande muß endlich aus der Welt geschafft werden.

Für eine Schande halte ichs; und kein Rügewort scheint mir für den ecken Handel zu scharf. Wenn die berliner Zeitungsleute ein Klublokal haben wollen, mögen sie zusammenschließen, wohlhabende Schriftsteller um Beiträge, bekannte um Vorträge bitten, Literarische Abende mit zugkräftigem Programm veranstalten, mit Bällen oder Gartenfesten ihr Glück versuchen, Herrn Scherl, als den Mann, der aus journalistischer Arbeit den reichsten

Nutzen zieht, auffordern, ihnen in seinem großen Gebäudekomplex passende Räume zu überlassen, — was sie wollen. Ein Weg nur ist ihnen gesperrt; und diesen einen gerade haben sie beschritten. Sie haben von Kaufleuten und Bankdirektoren, deren Wirken sie öffentlich zu richten berufen sind, Geld erbettelt. Sie haben vom Geheimrath Hinz und vom Direktor Kunz, von Personen, deren dringendes Geschäftsinteresse ist, sich für alle Fälle gut mit der Presse zu stellen, Tausende angenommen, die ihr Klub nicht zurückzahlen konnte. Die Pommernbank hat ihnen bis heute an Zinsen allein mindestens fünftausend Mark geschenkt. Und als der Direktor Romeid angebettelt wurde, war seine Bank schon öffentlich schroff angegriffen worden. Die Hypothekenkatastrophe hätte nicht den ungeheuren Umfang angenommen, wenn diese Angriffe und die Warnungen Pauls Voigt nicht von Hauptorganen der berliner Presse totgeschwiegen worden wären, deren Mutter- und Tochterverein von Romeid und Schulz — und wer weiß, von wie vielen Bankherrschern noch? — Geld bekommen hatten. Wie würde man über beamtete Richter denken, die das Recht suchende Publikum um milde Gaben für ihre Unterstützungsklassen und Klublokale bitten ließen? Das hat der Verein und der Klub der berliner Presse gethan. Und der Mann, der, um sich bei den Theaterrichtern beliebt zu machen und zu zeigen, was unter seinem Präsidium erreicht werden könne, diese Wirthschaft geduldet und mit seinem berühmten Namen gedeckt hat, dieser mit Millionenzinsen gesegnete Herr Hermann Sudermann hat sich obendrein dann noch erfrecht, öffentlich in die Moraltrumpete zu stoßen und durch Verleumdungen und Textfälschungen ein schlechtes Licht auf Männer zu werfen, deren geringster noch lieber auf einer wirklichen Plantage Kuldiensie leisten als sich der Zumuthung fügen würde, an einen bestechend hochherzigen Romeid ein warmherziges Dankschreiben zu richten.

Jede Uebertreibung schadet der Sache, der sie hitzig nützen wollte. Vielleicht hatte kein einziges Klubmitglied den Vorschlag, sich in seiner journalistischen Arbeit durch die Geldgeschenke und unverzinslichen Darlehen der Bankdirektoren beeinflussen zu lassen. Wahrscheinlich haben auch die Herren Schulz und Romeid nicht geglaubt, nun sei für ihre Bank nichts, gar nichts mehr zu fürchten. Eher schon darf man annehmen, daß auf beiden Seiten ein unbestimmter Dolus vorhanden war. Männer von vielen Graden verhandeln nicht wie Spitzbuben und Hehler. Der Geldmann sagt nicht zum Schreiber: Hier ist ein brauner Lappen; nun lobe mich oder halte das Maul. Nein. Die Geldleute denken: Wenn wir den Kerlen von der Presse Gefälligkeiten erweisen und in angenehmem persönlichen Verkehr mit ihnen stehen, werden

sie, so lange es, ohne aufzufallen, irgend geht, Rücksicht auf uns nehmen. Und die Presseleute: Wenn die Progen sich einbilden, mit den paar Kröten unser Schweigen für alle Fälle erlaufen zu können, sind sie schief gewickelt. Doch warum sollen wir ihren Wahn nicht für unsere gute Sache ausbeuten? Die man in der Nähe sieht, sind ja feine und nette Kerle; und so gefällig, für unser Standeswohl so liebevoll interessirt. Erpressung? Bestechung? . . . Schon Lessings Riccaut hat über die Plumpheit der deutschen Sprache geklagt. Man bleibt im Rahmen des Ueblichen, im Bereich alter Gewöhnung. Man nimmt, auf Pump oder als Geschenk, Geld von Allen, die sich bei der Presse beliebt machen wollen oder müssen, verspricht aber weder ausdrücklich noch in der Busens Tiefe eine bestimmte Gegenleistung. Sehr schön. Nur verschone man uns gnädig mit Katonenhuchelei und kindischen Lügen. Unwahr ist die Behauptung, Verein und Klub der berliner Presse hätten nichts mit einander zu schaffen; in Kürschners Literaturkalender kann man, unter den „offiziellen Mittheilungen“, die von den Vereinsvorständen eingesandt und korrigirt werden, lesen: „Sitz des Vereins Berliner Presse in den Räumen des Berliner Presse-Klubs“; und: „Zweck des Berliner Presse-Klubs: im Anschluß an den Verein Berliner Presse dessen Mitgliedern einen Mittelpunkt für den geselligen Verkehr zu bieten“. Unwahr ist die Behauptung, die Motive, die Romeick und Genossen zu ihren Geldgeschenken trieben, seien von den vielerfahrenen Schreibern jemals verkannt worden. Unwahr die Angabe, die Leihgeschäfte der Schulz und Romeick hätten, als das Geld erbeten und angenommen wurde, allgemein noch für unantastbar gegolten; Herr Romeick hat selbst vor Gericht gesagt, gerade nach Gehlsens Angriffen sei ihm die finanzielle Beziehung zum Presse-Klub besonders willkommen gewesen; und Herr Gehlsen, dessen bona fides Manchem zweifelhaft sein mag, der einem blinden Fanatiker aber mehr als einem Erpresser ähnelt, hatte nicht als Einziger die Hypotheken- und Immobilien-Banken üblen Handelns bezichtigt. Unrichtig ist schließlich auch, was Herr Friedrich Dernburg über seinen Vereinsgenossen von der Pommernbank ins Berliner Tageblatt schrieb: „Romeick hätte sein Geld sparen können. Nicht eine Minute später ist um seiner Bestechungen und Bestechungsversuche halber seine Bank in die Luft gegangen.“ Falsch. Erweislich wahr aber, daß alle gegen die Hypothekenbanken gerichteten Angriffe totgeschwiegen wurden und daß Klubmitglieder einen der Angreifer zu überreden suchten, er möge so ehrenwerthe und artige Männer doch lieber ungerupft lassen. Wenn die Alarmpfeife der Herren Voigt, Bernhard, Gehlsen in der großen Presse ein Echo gefunden hätten, wäre Herr

Schulz nicht Kommerzienrath, die Pommernbank nicht Hofbank geworden, sondern wahrscheinlich schon 1899 „in die Luft gegangen.“ Als die Katastrophe dann kam, wurden die Sittenwächter freilich sachgrob, gröber, im Urtheil vor-eiliger, als besonnenes und mitleidiges Menschengefühl ihnen erlauben durfte. Die Angeklagten — die jetzt, nach zweijähriger Untersuchung und fünfzig-tägiger Hauptverhandlung, als einer Straftat nicht mehr dringend verdächtig, durch Gerichtsbeschluß aus der Haft erlöst worden sind — wurden in der Presse wie überführte Verbrecher behandelt; Herr Romeid sank, zum Bei-spiel, in der dornburgischen Darstellung zum „einfältigen“, „cynischen“, „absolut untergeordneten“, „offenbar in hohem Grade gemeingefährlichen Menschen“ herab. Werden diese Leute nie lernen, daß es unanständig ist, einen wehrlosen Angeklagten zu schimpfen? Hatten nicht gerade sie allen Grund, einem Manne, dem sie so theuer gewesen waren, in seiner Noth sich billig zu zeigen? War der Drang, die Gewissensbelastung unter Wuthkrämpfen zu bergen, stärker als das Gebot einfachster Menschenpflicht? Dann mußte man sich wenigstens von der Schuld befreien. Seit dem Lenz 1901 saß Herr Romeid im Gefängniß. Und im Verein Berliner Presse, im Berliner Presse-Klub stand Keiner auf und sprach: Der Mann, der uns Geld geschenkt und geborgt hat, ist schwerer Vergehen angeklagt, gilt den Meisten unter uns als über-führt und wird in der Presse ein Betrüger gescholten; wir müssen ihm das Geld zurückgeben, das für ihn, einen verheiratheten Mann, der behauptet, sein ganzes Vermögen eingebüßt zu haben, jetzt ein statiliches Kapital ist. In zwei langen Jahren sprach Keiner so. Stinkt auch das Geld Derer nicht, die man für Verbrecher hält? Oder wußten, so erstaunt sie sich nach der moabiter Enthüllung stellten, die Fabrikanten öffentlicher Meinungen stets, daß nicht ein Privatmann, sondern die Pommernbank ihr Gläubiger und daß der Name Romeid nur die Deckadresse des warmherzigen Dankschreibens war?

Einerlei. Sie sind im Rahmen des Ueblichen geblieben. Vor zwölf Jah-ren wurde Herr Sonnenthal öffentlich als „Wohlthäter der Presse“ gefeiert, weil er von seinen berliner Gastspieleinnahmen dem Verein Berliner Presse dreitausend Mark geschenkt hatte. Vor elf Jahren stand in den Zeitungen, Herr Haase habe beim Beginn seines Gastspieles die höchste der von ihm zu erzielenden Einnahmen dem Verein Berliner Presse versprochen. Vor zehn Jahren enthielt ein vom Vereinsvorstand in Sachen wider Harden dem berliner Landgericht eingereichter Schriftsatz das Geständniß, die Benefizvorstellungen, deren Ertrag der Verein Berliner Presse sich von Theaterdirektoren schenken läßt, seien „das Aequivalent“ für die Notizen, die Coulißengeschäftsleute und Gast-

spieler versenden und die in den Feuilletons pünktlich abgedruckt werden. Auch Bankdirektoren verschicken manchmal Notizen; und wenn sie den Preskumpaneien Geld schenken oder zinslos auf unbestimmte Zeit borgen, so ist es eben ein Äquivalent und kann kein Aergerniß geben. Nur böser Sinn wird den Sonnenthal, Haase, Lautenburg, Romeid & Co. den frehlen Wunsch zutrauen, mit ihrem Geld sich in die Gunst der Presse einzulaufen. Und wie der erste, so entfernt sich auch der zweite der im Verschleierungprozeß entschleierten Vorgänge nicht von der Usance. Herr Dr. Leipziger, der mit dem Mutterwitz und slinker Reimspielerkunst begabte Herausgeber des Kleinen Journals, hatte, als der größte Theil seines Vermögens aufgebraucht war, sein Verlagsunternehmen in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt und vierhundert Anthellscheine im Nominalwerth von je tausend Mark ausgegeben. Ein Freund, an dessen Namen er sich nicht mehr erinnern kann, rieth ihm, sich an die Pommernbank zu wenden, der denn geschwind auch fünfzig Anthellscheine zum Kauf angeboten wurden. Die Herren Schulz und Romeid lehnten das Angebot ab; natürlich: das Kleine Journal hatte noch nie einen Ueberschuß gebracht, die Anthellscheine waren zunächst also ziemlich werthlos. Da erhielt die Bankdirektion den folgenden Brief: „Herr Stutterich theilt mir soeben Ihren ablehnenden Bescheid wegen Dr. Leipziger mit. Ich glaube, Sie thun sehr Unrecht und fügen dem Institut unberechenbaren Schaden zu, da erstens Herr Dr. Leipziger nichts geschenkt haben will und die Ihnen offerirte Verpfändung eines Anthells seines Blattes als eine mehr als genügende Sicherheit zu betrachten ist. Eine feindselige Haltung des Kleinen Journals ist wohl mehr als zu vermeiden und die Macht des Blattes darf nicht unterschätzt werden; es kann unter Umständen geradezu verhängnißvoll werden. In dieser Zeit, wo die mächtigsten Institute durch Zeitungnotizen ins Wanken gebracht werden können, wäre es geradezu ein großer Fehler, sich der Freundschaft des Dr. Leipziger nicht zu versichern. Ich spreche dabei nur in Ihrem Interesse und glaube, Ihnen einen noch größeren Dienst zu erweisen, wenn Sie Dr. Leipziger ganz zu dem Ihrigen machen. Ich kann nur wiederholen, daß ein Refus unabsehbaren Schaden bringen könnte. Ihr Georg Goldberger.“ Dieser Brief, für dessen Veröffentlichung wir dem „Vorwärts“ dankbar sein müssen, ist von fast allen Zeitungsmachern pflichtwidrig verschwiegen worden. Herr Dr. Leipziger hat als Zeuge beschworen, daß er ihn nicht gekannt hat. Der Schreiber, Generalkonsul Goldberger, ist tot. Er hätte vielleicht manches Erhebliche zur Sache auszusagen gehabt. Jetzt ist nicht mehr festzustellen, ob er nur eine hohe Provision verdienen oder

wirklich der Pommernbank einen Dienst leisten wollte; und einen Menschen, der nicht mehr reden, einen Verdacht nicht abwehren kann, soll man ruhen lassen. Die Auffassung, die aus dem Briefspricht, birgt beinahe jeder Finanzmann im Geheimschrein des Herzens: wer sich die Preßtyrannen nicht zu Freunden macht, kann sich unabsehbaren Schaden zuziehen; und ihre Freundschaft gewinnt man durch Subventionen. Staatsanwaltschaft und Gerichtshof haben nicht nöthig gefunden, thatsächlich festzustellen, ob, wann und wie oft das Kleine Journal für die Pommern- und Immobiliengeschäfte eingetreten ist. Sicher ist jetzt nur: die Herren Schulz und Romeid haben, nachdem Voigts Schrift gegen die berliner Hypothekenbanken erschienen war, fünfzig Antheilscheine gekauft und bezahlt, aber selbst für so werthlos gehalten, daß sie die vom Dr. Leipziger vorläufig ausgestellten Wechsel, die, sobald die Scheine geliefert waren, zurückgegeben werden mußten, als Deckung behielten; der Herausgeber dünkte sie zahlungsfähiger als das Blatt. Seit Jahren gehört also mindestens ein Achtel des Kleinen Journals einer berliner Bank. Das ist nichts Unerhörtes. Das Kleine Journal ist von Strousberg zur Förderung seiner Privatinteressen gegründet worden, als er die „Post“ an die Diskontogesellschaft verkauft hatte, aus deren Besitz sie in Stumms Hände (und nach dessen Tod in die Obhut anderer Großkapitalisten) kam. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung gehört der hamburgischen Firma Ohlenborff. Reiche Cobdeniten gaben, unter Bambergers Führung, in Berlin einst die „Tribüne“ heraus. Eine Bodenkreditbank sicherte sich vor dreißig Jahren die Herrschaft über die Spenersche Zeitung. Das Defizit der Berliner Neuesten Nachrichten wurde von Krupp, später von kleineren Industriekönigen gedeckt. Antheilscheine der Freisinnigen Zeitung sollen im Besitz der Bank für Handel und Industrie sein. Und die Nationalzeitung, die Spaßvögel ein „vornehmes Blatt“ nennen, lebt bekanntlich von Bankgeldern; ihr Direktor, Herr Viktor Hahn, der schon in Oesterreich recht bekannt war, dann als Handelsredakteur ans Kleine Journal kam, den aber Herr Romeid nie gesehen haben will, hat erst in den letzten Wochen wieder in allen möglichen Banken um Geld für die eben so vornehme wie bedürftige Nationalzeitung gebettelt, — an einzelnen Stellen sogar unter erschwerenden Umständen. All diese Blätter mimen die keusche Tugend; ihre Redakteure, denen im ganzen Interessengebiete der Aushälter die Richtung vorgeschrieben ist und die gemiethet sind, um als Pugmacher, Friseur und Parfumeur den Reiz der femmes entretenues zu erhöhen, müssen thun, als holten sie täglich zweimal heiligste Uebersetzung aus dem tiefsten Grund ihrer Seele; und wenn in der Nationalzeitung

die überwiegende Mehrheit der nationalliberalen Partei gescholten, gehöhnt und eine dem höchst mobilen Bankkapital Gewinn verheißende Politik empfohlen wird, geberdet sogar die eingeweihte Pressnachbarschaft sich, als rege unter Farben sich die einzig demokratisch fühlende Brust und als habe im Lager des Erzfeindes freier, nie verknecteter Mannesmuth dem Recht, der politischen Redlichkeit, der sittlichen Wahrhaftigkeit eine Stätte geschaffen.

Das Kleine Journal giebt sich wenigstens nicht für besonders vornehm aus und ist kein politisches Blatt. Daß die Herren Schulz und Romeid für eine solche Zeitung fünfzigtausend Mark übrig hatten, mußte auffallen. Sie wußten, daß sie auf Dividende nicht rechnen durften, konnten das Geld ihrer Bank besser anlegen und ließen sich von der Vogelscheuche, mit der Georg Goldberger drohte, gewiß nicht schrecken. Warum also? Herr Dr. Leipziger schreibt: „Die Zusage der Leiter der Pommernbank, fünfzig Antheile des Kleinen Journals zu übernehmen, ist zur Glanzzeit des Institutes, nämlich wenige Tage, nachdem es zur Hofbank der Kaiserin ernannt worden war, erfolgt.“ Das höfische Weihezeichen hat ihnen — die Spagen pfeifen es von den Dächern — der Freiherr von Mirbach verschafft. Dieser interessante Herr, Oberhofmeister und Kabinettschef der Kaiserin, Excellenz, Kammerherr, Generalmajor à la suite der Armee, braucht immer Geld; nicht für sich natürlich, sondern für Kirchenbauten, Kirchengeschmückung, Kirchenbeleuchtung und fromme Stiftungen ähnlicher Art. Er ist unermülich im Dienste des höchsten Herrn und der Allerhöchsten Herrin und scheut im Bewußtsein so hohen Wirkens auch die Ausnutzung menschlicher Schwächen nicht. Protestanten und Katholiken, Atheisten und (namentlich) Juden sind von ihm sehr oft und sehr eindringlich um milde Gaben gebeten worden; und wo drei wohlbegüterte Hebräer beisammen sitzen, hat mindestens zweien schon das Mirbächlein lockende Weise gemurmelt. Das ist in Preußen ja auch schon Usance geworden; man kennt sogar die Leute, die zur Ausschmückung (so nennt mans) berliner Straßen und Plätze beige-steuert, und die anderen, die Geld und Gratis-lieferungen un-sankt verweigert haben. Wer für ein Gotteshaus sein Scherflein schickt, bekommt einen Dankbrief, wahrscheinlich einen fast sudermännisch warmherzigen; wer höhere Verdienste und beträchtlichere evangelische Leistungen aufzuweisen hat, kann auf sichtbare Auszeichnung zählen. Ob der Herr Jesus sich solchen Mühens und Mäheleins freut, mögen Theologen entscheiden; am Ende wäre er lieber hienieden obdachlos als in einer von Sanden, Schmidt und Konsorten erbauten Kirche angebetet. Wir müssen voraussetzen, daß der Freiherr von Mirbach nicht weiß, wie oft die von ihm zu gottgefälligem Werl

Auserwählten knirschend und stöhnend dem Rufe folgen, wie oft sie in heller Wuth aufstreifen: Könnte ich nur, wie ich wollte! ... Das hat freilich Herr Schulz gewiß niemals gethan. Er ist dankbar und verschwiegen. Als er, an dem selben Tage, wo Herr Leipziger als Zeuge vernommen worden war, vom Staatsanwalt gefragt wurde, für welche „wohlthätigen Zwecke“ er denn die spurlos verschwundene Million ausgegeben habe, verweigerte er hartnäckig die Aussage. Einen großen, vielleicht den allergrößten Theil hat sicher der freiherrliche Kirchenpatron bekommen, der in seiner Arglosigkeit den urchristlich frommen Hypothekenbankdirektor lieben lernte und in dem Hochgefühl, eine schöne Menschenseele gefunden zu haben, „an maßgebender Stelle“ befürwortete, dem Pommerninstitut für die Dauer der schulzischen Aera den ganz ungewöhnlichen, privilegierten Titel einer Hofbank der Kaiserin und zugleich das nicht minder wichtige Recht zu verleihen, sich der „Staatsaufsicht durch die königlich preussische Regierung“ räumen zu dürfen. Auch wurde, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftsvorstände, Herr Schulz zum Kommerzienrath ernannt. Das geschah in Preußen, kurz vor dem Pommernkrach. Und ein paar Tage nach der Verleihung des Hofbanktitels ließen die Herren Schulz und Romeid fünfzigtausend Reichsmark in die Kasse des Kleinen Journals fließen, das damals das Organ des Freiherrn von Mirbach war und ohne neue Zuschüsse nicht zu halten gewesen wäre. Ich behaupte — und der halbe Thiergarten weiß —, daß Herr Dr. Leipziger, der lustige Verschwinder, der Verfasser der „Ballhausanna“, der witzige Coupletreimer und Schwänkefinner, von dem Oberhofmeister und Kabinettschef Freiherrn von Mirbach, Excellenz, der Gunst des Pommernbankdirektors empfohlen worden ist.

Ich behaupte ferner, daß wir noch lange nicht alle Journalisten kennen, die von Schulz und Romeid bares Geld bekommen haben. Drei Fälle sind erwiesen. Herr Julius Salomon, Chefredakteur des Berliner Börsen-Couriers, erhielt tausend Mark; er ist bis heute noch nicht weggejagt worden. Herr Moritz Meyer, früher Handelsredakteur der Vossischen Zeitung, steht mit zweitausend Mark zu Buch; er ist Professor und konnte nicht mehr kompromittirt werden. Herr Max Wittenberg, der leider auch für die „Zukunft“ Beiträge geliefert und hier zwar nicht den Pommernconcern, aber die Spielhagenbanken milden Herzens kritisiert hat, bezog einen Jahreslohn von zwölftausend Mark; für eine „Wirksamkeit rein wissenschaftlichen Charakters, die außer jedem Zusammenhang mit meiner journalistischen Thätigkeit stand“, sagt er in einem Rundschreiben. Eine Wissenschaft, die von der Gnade der Bankdirektoren lebt und zufällig diesen Direktoren günstige „Gutachten und

Gesetzesinterpretationen“ zu Tage fördert, wird Jeder zu schätzen wissen. Aber ich sammle heute nur Beweisstücke und darf mich bei Kommentaren nicht aufhalten. Die Bestochenen mögen einstweilen laufen. Seit Wochen plärrt man uns ja ins Ohr, „schlechte Elemente“ gebe es in jedem Beruf, doch die Presse als Gesamtheit . . . Und so weiter. Wenn nun in den Geheimbüchern der Pommernbank aber viel mehr Prostituirte der Presse zu finden sind, als wir jetzt noch ahnen? Sie sind zu finden; und wurden die Bücher vernichtet, so kann das Gericht Zeugen verhören. Doch wichtiger als die Zahl der Bestochenen scheint mir die Usance Derer, die aus Bankkassen nie auch nur ein Pfennigstipendium annehmen würden. Und diese Usance haben wir an großen Mustern nun würdigen gelernt.

. . . Was ich vor acht Tagen als wahrscheinlich andeutete, ist Ereigniß geworden: die Strafkammer, eine moderne chambre introuvable, glaubt, zur Fällung eines gerechten Spruches neuen Materiales zu bedürfen; sie erklärt, ihr Gewissen verbiete, auf das schwankte Ergebniß der Beweisaufnahme ein Urtheil zu bauen; sie vertagt die Hauptverhandlung, fordert die Staatsanwaltschaft zur Ergänzung des Anlagestoffes auf und entläßt die Herren Schulz und Romeid ohne Kaution aus der Haft. Ueber die sachliche und kriminalpolitische Bedeutung dieses Beschlusses, der nach zweijähriger Voruntersuchung, nach fünfzig tägiger Verhandlung, nach sechs Plaidoyers, nach Replik und Duplik verkündet wurde und ohne Beispiel in der preussischen Prozeßgeschichte ist, wird noch zu sprechen sein. Als ich gesagt hatte, auch nach Schluß der Beweisaufnahme könne man dem langen Bankprozeß einstweilen nur einen Prolog schreiben, wurde ich in Briefen, auf Karten ob solchen Zaubern verspottet; und hatte doch richtig gewittert. Alle Zeugenaussagen, Gutachten, Protokolle, Stenogramme sind jetzt werthlos geworden. Die Beweisaufnahme fängt noch einmal von vorn an. Die Herren Schulz und Romeid freuen sich der Freiheit, können in Freiheit ihre Vertheidigung gründlich vorbereiten. Und der Gerichtshof fühlt sich „verpflichtet, die materielle Wahrheit zu ermitteln und dabei weder nach oben noch nach unten zu sehen“. Das kann sehr schön werden. An Material solls ihm diesmal nicht fehlen.



George Meredith.

In Box-Hill, nah bei London, lebt ein englischer Dichter, der auf dem Kontinent fast gar nicht und in seiner eigenen Heimath viel zu wenig gekannt ist: George Meredith. Er ist am zwölften Februar 1828 in Hampshire geboren worden, also fünfundsiebenzig Jahre alt. Seine Bilder zeigen ein härziges Gesicht, das von großer Milde und tiefem Denken spricht; Dante Gabriel Rossetti hat ihn einmal als Christus gemalt. Im Jahr 1851 erschienen seine ersten Gedichte, acht Jahre später sein erster Roman „Die Feuerprobe Richard Feverels“; von da an folgte ein Werk schnell dem anderen. Aber erst nach 1880 wurde sein Name bekannt und noch heute, nachdem Swinburne, Legallienne und Andere enthusiastisch für ihn geschrieben haben, gehört er nicht zu den meist gelesenen englischen Romanciers. Wer seine Werke liest, wird Das begreifen. Sie sind viel zu fein, viel zu wenig sensationell für den Durchschnittsgeschmack englischer Leser. Nicht an der Kunst, zu fabuliren, fehlt es ihm: die Fülle seiner Erfindung erinnert vielmehr an Balzac und Maupassant und manchmal ist die Fabelführung fast allzu lebhaft für unseren Geschmack. Doch schon beim ersten Lesen seiner — höchst verschiedenartigen — Werke merkt man den Unterschied von anderen Unterhaltungsbüchern. Meredith ist der Vertreter des psychologischen Romans in England. Handlung und psychologische Entwicklung, die eins sein sollten, sind im modernen Roman in Zwiespalt gerathen. Nur die Besten sind von diesem Zwiespalt bewahrt geblieben. Dostojewskij, Tolstoi oder Maupassant fehlt es wahrhaftig nicht an Handlung, aber die Ereignisse, die ihre Phantasie gestaltet und reißt, wählen alle Tiefen unserer Seele auf. Die Ereignisse des gewöhnlichen, ja, des besseren englischen Romans sind von betäubender Aeußerlichkeit. Niemand ist von der Tradition seines Volkes ganz frei und diese Traditionen sind vermuthlich nicht ganz ohne Berechtigung. Meredith aber hat besser als irgend ein Anderer die geistigen Strömungen, das soziale Leben Englands im neunzehnten Jahrhundert dargestellt. Er ist einer der schärfsten Beobachter moderner Menschen, von unbarmherziger Psychologie; er kennt die Masken der Menschen, er kennt all ihre Selbsttägen, die Abgründe, die sich unter Glanz und Heroismus verbergen, er kennt ihre ganze Schwäche; er sieht, wie sehr ihr Weg ein ewiges Schwanken ist, und zeichnet spöttisch die tausend Zufälle, deren beständiger Spielball sie sind, ohne darüber einen Augenblick die große Linie, die der unzerstörbare Charakter dem Schicksal ausprägt, um Haarsbreite abgleiten zu lassen. In dem Buch, das vielleicht sein stärkstes genannt werden darf, dem Roman „Der Egoist. Eine Komödie.“ hat er in Menschenkenntniß und feinsten ironischer Psychologie ein Meisterwerk geschaffen. Es ist die Geschichte einer zurückgegangenen Verlobung. Der Held scheint der

prächtigste aller Romanhelden: vornehm, glänzend und großmüthig, der Typus des Edelmannes alter Rasse, verzärtelt von Mutter und Lanten, bewundert von alten und jungen Damen, der Stolz der Grafschaft, Gönner nach allen Seiten; er ist witzig, er tanzt, wie ein Grandseigneur herablassend tanzt, er sitzt zu Pferde wie ein Paladin, er interessirt sich nicht nur für Pferdezucht, sondern auch für Chemie und für arme Verwandte. Wo wäre ein echterer Held? Doch der grausame Autor weiß ihn unmerklich zu vivisectiren und mit vorsichtiger Künstlerhand Hülle nach Hülle von dem Skelet zu ziehen: und eine schale Joh-Anbetung kommt zu Tage. Dieser Mann hat das Bedürfniß, als der Herrlichste von Allen zu gelten; es gelänge, wären die Proben nicht zu schwer und die Selbstvergötterung nicht zu vollkommen: so daß für die Liebe kein Raum bleibt. Er glaubt, leidenschaftlicher zu lieben als irgend Jemand, weil er in stolzer Männlichkeit Alles fordert; aber er hat das Unglück, an ein Weib zu gerathen, das nicht nur anbeten will; das mit Schauern das Skelet fühlt und mit Entsetzen erkennt, daß in dieser großen Leidenschaft nicht ein Gedanke an sie, nicht die leiseste Rücksicht für die Forderungen ihrer Persönlichkeit, also gar keine Liebe ist. Und da hat sie nur einen Wunsch: loszukommen von dieser kalten Herrlichkeit und dieser Aussicht auf endlose Sklaverei. Vor der entsetzlichen Blamage — denn das selbe Erlebnis begegnet dem Baronet zum zweiten Mal — brechen alle Thierlaute tödtlich verletzter Eitelkeit aus ihm hervor. Tragikomisch sinkt das Idol zusammen, vor allen intimen Kennern, — nicht vor sich selbst und nicht vor der Welt, denn George Meredith ist es nicht um eine poetische Philistergerechtigkeit zu thun. Er zeichnet lächelnd und unbarmherzig und hat sich genug gethan.

Die Sucht, nach den geheimen Quellen menschlicher Handlungen zu forschen, treibt ihn im nächsten Jahr, unter dem Titel „Die tragischen Komödianten“ die Geschichte Lassalles und Helenes von Dönniges zu schreiben, als Psychologe die Verbindung eines starken Menschen mit einem Weibe zu erklären, dessen Tragikomödie darin besteht, daß es eben so schwach wie glänzend ist und wegen seines Glanzes von dem Mann für stark gehalten wird. „Es giebt keine Liebe schwacher Menschen.“ Ihre Liebe ist nur eine Mimicry der Sinnlichkeit. Prachtvoll in seiner Komplizirtheit, in seiner Verbindung von Eitelkeit und wirklicher Größe ist das Portrait des verblendeten Titanen, den ein armsüßiges Geschöpf so rasch zu Grunde richtet.

Ein Humor, der sich bald in schneidender Ironie und bald in fröhlicher Lustigkeit äußert, strömt durch seine Blätter. Er ist geistreicher als irgend ein englischer Erzähler, den ich kenne. Er ist es fast zu sehr. Aphorismen und Sentenzen sprühen und quellen ihm unerschöpflich, mit einer Gewalt der Bilder, einer Konzentration der Gedanken, wie Browning sie besaß, an dessen Verse Merediths Prosa oft erinnert. Sie strömen ihm in solcher

Fälle zu, daß er sie als Autor nicht bewältigen kann; die Zahl der witzigen und geistreichen Menschen ist bei ihm nicht nur überraschend groß: oft giebt's auch noch einen auserwählten Aphoristiker, aus dessen Büchern die Anderen citiren. Wie ergötzlich ist die gutmüthige Ironie, mit der Meredith die drei streberischen Schwestern in „Sandra Belloni“ darstellt: wie sie uns sympathisch werden mit ihren Kindereien, ihren geheimen Ausdrücken, ihrem heroischen Streben, in vornehme Kreise zu kommen — dem großen Streben so unzähliger Bourgeois —, und dabei wirklich gute und kluge Kinder bleiben. Und der äußerlich so reife, innerlich so sentimentale Lieutenant, ihr Bruder; der feine Unterschied, den Meredith zwischen dem Mann macht, dessen Liebe Leidenschaft, und dem, dessen Liebe Sentimentalität ist: wiedergeben läßt sich diese Fälle hier nicht. Man hat manchmal beim Lesen den Eindruck, daß andere Dichter die Menschen viel zu einfach und geradlinig fassen und nur Meredith die vielfachen Wesenheiten, die in einem einzigen Menschen eingeschlossen leben, verstanden und glaubhaft darzustellen gewußt hat.

Ich sagte schon, daß in einzelnen seiner Romane die Fabel zu robust, die Composition zu kunstreich vollendet ist. Er fährt die sonderbare Verpflichtung des alten Romanes durch, daß jede Person, die einmal darin erwähnt wird, auch irgendwie abgethan werden muß; diese ganz äußerliche Regel führt dann die großen künstlichen Schlußszenen herbei, die uns oft föhren, wenn sie auch noch so gut motivirt sind. Wir sind durch die besten europäischen Romane an eine Kunst gewöhnt, der alle Künstlichkeit widerstrebt; und wie Gesichter im Leben uns oft genug bedeutsam anblicken, auftauchen und für immer verschwinden, ihre Rolle in einer Situation, einem Erlebnis ausspielen, so dulden und lieben wir es im Roman. Das Leben gleicht ja mehr einer Kette als einem geschlossenen Ring, und wenn der Künstler auch die Kette zu einem Ring schließen muß, so muß er's unmerklich thun und uns die Illusion der Grenzenlosigkeit des Lebens lassen. Das Selbe gilt von einem das tiefste Wesen des Werkes berührenden Gesetz, das seine Höhe bezeichnet. Von dem Kunstwerk, das wir groß nennen, verlangen wir mehr als Witz, als Natürlichkeit und Erfindung, mehr als vollkommene Ausführung: wir verlangen, daß, während es formal abgeschlossen, als ein Ganzes erscheint, als Etwas, das ein individuelles Dasein besitzt, wie eine Statue oder ein Bild, es dennoch in einer ununterbrochenen mystischen Verbindung mit dem All stehe. Wir verlangen, daß uns nicht eine zufällige Schönheit, ein Schmuckstück für das Voudoir, gezeigt werde, sondern ein Ding voll geheimen Lebens, dessen Erscheinung seinen Sinn nicht erschöpft, durch das die Weltgesetze zu strömen scheinen und das in einer unsichtbaren Kirche seinen Wunder wirkenden Platz fände, wie das Heiligenbild in der sichtbaren. Wir können Meredith's Romane in zwei Gruppen theilen;

da giebt es Dichter, die, wie „Evan Harrington“ oder „Harry Richmond“, vorzügliche, geistreiche Romane sind, und andere, in denen wir die tiefen Puls schläge unserer Zeit und die Fragen und Konflikte fühlen, die der Menschheit ans Herz greifen, wie: „The Egoist“ und „Diana of the Crossways“.

Stören uns Einzelheiten in der umständlichen Komposition, die uns veraltet erscheinen, so bleibt doch Merediths Anschauung und Darstellung und Stil immer modern. Schon vor dem „Richard Feverel“ hatte er eine Reihe orientalischer Erzählungen in der Art von Tausendundeine Nacht unter dem Titel „Die Scheerung Schagpats“ veröffentlicht. Da konnte er seiner unerschöpflichen Phantasie die Zügel lassen; nicht Hauff, nicht Beckford können mit diesen flammenden Bildern, diesen sprühenden Einfällen den Vergleich bestehen. Und gerade hier hebt der impressionistische Stil des modernen Erzählers sich von der naiven, unter Ausrufen und Beteuerungen registrierenden Erzählweise der Orientalen sehr felsam ab. Der Araber berichtet merkwürdige Thatsachen, der Moderne wirkt mit Stimmungen. Der Orientale sagt einfach: „Und siehe, es kamen tausend Schlangen!“ Meredith schildert uns das Zischen und Winden, den Jörn und das Rängeln der gelben, grauen und gefleckten Schenkale; wenn er einen Ueberfall darstellt, so müssen wir die schroffen, kahlen Felswände, die Morgen Sonne, die Pracht der Kasse, das flimmernde Rüstzeug, die härtigen Reiter vor uns sehen: die ganze Kraft des Schauens und alle Kunst der Darstellung wird aufgeboten, um den Eindruck zu vertiefen. Und wenn uns in einem Roman wie „Rhoda Fleming“ die große Szene im Hause des Pächters, der seine Tochter zwingen will, dem Mann, dem sie angetraut ist, zu folgen, stört, so entschädigt uns nicht nur die Figur Rhodas, die in ihrer herben Kraft und Schönheit und Einfachheit zu den vollendetsten weiblichen Gestalten aller Dichtung gehört, nicht nur das glänzend dargestellte bäuerliche Milieu, sondern vor Allem der ehrliche Schluß. Denn Meredith ist kein Hall Caine, der die Charaktere dem schönen Schlußeffekt opfert, sondern unbarmherzig, wie der große Künstler sein muß; er kennt die Tücken und Wandlungen des Lebens: seine schönen Heldinnen heirathen so verkehrt und thöricht, wie man im Leben heirathet, just den Mann, der nicht für sie paßt, und sie resigniren und geben ihre idealen Forderungen auf; und seine Männer begehen tausend Dummheiten und sie scheitern links und rechts, wie in der Wirklichkeit.

Das hindert ihn nicht, ein großer, starker Optimist zu sein, der an die Zukunft und an die Menschen glaubt. Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für Helden von guter Rasse, ob adelig oder nicht, aber Menschen, die sich ihrer Eltern rühmen können. Sein Schauplatz ist meist die vornehme Gesellschaft und seine Helden sind fast immer schön und männlich; nicht etwa die puppenhaft mit allen glänzenden Eigenschaften und Tugenden behangenen

jungen Männer des bürgerlichen Romans; aber wie Balzac, scheint er einem gewissen Zuchtwahlprinzip zu folgen. Schönheit, Stärke und Muth gehören nun einmal zum Helden; das Volk, die Frauen, die Dichter wählen ihn so. Und wir sollen uns die Menschen der Zukunft nicht mit überentwidelten Gehirnen und härter Muskulatur vorstellen. Physischer Muth ist unerlässlich; und Meredith hat eine fast frauenhafte Schwärmerei für jenen in England so gewöhnlichen und so hochgepriesenen Muth, der die tollkühnsten Stücke wagt, ohne Aufhebens davon zu machen, für den Mann, der seine Thaten verbirgt und Den verachtet, der von seinen Leistungen spricht. Man versteht überhaupt das Wesen der Engländer besser, wenn man Merediths Romane gelesen hat. Eine deutsche Dame, die seit vielen Jahren in England lebt, sagte: „Sie beherrschen sich die Gefühle weg“ und: „Sie verwechseln Haltung mit Charakter“. Bei den Frauengestalten Merediths fragen wir uns manchmal: Geht es wirklich so weit? Haben diese Frauen kein Blut, sind sie so kühl, von so vielen Erwägungen, so vielen Umständen, die uns so äußerlich, die aller inbrünstiger Liebe so fern scheinen, zu bestimmen? Ihre Liebe, ihre Wahl ist meist ein Schwanken und Ueberlegen von Jahren. Im Leben sehen wir ja in der That neben wenigen glücklichen Begegnungen weit mehr vergebliches Harren und erschöpfendes Sehnen, — gerade bei den Besten. Ihre Wahl wird immer die schwerste sein. Das Leben ist der Widersprüche voll und legt uns Fußangeln und Hindernisse ohne Ende in den Weg, der dem ersten aufflammenden Wunsch so zweifellos klar, so zu allem Herrlichen gebahnt schien. Der Gott der Liebe scheint in der That ja meist als ein Asmodeus durch das Leben zu hinken und nur sehr selten als geflügelter Gros den Menschen den Glanz und Sturm seiner Schwingen zu gewähren. Kein anderer englischer Erzähler hat die Rolle der Sinne im Menschenleben so zu betonen gewagt wie Meredith. Natürlich sind all die ungezählten Romane „degener“ Schriftsteller und prüder Damen in Wirklichkeit Effloreszenzen und Transformationen des Geschlechtslebens; gerade sie verrathen, wie sehr es Die beschäftigt, die erschrecken, wenn davon die Rede ist. Aber Meredith enthüllt diese Andern des Lebens, er läßt das ewig verheimlichte Prinzip in seinen Menschen spielen und sagt es uns mit Kühnheit, mit Vornehmheit und mit Ironie.

In fast all seinen Werken wird die Frauenfrage berührt; und so weit er überhaupt eine Tendenz hat, ist es die, für das Weib einzutreten. Der große Kampf unserer Zeit um die freie Persönlichkeit hat ihn überhaupt von Anfang an beschäftigt und die große Sünde, die mehr Tragik verschuldet als irgend ein anderes Element im Menschenleben: das frevelhafte Eingreifen in das Schicksal Anderer, das natürlich mit der äußersten Dreifügigkeit von Denen gewagt wird, die den Vorwand und die Selbstausschung der „Liebe“ dafür anführen können: von Eltern und Gatten. Sein erster Roman, „Richard

Feverel, die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes“, zeigt uns solch eine liebevolle Vernichtung eines prächtigen Jungen durch den überklugen Vater, der ein „System“ gefunden hat, ihn zu erziehen und zu behandeln. Allmählich aber hat der Dichter den Kreis enger gezogen; ihm mußte sich die Wahrnehmung aufdrängen, daß die Männer für diesen Kampf noch leidlich gerüstet, die Frauen aber die Opfer steter Bevormundung sind. In „Richard Feverel“ sieht er noch scheinbar halb spöttisch zu, wie sein jugendlicher Held sich in sittlichem Enthusiasmus für die Rettung gefallener Frauen einsetzt und darüber selbst so schände fällt. Von da an bleibt ihm die Frage der Mädchen-erziehung und die Stellung der Frau die ernsteste Frage unserer Zukunft. In dem Roman „Beauchamps Karriere“, der Geschichte eines jungen Marine-offiziers, den seine jedem Kompromiß widerstrebende Ueberzeugung zum radikalen Agitator macht, zum Kampf gegen seine Familie und die eigene Karriere treibt, spielt dieses Motiv im Stillen mit. Der in seiner lebenswürdigen Schönheit und Schwärmerei so anmuthig gezeichnete Offizier, für den alle Frauen erglühn, scheitert innerlich an der geringen Meinung, die er von den Frauen hat. Sie sind ihm reizvolle, aber untergeordnete Wesen, die keinen Anspruch auf „Menschenrechte“ haben. Die selbe Tragoedie erlebt der General in „Lord Ormont and his Aminta“; freilich: dieser prachtvolle konservative alte Herr hegt keinerlei radikale Schwärmereien. Er liebt in seiner Art — „wie die Eisernen lieben“ —, scherzt und tändelt mit der schönen jungen Frau, die ihn so entzückt und die ein Haremsweib für ihn ist, bis er sie verliert und nun erst die volle Tiefe der eigenen Liebe erkennt und seine schöne Ritterlichkeit zeigen kann. Und wie kühn ist der Schluß des Romans! Meredith läßt die beiden Menschen, die lästige soziale Fesseln durchbrochen haben und in freier, stolzer Ehe mit einander leben, eine Muster-erziehungsanstalt in der Schweiz gründen. Kinder aller Nationen wollen sie da zu freierer und stärkerer Menschlichkeit erziehen. Um aber Schüler zu bekommen, müssen sie verheimlichen, daß sie nicht gesetzlich vermählt sind. Und das selbe große Thema der Frauenbefreiung klingt durch all seine Werke fort, bis er in seinem letzten, 1885 erschienenen Roman „Diana of the Crossways“ geradezu das Buch der modernen Frau schreibt und ihre eben so feine wie kraftvolle Persönlichkeit im Kampf gegen einen thörichten Gatten, gegen rücksichtslose Bewerber, gegen die Vorurtheile der Welt und nicht zuletzt gegen die eigene Schwäche darstellt. Nicht ohne Grund hat Edward Carpenter sein Buch über das sexuelle Problem mit einem Citat aus diesem Roman geschlossen.

Merediths Romane sind trotz Alledem frei von didaktischer Belästigung; die Reflexionen des Autors sind mit seinem künstlerischen Gefühl in die Erzählung eingeschlossen und beeinträchtigen nicht die Plastik seiner Gestalten und Szenen. Seine Typen moderner junger Leute: der „weise Jüngling“ Adrian,

in seiner epikuräischen Klugheit und so schwunglos banal bei all seinem Geiß, oder der arme Harry Richmond, der stets bedeutender scheinen muß, als er ist, oder „Uggy“ in Rhoda Fleming und der Kommandeur Beauchamp, — die Aufzählung würde kein Ende. Ueber Alle aber ragt Richmond Roy hervor, so großartig in seiner Leerheit und Aufgeblasenheit, schwindelhaft und gewissenlos, dabei ritterlich und generös, ein Abenteurer, der sich für den natürlichen Sohn des letzten Königs hält und es vermuthlich ist, jedenfalls ein geborener Cavalier, dem die nöthigen Millionen fehlen und der fremde Millionen glorreich hinauszumerfen versteht, „unverbesserlich theatralisch“, der Stolz und die Verzweiflung seines eigenen Sohnes, den er abgöttisch liebt und den er fast zu Grunde richtet, — eine Figur, die einem Falstaff, einem Sancho Pansa an die Seite zu stellen ist. Und welche shakespeareische Fälle merkwürdiger Frauengestalten, zarter, hingebender wie Lucy Desborough oder Dahlia Fleming und herber, kraftvoller wie Rhoda und Nesta Viktoria, schöner, kühler, damenhaft feiner wie Cecilia Falkett, bis zu modernen Geschöpfen von solcher Komplizirtheit wie Clara Middleton und Diana Warwick, vor denen alle Epitheta versagen. Auch die Bedeutung der Rasse und Nationalität weiß der Dichter zu enthüllen, englisches und deutsches Wesen in „Harry Richmond“, österreichisches und italienisches in „Victoria“ trefflich neben einander zu stellen. Juden, gegen die er im Allgemeinen eine unverhohlene Abneigung hat, stellt er gelegentlich mit all ihren Vorzügen dar; und in der Persönlichkeit Alvans (Cassalles) hat er ihre ganze nervöse Intellektualität, ihr unruhvolles Emporstreben mit psychologischer Meisterschaft erfaßt und gezeichnet.

Mit Alledem ist nicht viel über einen Autor gesagt, dessen Werke etwa zwanzig Bände füllen. Und gar nichts über seine Gedichte, von denen einzelne sehr schön sind. Im Ganzen sind sie wohl zu sentenziös. Meredith ist in seinen Romanen ein größerer Dichter. In ihnen spiegelt sich das Bild des unbekanntes Landes, des auf dem Kontinent unverstandenen, bald blind überschätzten, bald wieder thöricht unterschätzten Volkes. Sind diese Bücher schon dadurch interessant, so gewinnen sie noch höhere Bedeutung dadurch, daß auch sie ein Ausdruck des großen Ringens nach den gleichen Höhen der Menschheit sind, nach denen vertrauende oder verzweifelnde Dichter ausschauten: Goethe wie Nietzsche, Ibsen, Tschernischewskij und Walt Whitman. Auch in ihnen lebt die Sehnsucht nach einem Geschlecht herrlicher und vollkommener Menschen, die eine reinere, stärkere, freiere Liebe zwischen Mann und Weib schaffen soll. „Wahrlich, eine wundervolle Aussicht für die Söhne und Töchter der Erde“ — heißt es in „Diana of the Crossways“ —: „zwischen den harten Felsen der Aftese und den Wirbeln der Sinnlichkeit hindurch führt der Pfad innig Vereinte zur Zeugung vornehmerer Geschlechter, deren Wesen wir heute nur in trübem Dämmerlicht ahnen können.“

Karl Federn.

Neue Kunstbetrachtung.

Die Kunstpsychologie tritt allmählich an die Stelle der Kunstgeschichte. Man will nicht mehr in der dumpfen Luft der Archive langweilig referirende Kataloge anfertigen, sondern in dem Paradies menschlicher Schöpfungen die Eigenart des Willens erkennen, die der künstlerischen Produktion den Weg weist. Die Männer werden seltener, denen es Freude macht, festzustellen, was Meister vierten Ranges für ein verlorenes Bild vom Besteller erhalten haben, oder die „Entlehnungen“ und „Anregungen“ nachspüren. Sicherlich wird man diese Orgien der Bescheidenheit, die der subalterne Geist in den Archiven feiert, nie entbehren können. Es gehört sich, daß man dem „in Fachkreisen Geschätzten“ mit Achtung begegnet, und Niemand soll ihnen das Zeugniß vorenthalten: sie waren stets treu, ehrlich und willig zur Arbeit. König ist aber heute nicht mehr der „fleißige Sucher und glückliche Finder“, sondern der größere Mann, dem ein Kunstwerk das Mittel ist, in die Tiefen der schöpferischen Persönlichkeit hinabzusteigen, deren besondere Schönheitswelt er in Worten uns nah zu bringen vermag.

Was uns am Kunstwerk Freude macht, ist nicht die Thatsache, daß es anno X von einem Herrn N. geschaffen wurde, dessen Frau an einer verschluckten Gräte starb und dessen achter Sohn ein Taugenichts war. Es ist die Begegnung mit der großen Persönlichkeit, die uns bewegt. Alles, worauf sie ihren Stempel drückte, reizt unser Interesse. Zunächst das Leben, dessen Stil die Eigenart des Genius verräth. Wir sehen die Linie seines Daseins im Rhythmus eines Bogens, der Anfang, Höhepunkt, Ende markirt, in klassischer Einfachheit sich ziehen oder in unruhigen Windungen romantischer Launen verlaufen, um vielleicht an unvermutheter Stelle plötzlich abzubrechen. Die Art, wie sein Schicksal und sein Wille sich verbinden, bestimmt das Bild seines Lebens, bestimmt die Töne und Farben, macht es zu einer Sonnenlandschaft Monets, giebt ihm den abenteuerlichen Zauber Böcklins oder die goldenschwere Stimmung Rembrandts.

Dem Leben steht das Werk zur Seite. Gleichgiltig ist, ob es gemäß dem Uebergewicht eines forschenden Intellektes als philosophisches System die Welt begründet, ob es literarisch oder musikalisch in die Erscheinung tritt oder durch die Mittel der Bildenden Kunst offenbar wird. In jedem Fall ist die That des Genies ein Kunstwerk. Und wie wir aus dem Stil des Lebens die bewegenden Kräfte Dessen, der es lebt, errathen können, so bilden seine Schöpfungen ein weiteres Dokument zur Verfassungsgeschichte seiner Persönlichkeit.

Das erste Erforderniß ist freilich, daß man dieses Dokument zu lesen versteht. Wie man den Reiz eines liebenswürdigen oder bedeutenden Menschen am Stärksten in wohlthuender Umgebung, bei seiner Musik und erlesenem

Wein genießt, so gehört eine gewisse andächtige Stille, die Stimmung und Laune des Amateurs dazu, um in der Betrachtung eines Kunstwerkes die herrliche Begegnung eines schöpferischen Menschen zu haben, der in eigenthümlicher Sprache von seinen Freuden, Schmerzen und Leidenschaften redet. Wer mit knarrenden Doppelsohlen der Kritik heranschreitet oder mit professoraler Neugier durch die goldene Brille schielt, Der verschließt von vorn herein dem Werk die Stimme. Wer nicht genießen will, sondern nur Etwas wissen möchte, erfährt mit Recht nicht die Behandlung eines Freundes, sondern die eines Reporters. Und Reporter sind es leider vorwiegend, die heute über Kunst schreiben; Kunst im weitesten Sinn gefaßt, als Thaten eigenartiger Schöpferkraft. Es genügt nicht, daß man ein System der spekulativen Philosophie in seinen thatsächlichen Einzelheiten klarlegt und mit dem Zeigefinger demonstirt: Dieses ist „richtig“, Jenes ist „falsch“; es genügt nicht, daß man die Werke eines Dichters ihrem Inhalt und Plan nach beschreibt, die Charaktere entwickelt, die Idee festnagelt. Diese meist eben Vorarbeiten der Kunstgelehrten haben den selben Werth wie die Beschreibung eines Meisterwerkes der Malerei in etwa folgender Art: „Das Bild stellt eine Landschaft dar, die von einem Fluß durchzogen wird. Zu seiner Rechten erhebt sich ein Wald, während zur Linken sich ein brauner Acker ausbreitet, auf dem ein Mann den von einem Ochsenpaar bespannten Pflug lenkt. Die Abendstimmung ist schön getroffen.“

Während man in der Geschichte der spekulativen Philosophie und der Literatur noch fast ganz darauf verzichtet, aus dem Charakter des Ganzen, dem Stil des Werkes, den rein formalen Momenten — natürlich in Verbindung mit dem Ideengehalt — die eigenthümliche künstlerische Persönlichkeit des Schöpfers zu begreifen und zu genießen, ist man in der Geschichte der bildenden Künste um viele Schritte voraus. Vor Allem sind hier die Organe des künstlerischen Genusses wieder geweckt, ist das Auge gebildet, die naive Empfängniß wiederhergestellt worden. Dem großen Verherungswerk der Schule, die einseitig durch Intellektualismus das natürliche Kunstempfinden systematisch zerstört, arbeitet seit Jahren Alfred Lichtwark entgegen. Dadurch, daß er das Individuum zu einem naiven, fein und stets eigenartig reagirenden Instrument zu entwickeln sucht und ihm die Wege zu einer zweiten Harmlosigkeit des künstlerischen Sehens weist, nachdem die erste durch die Schule vernichtet wurde, hat er sich außerordentliche Verdienste um die werdende deutsche Kultur erworben. In großen Zeiten sind Männer seiner Bestrebungen — die auch Paul Schulze-Naumburg mit besonderem Nutzen pflegt — überflüssig, undenkbar, lächerlich. Aber heute, da das Auge erst allmählich an seine natürlichen Funktionen, zum Beispiel die, Farben als Nuancen, Harmonien, Qualitäten zu unterscheiden, gewöhnt werden muß, schuldet ihnen die Nation als Führern zu künstlerischer Genußfähigkeit unendlichen Dank.

Denen, die wieder fähig geworden sind, ein Bild nicht als Illustration, sondern durch seine malerischen, rein künstlerischen Mittel zu genießen, weisen dann vor Allem zwei Männer die Wege: Richard Muther und Heinrich Wölfflin. Nachdem schon Jakob Burckhardt dem Wissen die Freude als maßgebenden Gesichtspunkt entgegengestellt hat, sagte Muther das moderne Programm der Kunstbetrachtung in die Sätze: „Geschichte ist kein Speicher zufälliger Geschehnisse, sondern ein Ergebnis zwingender Gesetze, die von den verschiedensten Seiten ineinandergreifen. Es galt, diese Gesichtspunkte aufzufinden, die stuhenden Massen zu beherrschen und zu übersichtlichen Gruppen zu ordnen. Der Wust des Einzelnen mußte sich zu einem großen Gesamtbild verdichten. Weiter waren die Künstlercharakteristiken zu vertiefen. Denn eine Aufzählung biographischer Daten ergiebt noch keinen Einblick in das Wesen eines Menschen. Durch das Außerliche hindurch mußte man zur Individualität gelangen, die Kunst aus der Persönlichkeit zu erklären suchen. Schließlich war für die Beschreibung der Kunstwerke eine neue Methode zu schaffen. Jene Lückenbüßer von früher mußten fallen und durch frisch geprägte, den Bildern auf den Leib geschriebene Bezeichnungen ersetzt werden. Den Duf der Kunstwerke galt es einzusaugen, sie nachzuempfinden und diese Gefühlsnuancen in Worte umzusetzen. Das ‚Suggestive‘ mußte an die Stelle des Katalogisirenden treten.“

Indem Muther so die Methode Laines bei uns in Deutschland verwirklichte und den edlen Kenner „Kunstgeschichte“ aus dem Staub des Stalles fort von den rohen Griffen der Knechte in glitzerndes Sonnenlicht, in die wunderschöne, leuchtende Welt führte, rief er die Entrüstung all Derer hervor, die das Heil der Kunstgeschichte aus den Archiven erwarteten. Wohl mag ein gewisses Uebermaß eigener Schöpferkraft Muther allzu häufig zur Gewaltthat gegen nebensächliche Thatfachen, zu einem oft peinlichen Stilistren führen. Das ist ein Fehler, den das Programm moderner Kunstgeschichte nicht aufnehmen soll noch wird. Gerade dadurch aber wird er hervorragend zum Kunstdramatiker. Indem er aus dem Stile der Bilder, aus Farben, Linie, Komposition in Verbindung mit dem Ideengehalt die Persönlichkeit des Schöpfers mit seinen Schicksalen, Wünschen, Hoffnungen, Freuden, Tragoedien, Leidenschaften herauszulesen und in literarisch bedeutender Form darzustellen verstand, hat er die Weltgeschichte der Kunst zu einem Phänomen gemacht, aus dem wir, wie aus dem Leben selbst, mit Nutzen, Liebe und Erschütterung menschliche Dokumente lesen.

Es liegt aber außerdem, wie uns Heinrich Wölfflin zeigt, in dem Werk eines Künstlers noch ein ästhetisches Glaubensbekenntnis, das nichts zu thun hat mit den Gesinnungen der Zeit und der Persönlichkeit, sondern das lediglich von der künstlerischen Art, die Dinge zu sehen, abhängig ist. In jedem

Bilde giebt es gewisse „Momente ohne Gefühlston“, die einen Schlüssel geben — nicht für die schöpferische Seele, sondern — für das künstlerische Auge des Malers. Und dadurch wird neben der psychologischen Betrachtungsweise, die aus der Einheit von Idee, Farbe, Linie und Komposition schöpft, noch eine rein artistische möglich, die aus formalen, in dem Wesen eines Bildes liegenden Momenten ästhetische Schlüsse zieht. Diese zweite Art der Kunstbetrachtung, die von Adolf Hilbrand theoretisch begründet, von Heinrich Wölfflin an der italienischen Hochrenaissance praktisch erprobt wurde, ist leider durch kleinere Geister, die jeden Ideengehalt, jede Bethätigung des Persönlichen im Kunstwerke als „literarisch“ verächtlich zurückweisen, diskreditirt worden. Sie sehen jedes Bild lebiglich darauf an, ob es gut oder schlecht „gemacht“ ist. Diese fatale Sorte von Leuten, die selbst gänzlich unproduktiv ist, scheint nicht die geringste Ehrfurcht vor der Herrlichkeit schöpferischer Kraft, nicht die geringste Bewunderung für die Stärke des genialen Willens zu besitzen. Das Wort „stark“ ist eine Bolabel, die Keinem von ihnen vor einer großen Schöpfung einfällt; um so öfter das Wort „fein“, das sie auf ihrer Suche nach den Trüffeln der Mache und Form im höchsten Entzücken flöten. Weder Hilbrand noch Wölfflin sind für diese komischen Uebertreibungen verantwortlich zu machen. Im Uebrigen hat ihre Art der Betrachtung auch vieles Gute gewirkt und in der künstlerischen Tageskritik haben Männer wie Karl Scheffler und Andere die stoffliche Charakteristik mit der formalen Kunstbeurtheilung zu verbinden gewußt.

Ist man so in der Bildenden Kunst durch die Führerschaft bedeutender Männer, die ihre Lebenskraft einsetzten, dahin gelangt, die Schöpfungen wahrhaft zu genießen, so ist diese Fähigkeit gegenüber den Werken der spekulativen Philosophie und der Literatur, die in erster Linie doch als Offenbarungen bestimmter Persönlichkeiten interessant sein sollten, noch gänzlich unentwickelt. Meist fehlt noch das Verständniß dafür, daß auch hier das rein Inhaltliche nicht allein von Bedeutung ist, daß es auch hier künstlerische Gesichtspunkte giebt, die denen von Linie, Farbe, Ton, Komposition entsprechen. Ein philosophisches System bringt seine Generalidee in einem bestimmten Tempo, einem Wechselspiel von Licht und Schatten zur Darstellung, zeigt eine gewisse Umrisslinie, die durch die bald stärkere, bald schwächere Centripetalkraft des Hauptgedankens bestimmt wird. Aus der Gesamtheit dieser rein künstlerischen Momente — natürlich in Verbindung mit dem inhaltlichen — ist die künstlerische Persönlichkeit herauszulesen. Es genügt nicht, aus einzelnen Sätzen zu wissen, was der Mann gedacht hat: man muß aus der Gesamtheit seines Kunstwerkes fühlen, wie er empfunden hat.

Freilich sind diese Anregungen leichter gegeben als befolgt. Denn zunächst gehört ein feines Gefühl für die hier schlummernden Kunstwerthe dazu,

die Schulung einer neuen Seite des Empfindens. Aber wenn hier einmal ein Mann von der Art Lichtwarls auftreten sollte, dann folgen vielleicht auch Geister, die, wie Muther und Wölfflin, mit dem Stoffgebiet entsprechend neu geprägten Worten die Geschichte der spekulativen Philosophie und schönen Literatur schreiben und den Seelenboden wie das formale Vermögen Aller, die hier groß waren, aus ihren Kunstthaten gewinnen. Dann, wenn die professorale Neugier auch auf diesem Gebiet aufs tote Gleis geschoben ist, werden wir, bewegt von künstlerischem Genuß, vor den Weltgemälden der Systeme und Dichtungen neue und werthvolle Begegnungen mit Schöpferkräften und Menschenschicksalen erleben.

Posen.

Wilhelm Uebe.



Italienische Industrie.*)

Aus verschiedenen Gründen hat man bisher noch nie auf dem Weg der Synthese festzustellen versucht, wie die Entwicklung der italienischen Industrie auf unsere Arbeiterverhältnisse wirkt. Vor Allem fehlte das reichhaltige Material, das auf eine genügende Reihe von Jahren zurückgreifen müßte, um die nöthigen Vergleiche zuzulassen. In Italien gab es nämlich noch nie eine Betriebszählung. Wir haben auch kein Amt für Arbeiterstatistik; das 1902 beschlossene Gesetz, das ein solches Amt schaffen soll, ist noch nicht in Kraft getreten. Zwar will die Behörde Monographien über die Industrie der neunundsechzig Landbezirke herausgeben; da aber in manchen Distrikten auf einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren zurückgegriffen werden muß, dauert die Herausgabe lange und ist ziemlich werthlos.

Wie das Material, so fehlt hier vielfach auch das Interesse für die Frage. Den Konflikt zwischen Ackerbau und Handel, das Problem, das in Deutschland den Agrariern unter Wagners Führung und den von Brentano berathenen Industriellen so viel zu schaffen macht, spüren natürlich auch wir; da aber die Großindustrie, die für den Export, für den Weltmarkt arbeitet, fehlt, hat die Kontroverse nicht die politische und wissenschaftliche Bedeutung erreicht wie in anderen Ländern. Wenn ich hier also versuche, aus den spärlichen Fragmenten, die ich bis jetzt sammeln konnte, allgemein gültige Schlüsse zu ziehen, so glaube ich, als Erster in Italien solchen Versuch zu wagen.

Um sich ein klares Bild von dem Einfluß der Industrieentwicklung auf die Arbeiterverhältnisse machen zu können, muß man die verschiedenen Formen dieses Einflusses beachten. Dieser unleugbare und allgemeine Einfluß bewirkt, daß die Arbeiter von der Klasse der unskilled — ich will den englischen Ausdruck beibehalten — zu derjenigen der skilled übergehen. Besonders interessieren uns die Veränderungen, die der industrielle Fortschritt den intellektuellen, moralischen und ökonomischen Verhältnissen der Arbeiterklasse und damit ihrer politischen

*) Frä. Elsa Neumann hat den Artikel aus dem Manuskript übersetzt.

Organisation und Aktion aufzwingt. Doch glaube ich, daß in Italien und auch in anderen Ländern die Stunde noch nicht gekommen ist, wo man die moralischen und intellektuellen Momente als Wirkungen einer industriellen Entwicklung feststellen kann. (Analphabeten, mittlere Kultur, Selbstmord, Wahnsinn, Trennung, Scheidung und Kriminalität.) Auch hier fehlen die Vergleichsmöglichkeiten; und diese Erscheinungen sind so wesentlich von anderen Faktoren mitbedingt, daß es schwer ist, den Faktor Industrie zu isoliren. Deshalb ziehe ich vor, andere, zweifellos durch das Wachsthum der Industrie bedingte Verhältnisse zu untersuchen.

Zunächst müssen uns die Fragen beschäftigen: Sind die einzelnen Industriezweige in Italien überhaupt im Aufblühen? Und kann man eine ganz bestimmte Epoche einer anderen vergleichen?

Mancherlei Anzeichen beweisen, daß die Industrie im Allgemeinen vorschreitet. Dieser Fortschritt begann mit dem Zolltarif vom Jahr 1887, der uns, wie Deutschland der Tarif von 1879, den Protektionismus brachte, — ungefähr mit dem selben Resultat, wenn auch mit einzelnen Unterschieden. Die Zahl der Dampffessel — die von den Eisen- und Straßenbahnen, von der Kriegs- und Handelsflotte gebrauchten nicht eingeschlossen — betrug 9983 in der Zeit von 1887 bis 1889; 1890 stieg sie auf 14502 und 1898 auf 20472. Die Zahl der Wasserkräfte war 1877: 450 831 Pferbekräfte; 1898: 600 000. Hier eine Liste aus dem Jahr 1900:

	Dampffessel	Pferbekräfte
Norditalien	11031	226 307
Mittelitalien	6947	87 665
Südbitalien	2041	44 587
Sardinen und Sizilien . . .	1706	30 460
	<hr/>	<hr/>
	zusammen 21725	389 019

Natürlich darf man nicht vergessen, auch die Elektrizität mit in Betracht zu ziehen. Ende 1898 gab es 2286 elektrische Leitungen mit einer Leistungsfähigkeit von 86570,73 Kilowatt; 1900 war die Zahl bereits auf 2932 gestiegen, wovon, wie bei den Dampffesseln, der größte Theil auf Norditalien entfällt.

Schon nach diesen Angaben kann man die allgemeine Entwicklung der Industrie beträchtlich nennen; ein paar ergänzende Details werden sie uns noch deutlicher zeigen. Ich lasse die Seiden- und die Eisenindustrie außer Betracht; die erste, weil Italien durch die Erzeugung des Rohmaterials und durch die Halbfabrikation immer im Vortheil war, die zweite, weil hier nur von einer geringen Entwicklung zu reden wäre. Ich will lieber einige Biffen über die Baum- und Schafwollenindustrie geben. Im Jahr 1900 hatten wir 727 Baumwollfabriken, die Dampf-, Wasser- und elektrische Motoren von zusammen 77 702 Pferdekraften gebrauchten; ferner 2 111 170 Spindeln und 78 306 Webestühle, von denen 60 722 im mechanischen Betrieb, 14 267 Handmaschinen und 3312 Jacquards waren. Wenn wir diese Daten mit denen des Jahres 1876 vergleichen, so finden wir zwar, daß die Zahl der Fabriken in Folge strafferer Konzentration abgenommen hat, daß aber die Zahl der Spindeln und Webestühle sich verdreifacht, die der motorischen Kräfte sich sogar verfiebenfach hat.

Noch besser würde sich die Entwicklung der Industrie aus der Zahl der beschäftigten Arbeiter erkennen lassen; doch wieder fehlt fast alle Gelegenheit zu

Vergleichen. Daher interessiert es uns wenig, zu erfahren, daß 1891 die Seidenindustrie 172 356, im Jahre 1894 die Schafwollindustrie 30 625 und 1897 die Papierfabrikation 15 766 Arbeiter beschäftigte. Nur für einige Industrien ist die Aufstellung von Vergleichen möglich.

	Arbeiterzahl	Im Jahr
Bergbau	47 063	1887
	63 962	1898
Metallindustrie	11 980	1887
	13 009	1898
Chemische Industrien	3 275	1893
	5 311	1898
Baumwollenindustrie	65 000	1876
	135 198	1900

Wie groß jetzt die Gesamtzahl der Industriearbeiter ist, weiß man nicht, da die Resultate der Betriebszählung des Jahres 1901 noch nicht bekannt gemacht sind. Aber man vermuthet, daß sich die Zahl seit dem Jahre 1881 verdoppelt hat.

Mit den angegebenen Ziffern stimmen die des Imports und Exportes überein:

Jahr	Rohmaterial	Import (in Lire):		
		Halbfabrikate	Ganzfabrikate	Nahrungsmittel
1892	408 451 700	196 964 584	270 313 339	297 662 360
1900	691 925 457	344 818 123	273 008 358	290 483 727
		Export:		
1892	181 072 568	361 437 078	131 132 757	248 545 377
1900	235 663 003	505 321 618	311 495 524	353 240 788

Wer sich für die gesteigerte oder verringerte Nachfrage im Import- und Exporthandel der einzelnen Waaren interessiert, mag die Berichte des deutschen Generalkonsuls in Neapel, Herrn Rakowski, nachlesen; hier will ich nur die Importzahlen der Brennmaterialien anführen. Der Gesamtwert dieses Imports stieg in den Jahren 1887 bis 1898 von 116 930 849 auf 178 198 880 Lire. Im Hafen von Genua, dem großen Industrievermittler für Ligurien, Piemont und die Lombardei, wurden 1887 allein 1 196 188, im Jahr 1901 2 220 972 Tonnen Steinkohle verladen.

Die fortschreitende Entwicklung ist also unbestreitbar; wie hat sie nun auf die ökonomischen und politischen Verhältnisse gewirkt? Die materielle Lage der Arbeiter erkennt man deutlich aus der Art und Stärke ihrer Organisation. Das wissen wir aus den Werken des Ehepaars Webb. Die Labour Gazette hat festgestellt, daß der höchste Prozentsatz organisirter Industriearbeiter mit dem Minimum an Arbeitsstunden und dem Maximum an Gehalt in Australien, die kleinste Zahl organisirter Arbeiter und die längste Arbeitszeit in Italien und Spanien zu finden ist. Nach den Angaben dieses Blattes ist nur $\frac{1}{8}$ Prozent der italienischen Arbeiter organisirt und die Arbeitszeit beträgt im Allgemeinen elf Stunden. Diese zweite Angabe stimmt ungefähr; ob auch die erste, ist zweifelhaft, da eine genaue Statistik der Organisirten fehlt. Die Arbeitervereinigungen und Konsumgenossenschaften sind kein Ersatz für die englischen Gewerkschaften.

Manche Industrien, wie die der genuessischen Hasenarbeiter, fangen an, sich zu organisieren; aber diese Versuche sind eben noch jung und vereinzelt. Die Eisenbahner sind eigentlich eher der Beamtenschaft als der Industrie zuzuzählen und die Erbarbeiter, über die in den letzten Jahren so viel geredet und — auch von mir — geschrieben wurde, kommen hier überhaupt nicht in Betracht. Im Allgemeinen aber muß man sagen: die industrielle Entwicklung, die den Schulunterricht fördert und die Arbeiter einander örtlich näher bringt, nährt naturgemäß in ihnen auch den Wunsch nach Vereinigung, nach einer Organisation, die sie sittlich und politisch stärkt, doch vor Allem auch im Kampfe für bessere Arbeitsbedingungen als Waffe gebraucht werden kann.

Wie es um das Massenbewußtsein und die Organisation der Arbeiter-schaft bestellt ist, erkennt man am Besten in Strikezeiten. 1879 erlebte unsere Industrie 32 Ausstände; die Zahl stieg 1890 auf 139; im Verlauf des Jahres 1900 hatten wir 883 Strikes, von denen 181 auf höheren Lohn, 31 auf verkürzte Arbeitszeit abzielten. In 66 von 100 Fällen wurde das Ziel erreicht. In den Jahren 1901 und 1902 wuchs die Zahl der Strikes ungeheuer an: vom ersten Januar 1901 bis zum ersten April 1902 hatten wir 1844, darunter 660 agrarische. Auch das laufende Jahr brachte schon viele Agrarausstände, besonders im Süden, wo fast jeder Strike, als eine lokale Neuheit, Erfolg hatte. Diese rasche Zunahme rührt von der traurigen Lage der Bauernschaft her; wesentlich tragen aber auch die Aufreizungen dazu bei, die aus den Arbeitskammern und den Bauernbünden kamen. Hier herrschen Sozialisten, Republikaner, christliche Demokraten und die von ihnen geschürten Strikes nehmen leicht eine politische Färbung an. Wegen langer Dauer und großer Menschenzahl sind als wichtig noch zu erwähnen: der Wollstrike in Biella, der Ausstand der Seeleute und Hasenarbeiter in Genua, der Seidenarbeiter in Como, der Mechaniker und Metallarbeiter in Mailand und Florenz, der Gasarbeiter in Turin, der Straßenbahner in Neapel und der sizilischen Schwefelgrubenleute. In der Lombardei, in Piemont und Ligurien, den entwickeltesten Industriebezirken, gab es natürlich die meisten Ausstände.

Wie hat die fortschreitende Industrialisierung, die das rasche Wachstum der Sozialistenpartei gefördert hat, nun auf die Lohnverhältnisse der Arbeiter gewirkt? Günstig, darf man im Allgemeinen sagen. Die Entwicklung der Industrie ging so schnell, daß mehr gelernte Arbeiter verlangt wurden, als auf dem Markt waren; den geeigneten Kräften mußte daher ein erträgliches Auskommen garantiert werden. Mit der Arbeitszeit hapert es freilich noch; nur ganz vereinzelt wird zehn, in den allermeisten Fabriken elf Stunden gearbeitet. Ueber die Lohngestaltung fehlen präzise Angaben; einigermaßen sichere Daten haben wir nur noch für das Jahr 1900. Professor Lombesi, der in drei wertvollen Monographien die Textilindustrie (Seide, Baum- und Schafwolle) geschildert hat, streift die Lohnhöhe nur und weiß von beträchtlichen Aufbesserungen nicht zu berichten. In den größten Wollfabriken sind von 1871 bis 98 die Löhne um eine halbe bis anderthalb Lire gestiegen; in anderen Betrieben war die Steigerung noch geringer. Die stärkste finden wir in der Stearinzerzenfabrik der Gebrüder Lanza in Turin: von 1871 bis 98 stieg dort der Lohn des Arbeiters von 1,80 auf 3,25, der Lohn der Arbeiterin von 0,78 auf 1,10 Lire. Frauen bekommen meist die Hälfte, seltener ein Drittel des Männerlohnes; natürlich schwanken

auch ihre Bezüge je nach Betriebsart und Gegend. Die höchsten Löhne haben die genuesischen Stauer und Röscher, die bis vor Kurzem eine Gewerkschaft bildeten und auf ihrem Gebiet ein Monopol hatten: sie kommen an manchen Tagen bis auf 10 Lire. Das einzige Beispiel gut bezahlter italienischer Arbeiter; doppelt interessant für Den, der an die londoner Dockers denkt. Setzer und Drucker haben überall (nur in Neapel nicht) ihren Tarif durchgesetzt und werden leiblich bezahlt. Die Maschinisten der römischen Buchdruckerei Bertero verdienen täglich 6,30 Lire.

In der sizilischen Schwefelindustrie, die ungefähr 40 000 Arbeiter beschäftigt, steigen, seit mit Hilfe des anglo-sizilianischen Syndikates die schwere Krise überwunden ist, die Löhne der Erwachsenen und der Stückerbeiter bis auf 6 Lire und die Minderjährigen (Carusi) fangen mit 2 Lire an. Aber die Arbeit, die nie länger als acht Stunden dauern darf, ist schwer und gefährlich und das Ertragsystem preßt von dem vereinbarten Lohn oft ein tüchtiges Stück ab. Am Schlechtesten werden, wie überall, die Erdarbeiter bezahlt. Je nach der Jahreszeit schwankt der Lohn zwischen 0,50 und 2,50 Lire.

Doch die ökonomische Lage des Arbeiters ist nicht nur durch die Lohnhöhe, sondern auch durch die Preise der wichtigsten Bedarfsartikel bedingt und erst das Verhältnis zwischen Lohn und Konsummittelpreis lehrt uns den Status des Arbeiterhaushaltes richtig erkennen. Die Statistik lehrt nun, in den Jahren von 1880 bis 99 seien die Preise für Weizen, Wein, Del, Petroleum, Kaffee, Zucker, Seife, Käse, Kastanien, Mehl, Kohle, Holz, Leinen und Baumwolle erheblich gefallen; die Fleisch- und Butterpreise sollen nicht gesunken, sondern nur leichten Schwankungen ausgesetzt gewesen sein. Das aber sind die von der Zollkommission gelieferten Engrospreise für den Import und Export oder die Preise der Binnengrossisten. Daher sind denn auch die Berechnungen Bodios, des früheren Leiters der Reichsstatistik, der sich an diese Preise und an die Lohnauszahlungen von nur sieben großen Fabriken hält, zu optimistisch und nur mit Vorsicht zu benutzen. Er kommt zu dem Schluß: während 1871 der Arbeiter erst aus dem Erlös von 171 Arbeitsstunden einen Centner Weizen kaufen konnte, genügt dazu im Jahr 1899 schon 105 Stunden. Selbst wenn diese Rechnung stimmte, dürfte man nicht vergessen, daß die Ausgaben für Mehl und Brot in jeder Arbeiterfamilie geringer werden, deren standard of life sich hebt. Das ist für Belgien und Frankreich erwiesen und gilt auch für Italien. Den stärksten Weizenkonsum hatten wir immer, wenn der Preis den höchsten, das Massenelend den tiefsten Punkt erreicht hatte. Im Jahrschnitt 1871/75, als der Centner Weizen 34,80 Lire kostete, wurden auf den Kopf 145, als der Preis auf 24,88 fiel, nur noch 119 Liter verbraucht. Noch deutlicher spricht das folgende Beispiel. Mailand ist zehnmal reicher als Palermo, konsumirt doppelt oder dreifach so viel Fleisch, Wein, Viqueur, Kaffee, Zucker, Thee, giebt für Zeitungen, Theater, Versicherungen, Unterricht, politische und soziale Zwecke unvergleichlich mehr aus: nur an Mehl und Brot wird in Palermo mehr (137 Kilo) verbraucht als in Mailand (112 Kilo pro Kopf). Das liegt nicht, wie man behauptet, am Klima, sondern daran, daß die Arbeiter in Palermo schlechter gestellt sind als in der Lombardei. In der Industriehauptstadt Mailand stiegen zwischen 1880 und 1897 die Kleinhandelspreise für Rindfleisch, Reis, Käse, Brennholz; Schweinefleisch, Wein, Kartoffeln, Butter, Olivenöl, Kohle wurden billiger. Das war

für die Konsumenten wichtig; vom Sinken der Engrospreise haben sie gewöhnlich nichts, denn der Zwischenhandel schnappt ihnen den Nutzen weg. Auch steigende Preise wirken nicht immer auf den letzten Konsumenten. Beweis: von 1880 bis 97 ist das Heftoliter Weizen um 4,18 Lire gestiegen, das Kilo Brot aber um 9 Centesimi billiger geworden. Im Ganzen darf man, namentlich auch im Hinblick auf den Miethzins, die größte Ausgabe des Proletariats, sagen, daß die Industrialisierung der letzten zwanzig Jahre die Lage der Arbeiter verbessert hat. Dafür zeugen die Untersuchungen der Statistiker eben so wie der Augenschein.

Es giebt noch einen anderen Maßstab: die Zahl der Auswanderer liefert ihn. Die Arbeitermassen strömen dahin, wo sie leichte, lohnende, dauernde Arbeit zu finden hoffen. Bei den Auswanderungen spielt das psychologische Moment eine wichtige, aber nicht die entscheidende Rolle. Zweierlei Wanderschaft kennen wir: vom Land in die Stadt und von einem Staat in den anderen.

Gedeihende Industrien, die viele Hände beschäftigen, ziehen die Arbeiter vom Land in die Stadt und machen aus Agrariern Urbane; Mangel an Industrie und gewerbliche Krisen treiben die Massen ins Ausland, meist in einen anderen Welttheil. Diese Thatfachen werden durch die Daten beleuchtet, die uns seit fünfzig Jahren England, seit kürzerer Zeit Deutschland liefert. Für Italien scheint dieses Gesetz auf den ersten Blick nicht zu gelten: die Industrie entwickelt, die Städte bevölkern sich, aber der Auswandererstrom stockt nicht; 532 000 Italiener haben im Jahr 1901 ihre Heimatherde verlassen. Doch der Widerspruch schwindet bei näherem Zusehen: man muß hier eben die regionalen Verschiedenheiten bedenken, die in Italien nicht geringer sind als etwa in Preußen zwischen den Provinzen Posen und Rheinland-Westfalen. Wo bei uns die Industrie vorschreitet, ist, im ganzen Norden, die Zuwanderung in die Städte sehr lebhaft. Während die jährliche Durchschnittssteigerung der allgemeinen Bevölkerungsziffer von 1881 bis 1901 etwa 7,26 Prozent betrug, nahm Mailand um 27,72, Turin um 22,90, Neapel freilich nur um 7,18 Prozent zu. (Rom verdankt seinen Zuwachs den Umständen, daß es die Hauptstadt des geeinten Königreiches ist.) Der Hauptstrom der Einwanderer kommt aus dem Süden, besonders vom platten Land oder aus schwach entwickelten Industriebezirken. Nun genügt aber die rasche Fortschritte der Industrie nicht, um das Verhältniß zwischen Geburten und Sterblichkeit auszugleichen; noch 1901 betrug der Ueberschuß an Geburten 298 459. Von dem bewohnbaren und bebaubaren Boden unseres Landes müssen wir Alpen und Appenin abrechnen. Wir haben dann eine Bevölkerungsdichtigkeit von 172 Einwohnern auf den Quadratkilometer. An Kapital speichern wir jährlich kaum mehr als 500 Millionen Lire auf (gegen mindestens 3 Milliarden Lire in England). Unter so schwierigen Umständen ist die Auswanderung in ferne Länder unvermeidlich und sogar nützlich: wer diesen Strom eindämmen wollte, würde den Lohn und die ganze Lebenshaltung unseres einstweilen nur unzureichend organisirten Arbeiters noch tiefer herabdrücken.

Rom.

Professor Napoleone Colajanni.



Pro domo.

Arbeit. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.

Mein kürzlich erschienener Roman „Arbeit“ hat einen Sturm heraufbeschworen. Ich war auf Angriffe gefaßt, genau aus der Partei, aus der sie erfolgt sind, nämlich von den reaktionären Medizinern mit Fachverstand und ohne Weltverstand, denen nicht die Wahrheit, sondern ihre „Standeslehre“ als Höchstes gilt. Ich sah Proteste voraus, nicht aber Protestversammlungen, Rezensengerichte, Resolutionen, die nicht nur gegen mein Werk, sondern gegen mich selbst gerichtet waren. Die Herren Professoren haben versucht, ein Kunstwerk zu einer Streitschrift herabzusetzen. Sie sind eben keine Aesthetiker; sie kennen nur das stoffliche Interesse an einem Buch. Da der Roman das medizinische Studium behandelt, so sah man flugs zu, ob es in panegyrischem oder in kritischem Ton geschehe, und als man fand, daß der Ton kritisch sei, da ward das Buch als Tendenzschrift, als „Pamphlet“ bezeichnet. Zu dem eigentlichen positiven Sinn und Kern des Romans waren diese Herren gar nicht durchgedrungen. Wenn sie ihre wissenschaftlichen Bücher so schluderhaft lesen und so willkürlich exzerpieren, dann werden drei Viertel jedes Werkes umsonst geschrieben. Hat doch Professor Kränlein in späßhaftem Größenwahn das ganze Buch „Arbeit“ auf sich bezogen und gepölkert: er sei gemeint, er sei beleidigt und folglich sei nicht nur die gesammte medizinische Fakultät Zürich beleidigt, nein: in seiner Person sei die ganze Schweiz gekränkt. „L'État c'est moi, la médecine c'est nous.“ Dann sind, der zwingenden professoralen Logik folgend, zweihundert Klinikisten, Mediziner und Solche, die es werden wollen — unter sorgfältigem Ausschluß aller gefährlichen (Das heißt: weiblichen) Studierenden —, zu einer Protestversammlung geschritten und haben nach gut mittelalterlichem Brauch mich und meinen Roman auf den Index gesetzt. Ich gestehe mit Lachen: etwas so burlesk Reaktionäres wie diese Versammlung hätte ich früher denn doch nicht zu schildern gewagt; das Leben selbst mußte kommen, um mir so glänzend Recht zu geben.

Die draußen Stehenden fragen verwundert mit mir: „Ja, giebt es denn eine speziell zürcherische Medizin? Giebt es speziell zürcherische Professoren? Werden sie nicht von einem Lehrstuhl auf den anderen berufen? Ist das System der Kliniken als medizinischer Lehr- und Versuchsanstalten nicht international? Ist die Wissenschaft der Medizin mit ihren wirklichen Errungenschaften und ihren erschreckenden Verirrungen nicht internationales Eigentum der Menschheit?“ So fragte auch die Protestversammlung Nummer Zwei, die ebenfalls von einem Mediziner, dem praktischen Arzt Dr. Brupacher in Zürich, einberufen ward, um den erfreulichen Beweis zu erbringen, daß humane und sozial denkende Ärzte mein Buch als ein Werk betrachten, für das sie mir danken, statt es zu verurteilen. Die erste Versammlung, die der Professoren, war reaktionär und schloß mit einem Ausfall auf das Frauenstudium; die zweite Versammlung war sozialistisch und schloß mit dem Satz, daß „die zweihundert Klinikisten durch ihr reaktionäres Vorgehen Das bestätigt hätten, was Ilse Frapan in ihrem Roman von ihnen gesagt in Bezug auf Weitblick, Takt und Zartgefühl.“ In einer Resolution

wurde der ersten Versammlung das Recht abgesprochen, über einen sozialen Roman zu urtheilen, der über den Horizont ihrer Fachwissenschaft hinausgehe; ferner „ganz energisch gegen die unwürdige Behandlung protestirt, die den Studentinnen von Professoren und Studenten zu Theil wurde“; und ferner der Hoffnung Ausdruck gegeben, die zürcherische Regierung werde auch künftig, wie bisher, „Weitblick genug besitzen, um den dem Frauenstudium feindlichen Bestrebungen der Professoren und Studenten entgegenzutreten“.

Ich weiß am Besten, mit wie lauterer Absichten ich mein Buch geschrieben habe, und antworte den Kritikern, die es ein „Tendenzwerk“ nennen und deshalb verwerfen, weil, wie sie behaupten, Kunst und Tendenz unvereinbar seien: Ja, giebt es überhaupt ein Kunstwerk ohne Tendenz? Wer kann der Tendenz enttrinnen (wenn ich allenfalls die Lyrik ausnehme)? Dient, wer das Bestehende behaglich ausmalt, nicht eben so einer Tendenz wie der Andere, der Alles als der Entwicklung, der Besserung bedürftig schildert? Aber das Geheimniß ist, daß man nur dann über Tendenz schreibt, ja, daß man sie überhaupt nur bemerkt, wenn die Tendenz Einem unangenehm ist. Wenn ein Strindberg seine eigene Frau sezirt und analysirt und dabei zu lächerlichen Vannflächen gegen das ganze Geschlecht kommt, so spricht kein Kritiker von „Pamphlet“ oder „Tendenz“, sondern er sieht hier nur eine lobenswerthe Vertiefung, eine subtile, werthvolle Studie der weiblichen Psyche. Die Tendenz des Buches ist eben dem männlichen Kritiker nicht auf die Nerven gegangen. Höchst unangenehm aber geht es dem selben Herrn auf die Nerven, wenn Helene Böhlau in ihrem Roman „Halbthier“ die Spezies Mann in ihren weniger gelungenen Exemplaren einer sorgfältigen Analyse unterzieht. Wohl kann die Tendenz schwächer oder stärker hervortreten, je nach dem Temperament des Autors und je nach dem Stoff, den er wählt. Welches Recht hat man aber, vom Schriftsteller, der den Kampf schildern will, zu verlangen, daß er stets kühler Chronist bleibe? Warum darf er nicht gelegentlich mit in die Reihen springen, wenn er fühlt, daß die Sache, der sein Herz gehört, schlecht vertheidigt ist? Zimmer wird es die Sache der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Humanität sein, der das Herz des Dichters gehört, und immer wird er wissen, daß die Sache der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Humanität schlecht vertheidigt ist. Es giebt eine Fähigkeit, sich hinreißen zu lassen, die sogar künstlerischer ist als ewige Zurückhaltung. Anders wird der Chronist den Kampf schildern, anders Einer, der selbst im Kampf geblutet hat; aber wird der Mitkämpfer weniger lebensvoll, weniger packend schildern? Sehr verschieden steht die Kunst zum Leben. Sie kann sich absichtlich von jedem Kampf abwenden und zwischen Rosenhecken heitere Schäferspiele aufführen; sie kann dem Leben nachhinken und sich in die Zeit und in die Ideale von vorgestern vertiefen; sie kann das Leben begleiten als leidenschaftloser Berichterstatter, kalt und treu wie ein photographischer Apparat; sie kann dem Leben vorausseilen und mit ahnungsvollen Augen und erhobenen Händen von den Wunden der Gegenwart in eine reinere Zukunft hinausdeuten. Satte Kunst und hungrige Kunst! Wir haben zu viele Vertreter der ersten Kategorie, wir haben zu wenige von der zweiten, besonders in Deutschland. Noch immer bemühen sich unsere Schriftsteller — männliche und weibliche —, in der Frau, um nur ein Motiv herauszugreifen, nur das sexuelle Problem zu suchen und zu sehen, und doch wimmelt

schon die ganze Erde, bis hinan zu den Thoren der Naturvölker, von Frauen, die einander wie in Auferstehungsfreude begrüßen, weil sie sich endlich ihres geistigen Theils bewußt geworden sind.

Eine dieser Auferstehenden zu schildern, deren Kräfte latent, gebunden lagen, so lange sie nach dem landläufigen Begriff „glücklich“ war: Das ist das Motiv, das ich mir wählte. Mit neuen Augen, mit neuen Kräften tritt diese Frau in den Männerstaat, wie in eine gänzlich fremde Welt. Als sie ihr medizinisches Studium beginnt, ist sie zugleich viel reifer und viel unreifer als der achtzehnjährige Student, der mit ihr das Auditorium betritt. Ihr Blick in das Leben, wie es sich vor ihr in den Auditorien und vor Allem in den Kliniken aufthut, ist der Blick einer Frau. Sie erkennt nicht nur: sie fühlt auch; und als feineres Instrument vibriert sie leichter und nachhaltiger auf jeden Reiz. Was der achtzehnjährige Jüngling als selbstverständlich hinnimmt, was für den künftigen Mediziner längst alltäglich geworden ist: dem Blick der Frau erscheint es zum großen Theil ansechtbar, roh, entsetzlich, frevelhaft, sogar hoffnungslos. Sie, als Frau, hat eine andere Achtung vor dem Leben als der zur Autoritätsverehrung und zur Feindesvernichtung erzogene Mann. Hier liegen all unsere Hoffnungen. Noch steht die Frau außerhalb der Kasten suggestion, noch besitzt sie nicht den „Corpsgeist“, der vor jeder Kritik zurückschaubert. Möge diese Suggestion der Kaste nie Herr über die strebende Frau werden! Möge nie der Corpsgeist, der vor jeder Kritik zurückschaubert, ihr den unbefangenen Ausblick verengen. Möge in der Seele der Frau stets etwas Unbezwungenes und Unbezwingbares, nur ihr Eigenthümliches die Herrschaft behalten! Nur wenn sie Frau bleibt, mit ihren besonderen Augen, mit ihren besonderen Kräften, kann die Frau ein revolutionärendes Element in der einer Wandlung bedürftigen Gesellschaft werden. Das bloße Erkennen macht unselig, macht pessimistisch. Aber Josefine Weyer besitzt ein feuriges Wollen und ihr durch die Erkenntniß geläutertes Wollen löst das Erkennen ab. In der positiven sozialen Arbeit, sei es auch nur Ameisenarbeit, findet die Medizinerin, wie es vor ihr und mit ihr jeder begeisterte, einsichtige Mediziner gefunden, daß das Leben mit all seinen Schmerzen und Unzulänglichkeiten dennoch lebenswerth sei.

Fast hat man während des Streites vergessen, daß mein Buch „Arbeit“ ein Roman, also ein ästhetisches Werk ist. Da ist's nun wohl nicht übel angebracht, das Urtheil eines Großen anzuführen, der mein Buch nur nach der literarischen Seite hin betrachtet hat. Georg Brandes, der stets gewohnt ist, an jedes Kunstwerk das Maß der Weltliteratur anzulegen, schrieb mir: „Ihr Buch ‚Arbeit‘ hat mir einen tiefen Eindruck gemacht. Es hat sehr große Vorzüge; das vorzügliche Motiv — die Frau, deren Mann ins Zuchthaus geführt worden ist, die Konsequenzen dieser Grundsituation bei diesem Charakter — und die tiefe Menschlichkeit des Grundgefühles. Dann kennen Sie sehr genau Alles, was Sie behandeln; das Buch macht den Eindruck des Erlebten. Sie haben ja Medizin studiren müssen! Und wohlthuend ist der Enthusiasmus, der das Buch bewegt. Diese Art von Enthusiasmus ist so selten. Auch der Ausdruck der erotischen Begeisterung ist sehr schön. Das Buch giebt zu denken.“

Hamburg.

Ilse Frapan-Kuntan.



Das neue Kohlenkartell.

Die rheinisch-westfälische, ja, die ganze deutsche Großindustrie blickt in diesen Wochen mit lebhaftem Interesse auf die Versuche, das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat zu erneuern oder umzugestalten. Auch das Publikum, die große Masse der Steuerzahler, müßte sich um den Verlauf der Verhandlungen kümmern; bringt doch die Kohlenindustrie heute für öffentliche Zwecke Summen auf, die durch die Auflösung des Kohlensyndikates eine arge Einbuße erleiden dürften.

Der neue Vertragsentwurf des Kohlensyndikates ist von einem ad hoc gewählten Ausschuß und vom Plenum in dreitägigen Beratungen ausgearbeitet worden. Er soll am fünfzehnten September 1903 in Kraft treten und bis zum einunddreißigsten Dezember 1915 gelten. Der alte Vertrag krankte an einer falschen Kontingentierung der Gesamtförderung. Maßgebend war nicht die Marktlage, sondern die technische Möglichkeit zum Abteufen neuer Schächte. Es liegt auf der Hand, daß unter dem Schutz des Syndikates die Werke mit großem Grubensfelderbesitz — auf Kosten der bereits bis zur vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit entwickelten Zechen, die keine neuen Schächte mehr abteufen konnten — mit Benutzung aller modernen Hilfsmittel ihre Beteiligungsziiffern steigerten. Die auf solche Weise erzeugte Mehrförderung konnte der Markt nur bei steigender, nicht aber bei sinkender Konjunktur aufnehmen. Allgemeine Fördereinschränkung, die schließlich eine Höhe von 24 Prozent erreichte, war die notwendige Folge. Hier mußte also zunächst die bessernde Hand angelegt werden. Der neue Vertragsentwurf beseitigt alle Ansprüche auf neue Schachtanlagen, mag ihre Berechtigung nun schon anerkannt sein oder noch geprüft werden. Der Kohlenmarkt vermag durchschnittlich pro Jahr eine um 4 Prozent gegen das Vorjahr gesteigerte Kohlenförderung aufzunehmen; in guten Geschäftsjahren mehr, in schlechten weniger. Nur in vereinzelt Ausnahmefällen, bei Krieg, Strike u. s. w., ist die Kohlenförderung bisher für eine Weile zurückgegangen; man kann also für die vorgesehene Vertragsdauer von 12 $\frac{1}{4}$ Jahren eine Erhöhung der Kohlenförderung von 62,2 auf rund 99,4 Millionen Tonnen voraussehen, wenn unsere Bevölkerung stetig weiter zunimmt. Von diesen 37,2 Millionen Tonnen soll nun nach dem neuen Entwurf jede Syndikatszeche ihren angemessenen Teil erhalten, wenn sie die durch die Marktlage bedingte erhöhte Förderung sechs Monate hinter einander leistet. Wenn wir den weiteren Verlauf des sich allmählig vollziehenden Fusionprozesses hier außer Betracht lassen, also annehmen, jedes Werk werde am Schluß des Jahres 1915 noch selbständig sein, so finden wir vier Gruppen. Erstens Werke, die schon jetzt ihre Beteiligungsziffer, auch nach Abzug der heute bestehenden Fördereinschränkung von 18 Prozent, nicht erreichen. Grund: Betriebsführung von längerer Dauer. Zweitens Werke, die ihre Beteiligungsziffer fördern, aber den Mehrbedarf des Marktes nicht zu übernehmen vermögen, weil sie an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt sind oder verstanden haben, unter Benutzung der Lücken des alten Vertrages sich auf Kosten der Gesamtheit unberechtigt hohe Beteiligungsziffern zu verschaffen (Summenschächte u. s. w.) Drittens Werke, die nur einen Teil des Marktmehrbedarfes übernehmen können. Und viertens Werke, die im Stande sind, die Förderung des ganzen Mehrbedarfes während der zwölfjährigen Vertragsdauer zu leisten.

Die heute noch bestehende Fördereinschränkung wird voraussichtlich also nach vier Jahren, bei günstiger Konjunktur noch früher, gehoben sein und dem Publikum keinen Anlaß zu Mißverständnissen mehr bieten. Man sieht aber auch, daß für Fusionen der Boden noch besser als unter dem alten Vertrage gebnet ist: denn die ersten drei Gruppen bringen bei ihrer Vermählung mit der vierten die reiche Aussteuer des stetigen Marktbedarfes mit. Darauf konnten sie bis jetzt gar nicht oder nur zum Theil rechnen; sie werden künftig also von der Spekulation eifrig umworben werden. Diese Entwicklung beginnt schon: die zur zweiten Gruppe gehörige Zeche Freie Vogel und Unverhofft hat ein günstiges Angebot von der vierten Gruppe gehörenden Zeche Ewalb erhalten.

Da die neue Kontingentirung allen Syndikatsmitgliedern gerecht wird, darf man wohl annehmen, daß dem Vertrag auch die Werke zustimmen werden, die berechnete Forderungen für neue Schächte aus dem alten in den neuen Vertrag übernehmen zu müssen glauben (Magdeburger Bergwerkverein, Graf Bismarck, Kontordia, Friedrich der Große); auch andere führende Gesellschaften, die in der selben Lage sind, haben ja unterzeichnet.

Um die latente Unzufriedenheit der Mitglieder zu beseitigen, die eine minder absatzfähige Waare auf den Markt bringen und eine über die allgemeine hinausgehende Fördereinschränkung erleiden mußten, ist in den neuen Vertrag eine Bestimmung aufgenommen worden, die die Mindestentschädigung für den unfreiwilligen Minderabsatz auf 1,50 Mark pro Tonne festlegt; nach dem alten Vertrag wurde sie jährlich durch die Mehrheit beschlossen und bot kein Äquivalent für den entgangenen Gewinn. Ferner scheidet aus der Beteiligungsziffer der Selbstverbrauch, der in einzelnen Fällen bis zu 20 Prozent der Förderung ausmachte. Diese Konzession nebst der neuen Bestimmung, daß Einschränkungen, die auf dem Briquettemarkt nöthig werden, auf die allgemeine Fördereinschränkung anzurechnen sind, gewährte die Mehrheit den Mager- und Gchohlenzechen. Fettkohlenezechen heizen bekanntlich ihre Dampfkessel mit den überschüssigen Koksgasen, verbrauchen also selbst keine Kohle.

Noch eine wichtige Aenderung ist zu verzeichnen. Wie bei anderen Kartellen (Kali), wurde auch hier ein Schiedsgericht als oberstes Organ geschaffen. Bisher gab es Meinungsverschiedenheiten in der Regel bei Ansprüchen einzelner Mitglieder auf Mehrbetheiligung und Mehrertrag, Ansprüche, die auf Belastung der Mehrheit hinausliefen, im Beirath ihre letzte Instanz hatten und, ob gerecht oder ungerecht, fast immer abgelehnt wurden. Dieser Zustand mußte beseitigt, es mußte verhindert werden, daß Richter in eigener Sache urtheilten. Die Zusammensetzung des Schiedsgerichtes wahrt nun die Unparteilichkeit. Ob diese mehr demokratische Einrichtung und das Hinaustragen interner Geschäfte in unbetheiligte Kreise dem Kartell nützlich sein wird, muß die Zukunft lehren. Bei guter Leitung eines Kartells ist die straffeste Organisation die beste; wird aber die Mehrbetheiligung gleichmäßig und gerecht für alle Mitglieder geregelt, dann werden sie selten genöthigt sein, das Schiedsgericht anzurufen.

Die Befugnisse der Kartell-Leitung sind erweitert worden. War sie früher lediglich auf den Vertrieb der Produkte ihrer Kartellwerke beschränkt, so soll sie sich künftig auch mit dem Ankauf von Grubensfeldern und Bergwerksantheilen befassen und befugt sein, für solche Käufe eine Umlage bis zu 3 Prozent von

der monatlichen Faktursumme ihrer Mitglieder zu erheben. Bezweckt wird damit, die Zunahme der outsiders möglichst zu verhindern und die Bearbeitung unverritzter Kohlenfelder durch günstig gelegene Syndikatszweigen oder in eigener Ausbeutung von der Lage des Kohlenmarktes abhängiger als bisher zu machen. Ueber welche Summen das Kohlensyndikat verfügen kann, erfieht man daraus, daß es sich bei einem jährlichen Fakturenbetrag von rund 60 Millionen Mark zu 8 Prozent jetzt um 18 Millionen Mark jährlich handelt. Das Syndikat ist hiernach in der Lage, Objekte bis zu einem Kapitalwert von 100 Millionen anzukaufen, die es mit der Umlage während der Vertragsdauer verzinsen und amortisieren kann.

Zu bebauern ist, daß der dortmunder Briquetteverkaufsverein und das hochruher Koks syndikat in das größere essener Kohlenkartell übergehen, um darin Gruppen für sich zu bilden, wie die Gaskohlen-, Fettkohlen-, Erz- und Magerkohlengruppe. Die Erhaltung dieser selbständigen Kartelle scheiterte an dem Widerspruch einer Zechengruppe, da Stimmeneinheit erforderlich war. Der Leiter des Koks syndikates ist im Präsidium des Kohlensyndikates schon jetzt vertreten; für den Leiter des Briquetteverkaufsvereins wird eine vierte Präsidentenstelle neu geschaffen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß schon im Kohlensyndikat eine Gruppe, die der Magerkohlenzweigen, vertreten ist, für die der alte Vertrag zu eng war, der neue zu eng ist; und nun sollen da auch noch Koks und Briquettes Platz finden. Hier wird die Möglichkeit kommender Differenzen geschaffen, die das Kartell allmählich zerlegen können. Dr. Josef Grunzel sagt in seinem Werk „Ueber Kartelle“: „Ein Kartell ist eine auf dem Wege freien Uebereinkommens geschaffene Vereinigung von selbständigen Unternehmungen mit gleicher Interessengemeinschaft zum Zweck gemeinsamer Regelung der Produktion und des Absatzes.“ Koks, Briquette und Magerkohle haben aber nicht gleiche Interessen. Würden Kohle, Koks und Briquettes vertrautet, dann wäre der Trust als eine Interessengemeinschaft wohl von Nutzen; hier aber haben wir mit einem Kartell vieler selbständigen Unternehmer zu thun, in dem nach dem neuen Vertrag alle Mitglieder über die Interessen einer Spezialgruppe abstimmen sollen. Die kleineren Spezialkartelle marschieren jedenfalls besser getrennt als in Reihe und Glied mit dem Kohlensyndikat vereint. Das wird von der Mehrheit auch anerkannt; und wenn man trotz Alledem der kleinen Minderheit nicht nachgiebt, so geschieht es wohl nur aus Furcht, das Ganze zu gefährden.

Die Erneuerung des Kartells hat von allen Interessenten beträchtliche Opfer gefordert, und bevor es unter Dach und Fach gebracht ist, werden noch mancherlei Schwierigkeiten wegzuräumen sein. Von drei Seiten her drohen Widerstände: von alten Kartellmitgliedern, von außenstehenden Werken (outsiders) und von Hüttenzweigen (Zweigen, die im Besitz von Eisen- und Stahlwerken sind, aber nur einen Theil der Förderung selbst verbrauchen und den Rest auf den Markt bringen). Von der ersten Gruppe, der es sich um die Beteiligungsziiffer handelt, sprach ich vorhin schon. Die zweite umfaßt die Zweigen Langenbrahm, Rheinpreußen und Alte Haase. Die dritte wird durch die Zeche Deutscher Kaiser repräsentirt. Alle anderen Hüttenzweigen wollen den neuen Vertrag unterschreiben, wenn auch diese Zeche ohne Sondervergütungen betritt. Um diesen drei Gruppen Zeit zur Beitrittserklärung zu lassen, hat der Schlußparagraph des Vertrages

die folgende Fassung erhalten: „Dieser Vertrag wird bis zum einunddreißigsten Dezember 1915 abgeschlossen, unter der Bedingung, daß sämtliche außenstehende, insbesondere auch Hüttenzwecke mit mehr als 120000 Tonnen Jahresförderung bis spätestens Ende Dezember 1903 beitreten. Erfolgt der Beitritt rechtzeitig, so gilt der Vertrag bis zum einunddreißigsten Dezember 1915 mit der Maßgabe, daß er, falls keiner der Vertragsschließenden ein Jahr vor Ablauf des Vertrages schriftlichen Widerspruch zu Händen des Vorstandes des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikates erheben sollte, als auf weitere zehn Jahre geschlossen gelten soll.“ Ganz klar wird man diese Fassung nicht finden. Vielleicht war volle Klarheit auch nicht beabsichtigt. Zu Rheinland-Westfalen gehört der fiskalische Besitz im Oberbergamtsbezirk Dortmund und an der Saar, die Zeche Rheinpreußen im Oberbergamtsbezirk Bonn auf der linken Rheinseite, die Vereinigungsgesellschaft und der Eschweiler Bergwerkverein im Wurmrevier; offenbar sind diese Werke nicht gemeint, sondern die outsiders im Oberbergamtsbezirk Dortmund.

Ob das große Kohlen-, Koks- und Briquettekartell zu Stande kommt? Sicher ist's, wie ich angebeutet zu haben glaube, durchaus noch nicht; immerhin aber ist die Aussicht auf einen Erfolg der Verhandlungen jetzt eröffnet.

Franz Werber.



Der Pommernprozeß.

Wer weiß, ob das vor zwei Jahren gegen die Direktoren der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank eröffnete Hauptverfahren nicht als moabiter Totalspuk fortleben wird? Wie im Kyffhäuser die versteinerte Majestät Barbarossas, im Berliner Schloß die sündige Schönheit der Anna Sybow ein gespenstisches Dasein führt, wie durch dunkle Waldschluchten die Wilde Jagd rast und der Schatten des Ewigen Juden in Unrast durch die Thäler schleicht, so könnte der Pommernprozeß einst in der Phantasie fernher Enkel fortspuken. Wenn im letzten Strahl der scheidenden Sonne die bunten Fenster des Großen Schwurgerichtssaales erglänzen, wird der Ahn dann vielleicht dem Enkelkind erzählen, da oben, auf dem selben Fleck, wo er Monate lang Alles geleugnet hatte, müsse der berühmte Direktor Schulz nun allnächtlich die bei Seite geschafften Millionen zählen. Ich könnte mir die Entstehung solcher Hypothekenlegende vorstellen. Ganz unfassbar aber war meinem unjuristischen Gemüth immer die Vorstellung, ein Richter könne in diesem Prozeß ruhigen Herzens ein Urtheil zu sprechen wagen. Dabei hatte ich über die Schuld der Angeklagten schon keinen Zweifel mehr, als sie im Juni 1901 verhaftet wurden; äußerst schwer aber schien mir immer, das Maß der Schuld — und danach der Strafe — in diesem Fall festzustellen: und diese Pflicht hatte der Richter ja zu erfüllen. Monate lang wurde verhandelt. Als die Arbeiter zum Weltfeiertag rüsteten, schritten Schulz und Romeid aus dem Untersuchungsgefängniß zum ersten Mal in den Schwurgerichtssaal; und erst am sechzehnten Juli erhob sich der Staatsanwalt zur Anklagerede. Der unmittelbare Eindruck, der

das Ziel des mündlichen Verfahrens sein soll, mag unter solchen Umständen schwer festzuhalten sein; was in den ersten Tagen und Wochen aus Rede und Gegenrede, aus Anklage und Verteidigung dem Richter sich zu einem scharf umrissenen Bild gestaltete, zerflattert allmählich in tausend Einzelheiten und selbst der unbestimmbare Niederschlag, der als Gefühlsäquivalent in der Seele des Richters zurückgeblieben war, schwindet nach und nach wieder. Das hätte, bei so langer Dauer, von jedem Prozeßstoff gegolten; mehr als von jedem anderen aber von einem so heiklen, schwer zu behandelnden. Wenn man über die Berechtigung des Vertagungsbefchlusses streiten sollte, dürfte man nicht vergessen, daß nach der Natur der Sache von vorn herein nur ein unvollkommenes Urtheil zu erwarten war.

Wie so häufig in Sensationprozessen, ist auch diesmal Manchem, den der öffentliche Ankläger nicht belangt hatte, von der öffentlichen Meinung das Urtheil gesprochen worden. Zuletzt noch der bürgerlichen Presse. Die bestochenen Redakteure wurden hart getabelt. Mit Recht. Nur wollte man nicht zugeben, daß an der sozialdemokratischen Kritik, die von einer Verurtheilung des Systems der bürgerlichen Presse sprach, sehr viel Wahres ist. Ich wies neulich hier auf den tieferen Sitz des Uebels hin: auf das Inseratenwesen. Von dieser Seite her bringt das Gift der Korruption in die Presse, deren Erniedrigung durch die als Lohsold oder als Schweigegeßel gewährte Annonce uns vor langen Jahrzehnten schon Lassalles funkelnde Verebksamkeit erkennen lehrte. Noch aber, sagt man, giebt es in Deutschland Verleger, die solchen Lockungen widerstehen. Gewiß; auch die schlechteste Gesellschaftsordnung hindert nicht die Existenz einzelner anständigen Persönlichkeiten. Trotzdem bleibt die korruptirende Macht des Kapitals nicht minder fürchtbar; auf tausend Schleichwegen kann sie ihr Ziel erreichen, und wer in ihrem Bannkreis lebt, weiß oft selbst nicht, wie lange er durch die Weirührung, die der Alltag unvermerktlich macht, schon insgirt ist. Wo die eigenen Mittel des Unternehmers für den Zeitungsbetrieb ausreichen ist die Gefahr gering; aber nicht gänzlich beseitigt. Auch ein reicher Zeitungverleger kann sich genöthigt sehen, zur Erleichterung seiner Finanztransaktionen die Hilfe von Bankleitern in Anspruch zu nehmen, und daraus ergiebt sich sofort die Möglichkeit eines Pflichtenkonfliktes. So wird, zum Beispiel, erzählt, ein erstes berliner Bankhaus, dessen Inhaber für durchaus makellose Leute gelten, habe einem hiesigen großen Verleger das Konto gekündigt, weil sein Handelsredakteur die Regierung eines Staates angreifen zu müssen glaubte, dessen Anleihen das Bankhaus in Deutschland emittirt hatte. Viel gefährdeter ist natürlich aber die Lage Derer, die nichts besitzen als ihre geistige Kraft und um die Gunst der Kapitalisten werben müssen, wenn sie diese Habe verwerthen wollen. Der stellunglose Journalist arbeitet für eine Bank. Bleibt er im Dienste des Kapitals, nennt sich offen einen Beamten, Archivar, Reklamemacher, so ist seine Stellung als Bankdiener wenigstens klar. Schreibt er während der selben Epoche aber für Zeitungen über Finanzfragen oder kehrt später in die Reihe der Presseleute zurück, so kann er sich selten noch aus den Krallen des Kapitalismus befreien. Aehnlich gehts dem Verleger, der Bankhilfe heischt. Die Form ist gleichgiltig. Kredit oder bares Geld, Aktienbetheiligung oder Erwerb von Anteilen einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung: immer, ohne Ausnahme, fordert das Kapital eine Gegenleistung und nie begnügt es sich mit den üblichen Zinsen. Wenn der

Berliner Presse-Klub und der Verleger des Kleinen Journals also darauf hinweisen, daß die Pommernbank noch unangetastet dastand, als sie von ihr finanzielle Unterstützung erbaten und erhielten, so muß ich bekennen, daß dieser Versuch einer Entschuldigimg mir nicht gelungen scheint.

Mit dem selben Hinweis hat die Vermögensverwaltungsstelle für Offiziere und Beamte sich zu rechtfertigen gesucht, als der bedenkliche Pakt bekannt wurde, den sie mit der Pommernbank geschlossen hatte. Das Wesentliche dieses Vertrages war nicht, wie man uns einzureben sucht, die Verpflichtung, Aktien und Pfandbriefe der Pommernbank zu vertreiben, sondern der Austausch der Aktienmajoritäten, der jeder der beiden Gesellschaften erndglichen sollte, in den Generalversammlungen unliebsame Angriffe abzuwehren. Dieses Ansinnen konnte allein schon genügen, um die Vermögensverwaltungsstelle über das wahre Wesen ihres Partners aufzuklären, und deshalb bin ich nicht geneigt, ihrer jetzigen Angabe zu glauben: sie sei überzeugt gewesen, Aktien und Pfandbriefe eines unantastbaren Institutes in ihre sachverständiger Führung sehr bedürftige Kundschaft zu bringen. Auch der Handel mit dem Kleinen Journal bietet Anlaß zu Bedenken. Das Geld, das der Herausgeber erhielt, wurde auf die Immobilienverkehrsbank abgehoben. In der Redaktion des Kleinen Journals mußte man also — was beinahe bis zur Sterbestunde der alten Pommernbank selbst unter Eingeweihten nur gemunkelt wurde —, daß dieses Institut mit Immobilienbanken verquidt war, obwohl die Bilanzen nichts davon verriethen.

Die Hauptfrage ist und bleibt aber: Konnte bis zum Zusammenbruch der gutgläubige Betrachter die Pommersche Hypotheken-Aktien-Bank für first rate halten? Darauf ist zu antworten: Er konnte nicht nur: er mußte sogar. In den engen Kreisen der Wissenden war man freilich schon seit 1898 bedenklich geworden. Noch vor dieser Zeit hatten Hausbesitzervereine gegen die Banken Sandens und, wenn ich nicht irre, auch gegen die Pommersche in Petitionen beim Ministerium Klage geführt und auf den Unfug der Ueberbeleihungen hingewiesen. Die Aufsichtsbehörde untersuchte, fand aber nichts zu tabeln. Da erschien Voigts Brochure. Der junge Privatdozent soll das Material von Miquel erhalten haben, der die seinen Staatsanleihen ohnehin lästige Konkurrenz nicht noch dadurch verschärft sehen wollte, daß die Hypothekenspfandbriefe für mündelsicher erklärt wurden. Paul Voigt enthüllte Ueberbeleihungen und Ueberversicherungen, deren Tragweite kein ernster Wirthschaftskritiker gering schätzen konnte. Im deutschen Blätterwald aber blieb still. Warum? Jetzt weiß mans. Aber auch in den Ministerialbureauz rührte sich nichts und beinahe wären in Preußen die Pfandbriefe der deutschen Hypothekenbanken kurz vor dem Krach für mündelsicher erklärt worden. Dann folgte die berühmte Beleihung des Waarenhauses Tiez gegen Hereingabe von Grundstücken. Wieder tiefes Schweigen der Regierenden und Redigirenden. Ich machte damals in einem Wochenblatt auf bedenkliche Geschäfte gewisser Hypothekenbankdirektoren aufmerksam und gerieth dadurch in eine lange Polemik mit den Berliner Hypothekenbanken. Nicht mit allen. Sanden, Schulz, Romeid schwiegen. Und als ich sagte, dieses Schweigen sei sehr berecht, fand ich kein Echo. Die Presse wollte nun einmal über dieses Thema nicht reden. Und die Aufsichtsbehörde? Sie war thätig. Nur wirkte ihr Eifer nicht gerade nach der Seite, auf die ich sie hinzuweisen versucht hatte.

Herr Schulz wurde Kommerzienrath, Herr Romeid wäre es wahrscheinlich über ein Kleines auch geworden und die Bank erhielt die Erlaubniß, sich „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ zu nennen. Staatsrechtlich giebt es zwar keine Deutsche Kaiserin, sondern nur eine Königin von Preußen, die des Deutschen Kaisers Frau ist. Für eine durchs ganze Deutsche Reich fortwirkende Reklame eignet sich der Titel eines Hofbantiere der Kaiserin aber besonders gut. Und da dieser Titel nicht Aktieninstituten, sondern nur Privatpersonen verliehen werden kann, wurde das Recht, ihn zu führen, auf die Zeit beschränkt, wo Herr Schulz als Direktor throne. Ein allerliebster Wig.

Die Aufsichtbehörde verleiht keinen Titel; aber sie kann Verleihungen hindern oder fördern. In diesem Fall griff sie fördernd ein und wurde so mitschuldig an dem Unheil, das der Kommerzienrath unserem Nationalvermögen brachte. Und deshalb wird man, wenn Schulz, Romeid und ihre journalistischen Helfershelfer in Moabit und in der Oeffentlichkeit einst wirklich ihren Richter gefunden haben, wohl fragen dürfen, ob und warum denn die lässigen Staatsbeamten, die den Angeklagten Jahre lang das Handwerk erleichterten, unbekraft bleiben sollen.

Plutus.



Das Tüpfelchen.

Was, fragte vor Ostern der Kanzler des Reiches Boten, was werft Ihr mir vor? Daß Baron Speck von Sternburg, trotzdem er eine Amerikanerin zur Ehe nahm, in Washington unsere Geschäfte führt? Auch Bismarck, den Ihr ja für größer haltet als mich, hat zwei Diplomaten, den Herren von Schweinitz und Stumm, gestattet, Amerikanerinnen zu heirathen und dennoch im Dienst zu bleiben. Was also werft Ihr mir vor? Schweigen ringsum. Niemand merkte, daß der excellente Rechner das Beweisthema zu verwischen suchte. Niemand sagte: „Erstens trägt der Schwiegervater des Herrn von Stumm den nicht gerade undeutschen Namen Hoffmann, stammt aus Leipzig und hat nur im Interesse seines Geschäftes das amerikanische Bürgerrecht erworben; zweitens hat kein vernünftiger Mensch, hat sogar kein Abgeordneter daran gedacht, unseren Diplomaten die Boycottirung der Amerikanerinnen zu empfehlen; vorgeworfen wurde Curer Excellenz die Abweichung von dem bismarckischem Grundsatz: keinen Diplomaten im Vaterland seiner Frau zu akkreditiren; und dieser Grundsatz, von dem, auf die Bitte der Donna Laura Minghetti, zu Gunsten Curer Excellenz zum ersten Mal abgewichen wurde, hat mit den Fällen Stumm und Schweinitz nicht das Geringste zu thun“. Niemand sprach so. Cancellarius dixit; und Alles blieb stumm. Das war im April. Wie um eine Lebensfrage deutscher Nation wurde damals um den Besuch des amerikanischen Geschwabers gestritten, das über den Ozean dampfen sollte. Der Kaiser hatte es nach Kiel eingeladen, die Einladung war aber mit höflichem Dank abgelehnt worden. Dann begrüßten Sternbannerschiffe (ohne eingeladen zu sein) den Präsidenten Coubet in Marseille; und nun mußte Herr Roosevelt seinen Staatssekretär anweisen, die selben Schiffe auch in deutsche und englische Gewässer zu schicken. Sie kamen; und daß sie nach zwei Einladungen (die erste hatte Prinz Heinrich überbracht) wirklich kamen, wurde in manchen Revieren der deutschen Presse wie ein ungeahnter Erfolg deutscher Staatsmannskunst gefeiert. Seht, hieß es: Dieses vollbrachte der Mann, den die Bosheit

zu höhnen, die Thorheit anzuschwärzen wagte! Dieses danken wir der diplomatischen Meisterschaft Specks von Sternburg, den wir mit Stolz den Unseren nennen. Der neue Heros wurde rasch populär. Wir lasen, sein Vater sei zuerst Schafhirt, dann Wollhändler, schließlich Millionär und immer „ein Original“ gewesen, habe Silber gesammelt und das Herz seiner lieben Frau in Spiritus aufbewahrt; und ein Original sei, wie der Vater, der Sohn. Deshalb staunte auch Alldeutschland nicht mehr, als es vernahm, der Herr, der eben noch Generalkonsul in Kalkutta werden sollte, sei zum Botschafter ernannt und werde nicht als Platzhalter nur in Washington, also auf dem heutzutage wirtschaftlich wichtigsten Posten, hinfüro das Deutsche Reich vertreten. Warum auch? Was er über seine Pflicht, mit den deutschen zugleich auch die amerikanischen Interessen zu wahren, und über die „antiquirten Anschauungen Dis-mards“ gesagt hatte, war von den Interviewern ja „mißverstanden“ worden. Und seine Verheißung, er werde Thaten thun, die in der Heimath jetzt noch Keiner für möglich halte, hat sich erfüllt. Das Yankeegeschwader ist nach Kiel gekommen. Morgan und Genossen haben kostbare Preisgaben für die Kieler Woche gestiftet. Milliarden-yachten haben bei Düsternbrool geankert; einzelne sind sogar dem Kaiserschiff gen Norden gefolgt. In jedem Regattabericht wurden die Namen amerikanischer Großspekulanten genannt, deren Tischgast der Kaiser gestern gewesen sei. Und endlich vernahmen wir, ehrfürchtig schauernd, auf seinem Northstar sei — Hofianna! — Banderbilt selbst erschienen und bei ihm, der die travemünder Kurkapelle den Sang an Agir spielen ließ, habe Wilhelm der Zweite das amerikanische Nationalfest gefeiert. Von Kiel zog Banderbills Majestät ostwärts; dem Oberpräsidenten von Westpreußen wurde die Ankunft des Allumfassers, der Danzig und die Marienburg sehen wollte, vom König persönlich angezeigt und der Kommandeur der danziger Leibhusarenbrigade bekam vom Kriegsherrn den Befehl, den größten Eisenbahnspekulanten of the world nach Langfuhr ins Kasino zu laden. Im Festepilog lasen wir: „Den Amerikanern wurde vom Kaiser besondere Aufmerksamkeit erwiesen. Hatte eine amerikanische Yacht einen Sieg erstritten, so wurde ihr zu Ehren sofort ihre Flagge auf der kaiserlichen Yacht 'Meteor' gehißt.“ Das Alles war nur durch das stille Wirken des genialen Mannes möglich geworden, der in Washington treulich wacht und den, als yankeesirten Gatten einer Amerikanerin, schnöder Neid nicht in die Nähe des Weißen Hauses lassen wollte. Wer gewann schneller je herrlicheren Sieg? Und er bereitet sacht schon wieder neue Triumphe vor. Um dem noch immer obdachlosen Alten Frizzen, den der Kaiser den Amerikanern geschenkt hat, endlich eine Unterkunft zu schaffen, soll unser Speck nach langer Zwiesprache mit Herrn Roosevelts, dessen Pferde er reiten darf, auf den Plan verfallen sein: man möge in Washington sechs oder zwölf Standbilder errichten und in diesen Puppenstand den Preußenfrizzen aufnehmen, der dann kein Uergerniß mehr erregen werde. Fein aus-geonnen, nicht wahr? Und man greint, unserer Diplomatie fehle der Nachwuchs, und wagt manchmal höchst ruchlos zu bezweifeln, ob in des Sternburgers bewährten Händen das Bischen Handelsvertragsverhandlung gut aufgehoben sein werde. Die Nörglersippe, die zum Glück nur klein ist, sollte sich an Theodor Roosevelt ein Beispiel nehmen. Der weiß, was er an seinem Speck hat. Der nennt ihn kosenb Specky. Nur kosenb? Speck ist der Tupsen, Specky das Tüpfelchen Für den Präsi-denten der Vereinigten Staaten ist Baron Speck also das Tüpfelchen. Der so glori-reich Getaufte mußte rasch Botschafter werden. Und der Kanzler, der Diesen gefunden und auserwählt hatte, durfte mit Recht im Reichstag fragen: Was werft Ihr mir vor?



Berlin, den 1. August 1903.

Vanderbilt.

Du Jammerschade, daß Papa so früh starb. Wenn ers erlebt hätte, wäre ich endlich vielleicht in seinen Augen gewachsen. Immer hieß es: Aus Dir wird nichts, Junge; Du bleibst ein reicher Erbe und hättest weder das Pulver noch die Mortgagebonds erfunden. Dann kam ein Kapitel aus dem Carnegie; daß es Blödsinn sei, Kindern große Vermögen zu hinterlassen. War er munter, weil seine Eisenbahnen gute Abschlüsse hatten, dann nannte er mich scherzend Cornelius Repos, schleppte mich vor den Spiegel und fragte, ob ich äußerlich wenigstens dem holländischen Urpapa ähnele, von dem ich den Vornamen habe. Daß es selber Cornelius hieß und auch nichts Riesiges geleistet hatte, vergaß das Papachen, das gern mit klassischer Bildung à la Harvard auftrumpfte. Ich war der Nichtsnuß, der Müßiggänger, der nur Millionen verknabbern könne. Als ob mir was Anderes zu thun übrig blieb! Sollte ich, wie Cornelius der Erste 1809, auf dem new-yorker Markt Gemüse und Obst aushötern? Damals war auch für den Einzelnen Etwas zu machen; heute, mit Rockefeller und Morgan im Rücken, muß man höllisch aufpassen, um sein Bißchen Geld vor den großen Räubern zu retten. Militärlieferungen, wie 1812, sind nicht zu vergeben; Stahl, Fleisch, Eisenbahnen, Petroleum, Dampfer sind längst getrustet; sogar Cigaretten liefern wir, mit Rabattgeschenken, schon in Massen nach Europa. Und da soll Unseereins noch das Pulver erfinden! „Aus Dir wird nichts.“ Wenn ers erlebt hätte! Eben Dreißig; und nun doch was geworden. Von den höchsten, vornehmsten Europäern anerkannt. Drüben, predigte Papa, ist's nicht wie bei uns; Geld giebt da keinen Rang; Jeder wird nach seiner Arbeitsleistung geschätzt und Faulenzen ist nur dem ältesten Adel

gestattet. Den Sermon schloß stets ein Seufzer: wir Sells müßten, selbst gegen hohen Zoll, Ideale aus Deutschland importiren. Alter Stil, der liebe Papa. Zwei Jahre war er tot: da besuchte mich Prinz Heinrich von Preußen und brachte Grüße von seinem Bruder Wilhelm. Schon ganz nett für den Entel eines Wochenmarkthölers, dessen Vater als Pauper aus Holland eingewandert war und dem die pöbelhafte Schmutzpresse vorwarf, er habe sich durch bössartige Spekulationen auf Staatskosten bereichert. Dann die Einladung nach Kiel; so dringend und artig, als gälte sie einem König von Gottes Gnaden. Standesunterschied? Lächerlich; hier ist man viel demokratischer als bei uns. Der Kaiser von bezaubernder Liebenswürdigkeit; machte uns sogar Matrosenmanöver vor, damit wirs photographirt nach Hause nehmen konnten; bei nahe gerührt, als ich zum Dessert das Negirlieb spielen ließ. Die Kaiserin herzlich wie mit alten Freunden; erkundigte sich nach Häuslichem und fragte, ob wir auch eine Kirche hätten. (Eine Menge natürlich; nach jedem riskanten Geschäft, das gut ausgeht, baut man ja eine.) Wir waren immer vornan, hatten an der Tafel die besten Plätze, sahen den Kaiser bei uns an Bord und wurden vom Hofadel mit Komplimenten überschüttet. Reizende Leute. Und zuletzt noch der persönliche Triumph: ich allein vom Kaiser eingeladen, Danzig und Marienburg anzusehen; für guten Empfang werde er sorgen.

Er hat prompt dafür gesorgt. Kaum hatte der Nordstern bei Neufahrwasser festgemacht: da kam auch schon ein Herr von der Regierung — Rath nannten sie ihn — aufs Schiff, begrüßte mich im Namen des Oberpräsidenten, den der Kaiser telegraphisch angewiesen habe, mir die Honneurs zu machen, und stellte sich zur Verfügung. Andere Lebensart als in Rußland, wo keine Kage sich um mich gekümmert hatte. Nachher kletterte General von Mackensen in großer Uniform an Bord, schlug die Hacken zusammen und salutirte: „Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät!“ Unser Konsul sagte mir, beim Empfang des Zaren sei es ungefähr eben so gewesen. Meinte, ich müsse, nach hiesigem Brauch, die Besuche erwidern. Da aber ein ganzer Schwarm betitelter Besucher folgte und die Zeit knapp war, schien mir das Vernünftigste, die besseren Leute im Hotel abzufüttern. Was ihnen offenbar sehr behagte. Erste Regel: die dienende Klasse nicht verwöhnen. Abends dann, wieder auf Allerhöchsten Befehl, mir zu Ehren Feste im Husarentasino. Riesig gemüthlich, trotz dem Verständigung etwas schwer, weil nur Wenige Englisch sprechen. Aber die freischen, strammen Gestalten in der kleidsamen Schnürjacke, die sie, sammt den hohen Röhrstiefeln, hier (im Ernst!) auch auf der Straße tragen: ein prachtvoller Anblick. ließ drei Aufnahmen machen; den Astors wirds in die Augen stechen, mich

auf dem Ehrenplatz zwischen den beiden Kommandeuren zu sehen. Alles recht anständig; ein Bisshen in englischem Stil; zum Beispiel: im Speisesaal darf nicht geraucht werden, wie sonst in Deutschland üblich. Sonderbar fand ich nur die Totenköpfe auf allem Geräth; steigert nicht gerade den Appetit, aber preussische Tradition. Die Husaren schwitzten Blut und Wasser, um mich zu unterhalten; sonst wohl auf anderen Ton gestimmt. Na, man ist bon prince; und Kaiser, Regatta, amerikanische Militärverhältnisse reichten ja für die paar Stunden. Der Abend muß nach hiesigen Begriffen schweres Geld gekostet haben. Dabei sollen die Totenkopfreghimenter zu den ärmsten der Kavallerie gehören. Mal herumhören, wie man sich nachhaltig revanchiren kann.

Und wenn ich noch älter würde als Urgroßvater Cornelius: den Abend werde ich nicht vergessen. Unwillkürlich kam mir auf dem Weg von Langfuhr nach dem Hafen die Frage: Womit hast Du verdient? Zwei preussische Offiziercorps, die Dich nicht kennen, nichts von Dir wissen, als daß Du viel Geld geerbt hast, feiern Dich, huldigen Dir förmlich, thun, als sei Deine Anwesenheit höchste Ehre, und greifen tief in den dünnen Beutel, um Dir Beckerbissen und edles Gewächs vorzusetzen, — einem Ausländer, dessen Sprache die Meisten nicht einmal verstehen. Warum? .. Dumme Frage. Weil der Kaiser befohlen hat. Und er hats befohlen, weil sein Genie erkennt, wer heute die Welt beherrscht. Dumme Frage. Mit neun Millionen Jahreseinkommen ist man kein fremder Landstreicher. Die jungen Leute tragen ja schließlich die Waffen nur, um unsere Rasse zu vertheidigen; den Armen könnte auch ein Eroberer nichts nehmen.

Eher schon Etwas geben. Am Tag nach der Ankunft legte Rubber mir zweihundertundachtzig Bettelbriefe vor. Aus allen Ständen. Die merkwürdigsten Anerbietungen. Von der unbescholtenen Witwe ohne Vorurtheil bis zum Offizier aus altem Geschlecht, der die Tagalen zur Maison bringen möchte, weil er mit knapper Löhnung den faulen Frieden nicht länger ertragen könne. Die Meisten verwahrten sich gegen den Verdacht, sie bäten um Almosen; nein: sie schlugen mir Geschäfte vor, an denen ich sicher ein großes Stück Geld verdienen würde. Alles Erdenkliche wurde mir zu „günstigem“ Kauf angeboten: Silber und Schiffe, Fabriken und Rittergüter, alte Möbel und neue Villen mit der Aussicht aufs Meer. Ein paar Kleinigkeiten hätte ich gern mitgenommen. Die Marienkirche, die gothischen Häuser der Altstadt, das samose-Hochmeister-schloß und die Laubengänge von Marienburg, das danziger Rathhaus, den Artushof und das Kloster Oliva mit Möbiliar verstaunen und drüben von einem tüchtigen Architekten naturgetreu wieder aufbauen lassen: wäre ganz allerliebft. Einstweilen aber noch nicht zu machen. Man sollte diese

Maritäten einzäunen, von guten pariser Firmen noch einige Simili-Alterthümer dazukaufen und das Ganze dann gegen Entree zeigen. Für Fremdenindustrie ist die Stadt zwar ein Wischen abgelegen; aber der Nordseepräz könnte öfter fahren. Man geht ja auch nach Nürnberg und Rothenburg und hier ist's nicht weniger schön. Andere Möglichkeiten sehe ich nicht, wenn die altpreussische Wirthschaft fortbauert und kein Krieg geführt wird. Unter den Russen hätte Danzig es besser; jetzt fehlt das Hinterland und Stettin und Libau ziehen allen einträglichem Verkehr an sich. Ich hatte erwartet, im Hafen der alten Hansestadt die Flaggen aller Nationen zu finden; eine rege Exportindustrie, lebhaften Waarenaustausch. Nichts. Der Hafen ist leer. Die Kriegsschiffe auf der Reichswerft und bei Schichau sind die einzigen Fahrzeuge, die sich sehen lassen können. Sonst alte Kisten, Schlepper, Holzkähne, Flöße; manchmal ein kleiner englischer Kargosteamer oder ein Tankschiff. Auf dem Land und in der Stadt graue Misere. Schlechte Preise für Feldfrüchte und ein Handelsumsatz, an dessen armselige Ziffern drüber kein Menschenglauben würde. Wenn die Zuckerkalamität weiter geht und Rußland den Holzzoll erhöht, ist's ganz aus. Kein Wunder. Aus diesem Boden ist immer nur Geld gezogen, nie ist neues hineingesteckt worden. Ich ließ mir erzählen. Dänen und Pommern, Preußen und Polen haben um die Stadt gerauft; von Polen, Schweden, Russen, Sachsen, Franzosen war sie belagert und Alle preßten ihr Tribut ab. Sie konnte Ruhm erwerben, aber nicht Geld. Dazu schlechte Wasserverhältnisse, halb polnische, für qualifizierte Arbeit unbrauchbare Bevölkerung und im letzten Jahrhundert fünf Kriege, Cholera, Kontribution von zwanzig Millionen, Brandschaden, Weichseldurchbruch. Und die Regierung that nie was Rechtes. Unter solchen Umständen wären tausend Bettelbriefe nicht viel.

Die Leute hier haben hungern gelernt; auch die oberen Klassen. Immer wieder mußte ich den mir attachirten Herrn von der Regierung ansehen. Mein zweiter Sekretär hat das Dreifache, mein Küchenchef das Achtfache seines Einkommens. Und von dieser Sorte giebt's hier, wie ich höre, ganze Haufen. Stets gut gekleidet, akademisch gebildet, korrekt, ohne sichtbare Schulden; meist Familienväter und ausnahmslos zu „Repräsentation“ verpflichtet. Wovon werden sie satt? Wahrscheinlich vom Stolz. Denn sie sind die Herren. Ohne sie ist nichts zu machen. Jeder Kaufmann sieht in ihnen die von Gott und dem König Vorgesetzten. Und sie lassen sich mit ihren Entscheidungen Zeit. Ehe eine Straße gepflastert oder eine lumpige Kleinbahn gebaut werden kann, ist mehr Papier vollgeschrieben als bei uns für die Vorbereitung eines Milliardentrusts. Statt einen Prokuristen auf die Reise zu

schicken und ihm Vollmacht zur Entscheidung an Ort und Stelle zu geben, läßt die Centralinstanz sich zehnmal berichten und vertagt den Beschluß dann, bis der Zufall die Gelegenheit schafft, dem Kaiser Vortrag zu halten. Auf den Kaiser wartet Alles, doch selten kommt Einer direkt an ihn. Ich höre von Kaufleuten, die drei, vier Jahre warten, Himmel und Hölle in Bewegung setzen, sogar oben Protpektoren haben und trotzdem für die wichtigsten Sachen keine Audienz erreichen. Wohl erfunden. Mit mir hat er ja täglich Stunden lang geplaudert. Wahrscheinlich sind die Anderen nicht der Rede werth.

Der Tourist kann sich die Gegend gar nicht hübscher wünschen und ich werde drüben allen Freunden diese Route empfehlen; etwas so Niedliches sieht man nicht mehr lange. Pferdeplüge auf dem Feld, altväterisches Ackergeräth und eine Industrie wie aus der Spielschachtel. Industrie ist hier die letzte Hoffnung; wie überall in Deutschland. Daß die Landwirtschaft auf schlechtem Boden und ohne ausreichendes Kapital mit den großen Weltlieferanten nicht konkurriren kann, hat man eingesehen. „Aber in der Industrie sind wir obenauf.“ Hundertmal habe ichs gehört; und dazu lächelten die Leute dann verschämt. Selbst der Feind bewundere ja den industriellen Fortschritt des Deutschen Reiches. Das Halbdutzend Ziffern, das ich für Nothfälle mitgebracht hatte, that da gute Dienste. Seit 1820 hat sich die deutsche Industrieproduktion vervierfacht, die Nordamerikas vervierzigfacht. Siebenzig Amerikaner leisten, nach Mulhall, so viel Arbeitskraft wie hundertundfünfzig Europäer. Einkommen pro Kopf hier 520, bei uns 1000 Mark ungefähr. Volksvermögen pro Kopf hier knapp 3300, bei uns mindestens 6000 Mark. Fleisch, Korn, Kohle, Eisen billiger; und so weiter. Das gab jedesmal lange Gesichter, wurde aber wohl für Aufschneiderei genommen. Auch hier im Osten rechnet man auf Industrie; die Regierung mit. Während ich in dem vom Kaiser gestellten Extrazug nach Marienburg fuhr, wurde mirs vorgetragen. Undenkbar wäre die Sache nicht. Wenn der Staat Alles, was er im Osten braucht, im Osten kauft und für den Anfang eine Milliarde Subvention giebt, ließe sich Manches erreichen. Ob man aber an die paar Jahre so viel wenden wolle. Paar Jahre? Na, Europa ist doch unser natürliches Absatzgebiet, und wenn wir hier erst Filialen gründen, werden Ihre Installationen für uns unbrauchbar sein. Mein Gefolge blieb höflich, hielt mich aber gewiß für einen Narren. Industrie ohne Geld und mit Staatsmoral!.. Am Liebsten hätte ich ihnen zugerufen: Kinder, Eure industrielle Force ist der Krieg, noch immer der Krieg; als Soldaten seid Ihr ohne Konkurrenz; haut um Euch, so lange Ihr könnt, nehmt in Europa, was zu erkriegen ist: sonst seid Ihr verloren; auch in See-

kriegen, die schließlich der Reichste gewinnen muß. Das ging nicht; also schweigen. Bei uns weiß es Jeder. Aber ich war ja der Gast des Friedenskaisers.

Gast des Kaisers; und überall, wohin ich kam, der Höchste. Bei uns werden recht dumme Märchen über Deutschland verbreitet. Der Kaufmann, erzählen sie, rangire hier hinter jedem besseren Beamten. Die Gell! Ich hatte einen ganzen Schwanz von Betitelten hinter mir, Civil und Militär. Auch eine alberne Erfindung: die Offiziercorps schlossen sich stolz gegen Bürgerliche ab. Das soll mir noch Einer erzählen; gut, daß ich die Kasinobilder habe. Kein Rutscher ist drüben artiger. Selbst der Einzige, der mich nervös machte, meinte es sicher gut. Redete immer von Spekulantenprozessen, Bilanzverschleierungen, Wuchergewinnen; wie viele Industriegauner jetzt im Zuchthaus saßen; dem Eisenbahnschwindel, mit dem es vor dreißig Jahren anfang, habe die Verstaatlichung ja die Wege gesperrt. Ein unheimlicher Kerl. Wollte jedenfalls ein Gesprächsthema wählen, das mir nicht so fremd wäre wie Polenpolitik und Avancement. Ob aber Papa nach dieser Unterhaltung noch für den Import deutscher Ideale gewesen wäre? Vielleicht. Wir reden zu wenig von der Sittlichkeit, die dem Volk doch erhalten werden muß. Das habe ich hier gelernt. Noch manches Andere. Zum Beispiel: wie man Fremde von Distinktion aufnimmt; und den Umgang mit Königen. Ist gar nicht schwer. Pompöse Formen werden nicht verlangt; wenigstens von uns nicht. Wie ein Gentleman zum anderen: so wollte es der Kaiser. Daß er zu Hause auf Tradition hält, ist ganz richtig. Er kennt seine Leute. Wer nicht reichlich zu essen hat, will doch Etwas fürs Gemüth. (Unübersetzbares Wort, sagten sie mir, furchtbar ernsthaft, beim Braten.) Vorzügliches Menschenmaterial; lebt noch völlig in alten Vorstellungen und ist zufrieden, wenn die verwitterte Fassade neu überpinselt wird. Sie haben Alles: gleiches, allgemeines Wahlrecht, Selbstverwaltung, Pressefreiheit, einen verantwortlichen Reichsminister etcetera; Alles steht auf dauerhaftem Papier und ist da gut aufgehoben. Nicht ein einziges Mal hörte ich vom Kanzler reden. Das Volk will den Zügel fühlen; einen purpurnen. Wenn wir Geld bringen und dreißig Jahre ordentlich düngen, kanns recht wohnlich werden. Diese Entwicklung anzubahnen: na, Papachen, wie würde ich dann vor Dir stehen? Bedenklich ist nur, daß die Leute, wenn sie finanziell flott sind, nicht mehr so bequem zu regiren sein werden... Abwarten. Einstweilen ist's ein Vergnügen, mal in einem Lande zu sein, wo das Geld nicht den Mann macht. Denker und Dichter. Jeder wird nur nach der sittlichen und intellektuellen Beschaffenheit, nach dem inneren Werth eingeschätzt. Drüben bestreiten sie's. Nun habe ich's am eigenen Leibe erlebt.

Edgar Allan Poe.

Die Ergebnisse der ärztlichen Forschung über den Alkoholismus sind heute so weit verbreitet und so ernstlich in den Vorstellungskreis der Gebildeten aufgenommen, daß es Keinem mehr einfallen würde, einem Edgar Allan Poe, bei einiger Kenntniß seiner Lebensumstände, Vorwürfe wegen seines Trinkens zu machen. Diese Erfahrung ist aber nicht alt. Baudelaire mußte noch 1856, als er seine französische Poe-Uebersetzung durch einen Essay über den Dichter einleitete, die ganze Macht seiner Stilistik aufwenden, um gehässige Angriffe auf den Verstorbenen und sein Werk zurückzuweisen. Dr. Griswold, ein Theologe, den der unglückliche Poe selbst zum Herausgeber seiner Werke bestimmt hatte, war der gehässigste; er konnte sich, als er den toten Freund beurtheilen sollte, nicht über seine eigene eng moralistische und agitatorische Sphäre erheben; er verdamnte das Leben des Verstorbenen und verdächtigte seine Werke. Andere Freunde des Toten erhoben sich dagegen und wuschen ihn rein; sie konnten im Grunde eben so wenig eine moralistische Werthung meiden wie Griswold, nur kamen sie zum entgegengesetzten Resultat. Griswolds Maulwurfshorizont erweitert sich bei Baudelaire bis zu den letzten und fernsten Grenzen ästhetischen Erkennens; seine Darstellung ist noch jetzt, nach beinahe fünfzig Jahren, fast die klügste von allen, die seitdem versucht wurden. Seine Ansicht über die Alkoholeigung des Dichters und ihren Einfluß auf sein Werk ist so eigenartig und charakteristisch, daß ich sie im Wortlaute anführen möchte: „Ich glaube, daß in vielen Fällen — gewiß nicht in allen — die Bezechtheit Poes ein mnemonisches Mittel war, eine Arbeitmethode, eine energische und tödtliche Methode, die aber seiner leidenschaftlichen Natur entsprach. Der Dichter hatte das Trinken gelernt, wie ein sorgsamer Literat sich Mühe giebt, Notizen zu sammeln. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die wunderbaren oder schrecklichen Visionen, die feinen, zarten Konzeptionen wiederzufinden, die ihm in einem früheren Sturme begegnet waren; es waren alte Bekannte, die ihn gebieterisch anzogen, und um wieder mit ihnen anzubinden, ging er den gefährlichsten, aber direktesten Weg. Ein Theil von Dem, was heute unser Ergötzen ausmacht, ist, was ihn getödet hat.“ Diese Anschauung ließ den Dichter mit Absicht trinken und gab dadurch den Anhängern Griswolds offenbar eine neue Waffe in die Hand. Sie war aber in ästhetischer Beziehung höchst fruchtbar, da sie andeutete, daß die Kunst Poes vielleicht geheimen Zusammenhang mit seiner Neigung habe. Sie blieb seltsamer Weise ohne tiefe Wirkung; wenn man die späteren literargeschichtlichen Darstellungen prüft, zeigt sich, daß Baudelaires Ideen nicht aufgegriffen und ausgeführt wurden. Man begnügte sich vielmehr meist damit, die Eigenart der Novellen Poes dadurch

zu erklären, daß man seine tiefgehende Beeinflussung durch E. Th. A. Hoffmann, überhaupt durch die deutschen Romantiker annahm. Das war sehr oberflächlich; man kann sogar sagen: es war falsch.

Baudelaires Meinung verdient, wie mir scheint, beachtet und zergliedert zu werden. Sie deckt sich zwar nicht mit dem Thatsächlichen, aber die Art, wie sie hart daran vorbei schneidet, verräth eben so sehr Baudelaires psychologischen Spürsinn wie seine innere Verwandtschaft mit Poe. Baudelaire irrte freilich: der Alkoholismus seines Schüglings war keine bewußt angewandte Arbeitmethode, war nicht Absicht. Die Trunksucht überfiel Poe, wie den Epileptiker seine Anfälle überfallen; weil sie nicht primär war, sondern epileptischen Ursprungs. Poe erzeugte nicht mit Willen bei sich „künstliche Paradiese“, sondern sie überwältigten ihn; und es waren nicht Paradiese, sondern Hölle. Und Flammen von dieser Hölle sind in sein Werk gelobert; damit hat Baudelaire Recht. Zu seinen zart hingetuschten Andeutungen möchte ich die scharfen Umrislinien zeichnen, die hier nur aus gleichmäßiger Berücksichtigung des ästhetischen und des psychiatrischen Momentes erwachsen können.

Europamüdigkeit erzeugte einen beträchtlichen Bestandtheil des amerikanischen Volkes. Menschen, denen maßlose Hoffnungen, eine unmögliche Lebensführung, drückender Niedergang der Familie, Gesetzlosigkeit, irgend ein räthselhaftes und verborgenes Erlebnis vielleicht den alten Mutterboden verleidet hatten, besiedelten drüben die werdenden Städte. Bei all der Entartung, die jahraus, jahrein von den Schiffen ins Land strömte, müßte man eigentlich in den Anfängen der nordamerikanischen Literatur mehr Gestalten von der Art Poes erwarten, wenn man nicht in den Kriegen und dem jede Expansion erlaubenden Abenteuerwesen des Westens ein Ventil zu sehen hätte. Mancher Dichter „unheimlicher Geschichten“ mag in den Prairien untergegangen sein, ohne einen Buchstaben geschrieben zu haben, mancher Liebhaber künstlicher Paradiese in den Opiumhöhlen San Franziskos. Edgar Allan Poe war das Ergebnis häufiger Blutmischung; unter seinen Vorfahren sind Iren, Italiener, Franzosen. In Irland, wo die Familie früher sesshaft war, fiel sie seit Jahrhunderten durch seltsames, unruhiges Wesen auf. Edgars Vater trug alle Merkmale solcher Rasse in sich. Er überwarf sich als junger Mann mit seinen Eltern, gab plötzlich seinen Beruf auf, heirathete, selbst schwindsüchtig, eine schwindsüchtige Schauspielerin und zog mit ihr als Schauspieler frieblos und elend durch die amerikanischen Städte. Vierzehn Tage nach dem Tod seiner Frau kam er selbst bei einem Theaterbrande um. Herr Allan, ein reicher Richmonder, nahm sich des verwaisten Knaben an und ließ ihn in England erziehen. Edgar kehrte dann nach Amerika zurück und bezog die Universität Charlottesville, wo hervorragende mathematische Begabung bei ihm auffiel, ein Talent, das später bedeutsamsten Antheil an dem Aufbau seiner Kunstwerke hatte. Doch bald wurde er wegen einer (nicht

sicher bekannten) sinnlosen Ausschreitung relegirt. Nun folgen zwei Lebensjahre, deren Ereignisse man überhaupt nicht kennt. Poe reist nach Europa, um den Griechentrieg mitzumachen, verschwindet dann völlig und taucht erst nach vielen Monaten plötzlich in Petersburg wieder auf: abgerissen und verfürrt, ohne Papiere; wegen eines nicht näher bekannten Vergehens wird er ins Gefängniß geworfen. Durch Vermittelung der amerikanischen Gesandtschaft öffnet sich ihm die Möglichkeit, heimzukehren. Er söhnt sich mit Herrn Allan aus, besucht die Kadettenschule, wird aber, wegen eines jähen und groben Verstoßes, bald wieder weggeschickt. Er kommt ins Haus seines Adoptivvaters zurück, der sich inzwischen zum zweiten Male verheirathet hatte. Wieder ein nicht ganz aufgeklärter Umstand: Herr Allan enterbt Edgar und verbietet ihm das Haus. Von nun an war der Dichter nur auf sich selbst angewiesen. Nach einer Epoche ärgsten Elends wird er Herausgeber einer neuen Zeitschrift, die er durch seine künstlerischen Arbeiten bekannt macht. Um diese Zeit heirathete er die schwindsüchtige Nichte seiner schwindsüchtigen Mutter. Die Redaktion der Zeitschrift mußte er bald aufgeben, weil er sich mit dem Besizer überworfen hatte; schwere Trunkenheit war die Ursache. Dann beginnt erst recht eigentlich das Ahasverschicksal Poes. Er war an Zeitschriften beschäftigt und hielt Vorträge. Unruhig wechselte er Wohnung und Stadt. Monate strengen künstlerischen Schaffens wurden von heftigen und plötzlichen Trinkperioden unterbrochen und endlich blieben auch die Zwischenzeiten nicht mehr frei vom Alkoholismus; die allgemeine Mißachtung, die in ihm einen unverbesserlichen Trinker sah, quälte ihn. Während man über die früheren Anfälle nichts Sicheres weiß, ist von denen der letzten Jahre bekannt, daß sie von schweren Delirien begleitet waren, die sich in Sinnestäuschungen, Angstzuständen und triebartigem Umherstreifen äußerten. Nach dem Tode seiner Frau häuften sich diese Krisen; am Tage, da er sich zum zweiten Mal verheirathen wollte, irrte er tobend in der Nachbarschaft seiner zukünftigen Frau umher und zerstörte dadurch die Möglichkeit dieser Verbindung. Und gerade sein kläglicher Tod zeigt das Wesen seiner Krankheit noch einmal in voller Deutlichkeit. Von Schüttelfrost befallen, kommt er am sechsten October 1844 in Baltimore an, trinkt mit einigen Freunden in einer Kneipe, geräth in einen Zustand völliger Abwesenheit und fällt einer Bande von Wahlagenten in die Hände, die ihn, da am folgenden Tage zufällig Gemeinbewahl ist, wie ein hilfloses Kind an alle Wahlurnen der Stadt schleppen. Als er die Bettel abgegeben hat, lassen sie ihn in einem Winkel liegen; am nächsten Abend stirbt er im Hospital — wahrscheinlich an einer Lungenentzündung — in tiefem Delirium.

Nur, was zur Beurtheilung seiner Krankheit nöthig schien, habe ich aufgezeichnet. Ich glaube, daß Poe an echter Dipsomanie gelitten hat; über

diese Erscheinungsform der Epilepsie sagt Gaupp: „Die Dipsomanie oder periodische Trunksucht ist gekennzeichnet durch anfallsweises Auftreten eigenthümlicher Zustände, in denen nach Vorausgehen einer gemüthlichen Verstimmung der unwiderstehliche Trieb nach dem Genuß berauscher Getränke erscheint, zu heftigen Ausschweifungen treibt, mit einer leichten oder tieferen Bewußtseinstrübung einhergeht oder zu einer solchen allmählich fährt, bis nach wenigen Stunden oder Tagen, selten erst nach Wochen und Monaten, der Anfall von selbst sein Ende findet und nun, nach Ueberwindung der Vergiftungerscheinungen, einem mehr oder weniger gesunden Zustande Platz macht.“ Die neueren biographischen Arbeiten über Poe deuten an, daß er auch von Krämpfen heimgesucht war. Das würde der Diagnose den letzten Zweifel nehmen. Doch schon jetzt scheint sie gesichert; eine beträchtliche Anzahl echter Dipsomanen ist ja von Krampfanfällen völlig frei. Den Boden für die epileptische Erkrankung mag bei Poe eine in frühester Jugend durchgemachte Hirnwassersucht gegeben haben, deren Spuren eins der erhaltenen Portraits in der aufgeblähten Form des Schädels besonders sichtbar macht. Die Krankheit äußert sich in jähen Anfällen. Das beweist jede Wendung seiner Lebensgeschichte: immer reißt eine Krise ihn aus voller Thätigkeit. Die Verstimmung zu Anfang läßt sich oft nachweisen; nicht selten scheint aber bei ihm eine erhöhte künstlerische Erregung dem Anfall vorangegangen zu sein. Kaum hatte er sein Meistergedicht „Der Rabe“ vollendet, da verfiel er ihm. Als die letzte Zeile der kosmischen Dichtung „Heurela“ geschrieben war, trieb sich Poe zum Aerger der Moralisten hastig von Schänke zu Schänke. Solche Beispiele ließen sich häufen. Er trank, was er fand; schon Baudelaire wunderte sich darüber: „Ich höre, daß er nicht als Feinschmecker trank, sondern als Barbar.“ Er, der außerhalb seiner Trinkperioden kaum ein Glas vertragen konnte, trank im Anfall „Flaschen Kirschwasser“; auch an anderen Dipsomanen ist Aehnliches zu beobachten. In Krisenzeiten war sein Bewußtsein mehr oder weniger gestört, wie es besonders die Wahlgeschichte am vorletzten Tage seines Lebens offenbart. Die meisten Dipsomanen sind, wie die Epileptiker überhaupt, ohne Erinnerung an Das, was in und mit ihnen zur Zeit der Krisis vorging; Folge der Amnesie. So blieb die Kunst Fritz Reuters, der bekanntlich auch Dipsomane war, im Wesentlichen frei von den Angsten der Anfälle. Manche Kranke aber erinnern sich an Alles, was sie während des Anfalles thaten und sahen. Und wenn dann — auch Das ist nicht selten beobachtet worden — einzelne Sinnestäuschungen oder vollständige epileptische Delirien im Verlauf des dipsomanischen Anfalles sich einschleichen, so besteht später bei den Kranken eine verschwommene oder lebhaftere Erinnerung an Alles, was sie im Delirium selbst sahen und hörten.

Poe war ein Kranker, der seine Delirien nicht vergaß. Sie blieben

die tiefsten Eindrücke seines Lebens. Wie Quincey seine Opiumhalluzinationen „Träume“ nennt, so auch er. Die Dichtung „Heureka“ widmete er „Allen, die an Träume als an die einzigen Wirklichkeiten glauben.“ Seine Träume, an die er sich so lebhaft erinnerte, daß er sie als Wirklichkeit empfand, waren epileptische Delirien. Dieser furchtbaren Wirklichkeit mußte er Ausdruck geben: sehr viele, vielleicht die meisten, jedenfalls die besten seiner Erzählungen enthalten als Kern solches deliröse Erlebniß. Seine künstlerische Arbeit bestand darin, daß er mit mathematischem Spürsinn dieses losgerissene furchtbare Etwas zu motiviren versuchte.

Die epileptischen Delirien, also auch die der Dipsomanen, haben eine unverkennbare Eigenart, die sie von den bekannteren reinen Alkoholdelirien unterscheidet. „Der Affekt ist in der Regel ein angstvoller, nicht der (beim Alkoholdelirium) gewöhnliche, mehr humoristische; die Sinnesstauschungen haben einen vorwiegend bedrohlichen, schreckhaften Inhalt.“ (Gaupp). Die Krankengeschichten Magnans verzeichnen diese Zustände sehr anschaulich. Der Kranke sieht Mörder, die ihn umbringen wollen, und neben ihm liegen die abgeschnittenen Köpfe früherer Opfer. Dolche, Pistolen und Marterwerkzeuge sind auf ihn gerichtet, er erblickt fürchterliche Historienszenen in graufiger Deutlichkeit, ein Mann kommt, um ihn aufzuschneiden, er wird in eine Badewanne geworfen, gebraten, ertränkt, gesotten, sein Hals wird durchstoßen, schwarze Gestalten pressen ihm die Luft aus, er wird ins Grab gelegt und mit Erde beschüttet; dabei hört er beschimpfende Stimmen; Schmähworte werden gerufen; besonders oft sieht er rothe Farben und Flammen, seine Wohnung in Feuer gehüllt, blutige Kleider und blutende Körper. All Das ist begleitet von einem äußerst heftigen Angstaffekt. Hat sich nun der Kranke in der von Anfällen freien Zwischenzeit auch dem Alkoholmißbrauch ergeben — dann genügen, wie bei Poe, sehr geringe Mengen täglich —, so treten eigenartige Mischformen der epileptischen und echt alkoholischen Delirien ein. Der schwere Angstaffekt und die schreckhaften Sinnesstauschungen bleiben, doch treten wohl noch häufiger die charakteristischen Thiervisionen (Hunde, Ratten, Katzen, schwarze Vögel) und die eigenartigen Störungen des Körperlagegefühls hinzu; der Kranke glaubt, zu schweben, steht auf dem Kopf, muß in absonderlichen Lagen aushalten, verliert den Boden unter den Füßen, die Wände des Zimmers schwanke und drohen, auf ihn zu fallen. Auch der für die chronischen Alkoholisten bezeichnende Eifersuchtswahn mag sich dann im Delirium melden. Poe scheint nun in den Zwischenräumen den Alkohol manchmal in stärkeren, manchmal in schwächeren Dosen genommen zu haben; denn beide Formen, das reinere epileptische Delirium und das alkoholistisch-epileptische, finden wir bei ihm.

Das Genie Poes zeigt sich in der Art, wie er diese Motive aufzu-

nehmen wagte, sie durch sein „Talent zur Konstruktion, zur Vergleichen, zur Auffindung der Kausalität“ (Baudelaire) ihrer verworrenen Zufälligkeit, ihrer Zusammenhanglosigkeit entkleidete, sie motivierte, möglich, verständlich und endlich sogar nothwendig werden ließ. „Ich glaube, mich rühmen zu können“, sagt er einmal von sich selbst, „daß kein Stüdchen meiner Komposition dem Zufall überlassen war und daß das ganze Werk Schritt vor Schritt mit der Präzision und der strengen Logik eines mathematischen Problems auf sein Endziel losging.“ Eine Krankheit aber, die so direkt das schaffende Gehirn bedrängt und von der bekannt ist, daß sie in vielen Fällen schwere Verblödnungsprozesse herbeiführen kann, mußte mitunter, vielleicht nach besonders schlimmen Anfällen, auch Poes Motivirungskunst schwächen. In seinen Werken sind Stellen, die nur aus Perioden tieffter Zerrüttung stammen können; sie geben fast nur das nackte Delirium; höchstens wird ein Versuch gemacht, das Ganze für Scherz, für eine Kapriole oder Arabeske auszugeben. Die Motivirung fehlt ganz oder der Dichter motivirt mit gelassener Offenheit seine krause Erzählung mit „einigen Flaschen Wein und Liqueur“, denen er zugesprochen habe.

„Der Engel des Wunderlichen“ ist der Bericht über ein Delirium, bei dem sich epileptische und alkoholistische Züge vermischen. Nach einem Mittagessen, bei dem Wein und Kirschwasser nicht fehlten, hört der Erzähler plötzlich ein Summen in den Ohren; er unterscheidet eine Stimme, „dumpf, als ob sie aus einem Kumsaß käme“, die in fremdem Dialekt zu ihm spricht. „Ich erhob gemächlich meine Augen und ließ sie sorgfältig durch das Zimmer schweifen, um den Eindringling zu entdecken. Doch konnte ich nichts sehen.“ Aber die Stimme ist da und macht ihm rauhe Vorwürfe über sein Trinken. Endlich halluzinirt Poe auch den Sprecher dazu, als eine seltsame Zusammenstellung von Flaschen und Fässern. Als er das Monstrum hinauswerfen will, schlägt es ihn mit einer Flasche auf den Kopf; Poe wirft ein Salzfaß nach der Gestalt, zerschmettert aber nur eine Standuhr; der Engel des Wunderlichen antwortet wieder mit zwei Schlägen und setzt seine Vorwürfe fort. Darauf giebt er dem Erschöpften ein Glas Kirschbranntwein zu trinken und redet noch eine Zeit lang auf ihn ein. Dann verschwindet der Gast und der Erzähler legt sich ins Bett. Der Widerwille gegen Alkohol regt sich, Poe wird mit Strömen von Kirschwasser übergossen, der Engel des Wunderlichen brummt dazwischen, unerträgliche Todesangst befällt den Gequälten; eine Ratte schlüpft mit der Kerze, die brennend auf dem Tisch steht, zu einem Loch in der Diele, rothe Flammen schlagen heraus, das Zimmer brennt, das Haus ist in Feuer gehüllt. Unten drängen sich Menschen; eine Leiter wird aus Fenster gelegt, Poe steigt herab, ein dickes Schwein rennt herbei und stößt die Leiter um, Poe bricht den Arm, läuft ans Fluß-

ufer, will sich ertränken und entkleidet sich, ein Rabe fliegt mit seiner Hofe davon, Poe fährt mit den Beinen in die Arme seines Rockes und verfolgt den Dieb, fällt von einem Abhang in die Luft, ergreift das herabhängende Seil eines Luftballons, von dem der Engel des Wunderlichen heruntertutet, ihn verspottet und ihm, statt ihn heraufzuziehen, eine Flasche Kirschwasser zuwirft, die ihm den Schädel zerschlägt. Endlich wird das Seil abgeschnitten und Poe fällt in das Eßzimmer seines Hauses, „das während der Irrfahrten wieder vollständig aufgebaut war.“ „Als ich zum Bewußtsein kam (der Sturz hatte mich nämlich völlig betäubt), bemerkte ich, daß es ungefähr vier Uhr morgens war. Ich lag an der Stelle, auf die mich mein Fall von dem Tau des Ballons geschleudert hatte. Mein Kopf wühlte in der Asche des Kaminsfeuers, während meine Füße auf dem Bruch des kleinen, umgefallenen und dann aus dem Leim gegangenen Tischohrens und zwischen den Bruchstücken eines reichhaltigen Desserts, einer Zeitung, einigen Gläsern und zertrümmerten Flaschen und einem leeren Krüge Kirschwasser ruhten.“ Die schreckhaften Sinnestäuschungen, der Angstfekt und das Erwachen aus dem Anfall deuten auf Epilepsie, die Thiervisionen (Ratte, Schwein, Rabe) und die Störungen des Körperlagegefühles (Rock statt Hofe, die Luftfahrt, der Fall) auf eine durch chronischen Alkoholismus bedingte Vermischung.

„Der verlorene Athem“, auch die Erzählung eines Deliriums, wie sie in einer klinischen Krankengeschichte aufgezeichnet sein könnte, zeigt dagegen reinere epileptische Züge. Aus Wuth über seine Frau, die ihn betrogen hat, verliert Jemand seinen Athem. Er fährt mit Anderen in einem Wagen. Da er nicht athmet, hält man ihn für tot, stößt ihn wie ein Gepäckstück hin und her und endlich zum Wagen hinaus; alle Knochen werden zerschlagen, der Koffer wird nachgeschleudert, so daß er ihm den Schädel zerschmettert. Ein Arzt wird gerufen. Der trägt den Verletzten in ein Zimmer, schneidet ihm beide Ohren ab, macht einen Einschnitt in den Magen und nimmt ein paar Eingeweide heraus. Der Apotheker kommt und bearbeitet ihn mit einer elektrischen Batterie. Dann wird er in eine Dachlampe getragen, zwei Ragen kommen durch ein Loch in der Wand herein und zerfressen sein Gesicht. Der Geschundene springt durchs Fenster in einen Wagen, der einen Verurtheilten zum Richtplatz bringen soll. Der Delinquent entweicht und die Polizisten schlagen den Eindringling mit den Gewehrkolben nieder. Er wird gehängt und schließlich in ein Grab gelegt. Er schlägt den Sargdeckel entzwei und sitzt nun neben anderen Leichen . . . Eine einzige Kette von wilden, unmotivirten, zusammenhanglosen Schrecknissen, eine krampfhaft e Häufung des Furchtbarsten; und dieses Furchtbare war erlebt.

Wenn man die Wesensart und die Kennzeichen dieser Urform festhält, ist es nicht schwer, auch aus Poes Meisternovellen, in denen die künstlerische

Arbeit der Motivierung ihre höchste Vollendung erreichte, den delirösen Kern herauszuschälen. Jeder Leser — Poes Werke sind, von Hedda und Arthur Möller-Brud überfetzt, in zehn Bänden bei Bruns in Minden deutsch erschienen — wird eine Fülle von Beispielen finden. Die Aufzählung würde hier ermüden. Von den Novellen will ich nur noch eine erwähnen, die den Titel trägt: „In den Bergen.“ Auch sie ist das Ergebnis eines delirösen Zustandes; doch zeigen Szene, Ereignisse und Vortragsart so merkwürdige Eigenheiten, daß ich vermuthen möchte, Poe habe, wie es auch bei anderen Dipsomanen vorkommt und wie er selbst in der Geschichte andeutet, statt des Alkohols, für eine Weile das Laudanum, die Opiumtinktur genommen. Die Grundzüge des epileptischen Deliriums, Angstaffekt und schreckliche Sinnes-täuschungen, sind vorhanden, daneben aber Merkmale, die sicher aus dem Opium stammen, besonders das Gefühl der Körperlosigkeit und die Architekturvisionen, die ja auch für die Opiumkunst Quinceys und Coleridges charakteristisch sind. Noch in anderen Erzählungen Poes, zum Beispiel im „Arnheimer Landhaus“, findet man übrigens Spuren der Opiumvergiftung.

Ich bin auf einen naheliegenden Einwurf gefaßt. Muß Poe, wird man fragen, denn aber all diese Schrecknisse selbst erlebt, kann er nicht als Analytiker gerade diese Art der Geistesstörung studirt und aus Büchern, aus klinischen Beobachtungen sein Wissen gewonnen haben? Erstens, antworte ich, zeugt Poes ganzes Leben für seinen krankhaften Zustand; und zweitens gab es damals eine Beschreibung solcher Anfälle, namentlich der dipsomanischen, noch gar nicht. Im Todesjahre Poes erschien das Buch von Huß über den chronischen Alkoholismus, Magnans Monographie über die Dipsomanie aber viel später. Uebrigens hat Poe einmal seine Kunst an der Schilderung anderer Geistesstörungen versucht: in der Groteske „Das System des Dr. Pech und Dr. Feder.“ Seine Beschreibung der internirten Irren ist so mangelhaft, so unwirklich, daß allein daraus schon zu schließen ist: die epileptische Psychose, die immer und immer wieder so erstaunlich echt und plastisch von ihm dargestellt wurde, hat er am eigenen Leibe kennen gelernt. Ein zweiter Einwand würde, wenn auch nicht das Wesen, so doch die Reihenfolge meiner Schlüsse treffen. Es sei, könnte man sagen, doch gerade so gut möglich, daß, zum Beispiel, „Der verlorene Athem“ in einer Zeit künstlerischer Unlust geschaffen sei, wo der Dichter die aus der Phantasie geschöpften Motive seiner Meisternovellen kraus zusammengewürfelt habe. Dagegen spricht die klinische Echtheit und Geschlossenheit der Erzählung; so genau, bis ins Einzelne von seiner Nachprüfung ansehbar konnte diese Zustände nur Einer schildern, der sie aus eigenem schmerzlichen Erleben kennt.

Von der großen Rolle, die Poe Angstzuständen einräumt, sprach ich schon. Auffällig ist auch, wie viele Thiere er vorführt: Hunde, Katzen, Affen,

Katten, Pferde, Hyänen, Nachtschmetterlinge, Schweine, Goldläufer, Raben. Die Landschaft ist schematisch und einsörmig. Das geistige Gesichtsfeld bescheint in seiner Aufnahmefähigkeit beengt. Selten wird Umschau gehalten, meist nur das Nächste gezeigt; ferner Liegendes, die Stadt, den Landstrich, verhüllt uns ein Vorhang. Beispiel: „Die schwarze Raze.“ Das Haus und den Keller sieht man, nicht aber die Umgebung. Der Stoff stammt eben aus einem Delirium; die Bilder der Sinnesstäuschungen lieferten Personen und Handlung, doch keine Landschaft. Und für die wirkliche Landschaft war der Blick des Kranken unempfindlich; wenigstens ließ die Amnesie keine Erinnerung daran haften. Um den Malstrom anschaulich zu machen, mußte Poe die Landschaftshilderung eines anderen Schriftstellers einflechten. Und auch sein konstruktives Können versagt oft. Dann greift er nach den Motiven, die ihm die traurige Wirklichkeit bietet, läßt Menschen in delirösen Anfällen sterben oder — besonders oft — Opfer des Alkohols werden. Beachtenswerth ist noch ein Umstand, auf den schon Bandelaire hinwies, ohne eine rechte Erklärung dafür zu finden: die Asexualität der Novellen Poes. Heute ist festzustellen, daß manchmal, namentlich seit chronischer Alkoholmißbrauch sich zur Dipsomanie gesellte, in seinen Delirien eine heftige Abneigung gegen das Weib auftauchte, die sich in krausen Eifersuchtideen Luft machte. Daß der Alkohol ein Feind der physischen Liebe ist, weiß jeder Arzt; in Poe scheint er auch das psychische Äquivalent vernichtet zu haben. Deshalb war das Weib aus seinen Delirien verbannt; und da sein Dichten fast ausschließlich in seinen Delirien wurzelte, fehlt ihm die ganze Sphäre des Weibes und der Geschlechtsliebe.

Unhaltbar ist die Annahme, Poe sei von E. Th. A. Hoffmann entscheidend beeinflusst worden. Hoffmann war kein Epileptiker, also auch kein Dipsomane. Hoffmanns Gesichtskreis ist viel weiter, die Intensität aber, womit er furchtbare Dinge aufgriff, wenn ers einmal that, ist geringer; was er an Schauerlichem und Unheimlichem bietet, stammt von den Romantikern, aus alten Zauberbüchern und Mystikern; Gespenster, vergrabene Schätze, Doppelgänger, dazu eine Prise Mesmer. Als Gegengewicht aber eine Menge ganz anderer Stoffe: erotische Geschichten, Intriguenspiele, Historisches; dazu ein Blick, der alles Landschaftliche gierig auffing. Hoffmann liebte seine Flasche Portwein und war vielleicht ein Trinker, doch sicher kein Dipsomane. Die Kunst der beiden Dichter ist grundverschieden; Poe verhält sich zu Hoffmann wie Wordsley zu Callot.

Nur von Poes Erzählungen, nicht von seiner Lyrik („Der Rabe“ stammt ja offenbar aus einem Delirium), noch von seinen kritischen Studien wollte ich sprechen. Ich behaupte, daß selbsterlebte Delirien ihm den Stoff zu den meisten Novellen geliefert haben. Sein Genie erkenne ich in der Meisterschaft, die ihn eine wirre Fülle quälender Eindrücke zu plastischer Klarheit gestalten ließ,

und in der Kunst einer mathematisch sicheren Motivirung, die uns das vom Dichter in Krämpfen Geträumte kausal bedingt zeigt. Im Besitz so hoher Kunst triumphirt Poe selbst über die Krankheit. Er schleift und glättet die Schlacken, die sie auswarf, bis sie zu köstlichen Schmuckstücken werden. Das selbe Schicksal, das ihn epileptisch werden ließ und die Kette des Keimplasmas bei ihm unterbrach, gab ihm auch die Künstlergewalt, das eigene elende Leben zu meistern. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft: körperlich Unbrauchbares zersetzte sich und erzeugte die Wärme des Kunstwerkes.

Dalldorf.

Dr. Karl Ferdinand van Bleuten.



Seelenrettung.

Morgen um diese Zeit, Nini!“ sagte er, nach ihrer schmalen Hand haschend, und sah sie mit einem Lächeln an; „wo sind wir morgen um diese Zeit?“

Sie blickte gedankenvoll vor sich hin und schwieg.

Ein Brautpaar; und der kommende Tag ihr Hochzeitstag. Man hatte die Verlobten allein gelassen — zum ersten Mal — und sich in den Salon nebenan zurückgezogen, dessen Flügelthüren freilich weit geöffnet standen. Denn die gräßliche Brautmutter hielt auf Anstand und gute Sitte. Sie saß kerzengerade in ihrem Fauteuil und behielt die offene Thür unablässig im Auge. Der Papa saß rauchend im Sopha und las dabei das „Vaterland“. Die jüngsten Sprößlinge der gräßlichen Familie, ein halbwüchsiger Junge und ein halbwüchsiges Mädchen, steckten die blonden Köpfe zusammen und unterhielten sich leise über die Frage, was so ein Brautpaar sich wohl zu sagen habe. „Wahrscheinlich dummes Zeug!“ meinte der Junge voll Geringschätzung. Worauf das Schwesterchen mit nachdenklicher Miene erwiderte: „Ach was! Immer klug zu sein, macht auch nicht glücklich.“

Der Bräutigam kam sich übrigens selbst ein Wenig albern vor. So fremd war ihm seine Braut, obwohl sie einander verwandt und von Kindheit auf für einander bestimmt gewesen waren. Eine von der Familie geplante und gewünschte Verbindung. Er war ein hübscher und schneidiger Husarenlieutenant, der, trotz seinen fünfundsiebenzig Jahren, das Leben und dessen Freuden schon sattfam genossen hatte. Die Ehe sollte ihn „rangiren“, — nach jeder Richtung hin. Und sie, erst siebenzehnjährig, von den frommen Damen des Sacrécoeur erzogen, hatte das Kloster vor drei Monaten verlassen und war vor sechs Wochen mit ihrem Better „offiziell“ verlobt worden. So ein unschulbiges junges „Komteßel“ war ihm etwas ganz Neues und Ungewohntes. So zu sagen eine terra incognita. Und doch gefiel sie ihm. Interessirte ihn. Ja, er war „eigentlich“ verliebt in sie. Nur wußte er nicht recht, was anfangen mit ihr. Er fand nicht den rechten Ton und ihre ernststen, großen Kinderaugen verschüchterten ihn. Mit seinen früheren Damenbekanntschaften hatte er sich viel sicherer gefühlt.

„Sag' mir, Nini“, hob er wieder an.

Sie unterbrach ihn. „Nenne mich nicht Nini, Emerich. Nenne mich so, wie ich getauft bin: Maria.“

„Warum darfst du denn nicht Mini sagen?“

„Weil Mini kindisch klingt.“

„Aber Dein Papa . . .“

„Das ist etwas Anderes. Papa hat für Jeden von uns einen besonderen Namen erfunden. Darenin haben wir uns finden müssen. Weil wir Kinder waren. Aber für Dich bin ich doch kein Kind!“

Er sah sie an und lachte. „Nein: für mich bist Du meine Frau Gemahlin. Also, sag' mir, Maria: Hast Du mich lieb?“

Sie schlug die großen Augen zu ihm auf. „Gewiß, Emerich. Das ist ja meine Pflicht.“

Er schnitt eine Grimasse. „Schön. Eine Liebe aus Pflichtgefühl. Aber ich möchte mehr haben: etwas Wärmeres. Weshalb hast Du mich denn sonst noch lieb, von der Pflicht abgesehen?“

„Du bist der mir von Gott und meinen Eltern bestimmte Gatte. Darum bist Du mir lieb.“

„Sehr schön. Und wirst Du gut sein gegen mich?“

„Ich hoff' es. Siehst Du, Emerich: mir ist in erster Linie um die Rettung Deiner Seele zu thun. Ich fürchte nämlich, daß Du darauf — auf das Wichtigste — nicht genug Acht gehabt hast.“

„Das könnte schon sein, Mini... Maria, wollte ich sagen. Also: meine Seele willst Du retten. Wie stellst Du Dir Das denn vor?“

„Darüber habe ich viel nachgedacht. Ich bilde mir nicht etwa ein, klüger oder gar besser zu sein als Du: o nein, Emerich! Aber ich hatte im Kloster keine Versuchungen; es war mir dort leicht, meine Seele rein zu bewahren, während Du in der argen Welt gelebt hast, — obendrein noch als Lieutenant“ . . .

„Das ist nur so ein Vorurtheil. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie artig die Lieutenants sind!“

„Scherze nicht, Emerich. Sieh' mir gerade in die Augen. Hast Du Dir nichts vorzuwerfen? Nichts abzubüßen? Hast Du nie gespielt, gewettet, im Zweikampf das Leben eines Anderen bedroht? Nie den Frieden einer Ehe gestört oder ein armes Mädchen vom Pfade der Tugend weggelockt? Alles Das sind fürchterliche Dinge, die dem Seelenheil eines Menschen entsetzlich schaden.“

Sie waren ihm sehr genirlich, diese fest auf ihn gehefteten ernsten und unschuldigen Kinderaugen. Ihr freimüthig gestehen, daß er all diese „entsetzlichen“ Dinge gethan hatte? Denn Das wäre die Wahrheit gewesen. Aber wie würde sie sein Geständniß aufnehmen? So ein Kind, das vermuthlich noch an den Storch glaubte! Vielleicht würde sie sich schauernd von ihm abwenden. Und überhaupt: die Aufrichtigkeit . . . „Später“, dachte er. „Wenn wir einmal verheirathet sind.“ Laut sagte er: „Maria, ich übergebe Dir meine arme Seele. Rette sie. Bete für sie. Ich fürchte, sie hat es sehr nöthig.“

„Wir wollen zusammen beten, Emerich,“ sagte Maria ernst. „Jeden Morgen und jeden Abend. Wollen fasten und beten und uns kasteien. Wollen nur der Reinwaschung Deiner armen Seele leben. Das soll unsere Ehe sein.“

„Donnerwetter!“ dachte Emerich verängstigt. „Ja, ja,“ sagte er kleinlaut. „Schon auf unserer Hochzeitreise, gleich morgen, wollen wir damit anfangen. Das wird meiner Seele vortrefflich bekommen. Wir gehen doch fürs Erste nach Paris?“

„Nach Lourdes, Emerich! Was hätten wir in Paris, diesem Sündenpfehl, zu suchen?“

„Doch, doch, Maria!“ sagte er eifrig. „Es giebt sehr viele und wunderschöne Kirchen in Paris. Dort können wir beten. Du glaubst gar nicht, wie gut man dort beten kann!“

Sie sah ihn streng an. „Du willst mich zum Besten haben. Aber ich durchschaue Dich. Du denkst an Genuß und schöne Sinnenlust, während ich nichts Anderes im Sinn habe als Dein Seelenheil. Laß Dir alle sündigen Gedanken vergehen. Nur mit reinem Herzen darfst Du mir nahen. Ich bin für Dich vor Gott verantwortlich. Wie könnte, wie dürfte ich Dir meine Lippen zum Kuß bieten, so lange Deine arme Seele nicht geläutert ist? Wie mich mit Dir über irgend Etwas freuen, so lange ich um Deine Seele zittern muß? Das ist ja nicht möglich, Emerich!“

„Die Hochzeitreise kann lustig werden,“ sagte er sich im Stillen. „Ich werde mich ja gar nicht trauen, meine junge Frau zu lieben. Die würde Augen machen! Gott im Himmel! Wäre sie nur ein Bißchen weniger heilig!“

Mit den Lippen versprach er freilich Besserung und strikten Gehorsam. Und als sie ihm beim Abschied — im Beisein der Mama — die junge, glatte Stirn zum Kuß reichte, küßte er sie so ängstlich und zaghaft, als ob er fürchtete, ihr mit seinem Kuß wehzuthun.

Schöne Aussichten, wenn man verliebt ist. Ein Kuß auf die Stirn. Und eine Hochzeitreise nach Lourdes mit Fasten, Beten und Kasteien. Wie solchem Engel beikommen? So Etwas hat ja keine Ahnung von der Liebe und den Wünschen eines Mannes. Ist selbst keine Spur verliebt. Ist gar kein Weib. Und so Etwas heirathet man! . . . Ja, wenn sie ein Wenig anders wäre. Dann könnte man es wagen. Sie überraschen und ersticken mit Vielesungen. Sie gar nicht zu Athem kommen lassen. Aber so!

Er laute an seinem Schnurrbart. Und wenn es dennoch ginge? Wenn man die Schüchternheit bei Seite schübe und den Engel led anfaßte? Wer weiß! Bis jetzt, in diesem vertrackten bräutlichen Zwitterzustand, war es nicht möglich gewesen, „led“ zu sein. Immer war die Mama da. Oder andere Leute. Man wird ja behandelt wie Einer, der auf ein Verbrechen sinnt! Alle kontrolliren, spioniren, kritisiren. Und Das macht einen Menschen ganz dumm. Aber von morgen an wird Alles anders. Da gehörte sie ihm und sie sind allein. Da wird ihm Niemand mehr mit den Augen sagen: „Das schickt sich nicht!“ oder: „Das darfst Du nicht!“ Und wenn ihr süßer junger Mund es sagt: dann wird er ihr den Mund mit einem Kuß verschließen. Die beste Antwort!

Und leise, zart und behutsam wird er sie erziehen. Ihr die klösterlichen Gedanken aus dem Köpfschen vertreiben. Nicht rauh, nicht plötzlich. Das könnte sie verängstigen. Ihr sacht und sorgsam die Binde von den jungen Augen nehmen. Ihr die Welt zeigen, wie sie wirklich ist. Sie die Welt, wie sie nun einmal ist, ertragen, verstehen und — wer weiß? — auch lieben lehren.

„Siehst Du, Kind, es ist gar nicht so schlimm. Wenn man ein oder das andere Mal ein Duell gehabt hat als Offizier, ist man deshalb noch lange kein schlechter Mensch. Wäre Dir lieber, wenn ich Nein gesagt und mich nicht geschlagen hätte? Dann hätte ich den Waffentrod eben auszuziehen müssen und Du

müdest von aller Welt hören, daß ich ein Feigling sei. Ein Offizier kann eben nicht anders. Und wer einmal spielt, ist darum kein Spieler, eben so wenig wie Einer, der einmal ein Glas zu viel getrunken hat, ein Trinker ist. Und eine wirklich gute Ehe kann Keiner führen. Und nicht jedes Mädchen, das man vom Pfad der Tugend weggelockt hat, war auf diesem Pfade zu Hause. Man hat sie gewöhnlich nicht erst wegzulocken gebraucht. . . Gut und Böse, Seele und Körper sind nicht so haarscharf von einander geschieden, wie Du und Deine frommen Frauen vom Sacrécoeur meinen. Eins bedingt vielmehr das Andere und Eins ergänzt das Andere; das Gute hat sein Böses, das Böse sein Gutes. Und wenn Dein süßer Mund mir liebe Worte sagt, so freut sich meine Seele, und wenn er sich auf den meinen preßt, so freuen sich Seele und Leib. . ."

Alles Das wollte er ihr sagen. Und viel mehr noch. Es war nicht zum Fertigwerden, was Alles er ihr sagen wollte. Wenn es nur schon morgen und er endlich mit ihr allein wäre!

Als sie nach vierwöchiger Hochzeitreise nach Hause zurückkehrten und von den Eltern in ihrem jungen Heim erwartet wurden, waren der Graf und die Gräfin, die sich um das ferne Töchterlein nicht wenig gesorgt hatten, sehr angenehm überrascht. Emerich strahlte und Maria sah rosig und heiter aus.

„Ihr seid also doch nicht weiter als bis Paris gekommen“, meinte der Papa.

„Ach, in Paris war es so schön!“ sagte Maria. „Wollten wir denn noch anderswohin, Emerich?“

„Ich nicht, Nini. Aber Du, Du wolltest doch nach Bourdes.“

Sie protestirte nicht mehr dagegen, daß er sie Nini nannte. Sie erröthete nur und sagte: „Ach ja, Bourdes. Das hatte ich ganz und gar vergessen.“

Sie hatte Manches vergessen.

„Und war er nett zu Dir?“ fragte der Papa, mit den Augen zwinkernd, und schlug den Schwiegersohn auf die Achsel.

Nini sagte nichts darauf, lächelte aber ihrem jungen Gatten halb verschämt und halb glücklich zu. Und als sie mit der Mama allein war, schmiegte die Tochter sich an sie, barg das Köpfchen an ihrer Brust und sah zu ihr auf: „O Mama, es war wunderschön und ich hab' ihn so lieb!“

Die Gräfin streichelte leise ihr blondes Haar.

„Du bist also zufrieden, Kind?“

„Zufrieden, Mama? Glückselig bin ich!“

„In keiner Weise ertäuscht?“

„Wie sollte ich? Alles ist ja tausendmal schöner, als ich es mir vorgestellt hatte!“

„Auch er?“ fragte die Gräfin mit einem Lächeln.

„Er zuerst. Sonst wäre ja wohl alles Andere nicht so schön gewesen!“

„Es ist Dir also gelungen, seine Seele zu retten?“ fragte die Mama wieder und lachte herzlich.

Nini machte große Augen. Ach, . . . Das hatte sie im jungen Glück erster Liebe auch vergessen. Wichtig: seine Seele. . .



Anti-Haedel.

„Anti Haedel“: so lautet der Titel einer Streitschrift, die der Kirchengistoriker Friedrich Voofs, Professor in Halle, bald nach dem Erscheinen von Haedels „Welträtsheln“, also schon vor etwa drei Jahren, veröffentlicht hat. Der Anti-Haedelismus läßt sich zwar eigentlich weder räumlich nach Fakultäten sondern noch zeitlich auf die Welträtshelaera beschränken; er ist vielmehr nichts Anderes als die moderne Strömung, die sich gegen jede vergeistigte Gottesauffassung, vernunftgemäße Philosophie und wirkliche Naturerklärung wendet und heute besonders den Darwinismus umbrandet; und der Eifer und zum Theil auch das Ansehen der Gegner wird es wohl erfordern, diese rückläufige Bewegung auch durch die Gelände der Philosophie und der Naturwissenschaft mit kritischem Auge zu verfolgen. Soll jedoch die wissenschaftliche Reaktion in ihrer letzten Ursache erkannt werden, so muß die Kritik an einem fernen Punkt einsehen, wo Wissenschaft nur noch ein leerer Schall ist, die logische Motivation durch die psychologische überwunden ist, die Reaktion als eine Perversion des wissenschaftlichen Gewissens sich enthüllt. Es ist bezeichnend, daß Herr Professor Voofs die Frage nach dem „wissenschaftlichen Gewissen“ zuerst gestellt und dieses Gewissen dem Verfasser der „Welträtshel“ abgesprochen hat.

Man sollte glauben, all diese kritische Arbeit sei im Verlauf der drei Jahre bereits gethan. Nichts ist gethan. Um von der naturwissenschaftlichen und philosophischen Kritik zu schweigen und nur davon zu sprechen, was uns heute kümmert: noch immer herrscht der Wahn und befestigt sich täglich, Haedel sei auf theologischem Gebiet von Voofs gerichtet und geächtigt worden. Keiner stieg hinab in den Schacht der etwas entlegenen Disziplin, keine Stimme erscholl von dem Reich des Herrn Voofs zu uns her und das Wort blieb ungesprochen bis heute: Alles, aber auch Alles ist unwahr am Anti-Haedel, seine Fragestellungen, seine Methode, seine Urtheile, seine Wissenschaft; es ist eine so differenzierte Unwahrheit darin, daß sich eine programmatische Uebersicht über sie verbietet, daß sie in jedem Punkte in flagranti ertappt sein will; und unter all den Schleiern und Verhüllungen regt sich das verkehrte wissenschaftliche Gewissen.

Die Welträtshelkontroverse hat nun formell damit ihren Abschluß gefunden, daß Haedel sich in einem Nachwort zur jüngst erschienenen Volksausgabe gegen seine Angreifer wandte. Von einer speziellen Antikritik hat auch er abgesehen. Jetzt kann gegen die Legitimation Dessen nichts eingewendet werden, der daran geht, die hingesezten scharfen Worte über den „Anti-Haedel“ mit Hilfe solcher wissenschaftlichen Thatfachen, die bei einiger Beertiefung Jedem zugänglich sind, zur unbezweifelbaren Wahrheit zu erheben.

Das Einzige, was Voofs unerhörten Angriff auf Haedel und dessen Kapitel „Wissenschaft und Christenthum“ psychologisch verständlich machen könnte und wohl den Anlaß bildete zuerst zu einem „Offenen Brief“ an Haedel in der „Christlichen Welt“ und dann zum „Anti-Haedel“, sei gleich an erster Stelle erwähnt. Haedel hatte bei der Erörterung der christlichen Mythen die Erzugung Jesu besprochen, die in Matthäus 1 und Lukas 2 erzählte Parthenogenese natürlich v. morphen und der sogenannten Panthera-Erzählung von der uralten Herkunft Jesu vor der bekannteren Tradition, die Joseph als den Vater

Jesu bezeichnet, darum den Vorzug gegeben, weil diese durch das Zeugniß der kanonischen Evangelien selbst ausgeschlossen werde; denn Matthäus sage ausdrücklich: „Joseph aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen“; nach dem Zeugniß Matthäi (I, 24, 25) habe Joseph der Maria erst beigewohnt, nachdem Jesus geboren war, der niemals Joseph als seinen Vater anerkannt habe; als einzige natürliche Kunde bleibe also die Panthera-Erzählung übrig, die Haedel besonders annehmbar fand, weil sie die „edle Persönlichkeit“ Jesu anthropologisch erklären würde. Begreiflich ist nun, daß diese Darstellung einen frommen Christen stark erregt. Unzureichend ist dagegen hiermit erklärt, wie ein Mann der Wissenschaft auf Grund dieser Argumentation, aus der doch unverkennbar der Forscher und besonders der Anthropologe spricht, Haedel als einen „Genossen schmutziger jüdischer Kästerer“ zu brandmarken wagen konnte. Wir werden da wohl eine andere Psychologie als die des frommen Christen zu Rath ziehen müssen.

Voofs sagt in seinem „Offenen Brief“: „Nicht um die Frage der Geschichtlichkeit von Lukas 2 und Matthäus 1 handelt es sich zwischen uns. Das will ich ausdrücklich betonen. Darum vielmehr handelt es sich zwischen uns, ob ein normales wissenschaftliches Gewissen es leiden kann, daß man gegen die Geschichtlichkeit jener Berichte mit Argumenten operirt, die — zu geschweigen von dem bei einem gebildeten Mann auffälligen Ton, der Rücksichtnahme auf das religiöse Empfinden Anderer nicht kennt — jede Fählung mit der wissenschaftlichen Arbeit vermissen lassen, vielmehr an die Bravourstücke eines Sonntagjägers oder an die Heldenthaten eines Don Quixote erinnern.“ Hier hat Voofs seinen Terminus „normales wissenschaftliches Gewissen“ geschaffen: und hier schon zeigte sich, daß er selbst ein normales wissenschaftliches Gewissen nicht besitzt. Denn für ein solches scheidet die „Geschichtlichkeit“ der Parthenogenese als völlig undiskutierbar von vorn herein aus und kommen aus „wissenschaftlicher Arbeit“ hervorgegangene „Argumente“ gegen diesen Wunderglauben gar nicht in Frage. Ganz im Sinn der wissenschaftlichen Perversion bewegt sich Voofs in der „Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche“: Matthäus 1 und Lukas 2 wurzeln auch in jüdisch-christlich palästinensischen Traditionen; „dennoch“ dürfe man die andere Tradition „nicht gering anschlagen“; die dogmatischen Gründe für die Parthenogenese halten „vor der Dogmengeschichte“ nicht Stand. Voofs giebt der „anderen Tradition“, die die Abstammung Jesu von Joseph behauptet, den Vorzug, weil sie die älteste ist, erklärt aber im „Anti-Haedel“ mit einer von der Verlehrung seines wissenschaftlichen Gewissens in erschreckender Weise zeugenden Deutlichkeit: „Ich kann es verstehen, daß, wo lebendiger Christenglaube ist, die Pietät diese Entscheidung schwer macht, und da auch historische Gründe geltend gemacht sind, um die zweite Tradition gegen den Vorwurf zu schützen, daß sie zu jung sei, . . . so vermag ich es Niemandem als wissenschaftliche Gewissenlosigkeit auszulegen, wenn er sich durch die Wissenschaft nicht gehindert glaubt, persönlich der zweiten Tradition zu folgen.“ Professor Voofs hält also die Beschattung durch den Heiligen Geist für möglich und bekämpft sie lediglich mit „historischen“ Gründen. Es war demnach keine „uneheliche Verschiebung des Streitpunktes“, sondern eine folgerichtige Antwort, als Haedel in seiner „Erklärung“ bemerkte, sein wissenschaftlicher Standpunkt sei von dem des Gegners

im tiefsten Grunde verschieden; Voofs sei noch in dem naiven Wunderglauben des Mittelalters befangen; eine Erörterung könne daher zu keiner Verständigung führen. Eine Verständigung darüber, was ein wissenschaftliches Gewissen leiden kann, setzt doch nothwendig eine — wenn auch noch so entfernte — Aehnlichkeit des wissenschaftlichen Standpunktes voraus. Haedel durfte so antworten, auch wenn er noch nicht gewußt haben sollte, daß nach Professor Voofs „letztlich der Tod und Alles, was ihn vorbereitet und was mit ihm zusammenhängt an Nummer und Weh, erst mit der Sünde in die Menschenwelt gekommen ist“, — eine Ansicht, die äußerlich mit der wissenschaftlichen Arbeit Weismanns über den Tod als einen Erwerb im Laufe der Entwicklung „Fählung“ verräth, innerlich aber mit der des Philosophieprofessors Micheliß in Graz, der den Militarismus als die Strafe für den offiziellen Abfall der Staaten vom Christenthum ansieht. Einen im naiven Wunderglauben Befangenen durfte Haedel Voofs nennen, auch wenn er nicht die an anderem Ort gedruckten Bekenntnisse gekannt hätte: „Ich bin nicht ‚wunderscheu‘“ und: „Wo wirklicher Glaube an den Auferstandenen im Herzen ist, da sollte, meine ich, der Kopf zurückhaltend sein mit seinen dürftigen Verstandesargumenten“. Und selbst die positive Behauptung Haedels, Voofs nehme für die Erzeugung Jesu einen übernatürlichen Vorgang an, kann nicht mit Hinweis aufs Voofs' Darstellung in der „Realencyklopädie“ widerlegt werden. Denn konnte Voltaire den Pantheismus Spinozas für einen verschleierteu Atheismus halten und La Mettrie Descartes' scharfe Scheidung zwischen dem Thier und dem Menschen nicht ernst nehmen, so wird es wohl gestattet sein, zu erwägen, ob Voofs, der sich „in Bezug auf eine ganze Reihe wichtigster Fragen vielen Freunden und Bekannten von der ‚Rechten‘ innerlich näher weiß als vielen ‚Liberalen‘“, die Sprache nicht dazu benutzt habe, um seine Gedanken zu verbergen. Zumal er in einem Vortrag über die Auferstehungsberichte gestanden hat: „Spräche ich vor Solchen, bei denen ich nicht voraussetzen könnte, daß sie von der Berechtigung geschichtlicher Kritik auch gegenüber der Heiligen Schrift überzeugt seien, so würde ich anders reden, als ich hier es thun darf und thun muß.“

Nach dem Beweis, daß der Stifter des christlichen Glaubens ein Mensch und kein Gott war, ist es dem Naturphilosophen Haedel vornehmlich um die Feststellung zu thun, daß auch die Grundlagen der christlichen Glaubenslehre auf menschliche und sogar allzumenschliche Einwirkungen zurückzuführen sind. Die Frage der „Inspiration“ in ihrer Allgemeinheit ist für Haedel natürlich überhaupt keine Frage; seine Stellung zu ihr aber hat jedenfalls neben anderen Gründen dazu beigetragen, daß er das die Inspirationlehre energisch bekämpfende Werk des englischen Theologen Stewart Hoß zu seiner Hauptquelle machte. Diesem Werk folgend, weist Haedel besonders auf das Konzil zu Nicäa hin, über das Konstantin nach Alexandrien schrieb: „Was die dreihundert Bischöfe beschlossen haben, ist nichts Anderes als die Meinung Gottes.“ Und gewiß nicht darum handelt es sich für Haedel, ob zu Nicäa der „Kanon“ in des Wortes besonderem Sinn und die Vierzahl der Evangelien festgelegt wurde, sondern darum, ob maßgebende Grundlagen der christlichen Lehre dort geschaffen wurden und ob die Art, wie Das geschah, mit der Heiligkeit des „inspirirten“ Konzils und der Autorität, die sein Werk genießt, sich verträgt.

Eine Thatsache aber ist, daß vom zwanzigsten Mai bis zum neunzehnten

Juli des Jahres 325 in der Handelsstadt Nicäa, unfern von der Propontis, am See Askanius die christliche Religion so fest normirt wurde, wie eine Religion überhaupt normirt werden kann: sie wurde zum Staatsgesetz erhoben. Damals zerbrach das eigentliche und wesentliche Christenthum, das lange vor dem Nazarenen Jeremia verkündet hatte, als er angesichts der Erhebung des Deuteronomium zum Reichsgesetzbuch unter Josia predigte: „Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen“; aber das neu angehende Christenthum und sein mit allen Stimmen gegen zwei beschlossenes Glaubensbekenntniß erfreute sich des Schutzes der Staatsgewalt und Arius ward mit seinen zwei Getreuen, die sich weigerten, das Bekenntniß zu unterschreiben, in die Verbannung geschickt. Ueber das Nicänum nun unterrichtet uns der Kirchengistoriker Vernoulli. Im Leben Konstantins, der allerdings aus Mangel an Kenntnissen die Verhandlungen zu Nicäa nicht leiten konnte, im Verlauf des Konzils aber flug die Zügel an sich riß, ging es „irdisch genug“ zu. „Zur gegebenen Stunde ließ er seinen Schwiegervater, zu einer anderen seinen Schwager und ein drittes Mal seine Frau, seinen Erstgeborenen und seinen Neffen umbringen. Die Thränen einer Schwester, ein Eid, die elementarsten menschlichen Bande galten ihm nichts.“ Einige Theologen, so Zahn, Brieger, Schulze, Seel, haben eine Ehrenrettung Konstantins versucht; Vernoulli jedoch scheint an jener günstigeren Charakterisierung „eben der Wunsch nicht ganz unbetheilt, wir möchten doch eins der denkwürdigsten geschichtlichen Erlebnisse des Christenthumes, seine Erhebung zur Reichskirche, nicht einem Mann danken müssen, der mit seiner Protektion das damalige Christenthum nur Kompromittiren würde.“ Eusebius von Caesarea, der dem Konzil präsidirte, war eine wissenschaftliche Katatenseele, über die Jakob Burckhardt seine ganze Verachtung ausgegossen hat; so kritisch er die bischöfliche Bibliothek benutzte, so unkritisch behandelte er die kaiserlichen Archive. Im Uebrigen galt ihm der Zwiespalt, der zur Einberufung des Konzils geführt hatte, als ein „Gezänk unter Schuljungen“; und ihm persönlich war Gott „das Seiende, weiter nichts.“ Auf dem Konzil müssen die Väter der Christenheit einen Heidenlärm verübt haben; Jeder wollte sich Gehör schaffen und so schrie Alles durcheinander. Von den paar hundert Bischöfen, die zugegen waren, verstand weitaus die Mehrzahl gar nicht, worum es sich eigentlich handelte. Uns ist denn auch noch die Aeußerung eines Theilnehmers erhalten, dem die Synode „aus lauter Dummköpfen zu bestehen schien.“ Dem Kaiser war es nur darum zu thun, die verschiedenen Parteien zu einem „Vergleich“ in Beziehung auf ihren Glauben zu bewegen; „er sondirte offenbar die Parteien auf ihre Widerstandskraft und war entschlossen, mit der hartnäckigsten zu paktiren.“ Dank der Geschicklichkeit des Hofbischofs Hosius, der das Talent besaß, „seine religiösen und moralischen Grundsätze nach Bedürfniß, vielleicht sogar nach Allerhöchstem Befehl, einzurichten“, sigrten die Orthodoxen und die Christenheit mußte fortan, statt an den „Logos Gottes“, an den „Sohn Gottes, den aus dem Vater gezeugten Eingeborenen, und zwar aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht gemacht“, glauben.

Wer den Gegenstand des Bekenntnißstreites betrachtet, wird schier undenkbar finden, daß das Konzil die Frage der Kanonizität der Evangelien nicht berührt haben sollte. Für die Formulirung des Symbols mußten doch die Evangelien die theologischen Unterlagen bilden; von ihrer größeren oder geringeren

Anerkennung mußte abhängen, ob die Logoslehre einen wörtlichen Ausdruck fand oder nicht. Möchten darum die Berichterstatter die anderen Traktanden des Konzils, die Maßregeln wider die Schismatiker, die Osterfrage und die verschiedenen Disziplinarvorschriften, besonders erwähnen: diesen Punkt konnten sie leicht als selbstverständlich übergehen. Loofs allerdings hat die These aufgestellt, das Nicänum habe sich mit der Abgrenzung des Kanon nicht beschäftigt; und „hätte es Dies gethan, so wäre eine Ausscheidung der kanonischen Evangelien unnötig gewesen, weil die Vierzahl der Evangelien schon im letzten Viertel des zweiten Jahrhunderts feststand.“ Gestützt auf den „Konsensus der wissenschaftlich theologischen Arbeit“, hat Loofs Bischoffs Einwände hiergegen, zu denen namentlich eine Notiz bei Hieronymus gehört, die Herrn Dr. Bischoff geliefert zu haben Loofs sich rühmt, vollständig verworfen. Der „Konsensus“ ist nun wirklich vorhanden; dagegen aber liefern die historischen Thatfachen, ganz abgesehen von der eben geäußerten Erwägung, so viele Einwände, daß man bald vermuthet, der Konsensus müsse die Folge eines noch tieferen Einverständnisses sein.

Das Wort *κανόν* in der hier in Rede stehenden Anwendung taucht zuerst um die Mitte des vierten Jahrhunderts auf, also nach dem nicänischen Konzil. Das Entstehen des Wortes scheint aber auch das Entstehen der Sache zu bedeuten. Athanasius, die eine Hauptpersönlichkeit von Nicäa, ist der Erste, der die siebenundzwanzig Bücher des Neuen Testaments als die allein kanonischen hinstellt. Er zuerst sagt: *μή δὲ ἐκ τοῦ κανόνος*. Was insbesondere die Kanonifirung der Evangelien betrifft, so spricht freilich schon Irenäus von „dem Evangelium in vierfacher Gestalt“, im Verhältniß zu dessen Einheit die vier Verfasser nur noch als Zeugen erscheinen (*κατὰ Ματθαίου, Μάρκον κτλ.*). Doch auch das Petrus-evangelium trug den Titel *κατὰ Πέτρον*. Daß die „Schriften der Apostel“ bei Justinus Martyr, die um 150 überall im Gottesdienste gelesen wurden — was den historischen Rechtsgrund der Kanonizität ausmachte —, nicht von den vier Evangelien der Kirche verschieden sind, steht noch durchaus nicht fest. Ueber Eusebius sagt Zahn, er habe in Fragen des Kanons die Stimmen aller Kirchen gehört wissen wollen, in dieses Verhör aber auch die Kirche von Antiochien in ihrer jüngsten Entwicklung und die hinter dieser stehende syrische Kirche einbezogen. Für den Vorsitzenden des nicänischen Konzils war also jedenfalls auch das Diatessaron der Syrer nicht belanglos. Damit aber geräth die stolze Behauptung von einem Feststehen der Evangelienzahl am Ende des zweiten Jahrhunderts bedenklich ins Schwanken.

Wir sehen, daß die Fäden zwischen dem Nicänum und dem Kanon sich immer dichter spinnen. Zieht man noch in Betracht, daß der Ausdruck „Kanon“ in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in der Kirche an das Bekenntniß des christlichen Glaubens anknüpft, um sich dann bis zu der Bedeutung fortzubilden, die er nach dem nicänischen Konzil gewinnt, so wird man einen neuen Zusammenhang sehen und, Alles noch einmal überschauend, wohl geneigt sein, das Nicänum als eine der wichtigsten Etappen in der sonst dunklen Geschichte des Kanons zu erklären. Daß auch nach dem Nicänum „Schwankungen bleiben“ — was Loofs sonderbarer Weise mit dem „Feststehen“ der Evangelienzahl gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vereinbaren kann —, darf uns nicht befremden. Erst lange nachher erhielt die Versammlung von Nicäa die allgemeine Aner-

kennung ihrer Beschlüsse und diejenige als des ersten Oecumenischen Konzils. Das Diatessaron blieb selbst nach seiner Beseitigung (um 450) bei den Nestorianern noch lange in Ansehen.

Das historische Leben vollzieht sich überhaupt meist in Schwankungen. Der Historiker aber sucht in der Flucht der Erscheinungen einen Ruhepol. Die theologischen Kirchenhistoriker haben sich in unserem Fall dieses auf die Erzielung menschlicher Wahrheit gerichteten wissenschaftlichen Bedürfnisses entäußert. Die Beweise späterer Ursprünge streng abwehrend, lassen sie die Autorität des ihrer Verehrung Würdigen zurückfließen bis zu den „Autopten und Dienern des Wortes von Anfang“ oder gar bis zu einem subjektlosen „traditi sunt“ oder „sanctificatae sunt“. Und sie nähern sich der göttlichen Wahrheit um genau so viele Schritte, wie sie sich von der menschlichen entfernen.

Der geschichtlichen Uebersicht, die Haedel über die Entwicklung des Christenthumes giebt, begegnet Voofs mit neuen Verdunkelungen.

Vor Allem wird die historische Disposition des Stoffes bemängelt. Haedel theilt die Geschichte des Christenthumes in vier Hauptperioden ein: das Urchristenthum (die drei ersten Jahrhunderte), den Papismus (viertes bis fünfzehntes Jahrhundert), die Reformation (sechzehntes bis achtzehntes Jahrhundert), das moderne Scheinchristenthum (neunzehntes Jahrhundert). Voofs sagt darüber: „Schon diese Disposition der Kirchengeschichte beweist, daß Haedel von ihr redet wie der Blinde von der Farbe. Man kann nur schwanken, wo die Unkenntniß am Größten ist.“ Da die Geschichte des Christenthumes nichts Anderes ist als die Geschichte seiner Erstarrung zur Kirche, so will ich mit Voofs nicht rechten, daß er aus der Disposition der Geschichte des Christenthumes willkürlich die der Kirchengeschichte gemacht hat. Zur Sache selbst ist mehr zu sagen. Die Disposition eines historischen Stoffes wird durch den Standpunkt bestimmt, von dem aus das Mannichsache als Einheit begriffen wird. Die üblichen kirchengeschichtlichen Darstellungen erfüllen das Postulat einer solchen Durchbringung nur in mangelhafter Weise. Die erste Periode wird gewöhnlich vor einem mehr äußeren Moment, dem Hervortreten germanischer und slavischer Völker in den Vordergrund der Kirche, abgeschlossen. Eine andere Erscheinung, die Reformation — in der katholischen Kirchengeschichtsschreibung der Humanismus oder gar das Moment der Entdeckung Amerikas — leitet die neue Zeit ein (die Voofs, mit einer zusagenden inneren Begründung, ungefähr 1689 beginnen läßt). Haedel blickt vor Allem auf den Papismus, als auf die Macht, die die wissenschaftsfeindlichen Ideen des Christenthumes realisiert. Man kann diese Betrachtung einseitig nennen und sogar an der Richtigkeit ihrer Voraussetzungen zweifeln; für die historische Durchbringung des Christenthumes aber ist die Geschichte des Papstthumes von höchstem Werth. Die drei ersten Jahrhunderte dienen der Entwicklung der römischen Bischofswürde. Hier einen Einschnitt zu machen, rechtfertigte sich um so mehr, als auch die wissenschaftliche Kirchengeschichte (Rurz) mit dem selben Zeitpunkt eine Periode beschließt. Dann beginnt die Blüthezeit des Papismus: Gelasius I. und Gregor I. bezeichnen schon einen Gipfel; die Aera zeitweiligen Verfalls, der zu einem Theil durch die kaiserliche Oberhoheit, zum anderen durch die geistliche Gegenmacht der landeskirchlichen Metropolitane bedingt wird, kann die gewaltige Machtfülle unter dem dritten Imogenz nicht verhindern. Und

steigt der Papismus dann wieder hinab: welthistorisch gebrochen ist er doch erst in der Reformation. Wir haben also nur eine Dimension, dafür aber auch eine Linie. Was die „bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts reichende Reformation“ betrifft, über die Voofs sich lustig macht, so wird der Herr Professor ersucht, das Lehrbuch der Kirchengeschichte von Johann Heinrich Kury zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, wie weit man den Theil der Kirchengeschichte, der durch die Reformation bestimmt wird, erstrecken kann.

Ueber die Urchristen sagt Haedel, „sie seien zum Theil Kommunisten, zum anderen Sozialdemokraten gewesen, die nach den heute in Deutschland herrschenden Grundsätzen mit Feuer und Schwert hätten vertilgt werden müssen.“ Dazu bemerkt Voofs: „Schon für die Zeit des wirklichen ‚Urchristenthumes‘ wird durch I. Thess. 2, 9; I. Kor. 11, 21 f.; Jak. 1, 9 und 10; 2, 2—6; I. Tim. 6, 17 und andere Stellen bewiesen, wie unrichtig eine Verallgemeinerung Dessen wäre, was eine in diesem ihren ersten Theil sehr sekundäre Quelle, die Apostelgeschichte (2, 44 f.) über die Gemeinsamkeit der Güter in der ältesten jerusalemischen Gemeinde erzählt. Und daß die Christenheit im zweiten und dritten Jahrhundert keine Schaar von Kommunisten war, kann vollends Keinem zweifelhaft sein, der die Literatur der Zeit kennt. Freilich lassen sich einzelne Sätze aufstellen, die kommunistisch klingen und die Leser sozialdemokratischer Bücher zu ‚überzeugen‘ im Stande sind. ‚Alles haben wir gemein, nur nicht die Weiber‘, sagt Tertullian im Jahr 197; allein selbst solche Stellen sind nur rhetorische Formulierungen des Gedankens, daß die mittheilende Liebe die sozialen Gegensätze ausgleicht, wenigstens ausgleichen sollte. Daß die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht kommunistisch dachte, macht ihre Stellung zur Sklaverei, macht ihre Schätzung der ‚Almosen‘, macht Das, was wir vom Reichthum Einzelner (zum Beispiel: Cyprians) und von dem Treiben der Bischöfe des endenden dritten Jahrhunderts wissen, zweifellos. Wenn Klemens von Alexandrien in seiner Schrift ‚Quis divos salvetur‘ in gesundester Weise die Stellung der Christen zum Reichthum bespricht, so ist allerdings auch hier nicht zu generalisiren: Viele waren in ihrer asketischen Stimmung theoretisch unklarer. Aber praktisch hat die Gesamtkirche jener Zeit reichen Gläubigen gegenüber keine andere Stellung eingenommen.“ Der „thörichte Hereinziehung des Begriffes ‚sozialdemokratisch‘“ überläßt Voofs es, „sich selbst lächerlich zu machen.“

Jeder, der mit der Forschung über diesen Punkt nicht vertraut ist, muß nach der absprechenden Antwort des Kirchenhistorikers Voofs annehmen, der Kommunismus des Urchristenthumes webe nur noch in sozialistischen Heischristen und in anderer Populärliteratur und Haedel habe sich auf Grund einiger „aufgetriebenen“ Sätze zu einem groben Irrthum verleiten lassen, über den die Fachgelehrten gar nicht mehr sprechen mögen. In Wahrheit ist der Stand der Frage anders; Voofs stellt fünf wissenschaftlich unhaltbare Behauptungen auf.

Erstens. Als Quellen der von Haedel getheilten Auffassung sind nicht nur zu nennen Akta 2, 44 f. und eine beiläufige Aeußerung Tertullians. Der sehr klare Bericht in Akta 2, 44 f.: „Alle aber, die gläubig waren, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein; ihre Güter und Habe verkauften sie und theilten sie aus unter Alle, nach dem Jedermann Noth war“ wird ergänzt durch Akta 4, 32: „Der Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele:

auch Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern ihnen war Alles gemein.“ Ferner fallen in Betracht die Erzählungen von Barnabas, der den Erlös seines Aders zu der Apostel Füßen legte, und von Ananias, der über sein Gut in ähnlicher Weise verfügte. Die Weiden aber standen mit solchem Thun nicht allein, sondern: „wie Viele ihrer waren, die da Acker oder Häuser hatten,“ thaten das Nämliche und „man gab einem Jeglichen, was ihm Noth war“ (Acta 4,34 f. und 5, 1 f.). Nicht wie ein Neues und Unerhörtes verhalten sich diese Berichte zu Dem, was wir sonst über frühere und spätere Zustände vernehmen, sondern sie gliedern sich ihm natürlich und verständlich an. Schon in Jesu Jüngerkreise giebt es eine gemeinsame Kasse. (Luf. 8, 3; Joh. 12, 6; 13, 29.) Auch später finden wir sehr oft den Grundsatz „Nichts sollst Du Dein eigen nennen.“ (Dib. 4, 8; Barn. 19, 8; Justin. Apol. I. 14, 61; Tertull. Apol. 39; Konst. Apost. 7, 12). Die Auffassung, die Voofs verwirft, ist also keineswegs auf die Apostelgeschichte allein angewiesen, sondern durch die Uebereinstimmung mehrerer Quellen unter einander und mit dem Geiste der christlichen Lehre besser belegt als manche von der Kritik angenommene Thatsache. Der Herr Professor aber hat den wirklichen Quellenbestand verschwiegen.

Zweitens: Mit der allgemeinen Verdächtigung des ersten Theiles der Apostelgeschichte hat Voofs die wahre Thatsache unterdrückt, daß gegen diesen nur ganz bestimmte Bedenken vorliegen, die unsere Erörterung gar nicht betreffen. Wenn gesagt wird, die Ereignisse der apostolischen Zeit würden erst da mit größerer Treue wiedergegeben, wo die sogenannte Wit-Quelle beginnt, so hat Das in der Regel den ganz präzis Sinn, daß in der Darstellung eine konziliatorische Tendenz, nämlich das Bestreben, die Verträglichkeit des urapostolischen Judenchristenthumes mit dem paulinischen Heidenchristenthum zu erweisen, vorhanden sei. Overbeck, der diese Tendenz in Abrede stellt, läßt nebensächlich eine andere zu, die sich auf das gute Einvernehmen mit dem römischen Staat bezieht. Es liegt auf der Hand, daß die uns interessirenden Berichte durch solche Absichtlichkeit, die auf Spezielles gerichtet ist, nicht beeinträchtigt werden. Uebrigens neigt die Kritik dazu, dem „sekundären“ Autor ad Theophilum die volle Natürlichkeit einzuräumen. Sted bemerkt, der Paulus der Acta sei historisch treuer als der, dessen Bild die Kritik aus den Briefen gewonnen hat.

Drittens: Die erwähnten Unterlassungen hat Voofs durch die Gewissenhaftigkeit wettgemacht, womit er die dem Kommunismus angeblich entgegenstehenden Stellen zitiert. Schade nur, daß er sich und Andere hier wieder täuscht. Wer nachliest, wird finden, daß es keine Sätze sind, die den klaren und grundsätzlichen Berichten der Apostelgeschichte widerstreiten. Vollends Jak. 1, 9 und 10: „Der Bruder, der niedrig ist, rühme sich seiner Höhe, und der da reich ist, rühme sich seiner Niedrigkeit“, erscheint Anderen (H. J. Holtmann) im Gegentheil als der „neue Ton“, als ein Zeugniß der „Ausgleichung der Unterschlebe“, — wie denn auch die „Gegenbeweise“ Voofs, tiefer erfaßt, nur eine Bestätigung der von ihm bestrittenen Meinung bieten: all diese Sätze haben das mehr oder weniger verwirklichte Gemeinschaftsideal zur Voraussetzung.

Viertens: Um Haedels Anspruch, die ersten Christen seien Kommunisten und Sozialdemokraten gewesen, zu rechtfertigen, kommt es gar nicht darauf an, zu beweisen, daß die Urchristen thatsächlich in Gütergemeinschaft lebten; sondern,

wie auch heute als Kommunisten Alle gelten, die solchen Zustand erstreben, und als Sozialdemokraten Alle, die eine Vergesellschaftung der Produktion wollen, müssen wir Lehren und Gedanken, wie sie bei den Urchristen herrschten, hier und da auch praktisch verwirklicht waren, das geistige Leben aber ganz durchdrangen, als kommunistische und ihre Anhänger als Kommunisten bezeichnen. In der Absicht, Haedels Wissen herabzusetzen, hat Voofs mißverstanden, was kein normaler Zeitungsleser mißverstehen konnte.

Fünftens: Theologen haben das urchristliche Leben nicht nur, wie Haedel, auf eine sozialistische Geistesrichtung, sondern sogar auf die Geschichtlichkeit der berichteten Gütergemeinschaft untersucht. Und Renan, Holzmann, Pfeleiderer und Clemen haben den Bericht für geschichtlich erklärt. Holzmann spricht von einer „sozialistischen Zeitströmung, für deren Vorhandensein gerade die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gleichmäßig heidnische wie christliche Zeugnisse in Fülle darbieten.“ Und an einer anderen Stelle seiner „Neutestamentlichen Theologie“ sagt er in Beziehung auf unseren Gegenstand: „Hier haben wir urbildlich Alles, was dann im Lauf der Kirchengeschichte einzelne kommunistische Sekten, ja was die Sozialdemokratie des neunzehnten Jahrhunderts anstrebt.“ Was zu beweisen war. Ich will abwarten, ob Voofs auch Holzmann und die Anderen für „Thoren“ erklären wird. Seine einzige Entschuldigung — die ihrem Wesen nach eine schwere Anklage scheint — ist die Gemeinschaft mit einer Reaktion, die aus apologetischen Gründen die Geschichte „läutert“, — auch vom Gräuel der „unchristlichen“ Sozialdemokratie.

Gegen Haedels Bemerkung, die „aufgeklärte Theologie der Neuzeit“ konstruiere ihr „ideales Christenthum mehr auf Grund der Paulusbrieve als der Evangelien, so daß man es geradezu als „Paulinismus“ bezeichnet habe, bringt Voofs vor, das Gegentheil sei richtig, „denn der Rückgang auf die Jesusworte der synoptischen Evangelien und die gleichzeitige Abweisung der paulinischen „Dogmatik“ charakterisirt die Tendenz der liberalen Theologie der Gegenwart.“ Voofs hat ganz unbedenklich Haedels „aufgeklärte Theologie der Neuzeit“ in den in zwiefacher Hinsicht engeren Begriff „liberale Theologie der Gegenwart“ und den „Paulinismus“ im Sinn des „idealen Christenthumes“ — Haedel hat diese Worte gesperrt drucken lassen — in die „paulinische Dogmatik“ entstellt. Es ist klar, daß Haedel, wenn er das „ideale Christenthum“ auf die Weltanschauung des Paulus zurückführt und den Paulinismus als eine Erscheinung ansieht, „deren Vater die griechische Philosophie, deren Mutter die jüdische Religion war“, gar nicht seine positiven dogmatischen Aufstellungen, nur zum Theil die negative paulinische Abrogation des Mosaismus, vorzüglich aber seine universalistischen Ideen im Auge haben muß. Uebrigens meint der Theologe Wernle, man könnte beinahe „eine Dogmengeschichte schreiben unter dem Titel „Geschichte der paulinischen Theologie“; alle, aber auch alle Probleme der späteren Zeit sind bei ihm schon im Keim vorhanden“ und von Pauli Ideen habe „die ganze Theologie zu zehren bis heute nicht aufgehört.“ Also wieder eine Verschleierung des Wesentlichen.

Warum hat Haedel bei seiner Untersuchung von „Wissenschaft und Christenthum“ sich nicht der offiziellen Theologie anvertraut? Ich hoffe, die Antwort schon ertheilt zu haben: mehr als einmal erkannten wir bei der Bildung eines wissenschaftlichen Urtheils gewisse „Wünsche“ als „nicht ganz unbetheiligt“. Darnach

gesteht, daß die theologische Wissenschaft „eine alte Schuld noch nicht völlig getilgt hat“ und darum „noch immer nicht den vollen Kredit besitzt.“ Er meint wohl das Selbe wie Haedels erbitterten Gegner Paulsen, nämlich, daß die Theologie, „auch die wissenschaftliche Theologie der protestantischen Universitäten, vielfach mit der Wahrheit, wenn sie sie nicht mehr einfach leugnen oder ignoriren konnte, gehandelt und gemarktet hat“. Der Theologe Neuf bekennet, daß, wo die Theologie bei der Untersuchung sich theiligt, der Blick „getrübt“ ist und „das Urtheil um so unbeugsamer, als es schneller fertig war“; „das Urtheil über das Zeitalter eines Buches wird oft geleitet von dem theologischen Begriff der Prophetie; das Urtheil über einzelne Personen hängt ab von der oft bloß rein theologischen Uebersetzung von dem Alter und der Echtheit gewisser ihnen zugeschriebenen Bücher.“

Einem Forscher muß nach Alledem die objektive Unzuverlässigkeit der „wissenschaftlichen“ Theologie nicht geringer scheinen als ihre von Fachtheologen zugegebene subjektive. Hier sei einmal, „was die historisch-kritische Bibelforschung des neunzehnten Jahrhunderts erarbeitet hat“ (Voofs), an der berühmten Pentateuchkritik untersucht. Die neuere Hexateuchkritik (aus inhaltlichen Gründen wird das Buch Josua mitgenommen) glaubt, drei Quellenwerke entdeckt zu haben, die gegen einander abzugrenzen seien: J (so genannt wegen des Gebrauches des Gottesnamens Jahwe), E (diese Quelle zieht den Namen Elohim vor) und P (Priestertodex); die Komposition der beiden erstgenannten Quellen bezeichnet man als J E. Klostermann erkennt die Scheidung P von J E oder gar die der Quelle J von E nicht an. Auch Driver gesteht in Beziehung auf diese Trennung, der Kritiker müsse sich bei der Analyse im Einzelnen veranlaßt sehen, sein Urtheil mit Zurückhaltung auszusprechen. Eine bestimmte Beschränkung erleidet ferner diese Scheidung durch die ältere Ansicht (1862) von Nicolas. Die ganze Einteilung aber wird, sobald man Ewald folgt, wesentlich verändert und erweitert; nach ihm sind außer drei Urfragmenten zu unterscheiden: ein Buch der Bündnisse, ein Buch der Ursprünge, ein dritter Erzähler aus Elias Zeit, ein vierter vom Ende des neunten Jahrhunderts, ein fünfter aus Juda, ein sechster Exulant aus Ephraim, endlich ein siebenter Biograph des Moses. Man sieht hieraus zur Genüge, daß sich die kritische Pentateuchforschung noch in der Phase der fleißigen und scharfsinnigen spekulativen Spielereien befindet. Dennoch wird auf diesem schwankenden Grunde höher gebaut: E war ein Angehöriger des Nordreiches, J des Südriches. Sehr interessant, — nur schade, daß wir über das Alter ihrer Werke so gar nichts Sicheres erfahren können. Dillmann, Kittel und Niehm meinen, E sei älter, gehen aber bei der näheren Zeitbestimmung wieder auseinander. Dagegen versichern uns Wellhausen, Ruenen und Stade, J komme die Priorität zu. Von P wird auch jetzt noch manchmal behauptet, sein Kern gehöre ins neunte oder achte Jahrhundert vor Christus; Dillmann setzt P in die Zeit um 800, zwischen E und J; wogegen man allgemein mehr geneigt ist, P, als das jüngste Werk, ungefähr ins babylonische Exil zu setzen. Budde hat geglaubt, die Abfassungszeit von E und J auch im Buch der Richter wiederzuerkennen, und Cornill hat sich ihm angeschlossen; Ruenen, Kittel und Andere haben entschieden widersprochen. Die Komposition des Deuteronomium fällt nach Ewald, Kittel, Kaupisch und Driver in die Regierungzeit Manasses, nach Ruenen, Dillmann und Stade in die Josias, nach Niehm und König „be-

stimmt“ in die des Histia. Dann hat vor einigen Jahren (1896) Stevernagel im deuteronomischen Gesetz (12 bis 26) zwei selbständige Gesetzesammlungen entdeckt, — kurz: Kritik und kein Ende. Haedel durfte von diesem zweifelhaften „Erarbeiteten“ absehen, ohne Gefahr für sein wissenschaftliches Gewissen.

Den sittlichen Zusammenbruch von Haedels Wissenschaft hat Voofs darin erblickt, daß der Darwinist, der die offizielle Theologie verschmähte, auf den Engländer Stewart Ross sich stützte. Und hierin hat der ganze Chorus mysticus Voofs unbedenklich zugestimmt. Dieser Punkt wird also besonders zu präsen sein.

Die Autorität eines Gelehrten hängt nicht davon ab, ob er in Glasgow oder in Halle studirt hat, sondern davon, ob seine Urtheile wissenschaftliche sind. Wir fragen nur nach der inneren Wissenschaftlichkeit des Werkes „God and his book“. Wenn Voofs an den Druckfehlern des Buches und der deutschen Uebersetzung sich reizt und durch allerlei Zeichen zu verstehen giebt, daß er sie für andere Fehler hält, wenn er inhaltliche Irrthümer nur andeutet, die auch ein in der vom „Anti-Haedel“ ausgenüthigten Mikroskoparbeit geübtes Auge nicht entdecken kann, so gönnen wir ihm solches Vergnügen. Eine gewisse Verechtigung hat nur der Tadel, der sich gegen die Art richtet, wie Ross die Beziehung Esras zum Alten Testament werthet; aber Ross (der übrigens in unklaren Wendungen Esra bald nur das „Buch des Gesetzes“, bald eine weitere Autorität zuzuschreiben scheint) steht hier der neueren Wissenschaft und namentlich der jüdischen Tradition durchaus nicht so welkenfern, wie Voofs uns einreden möchte. Denn in der Schätzung von Esras Beziehung zum Alten Testament kann man mehrere Abstufungen unterscheiden. Erstens: Esra habe das ganze Alte Testament wiederhergestellt. Diese Meinung, die haltlos ist, könnte sich nur auf „Esra IV“ stützen, ein Buch, dem der in der Frage der kanonischen Evangelien bei den Theologen so gut beleumdete Kirchenvater Irenäus übrigens vollen Glauben beimaß. Zweitens: Esra sei der Verfasser des Gesetzes (Esra IV, 20—32; Sukka 20a; eine gewisse Zustimmung der neueren Wissenschaft in Beziehung auf „die Schlufpredaktion und die Vollendung des Priesterkodes oder auch des Pentateuchs überhaupt“). Drittens: Esra habe die ganze hebräische kanonische Sammlung abgeschlossen. So urtheilten die Rabbiner und auch noch Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts. Viertens: Esra habe die letzte Hand an die Redaktion des Pentateuch gelegt und ihn der Gemeinde als Kanon für den Synagogen dienst gegeben (Spinoza im „Theologisch-Politischen Traktat“ und ein Theil der neueren Wissenschaft). Alles Andere an der Kritik, die Stewart Ross erfahren hat, ist Unwahrheit und, so weit die hebräische Sprache und ihre Entwicklung in Betracht fällt, ehrliche Unwissenheit.

Unwahr ist, daß die Inspirationlehre, gegen die Ross sich lehrt, „vor zweihundert Jahren die offizielle (Schätzung der Bibel) war, heute aber selbst von der konservativsten wissenschaftlichen Theologie nicht mehr festgehalten wird.“ Die Orthodoxie hat sich auf den einst als häretisch erklärten Standpunkt der Kallixtus zurückgezogen und glaubt an eine positive Inspiration in Beziehung auf die Erlösungthaten und an eine negative Bewahrung vor Irrthum. Was die wissenschaftliche Theologie betrifft, so sind nur die Namen Philippi, Bed (die Theopneustie als ein Moment des „Offenbarungorganismus“), Hofmann Frank, W. Hermann und für Jedem, der Deutsch versteht, auch Köhler an

Cremer zu nennen. Und in der ganzen Christenheit gehen noch die Worte um: „Offenbarung“, „Gottes Wort“, „Heilige Schrift“; und wo die Worte fehlen, herrscht die wortlose Unklarheit. Besonders anstößig findet Loofs die Bemerkung, das Hebräische sei zur Zeit Esras bereits eine „tote Sprache“ gewesen. Zur Zeit Esras wurde das Hebräische schon mehr und mehr vom Aramäischen verdrängt. Die Verdrängung beginnt etwa mit dem babylonischen Exil; daß der aramäische Dialekt „etwa seit dem fünften oder vierten Jahrhundert vor Christus die Oberhand gewann,“ darf man mit Wright annehmen. Mit der Meinung, daß noch um 430 vor Christus in Jerusalem gewöhnlich nur Hebräisch gesprochen worden sei, ist nicht unvereinbar die Möglichkeit, daß — theils durch den Einfluß des Exils, theils durch den der Nachbarschaft in und um Palästina — der Sieg des aramäischen Dialektes bereits entschieden war. Sprachgeschichtlich läßt sich gegen die Annahme, Hebräisch und Aramäisch könnten eine Zeit lang nebeneinander bestanden haben, nichts einwenden: „So geschieht es denn“, sagt der ausgezeichnete Linguist Whitney, „daß bei einem Volk zu gleicher Zeit zwei verschiedene Sprachen bestehen, von denen die eine, ein Erbgut aus der Vergangenheit, immer steifer und gezwungener wird.“ Diese Steifheit aber ist die Starre der sterbenden Sprache; Whitney führt den Terminus „tote Sprache“ mit dieser Entwicklung ein. Loofs bringt auch einige Auszüge, die den unwürdigen Ton des Autors beweisen sollen. Bei der vielleicht anstößigsten Stelle vergißt Loofs, zu bemerken, daß die blasphemische Vorstellung aus dem frommen Buch des Dr. Samuel Clark „The divine authority of the holy scriptures“ stammt. Doch sicher hat Roß in seinem Buch herbe und starke Stellen. Trotzdem hat der Tadel in Watts „Literary Guide“ nur den Ausdruck gefunden: Yet even the most sensitive critic will concede that the impeachment is the work of a scholar and thinker“, und Rev. Woffendale nennt Roß „a true poet, a man of fine sympathies, a slashing and brilliant writer.“ Loofs dagegen heißt das Buch „ein Schandbuch eines unwissenden und groben Journalisten niederster Art, das von Gotteslästerungen wimmelt“. Das ist eine Sünde gegen den Geist des Buches, gegen den sinnenden und suchenden Geist seines Verfassers; Roß ist ein echter Gottsucher; und er sucht ihn auf den engen und geraden Pfaden der Wissenschaft und in den Schluchten und Wildnissen seines gepflasterten Herzens. „Bist Du, Herr des Himmels und der Erden, kleinlicher als ich, ein armer Gelehrter, der immerdar mit Ernst und immerdar vergeblich an die unbeweglichen Pforten des Mysteriums klopft? Ich würde die Verbannten aus ihrem Feuersee herausführen ans kühle Wasser und alle Thore der Verklärung würde ich aufspringen lassen und den Triumphzug einer ganzen Welt bei mir aufnehmen. *Al! Das würde ich thun. Würde Gott weniger thun? Gewiß nicht! Gott wird mehr thun, als ich denken oder träumen kann, und sich um den armseligen, kindischen Glauben an Bibeln nicht kümmern. Wer durch den äußeren Schein ins Innere der Seele zu blicken vermag, wird fühlen, daß ich an der Rechtfertigung, nicht an der Verkörperung Gottes arbeite.*“

Ein Theologe, ein Christ hatte für diese Worte kein Mitleiden, keine Liebe, nur „jüdisches“ Eifern. Verkehrte Welt und verkehrtes Gewissen. Und ein Loofs schrieb über einen Haedel, man dürfe ihm „auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit Sorgfalt und ernstern Wahrheitsinn zutrauen“ . . .

Dr. Hermann Friedmann.

Selbstanzeigen.

Du mein Jena! Ein Studenten-Roman. (I. Band von „Vivat Academia!“, Roman aus dem Universitätsleben). Verlag von Richard Bong, Berlin.

Es schien mir nicht ohne Interesse, in einer Folge von Romanen — dem ersten und zweiten Band („In der Philister Land“) wird der dritte („Im Wechsel der Zeit“) bald folgen — den Entwicklungsgang einer Anzahl von Vertretern unseres deutschen Akademikerthums zu veranschaulichen, die wohl als typisch gelten dürfen. Ich wollte zeigen, wie aus drei Kameraden, die der selben Schule entsprossen sind und die einst von den selben studentischen Idealen angeleitet und geeint waren, allmählich, im Verlauf einer immer mehr divergierenden Entwicklung, schon auf der Universität, noch viel mehr aber nachher im Berufsleben, drei nach ihrer sozialen Stellung wie politischen und sittlichen Anschauung grundverschiedene Persönlichkeiten sich entwickeln. Das Milieu der Schilderung, das sorglos schwärmende, manchmal auch wohl wild und etwas ungeberdig überschäumende Treiben einer jenseits Couleur, die Jugendlichkeit der dargestellten Personen dieses Kreises, die im Allgemeinen weder von grüblerischer Weltbetrachtung noch von überschwänglicher Begeisterung für die hohe Wissenschaft — wenigstens in diesem Stadium ihrer Entwicklung nicht — beseelt zu sein pflegen, brachte es mit sich, daß auch die schließlich entstehenden Konflikte im rein Studentischen wurzeln und ohne Berührung tiefer Seelenprobleme vor sich gehen. Nicht psychologisch merkwürdige Ausnahmefälle, sondern bis zu einer gewissen Grenze typische Personen und Entwicklungsgänge will das Buch darstellen. Und wenn ich das Verbindungstreiben liebevoll malte, so geschah Das nicht, weil ich es auch heute noch als das einwandfreie Ideal studentischen Lebens auffasse und zur Nachahmung empfehlen möchte, sondern, weil es in jenen Tagen jugendlichen Ueberschwanges und wenig gereifter Lebensauffassung eine so bedeutsame, ja, oft tragisch wirksame Rolle spielt. Daß neben all dem Glanz der Burschenfreiheit — die ich unserer studentischen Jugend in geläuteter, zeitgemäß veredelter Form aus tiefstem Herzen gönne und für alle Zeit wünsche — auch dunkle Schatten zu finden sind, die Manchem zum Verhängniß werden können: Das, scheint mir, verhillt auch meine Schilderung nicht, obgleich ich es für überflüssig und geschmacklos hielt, mit ernsthaft erhobenem Zeigefinger darauf hinzuweisen. Wie „Du mein Jena!“ die Charakterentwicklung der geschilderten Personen auf der Universität zeigt, so der zweite Band, „In der Philister Land“ ihr Heranreifen auf dem Felde des Berufslebens. Der dritte Band führt dann die endgültig ausgeprägten Gestalten vor und läßt erkennen, ob und wie lange die durch die wissenschaftliche Ausbildung gewonnenen geistigen und sittlichen Werthe im abschleifenden Alltagsgetriebe unangetastet bleiben.

Dr. Paul Grabein.

Die freie Ehe. Von Jacques Mesnil. Autorisierte Uebersetzung von Karl Federn. Verlag Renaissance, Berlin-Schmargendorf. 60 Pfennige.

In letzter Zeit sind viele Bücher erschienen, die eine Kritik der heutigen Ehe enthalten; keins vielleicht bringt sie zugleich in so gedrängter Kürze, mit so scharfer, unerbittlicher Logik und solchem sittlichen Ernst und Enthusiasmus.

Sehr werthvoll scheint mir besonders das erste Kapitel, durch die Kritik des Anarchismus und Sozialismus, die es in wenigen Sätzen enthält — die Feststellung jenes Grundirrhums, daß durch die Umwälzung der ökonomischen Institutionen und Zustände allein oder durch die Beseitigung der bestehenden Geseze ein glücklicher Zustand der Menschheit herbeigeführt werden könnte —, und weil es den vielen Menschen, die sich unter jedem „Anarchisten“ einen Bombenschleuderer vorstellen, einen ganz anderen Begriff geben muß.

Grünheide.

Dr. Karl Federn.

Weltkinder. Gedichte von Paul Bliß.

Damit man ungefähr weiß, was man zu erwarten hat, habe ich ein Wort Goethes als Motto gewählt: „Mir will das kranke Zeug nicht munden; Autoren sollten erst gesunden.“ Bisher hat mich die berliner Kritik mit anerkennenswerthem Eifer geflissentlich totgeschwiegen. Trotzdem lebe ich noch immer. Und nun bringe ich sogar ein Bändchen Gedichte heraus. Ich bin auf Alles gefaßt.

Paul Bliß.

Die große Krippe. Komödie in fünf Akten. Karl Haushalter, München 1903. 1,50 Mark.

Mein erstes Bestreben war, ein interessantes Stück zu schreiben. Alles, was heute als halb geächtet gilt, habe ich angestrebt: eine spannende Handlung, effektvolle Aktschlüsse, einen befriedigenden Schluß. Die denkbar älteste Technik habe ich zu benutzen versucht: erregendes Moment, Steigerung, Höhepunkt, Umkehr, verschiedene Momente letzter Spannung, — Alles ist vorhanden. Die Modernisten werden mich verachten. Das Stück selbst zeigt Mißstände, die in der lokalen Presse und der kommunalen Verwaltung vorhanden sind, in satirischer Beleuchtung. Ich denke: Mancher wird in meiner lieben Stadt Klingenburg ein vertrautes Fleckchen Erde wiedererkennen, Mancher meinen Menschen vertraulich die Hände entgegenstrecken. Denn, im Grunde genommen, sind sie doch Alle liebe Kerle.

Duisburg.

Georg Fernandes.

Richard Wagner und das Christenthum. Georg Wigand, Leipzig. 2 Mark.

Ich meine, es könne weder den Freunden des Christenthumes gleichgiltig sein, welche Stellung ein so ausgeprägter Individualist wie Richard Wagner zur Gedankenwelt Jesu einnahm, noch dürfte es den Wagnerfreunden uninteressant sein, an dem Wesen und den Werken des Meisters nachgewiesen zu sehen, wie weit die grundlegenden Lebensprinzipien des Christenthumes in voller Unabhängigkeit von der Kirche eine Neubelebung durch den „Bayreuther Gedanken“ erfahren haben. Die bisherige Wagner-Literatur geht auf die eigenartige religiöse Entwicklung Wagners kaum ein. Von der Kenntniß dieses Entwicklungsganges dürfte aber das tiefere Verständniß der Musikdramen abhängen. Ich möchte den Zusammenhang aufdecken, in dem die einzelnen Musikdramen, vom Holländer bis zum Parsifal, mit der jeweiligen religiösen Entwicklungsstufe ihres Schöpfers stehen.

Bremen.

Otto Hartwich.

Könige ohne Land. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Ich dachte an Menschen, die kaum bemerken, daß sie durch sichtbaren Erfolg eigentlich nur schwach vom Leben abgelohnt werden, die aber von so starkem inneren Glanz selbst erfüllt sind, daß sie dennoch reichlich auf ihre Kosten kommen. Trotz allem Widrigen und Strebenden, was ihnen das feindliche Leben anthut, strahlt von ihrer Harmonie noch ein gutes Theil auf Andere über.

✻ Franziska Mann.

Das Bildniß Dorian Grays. Von Oskar Wilde. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

Zunächst eine Berichtigung. In meiner Vorbemerkung erwähne ich eine Kritik der gaultischen Ausgabe des Dorian Gray. Diese Kritik ist zwar geschrieben, aber nicht veröffentlicht worden. Ich konnte die Korrektur nicht selbst lesen und so blieb der Irrthum leider stehen. Diese Kritik enthielt die Rechtfertigung meiner Neuausgabe. Es sei mir gestattet, hier noch einmal in Kürze die Gründe zu nennen, die mich zu ihr trieben. Bei uns wird mit Uebersetzungen der ungeheuerlichsten Unfug getrieben. Daß er die fremde Sprache beherrsche, wird von dem Uebersetzer längst nicht mehr verlangt. Aber auch die eigene Sprache kennen viele Uebersetzer nicht. Die Praxis völliger Gleichgültigkeit gegen den fremden wie gegen den deutschen Text ist für die allgemeine Unterhaltungsliteratur schon viel zu sehr eingerissen, als daß es fruchtete, dagegen zu wettern. Aber wenn sich Jemand daran macht, eins der für eine ganze Epoche des geistigen Lebens wichtigen Werke zu übertragen, dürfte man wohl von ihm verlangen, daß er erstens die Sprache beherrscht und zweitens dem Werk gegenüber Pietät besitzt. Herr Gaulke kann weder Englisch noch hat er eine Ahnung davon, was Pietät ober, anders ausgedrückt, Akribie heißt. Er läßt willkürlich fort, wo es ihm behagt (ganze Kapitel und kleinere Abschnitte). Er hat von den tausend Pointen in Wildes Stil nicht die Hälfte verstanden. Er übersetzt „common sense“ mit „Gemeinsinn“, „a genial (lustig) framemaker“ mit „ein genialer Rahmensabrikant“. Solcher Stellen könnte ich Hunderte anführen. Ich denke: zwei genügen. Ich habe mich in meiner Ausgabe an den Text der zweiten Ausgabe (der ersten mit der Vorrede) gehalten. Fortgelassen ist nichts. Das flackernde Spiel des Witzes wird vielfach blasser und stumpfer geworden sein. Was sich bei der Uebertragung aus dem Knappen, konzisen Englisch in das immer etwas weitschweifige Deutsch thun ließ, glaube ich, gethan zu haben, und hoffe, daß Dorian Gray seinen Dichter besser kennen lehren wird, als man ihn in Deutschland bisher kannte.

Felix Paul Grebe.

Morgans Noth.

Im Mai des vorigen Jahres landete in London Andrew Carnegie, der sich bekanntlich nicht mit dem Ruhm begenügt, sein Privatvermögen auf die Milliardenhöhe gebracht zu haben, sondern den Ehrgeiz hat, auch Andere zu lehren, wie sie es anstellen müssen, um schnell und schmerzlos reich zu werden. Die kurze und klare Definition der Franzosen: Les affaires, c'est l'argent

des autres, behagt diesem Idealisten nicht, der in langen Kathederreden allerlei ethische Forderungen aufstellt. Dabei reichen die Wurzeln seiner Weltanschauung tief in das kapitalistische Erdreich hinab und er scheint wirklich zu glauben, der Milliardär sei nicht der tüchtigste nur, nein: der edelste aller Erdenbürger. Und da er auch die Nationen nach Rangklassen einteilt und die Amerikaner für das tüchtigste und edelste Volk hält, muß er im amerikanischen Milliardär natürlich die Krone der Schöpfung sehen. Carnegie hat Recht. Als er in London angelangt war und von einem englischen Journalisten über den eben entstandenen Dampfertrust interviewt wurde, sagte er: „Wir Amerikaner meinen in der That, daß wir die Dinge besser verstehen als irgend Jemand in einem anderen Land; und wir haben für diese Meinung triftige Gründe“. Die Engländer nehmen sonst das Vorrecht, Alles besser als Andere zu wissen, für sich selbst in Anspruch. Dennoch ließen sie sich Carnegies Worte gefallen, ohne den stolzen Sprecher zu strafen. Warum? Weil damals ganz Europa geneigt war, an die unerreichbare Superklugheit der Amerikaner wie an das ehrwürdigste Dogma zu glauben. Mir fiel Carnegies Rede wieder ein, als ich von den ernstesten Schwierigkeiten las, mit denen der Ozeantrust des Herrn Pierpont Morgan jetzt zu kämpfen hat. Auch hat der Trust seine Zulizinsen nicht bezahlt, wird sie einstweilen wohl auch nicht bezahlen; das zu verzinsende Kapital hat die für Europäern immerhin stattliche Höhe von 50 Millionen Dollars. Auf eine spätere Rentabilität warten ferner die Besitzer von 52 Millionen Preferred-Shares. Ihnen folgen dann erst die Millionen gewöhnlicher Aktien, die den Amerikanern freilich nie allzu große Sorgen machen; meist sind solche Common-Shares ja den Gründern oder höheren Trustsbeamten zugewiesene Geschenke, deren Empfänger noch zufrieden sein können, wenn sie auch nur zehn Prozent vom Nominalwerth der Aktien herausholen. Die schlechte Konstitution des Trusts verräth sich in dem raschen Rückgang der Kurse: die Vorzugsaktien (die zwar nie auf Pari kamen, Ende 1902 aber auf 75 standen) sind auf 20 gesunken und die Common-Shares sind um 21 Prozent gefallen und stehen auf 5. Der Trust hat nicht einmal versucht, diesen Rückgang aufzuhalten; entweder haben also die Leiter selbst kein Vertrauen mehr zu ihrer Sache oder sie sind zu finanzieller Ohnmacht verdammt.

Daß der Dampfertrust nie rentiren werde, war vorauszusehen. Die Gründer hatten auch weder die Rentabilität im Allgemeinen noch insbesondere, wie ausposaunt wurde, die Besserung des Frachtverkehrs als Ziel vor Augen gehabt. Der Ozeantrust wurde von ihnen nur als Schlüsselstein eines großartigen Baues geschätzt; er sollte das ganze Trustsystem für die Zukunft sichern. Wie der Kriminalist die Stärke des verbrecherischen Willens erwägt, soll auch der Psychologe die Menschen weniger nach dem von ihnen Erreichten als nach dem Ziel ihres Strebens beurtheilen. Was beweist der Erfolg? Bonaparte hat das erträumte Weltreich nicht gegründet und war trotzdem ein Meister politischer Strategie. Stroußberg verlor das Spiel, starb arm und entehrt und war dennoch ein genialer Finanzmann. Wer eine Höhe erklettern will, kann leicht straucheln, leichter jedenfalls als Einer, der ruhig unten im Thal bleibt. So nenne ich auch Morgan den größten aller uns bekannten Finanzstrategen, obwohl das Glück, die leichte Dirne, ihm jetzt zu entflattern droht. Man sagt ihm nach, er gehe jeden Morgen vor der Bureauzeit in die Georgskirche — vielleicht eine Kon-

zession an den Aberglauben, wie mancher bedeutende Mann sie gemacht hat —, bete dort aber nicht, sondern benutze die Kirchenruhe, um seine Geschäftspläne durchzubedenken. Wenigstens versichern gute Beobachter, er sehe dann aus wie Einer, dessen Hirn eifrig arbeitet. Er hat noch ein anderes Refugium. Wenn ihn besonders wichtige Pläne beschäftigen, fährt er auf seiner Yacht, die den ominösen Namen „Der Korsar“ trägt, hinaus und hält auf dem Meer Tage lang Zwiesprache mit seinem Genius. In solcher Einsamkeit mag der Plan zum Stahltrust gereift sein. Und an diese Riesenkombination reihten sich andere Trustgebilde; wurde, am Ende der Reihe, das Eisenbahnmonopol erreicht, dann war die gesammte Stahlproduktion vertrautet und unter Morgans Herrschaft: von dem Augenblick an, wo das Rohprodukt der Erde entrisfen, bis zu der Stunde, wo das fertige Fabrikat auf Stahlschienen an die Meeresküste befördert wird. Morgans Macht aber sollte noch weiter reichen. Auch unseren Kontinent, den alten, wollte er beherrschen, die Wirtschaft seiner Gegner mitbestimmen; und an dieses hohe Ziel sollte ihm der Dampftrust helfen.

Zunächst hatte er Glück: die Verödung des Frachtenmarktes begünstigte seinen Plan. Während der Hochkonjunktur hatten namentlich deutsche und englische Dampfergesellschaften ihre Flotte beständig vermehrt. Das abnorme Jahr 1900, wo der kubanische Krieg noch fortwirkte, zwei Welttheile Strafzüge nach China sandten und die gesteigerte Industriethätigkeit neue wirtschaftliche Ansprüche erhob, hatte die deutschen Rheeder in einen Fieberzustand versetzt. Die Berichte des Lloyd und der Packetfahrt malten die Zukunft in rosigstem Licht, in das nur ein Schatten noch fiel. Die deutschen Linien waren, um allen Anforderungen genügen zu können, nämlich genöthigt gewesen, fremde Schiffe zu chartern. Doch dieser Uebelstand sollte bald beseitigt sein. Ende 1900 hatte Ballins Gesellschaft fünfzehn Ozeandampfer im Bau; sieben nur für Frachten, die andern acht auch für Passagierbeförderung. Als der Verkehr nachzulassen begann und die kriegerischen Verwickelungen sich lösten, sanken die Ozeanfrachtsätze schnell. Im Lauf eines Jahres fiel der Getreidefrachtpreis (auf der Linie Amerika-Liverpool-Hamburg) von 2 $\frac{3}{4}$ auf $\frac{3}{4}$ Pence für das Bushel und auch die Passagierpreise ließen über zehn Dollars nach. Da griff, im Herbst 1901, Morgan ein. In Wien und Hamburg ließ er durch das new-yorker Bankhaus Ruhs, Rb & Co. deutsche Schiffahrtaktien aufkaufen. Das Gerücht, der amerikanische Milliardär sei der eigentliche Käufer, verbreitete sich mit Windeseile und jagte die deutschen Interessenten in Furcht und Schrecken. Morgan, hieß es, strebt nach der Aktienmajorität, um die deutsche Schiffahrt zu amerikanisieren. Die Statuten wurden, zur Beschwichtigung ängstlicher Gemüther, geändert. Aber die Herren Ballin und Wiegand wußten mindestens eben so gut wie jeder unbefangene Beurtheiler, daß auch die geänderten Statuten einem ernstern Ansturm der Yankees nicht Stand halten konnten, und eilten deshalb nach Amerika. Dort wurde zwischen den deutschen und den rasch verbündeten amerikanischen Gesellschaften ein Vertrag abgeschlossen, der den deutschen Gesellschaften zwar äußerlich ihre Selbständigkeit ließ, tatsächlich sie aber der Gewalt Morgans unterwarf. Vortheil brachte den deutschen Kontrahenten nur Morgans Verpflichtung, unseren Gesellschaften 6 Prozent Dividende auf einen Theil ihres Aktienkapitals zu garantiren. Im Oktober 1902 trat die Compagnie Générale Transatlantique dem Trust bei, der nun die französischen und die deutschen Gesellschaften und die englischen und amerikanischen Linien Lyley,

White Star, Atlantic Transport, Red Star, die American und Dominion-Line umfaßte. Widerstand leistete nur noch die durch eine beträchtliche Staatssubvention gestärkte englische Cunard-Line; sie schloß später zwar einen Vertrag mit dem Trust, bewahrte sich aber so ziemlich ihre Unabhängigkeit.

Der Ankauf der Aktien hatte ungeheure Summen verschlungen. Die meisten Anttheile waren weit über ihren Werth bezahlt worden. Das war aber nicht, wie jetzt in der Manchesterpresse gezeitert wird, die Folge wilder amerikanischer Spekulation: auf den Preis, den er zahlte, durfte es Morgan gar nicht ankommen, denn der Ozeantrust hatte für ihn nicht den Zweck, Rente abzuwerfen, sondern den höheren, das amerikanische Trustgebäude zu krönen. Für rentabel hat der Schöpfer wohl von vorn herein seine Schöpfung nicht gehalten. Bei den deutschen Gesellschaften entfallen auf eine Registertonne der Flotte 66 $\frac{2}{3}$, bezw. 48 Dollars zu verzinsenden Kapitals; der amerikanische Trust aber hat mit jeder Tonne den Ertrag von 90,3 Dollars aufzubringen. Nun können schon unsere deutschen Gesellschaften in halbwegs schlechten Zeiten ihr Kapital kaum ausreichend verzinsen; wie soll es da der unter ungünstigeren Bedingungen wirtschaftende Trust können? Trotzdem wird er nicht an dieser Klippe scheitern, sondern an einem gefährlicheren Riff. Morgan hatte seinen Partnern eine wesentliche Stebung des Frachtgeschäftes verheißt. Dieser Lockung waren sie gefolgt. Doch der mächtige Milliardär hat sein Versprechen nur zum kleinen Theil zu erfüllen vermocht. Das klingt Dem befremdend, der erwägt, in welchem Umfang der Stahltrust auf die Verhältnisse des amerikanischen Stahl- und Eisenmarktes zu wirken vermag. Aber der Dampfertrust ist dem Stahltrust im Wesen nicht ähnlich; er ist nicht Produzenten-, sondern Händlertrust, ist ein Monopolring, wie es sie auch früher schon gab. Solche Ringe haben sich fast nie lange gehalten; man hat die Getreide- und Kupfervorräthe der ganzen Welt aufgekauft, um die Preise zu steigern, und der Versuch ist gescheitert. So wird es wahrscheinlich auch dem Dampfertrust gehen. Wer ein Monopol erreichen will, muß sich zunächst die Produktionsstätten sichern; auch das Kupfermonopol wurde erst möglich, als die Kupferminen aufgekauft waren. Das hat Morgan vielleicht geahnt, als er die Hand über den Ozean streckte; vielleicht sah er in seinem Werk selbst nur den Anfang einer großen internationalen Organisation. Die aber hat er nicht geschaffen. Und jetzt steht sein Trust, bei dessen Gründung denn doch allzu viel Schwindel getrieben worden war, vor der Unmöglichkeit, das steigende Lagerraumangebot zu meistern. Das ist der Anfang vom Ende.

Bei uns sucht man das Nahen der Katastrophe zu verschleiern. Die osnabrücker Verhandlungen hatten aber wohl den Zweck, die Rüstung der kontinentalen Gesellschafter für den Tag des Zusammenbruches vorzubereiten. Nutzen würde solcher Zusammenbruch den deutschen Rhedereien nicht bringen: die Dividendengarantie fiel weg und sie hätten mit erneuter, verschärfter Konkurrenz zu rechnen. Ob Morgan den Schlag überstehen wird, muß man abwarten. Ganz unsinnig ist aber das Geschrei unserer liberalen Presse, die jubelnd den Tod aller Amerikanertrusts verkündet. Solche Trustophobie verkennt, daß der Dampfertrust nur den Namen, doch nicht das Wesen eines Trust hat. Selbst wenn Morgan fiel: der Stahltrust würde ihn überleben; und dieses großartig organisirte Unternehmen ist für uns die schlimmste aller amerikanischen Gefahren.

Notizbuch.

Schlesien hat durch Hochwasser ungeheuren Schaden erlitten; besonders schlimm sind die Verwüstungen in den Bezirken Neisse, Oppeln, Breslau. Die Regierung hatte, als Verwalterin des preussischen Staatsvermögens, die Pflicht, der heimgesuchten Provinz schnelle und ausreichende Hilfe zu leisten. Aber der König ist nicht in Berlin, nicht auf festem Land; und ohne des Königs Wink wagt man nicht gern mehr wichtige Beschlüsse: er könnte sie später ja mißbilligen und das Ministerium seinen Unmuth fühlen lassen. Also mußte Schlesien warten. Der Freiherr von Hammerstein, annoch Minister des Inneren, fuhr hin und fand, die Sache sei nicht so arg; private Wohlthätigkeit werde die zur Vinderung der Noth erforderlichen Mittel aufbringen. Nun lief den Schlesiern die Galle über. Sie saßen im Elend, sahen sich von neuer Ueberschwemmung, von Fieber und Seuchen bedroht, lasen von Reisevergünstigungen des Königs, von zierfam zugespitzten Strandroben des Ministerpräsidenten, von Ausländern, die allerlei seltsame Ehren einheimsten, und wurden auf den kargen Erfolg privater Sammlungen vertröstet, die im besten Fall noch nicht den zehnten Theil des Nothwendigsten liefern konnten. Sie erinnerten an die rasche und reichliche Hilfe, die in Hochwassersnoth aus Berlin gekommen war, als Bismarck regirte. Das half. Graf Bülow wird sehr nervös, wenn seine Thaten kleiner geschätzt werden als die des ersten Kanzlers. Zu solcher Schätzung hatten jetzt Viele Lust; sogar die berliner Presse fing zu murren an. Der Finanzminister wurde nach Schlesien geschickt und wir vernahmen, der verwüsteten Provinz sei ein Staatskredit von zehn Millionen zur Verfügung gestellt. Natürlich mußte der Erdkreis erfahren, wenn diese Großthat zu danken sei: nur, ganz allein der Initiative des Grafen Bülow. Und im offiziellen Lokalanzeiger stand: „Der Kanzler ist in Schlesien jetzt der populärste Mann.“ Möglich, daß er durch seinen Hausfreund Vishnowsky besser als die berliner Kollegen über den Umfang der Noth unterrichtet war; was er thun mußte, hat er dennoch nicht gethan. Er mußte den König telegraphisch bitten, sofort zurückzukehren; denn es ist dem Ansehen der Monarchie nicht nützlich, daß der höchste Repräsentant des Staates an fremden Küsten Feste feiert, während Schaaren deutscher Menschen obdachlos hungern und von Epidemien umlagert sind. Und er mußte selbst ohne Säumen nach Schlesien reisen und sehen, wo und wie zu helfen sei. Das war einfach seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für die er bezahlt wird. Schlesien hat seit dem ersten Juli keinen Oberpräsidenten: doppelt nöthig war also die Anwesenheit des ersten Ministers. Der Herr Graf hält sich länger und öfter procul negotiis als Bismarck in alten und kranken Tagen. Er war um die Osterzeit in Venedig, später in Rom und ist nun seit Wochen in Norderney. Er hatte die Seebadetur gefälligst auf vier, fünf Tage zu unterbrechen. Das hätte in ähnlichem Fall jeder Industrielle, jeder Bankdirektor gethan. Nicht der geringste Grund also zu Lobeshymnen. Und welche Kataingefinnung stimmt denn überhaupt der Regierung Danklieder an, weil sie endlich, nach Skandalös langem Zögern, sich zur Bewilligung der allernöthigsten Mittel drängen lieh? Ist es ihr Geld oder unseres? Hat sie es erworben? Wird sie es durch Werthe schaffende Leistung ersetzen? Du lieber Himmel: wenn das preussische Nationalvermögen auf die Produktivkraft der Bülow und Genossen angewiesen wäre, hätte der Finanzminister schwere Tage. Nicht die Regierung giebt die zehn Millionen für Schlesien: die preussischen Bürger geben sie, haben sie erarbeitet und werden sie wie-

in die Kasse liefern, aus der sie jetzt genommen wurden. Und wenn die Gesamtheit der Bürger den Willen ausdrückt, einer geschädigten Provinz solche Hilfe zu leisten, dann haben die Staatscommiss einfach Ordre zu pariren und auf Dank keinerlei Anspruch. Schlimm genug, daß sie in hunderteinundsechzig Jahren — so lange ist Schlesien preussisch — noch nichts Zulängliches gethan haben, um die Provinz vor Elementarschäden zu schützen. Nur elender Servilismus kann da in Brünstzuckungen Dank sammeln. Jetzt heißt, der Nothstandsbericht werde die letzte Ministertbat des Freiherrn von Hammerstein sein. Sehr schön (trotzdem Eingeweihte behaupten, der Innere habe sich auch hier nur maßgebenden Wünschen angepaßt); genügt aber nicht. Herr Studt, der Leiter der Medizinalangelegenheiten, mußte seine Reise in das Typhusgebiet „um eine Woche verschieben“; er ist offenbar überlastet und sollte in ein ruhiges Oberpräsidium befördert werden. Das ganze Jahr hindurch erlebigen die Herren, manchmal recht, oft schlecht, ihre Nummern; versagen sie in den seltenen Fällen drängender Noth, dann sind sie, als völlig unbrauchbar, geschwind aus dem Amt zu scheuchen. Freilich: auf den Ersatz kommt es an. Für das Justizministerium soll Herr Beseler ausersuchen sein; dieser Wahl würden namentlich die Praktiker sich freuen, denen die neue Strafprozeßordnung wichtiger scheint als das neue Strafgesetz. Sollte es gar nicht möglich sein, für Kultus und Inneres moderne Männer zu finden? Diesmal war wieder nur der Freiherr von Rheinbaben auf dem Posten. Allein aber, ohne rüstige und muthige Helfer, kann auch er den altmodischen Preußenstaatswagen nicht durch versandetes und überschwemmtes Land vorwärtskutschiren.

Der Kaiser muß über die schlesische Noth unzureichend informirt worden sein. Er hat Zeit gefunden, Herrn Ballin und dem Hafenvorwalter von Dover in Depeschen seine Freude darüber auszusprechen, daß die Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie künftig in Dover landen sollen. Ob diese Schiffe Southampton oder Dover anlaufen: Das ist eine kaufmännisch-technische Frage, deren Beantwortung die Allgemeinheit nicht interessiert. Engländer haben den Kaiser gebeten, Dover als Landungsplatz zu empfehlen; und er meint nun, diese Wahl werde „die vielseitigen friedlichen Beziehungen der beiden Nationen noch weiter ausgestalten und enger knüpfen“ und „mehr und mehr zur Entwicklung unserer Handelsbeziehungen beitragen“. Das ist höchst unwahrscheinlich; aber den Gehorsam des Herrn Ballin mögen seine Aktionäre wüthigen. Auffallen mußte nur, daß der Kaiser, der bei diesem winzigen Anlaß zwei als Imperator und Rex unterzeichnete Depeschen aus Norwegen schickte, seiner Theilnahme an dem schlesischen Nothstand zwei Wochen lang öffentlich keinen Ausdruck gab. An Telegrammkosten wird in der Wilhelmstraße sonst ja nicht gespart.

Im ersten Juliheft war das Rundschreiben eines „Institutes für Kellame und Propaganda“ abgedruckt, das von den Ausstellern bezahlte Besprechungen der dresdener Städteausstellung anbot und den Satz enthielt: „Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß die Boffische Zeitung andere Besprechungen über die dresdener Ausstellung als von mir nicht bringen wird.“ Tante Boff stellte sich darob höchst entrüstet. „Bei diesem Cirkular“, kiste sie, „handelt es sich um einen eben so plumphen wie dummen Schwindel“; nur „in schön gespielter sittlicher Entrüstung“ könne irgend Jemand an „die Richtigkeit der Darstellung glauben“; „die Unterstellung, die Boffische Zeitung nehme Berichte oder Besprechungen gegen Be-

zahlung auf, ist so abgeschmact, daß sie nicht uns, sondern nur ihre Urheber belastet"; „wir geben den Ausstellern, bei denen der Humbug versucht worden sein sollte, anheim, sich an die Staatsanwaltschaft zu wenden.“ Die Hintertreppenpatheißel der alten Knupplerin konnte mich nicht beirren; im zweiten Juliheft wies ich hündig nach, daß die Vossische Zeitung gar nicht selten „Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung aufnimmt“. Jetzt versendet „Dr. W. Kämpf, Institut für Klame und Propaganda“, ein gedrucktes Schreiben, das den Thatbestand mittheilt und meldet, Herr Dr. Kämpf habe die Vossische Zeitung wegen Beleidigung verklagt; in einer Anmerkung heißt es: „Die Erhebung der Privatklage wird bestätigt. Dr. Oskar Meyer, Rechtsanwalt“. Der Thatbestand aber ist recht erbaulich. Die Vossische hat allerdings nicht mit Kämpf verhandelt, sondern mit dessen „Mitarbeiter“, einem Schriftsteller Schiblos, der im Auftrag des Institutes nach Dresden fahren sollte. „Dieser Herr war der Vossischen Zeitung bereits bekannt, da er für die Nummer 171 vom zwölften April dieses Jahres einen Klameartikel geliefert hatte, der mit seinem vollen Namen unterzeichnet ist. Dieser Artikel ist in seiner ganzen Ausdehnung der Besprechung einer einzigen Firma (Pianofabrik) gewidmet. Er ist nicht etwa nur Referat, sondern im Plauderton gehalten, — rein feuilletonistisch. Auch seiner äußeren Form nach ist dieser Artikel ein Feuilleton, denn er ist, wie die redaktionellen Feuilletons, dreispaltig gesetzt und nicht etwa, wie die Annoncen der Vossischen Zeitung und wie andere Klameartikel, die als solche gelten sollen, vier-spaltig. Ferner befindet sich dieses Feuilleton in der zweiten Beilage unter dem Strich; unmittelbar darüber steht redaktioneller Text (Handelsnachrichten); nirgends auf der ganzen Seite ist eine Grenze sichtbar, wo der redaktionelle Theil aufhört und ein anderer Theil beginnt, für den die Redaktion keine Verantwortung übernimmt. Das Honorar für dieses Feuilleton hat nicht etwa der Verfasser erhalten, sondern er hat es an die Vossische Zeitung bezahlt; die Quittung hierüber ist vorhanden.“ Und eben so sollte die Sache für Dresden gemacht werden. Herr Schiblos verhandelte mit der Redaktion, nicht mit der Expedition; und der leitende, verantwortlich zeichnende Redakteur, Herr Bachmann, sagte ihm zu: solche von den Ausstellern bezahlte Feuilletons gegen Entgelt aufzunehmen, sie äußerlich von dem redaktionellen Text nicht zu unterscheiden, sie, wenn der Tag des Erscheinens nicht fest vorgeschrieben werde, in die erste Beilage zu setzen. Das genügt wohl, um zu zeigen, daß Herr Kämpf berechtigt war, seinen Kunden zu versprechen, er werde die von ihnen bezahlten Feuilletons in die Vossische Zeitung bringen. Lante bestreitet nur die Verpflichtung, andere Besprechungen nicht aufzunehmen; doch drei Wochen nach der Eröffnung waren die Ausstellungen der Einzelfirmen in der Vossischen noch nicht besprochen, „so daß“, wie Herr Kämpf richtig sagt, „deren Besprechung immer noch meinem Mitarbeiter vorbehalten blieb“. Die Hauptbeschwerde der Vossischen ist: Kämpf habe für die Klamen mehr Geld verlangt, als sie selbst dafür von ihren Kunden fordere, sie also geschädigt. Und wie ist's nun mit dem „Humbug“, dem „eben so plumpen wie dummen Schwindel“? Ich war ungemein naiv, da ich den Geheimen Justizrath Vessing, den Herrn und Gebieter der Vossin, aufforderte, nachzuforschen, ob im Mummnenkleid etner unbefangenen Kritik wirklich bezahlte Klamen geboten worden seien. Das Mummnenkleid war von der Redaktion bestellt und das Geld für die auf schlaue Täuschung des Publikums berechneten Klamen klang schon munter in Vessings Umlastkasten.



Berlin, den 8. August 1903.

Die Rechtfertigung durch den Glauben.

Zugen Dühring sagt in seinem „Ersatz der Religion durch Vollkommeneres“ ganz richtig, daß, wenn bei uns die Religion praktisch in Frage komme, von keiner anderen als der christlichen die Rede sein könne; sie reiche nämlich so weit wie die thatkräftigen Völker. Dann aber schreibt er: „Könnte überhaupt eine fremde Religion ernstlich und auf die Dauer gegen den Rassencharakter der Völker, die ihr in ihrer unerfahrenen Kindheit anheimfallen, Etwas ausrichten, so müßten die europäischen Kulturvölker längst ihre Thatkraft eingebüßt haben.“ In diesem Satz stecken zwei Irthümer. Das Christenthum ist der arischen Rasse nicht innerlich fremd, denn sein menschlicher Bestandtheil, sein Gedankengehalt ist das Erzeugniß der Denkarbeit der arischen Griechen. Und seinem göttlichen Bestandtheil, der wunderbaren Kraft, die von der Person Jesu ausgegangen ist, verdanken die heutigen Arier die Erhaltung ihrer Thatkraft. Die Arier des Alterthumes, die Gräkolatiner, haben sich verzweifelt, lebensmüde, versumpft, ohne ernstlichen Widerstand in den Untergang ihrer großartigen politischen Schöpfungen und ihrer herrlichen Kultur ergeben. Mitten im Zusammenbruch, von mordenden und plündernden Barbarenhorden bedroht, den vermeintlich nahen Weltuntergang vor Augen, haben die Christen, und zwar aus dem von Chamberlain mit solcher Verachtung behandelten Völkergemisch stammende, den in den Synagogen und in den Katakomben begonnenen Bau ihrer die Welt umfassenden Kirche — die christlichen Völker beherrschen ja doch die Welt — vollendet; und die nachfolgenden christlichen Geschlechter sind bei allem Entsetzlichen, was sie zu übersehen hatten, niemals muthlos verzweifelt. Man muß das Wesen des Christenthumes nicht in einem Bibelvers und auch nicht in ein paar Duzend Versen suchen. Tolstois Religion ist nicht christlich, sondern russisch; die Aussprüche

Jesu, mit denen diese Denkart ihre russische Passivität zu rechtfertigen suchten, gelten nur für Ausnahmemenschen und für besondere Umstände oder sie sind Ausdruck einer Seelenstimmung, die sich durch äußere Angriffe nicht erschüttern läßt, weil sie darüber erhaben ist, nicht ein Bekenntniß unmännlicher Feigheit und Faulheit. Auch war die Absicht Jesu nicht, die Menschen „moralisch“ zu machen; waren ihm doch die höchst Moralischen ein Gräuelf. Soweit Moralität, die vielgestaltige, möglich und nothwendig ist, sorgen die lebenskräftigen Völker durch Gesetz, Polizei und Sitte dafür; die heidnischen und die mohammedanischen nicht weniger als die christlichen. Ihre Förderung ist, wo sie eintritt, ein Nebenprodukt des Christenthumes. Für die vom christlichen Glauben innerlich und tief Ergriffenen, die immer die Minderheit ausmachen müssen, weil sich die harten Forderungen der rohen Arbeit und der wilden Kämpfe, die des Daseins materielle Grundlagen schaffen und sichern, mit zartem und feinem Idealismus nicht vertragen, für diese vollkommenen Christen also versteht sich von selbst, daß sie den größten Egoismus überwunden und sich durch Zügelung der Sinnlichkeit gegen das Versinken in Laster einigermaßen gesichert haben. Das leistet jedoch auch die Philosophie; was das Christenthum den Völkern gebracht hat, ist Anderes, Größeres.

Monothéismus, göttliche Vorsehung, Fortdauer der Menschenseele nach dem Tode und Vergeltung im Jenseits waren Vorstellungen, die der griechische Denkgeist gefunden und die er zuletzt in Wechselwirkung mit dem jüdischen Prophetengeist zu theosophischen Systemen für die Gebildeten ausgebaut hatte, während das Volk zwar an ewiges Leben der Seele und an Vergeltung glaubte, aber dem Polytheismus treu blieb und sich darum zum Begriff eines vernünftigen Weltzusammenhanges, sei es in der Form der Naturkausalität oder in der einer Vorsehung, nicht zu erheben vermochte. Das Christenthum hat den Monothéismus, die mit unbegriffene Weltordnung und die persönliche Unsterblichkeit zu Glaubensartikeln gemacht und das Wunder vollbracht, daß diese Artikel wirklich geglaubt, für unzweifelhaft gewiß gehalten wurden, und zwar von den ihm zufallenden Völkern; es hat also zum lebendigen und wirksamen Gemeingut der die Erde beherrschenden Völker gemacht, was bisher nur bis zur Stufe der Wahrscheinlichkeit gelangte Gelehrtenmeinungen gewesen waren. Dieser feste Glaube nun, verbunden mit dem die Gewissensängste beschwichtigenden Glauben an die Erlösung, ist es augenscheinlich, was den christlichen Völkern ihre Unverwundlichkeit verleiht. Der Einzelne ist nicht mehr ein Atomhaufe, dem einige phosphoreszirende Hirnmolekeln das wunderliche innere Lichtfünkchen, Bewußtsein genannt, entzünden, womit er das Glend seines zwecklosen und zum Glück wenigstens kurzen Daseins wahrnimmt. (Der Professor kann sich ja trotz seiner philosophischen Ueberzeugung von der Bedeutungslosigkeit dieser Plasmahäufchen in einem All, in dem unser ganzes

Sonnensystem als ein Nichts verschwindet, sehr wichtig vorkommen und sehr behaglich fühlen; nur ist es nicht seine philosophische Ueberzeugung, was ihm die angenehmen Vorstellungen und Empfindungen verschafft, sondern seine Staatspründe; bei armen Teufeln, die weder eine Staatspründe noch ein Rittergut haben, wirkt der Atheismus anders). Der Christ weiß, daß er in Gottes Hand steht, daß ohne dieses Gottes Willen kein Haar von seinem Haupte fällt, daß um seinetwillen, zu seinem Dienst und Gebrauch, das körperliche Universum geschaffen ist, daß er alle Sonnensysteme sammt ihrem Wandel überleben wird und daß sein Schicksal im Jenseits von seinem Verhalten im Diesseits abhängt. Das bewahrt ihn vor Verzweiflung und stärkt ihn, gelassen und stetig seine Pflicht zu erfüllen, auch wenn kein Mensch ihn sieht, auch wenn scheinbar all seine Arbeit und Mühe umsonst ist und kein irdischer Erfolg ihm winkt. Wohlgemerkt: nicht, ein Tugendbold zu werden, sondern, seine Pflicht zu erfüllen. Einer kann mit allerlei wilden Leidenschaften und häßlichen Fehlern behaftet sein und doch als gläubiger Christ standhaft Das thun, was er für seine Schuldigkeit hält und was manchmal nicht sehr löblich, ein anderes Mal nicht sehr klug ist. Man weiß, wie es Bismarck als eine Wirkung des Glaubens gepriesen hat, daß der Soldat, in dunkler Nacht allein, auf seinem gefährlichen Posten aushält. Daran hat ja nun wohl der gar nicht idealistische Drill seinen gemessenen Antheil; aber das ganze preußische Soldatenwesen sammt seinem Drill ist doch selbst unter der Einwirkung religiöser Ideen zu Stande gekommen, denn das traditionelle Pflichtgefühl der Hohenzollern wurzelt in der Religion. So macht also die christliche Geringschätzung der Welt gerade tüchtig für die Welt, indem es nur die Gefahren, Widerwärtigkeiten, Mißerfolge und die von der Pflichterfüllung weglockenden Genüsse sind, die der Christ im Hinblick auf das ihm sichere ewige Leben verachtet, während er die Pflichterfüllung über Alles schätzt und unter allen Umständen auf seinem Posten aushält. Damit ist die Masse, der Leib der Christenheit, für den Daseinskampf hinlänglich ausgerüstet, so daß ihn die Stöße, die er erleidet, nicht aus dem Gleichgewicht bringen und die feindlichen Elemente nicht unterkriegen. Die christliche Ethik aber haucht diesem wetterfesten Leibe die feine und edle Seele ein, deren Träger die Heiligen, die Esoteriker sind. Auch der Mohammedaner läßt sich für seinen Glauben totschlagen und fühlt sich geborgen in Allahs Hand. Aber nur der Christ glaubt, daß die ewige Seligkeit intellektueller Art sein und im Schauen Gottes, also in der Erkenntniß Dessen bestehen wird, was die Welt im Innersten zusammenhält, des unergründlichen Vornes, aus dem ihr quillt, was sie Gutes und Schönes zu bieten hat. Und indem der Christenglaube Gott als die Liebe definirt und die Gottähnlichkeit in der Liebe zur Pflicht macht, hat er die Menschen gewöhnt, Wildfremden Barmherzigkeit zu erweisen und

die seelisch oder leiblich Bedürftigen nicht nur nicht abzuweisen, sondern sogar aufzusuchen. Endlich ist durch die kirchliche Organisation dafür gesorgt, daß diese Wirkungen der Menschheit erhalten bleiben, und ein Gottesdienst, der den ganzen Menschen befriedigt, ohne gleich den obszönen Mysterien der Altar die Sinnlichkeit in ungehöriger Weise zu reizen, sichert auch dem Ärmsten Stunden idealer Erhebung, in denen er sich seiner Menschen- und Christenwürde bewußt und seines sonst mit Plagen erfüllten Lebens froh wird.

Dem Dichter, dem Propheten ist es gegeben, den Ablauf langer Zeiten verkürzt in ein kleines Bild zu fassen und die Geschichte der Menschheit in einer Person zu verkörpern. So hat Paulus das Jahrtausende lange Leben der Christenheit in dem Leiden, dem Tode und der Auferstehung Jesu geschaut und hat diesem zweiten Adam, dem zu unverwüßlichem Leben wiedergeborenen Menschengeschlecht, den ersten Adam gegenübergestellt, der durch seine Sünde die Erlösung nothwendig gemacht habe. Selbstverständlich ist Adam das ganze unerlöste, vorchristliche Menschengeschlecht, seine ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht ein Gut, das er durch Sünde verloren hätte, denn im Zustande der Kindheit (nicht Thierheit; den Pithekanthropos hat der beweisungsrige Atheismus mit der unreifen Biologie gezeugt) konnte der Mensch als ein sittlich indifferentes und ganz unerfahrenes Wesen weder heilig noch gerecht sein (heilig nur im Sinn von heil, gesund), sondern das immer zu erstrebende, aber im Diesseits niemals ganz zu verwirklichende Zukunftsideal; Erbsünde ist jede Sünde, da sich ja Gesundheit wie Krankheit vererben. Also das Bild ist wahr, — als Bild. Die Theologie hat es, wie die anderen prophetischen Bilder, wörtlich verstanden, aus der Hilfe, die Gott in Jesus der Menschheit zu ihrer Vollendung geliehet hat, die Sühne und Bezahlung einer von einem einzelnen Menschen kontrahirten Schuld gemacht, hat dann, auch darin paulinischen Leitspuren folgend, die große Sache der Menschheit zu einer Privatangelegenheit jedes einzelnen kleinen Menschen herabgesetzt und sich ihren gelehrten Kopf zerbrochen, um herauszubekommen, wie der große Prozeß Adams für jeden seiner Nachkommen entschieden, wie dem Einzelnen das Erlösungsverdienst Christi zugewendet, wie der potentiell Erlöste wirklich gerechtfertigt werde.

Tiefe und reine Erkenntniß ist der Masse so unzugänglich, und von keiner Blendung durch Vorurtheil und Interesse befallen zu werden, ist auch auf den geistigen Höhen der Menschheit ein so seltenes Glück, daß wir nicht wundern dürfen, wenn wir sehen, wie aus den wahrsten und heilsamsten Ideen verderbliche Thorheiten herausgesponnen werden. Dem reichen Ideen schatz des Christenthumes konnte dieses Schicksal nicht erspart bleiben und die schon in ihrem ersten paulinischen Ursprung beim Uebersehen ihres symbolischen Charakters bedenkliche Rechtfertigungslehre hatte noch besonders unte

dem Mißverständniß zweier Gruppen von Aussprüchen Jesu zu leiden. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele?“ Das ist eine ganz einfache psychologische Grundwahrheit. Das Glück liegt nicht in den äußeren Gütern, sondern im Gemüth, von dessen Beschaffenheit abhängt, ob wir uns aus den Gütern, aus ihrem Ueberfluß oder ihrem Mangel einen Himmel oder eine Hölle bereiten. Die Frömmerei aber verstand unter dem Seelenschaden einseitig und willkürlich die jenseitige Verdammniß und setzte dem Streben nach äußeren Gütern eine Sorge für die Seele entgegen; eine Sorge, die als ein Herumarbeiten an der Seele mit Andachtübungen, Kasteiungen und Zaubermitteln gedacht wurde, während eine erleuchtete Psychologie lehrt, daß die Seele nur bei einem normalen Leben in vernünftiger Pflichterfüllung gesund und unbeschädigt bleibt, und die Ethik zeigt, daß zur Pflichterfüllung auch der Erwerb eines gewissen Maßes von äußeren Gütern gehört. Dem ersten Mißverständniß gesellte sich ein zweites. Wenn die Seele nach dem Tode fortlebt, so versteht sich von selbst, daß ihr jenseitiger Zustand dem diesseitigen entsprechen und daß, was uns hier an der Gerechtigkeit zu fehlen scheint, dort ergänzt werden muß. Der Böse wird also für seine Ungerechtigkeit zu büßen haben und die Unbehaglichkeit seines Zustandes wird ihn überzeugen, daß er Unrecht gethan hat. Eine Vorstellung können wir uns von diesem Zustande so wenig machen wie von der Seligkeit des Himmels; Jesus hat die Bilder dafür dem Volksglauben entnommen und ihn bald als eine Finsterniß, in der Heulen und Zähneklappern (vor Frost) herrscht, dem erleuchteten und erwärmten Festsaal gegenübergestellt, bald das ewige Feuer genannt, wobei er sicher nicht an den metaphysischen Sinn der endlosen Dauer gedacht hat, den die Theologen dem Worte *aiónios* angebicthet haben. Die ersten Christen haben über den Zustand der Bösen im Jenseits nicht gegrübelt, wie die Katakombenbilder beweisen, die durchweg freundlicher Art sind. Aber die Phantasie der damaligen Menschen war durch die römischen Eroberungskriege, die bei Unterdrückung von Aufständen in Vernichtungskriege ausarteten, durch die blutigen Cirkusspiele, bei denen auch die Verbrennung lebendiger Menschen vorkam, und durch die Unthaten wahnsinniger Kaiser verdorben. Als nun die Masse des Volkes in die Kirche eintrat, mußte die mit Gräueln angefüllte Phantasie, die sich schon in der neutestamentlichen Apokalypse bemerkbar macht, auf die Glaubensvorstellungen abfärben. Nach und nach kamen hinzu: die byzantinischen Gräueln, die Schrecken der Völkerwanderung und die Einfälle wilder, mordlustiger Mongolen, die Verdrängung des humanen germanischen Volksgerichtes durch die römische Justiz mit ihrer Folter und ihrer qualifizirten Todesstrafe. Dante führte die Hölle in die Kunst ein; zwar wollte er mit den Schrecken seiner Hölle nur die bösen Leidenschaften symbolisiren, aber Decagna ver-

suchte, den Unsinn zu malen, und mönchische Höllenmaler untergeordneten Ranges wetteiferten seitdem, die Phantasie der Gläubigen mit den Martyren der Hölle und des Fegefeuers zu schrecken. Gott wurde zu einem Despoten herabgewürdigt, der sich zu seinem Vergnügen eine ungeheure Folterkammer einrichtet und der die von den „christlichen“ Obrigkeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts vergeblich erstrebte Kunst versteht, seine Opfer zu martern, ohne sie zu töten. (Auch Liberius ärgerte sich nach Sueton, wenn eins seiner Opfer in der Marter vorzeitig starb). Diese Henkerphantasie erzeugte in Wechselwirkung mit den mißverstandenen Sätzen vom Seelenschaden und von Dem, was allein noththue, die Seelenretterei, die sich nach zwei entgegengesetzten Seiten hin entwickelte. Auf der einen Seite peinigte man sich selbst und verbrannte die Leiber Anderer, um ihre Seelen zu retten (Astese im ursprünglichen hellenischen Sinn als Uebung in der Selbstbeherrschung und Uebernahme von Leiden zur Linderung der Leiden Anderer sind selbstverständlich ganz im Sinn des Christenthumes); auf der anderen Seite konstruirte man einen Rettungsmechanismus von Absolutionen, Ablässen, Sünde tilgenden Andachten, Weihungen und Amuletten, der an Geschmacklosigkeit bloß von den buddhistischen Gebetmühlen, in der klugen Ausbeutung des Aberglaubens für hierarchische Zwecke in keiner Religion übertroffen wird. Auf Schwächlinge übte die Höllenfurcht die Wirkung, die Dühring fälschlich für die dem Christenthum natürliche ansieht: sie lähmte völlig die ohnehin geringe Thatkraft.

Gleich einer grausamen Zange packten diese zwei Praktiken den wittenberger Augustiner von zwei Seiten und rissen ihn aus seiner ruhigen Lehrer- und Predigerthätigkeit heraus. Der verderbliche Unfug des Ablasskramers fraß ihm das Herz.*) Wie dürfen, schreibt er im Oktober 1517 an den Erz-

*) Heute wird mehr mit den Seelenmessen als mit dem Ablass Unfug getrieben. Auf ihre verderbliche Wirkung bin ich zuerst als Kaplan aufmerksam geworden. Der Sammler der Barmherzigen Brüder klagte mir, daß er bei den Bauern in X. äußerst wenig bekomme. Bald darauf brachte ein angeblicher Trappist (der Schwindler wurde erst längere Zeit danach entlarvt) in dem selben Dorf eine sehr bedeutende Summe zusammen. Ich sprach meine Verwunderung darüber einem alten Sanitätstath aus, der Land und Leute gründlich kannte. Der übrigens streng katholische und sehr fromme steinalte Herr lachte und sprach: „Ja, der Trappist hat den Leuten versprochen, daß für die Geber im Kloster viele Messen gelesen werden sollen; dafür zahlen die dortigen Bauern unglaubliche Summen, aber einen Armen, Kranken, Obdachlosen lassen sie auf ihrer Thürschwelle umkommen.“ Eine Frau aus diesem bigotten Dorf lief nach dem Tode ihres Mannes mit einem Sack voll Thaler bei allen Geistlichen der Gegend herum, brachte ihn aber halb gefüllt wieder heim, weil die Pfarrer und die Kapläne nicht so viele Messen übernehmen konnten, wie das Weib zahlen wollte.

bischof von Mainz, „die Ablassprediger wagen, mit ihren Fabeln und Versprechungen das Volk in Sicherheit einzuwiegen, da doch der Apostel uns mahnt, unser Heil mit Furcht und Zittern zu wirken, die Ablässe aber zur Heiligung, also zum Heil der Seelen rein gar nichts beitragen, sondern nur die Strafen nachlassen, die ehemals von der Kirche auferlegt wurden?“ Und in den Thesen vom selben Tage sagt er: „Man soll die Christen leeren, daß es des Papsts Gemüth und Meinung nicht sei, daß Ablass lösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit mit nichts sollte zu vergleichen sein. Man soll die Christen leeren, daß, wer dem Armen gibt oder leihet dem Dürftigen, besser thut, denn daß er Ablass lösete.“ Von dieser Kritik des Ablasses bringt er zum Kern des Christenthumes vor und zertrümmert nicht allein den äußerlichen Heilsmechanismus, sondern den ganzen hierarchischen Bau, sofern sich dieser nicht damit begnügt, als eine historisch berechnete vernünftige Ordnung geachtet zu werden, sondern der Vorhof sein will, durch den allein man zu Gott und zur Seligkeit gelangen kann. Nicht durch kirchliche Vermittlung, sondern durch den persönlichen Glauben wird Gott ergriffen. Allen, „die sich ärgern an solchen Reden und Sprechen: Ei, so denn der Glaube Alles ist und allein gilt, warum sind denn die guten Werke geboten? So wollen wir denn guter Dinge sein und nichts thun“, antwortet er in der herrlichen Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen: „Nein, lieber Mensch, nicht also; es wäre wohl also, wenn Du allein ein innerlicher Mensch wärest und ganz geistlich und innerlich geworden, welches nicht geschieht bis an den jüngsten Tag... Aber die selben Werke müssen nicht geschehen in der Meinung, daß dadurch der Mensch fromm [gerecht] werde vor Gott, sondern nur in der Meinung, daß der Leib gehorsam werde und gereinigt von seinen bösen Lüften... Darum sind zwei Sprüche wahr: gute fromme Werke machen nimmermehr einen frommen guten Mann, sondern ein guter frommer Mann machet gute fromme Werke. Böse Werke machen nimmermehr einen bösen Mann, sondern ein böser Mann machet böse Werke, also daß allwege die Person muß gut und fromm sein vor allen Werken, diese aber von der guten frommen Person ausgehen. Gleich wie Christus sagt: ein böser Baum trägt keine guten Früchte, ein guter Baum trägt keine bösen Früchte.“ Also: nicht von einem äußerlichen Mechanismus, sondern von der Gesinnung des Menschen hängt sein Heil ab.

Die dogmatische Formulirung der gereinigten Heilslehre aber fiel unglücklich aus, weil sie unter der Einwirkung des anderen Zahnes der Zange zu Stande kam. Luther erinnerte sich seiner Gewissensängste aus der Klosterzeit, die auch später manchmal wiederkehrten; er fand, daß er trotz seinem Glauben keineswegs ein Heiliger sei und er sich so mancher Sünde anzuklagen habe; er verlor den guten Baum mit seinen guten Früchten aus den

Augen und dästelte folgende wunderliche Lehre aus. Durch Adams Sünde hat der Mensch die Fähigkeit, Gott zu erkennen und seinen Willen zu erfüllen, vollständig verloren; er ist böse geworden; das Böse ist seine Natur; und diese Natur bleibt unverändert, wenn er durch den Glauben: Christus hat meine Sünde getilgt, hat mich erlöst (denn darauf reduziert er den Begriff des Glaubens) der Rechtfertigung theilhaftig wird. Bei der Rechtfertigung wird der Glaubende nicht etwa durch Nachahmung oder durch eine mystische Verwandlung selbst gerecht, sondern die Gerechtigkeit Christi wird ihm nur äußerlich, juristisch, zugerechnet oder mit der Gerechtigkeit Christi wird seine Ungerechtigkeit zugedeckt, so daß sie Gott nicht sieht. Von den paar hundert Stellen, die Döllinger gesammelt hat, nur zwei, die nicht zu den starken und schon in der Form anstößigen gehören. „Das Christenthum ist nichts Anderes als eine beständige Uebung dieses Artikels, daß Du nämlich dafür haltest, Du habest keine Sünde, ob Du gleich gesündigt hast, sondern Deine Sünden hängen in Christus, der in Ewigkeit ein Heiland von Sünde, Tod und Hölle ist, nach dem Spruche: Siehe, Das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünden hinwegnimmt . . . Der Papisten Schalkheit ist diese, daß man gerecht werde oder sei nicht allein durch den Glauben, sondern auch durch die Werke oder durch die Liebe und Gnade, so sie inhaerentem heißen. Das ist Alles falsch; denn für Gott gilt nichts, denn bloß und allein sein lieber Sohn Jesus Christus. Der ist ganz rein und heilig vor ihm. Wo Der ist, da siehet er hin und hat sein Wohlgefallen an ihm. Nun wird der Sohn nicht durch Werk, sondern allein durch den Glauben ergriffen und im Herzen gefasset.“ Die heutigen lutherischen Theologen sagen: Ihr Katholiken versteht unsere Rechtfertigungslehre nicht. Ganz richtig: den Gallimathias dieser Herren versteht kein Mensch; aber Luther hat deutlich gesprochen; hätte er Diplomaten- und Gelehrtenlauderwelsch geschrieben, so wäre er nicht der gewaltigste aller deutschen Volksmänner geworden. So verschroben aber seine Rechtfertigungslehre aussieht und so nachdrücklich alle heutigen Protestanten, so weit sie nicht als Theologen reden, sich zum geraden Gegentheil von ihr bekennen: sie war doch eine vorübergehende Nothwendigkeit und enthält eine Ahnung der Wahrheit. Luther mußte, um seine weltgeschichtliche Mission zu erfüllen, von seiner mönchischen Sündenangst befreit werden; denn ein Aengstlerling, der ohne den Rath seines Reichsvaters keinen Schritt, keinen Gedanken wagt, der aus Furcht vor der Sünde schleicht und trippelt, statt fest aufzutreten und lähn gegen Feinde, Tod und Teufel zu kämpfen, kann keine neue Zeit heraufführen. Nun sah Luther keinen anderen Weg, seine Angst los zu werden: also muß er ihn beschreiten. Wir brauchen ihn nicht mehr, weil heute die Menschhe wenigstens grundsätzlich human geworden ist und, da Gott unmöglich schlecht sein kann als sein Geschöpf, sich ihn nicht mehr als Großinquisitor und Obe

henker vorstellt. Und in der verschrobenen Theorie verbarg sich eine Ahnung wichtiger Wahrheiten. Die Wahlfreiheit der Scholastiker existiert nicht; der Wille des Menschen wird durch Motive bestimmt; diese wirken auf uns schon vor dem Erwachen des Gefühls der Verantwortlichkeit; und die Sünde gehört wirklich zur Natur des Menschen. Wer das Leben kennt, wer weiß, daß kräftige Selbstsucht zur Selbsterhaltung nöthig ist, wer in Pflichtenkollisionen geblutet hat, - die ihm nur die Wahl ließen zwischen zwei häßlichen Handlungen, wer an die Kinder denkt, die in der Gasse der Großstadt aufwachsen, wer beobachtet hat, wie Noth und der Druck unerfüllbarer Pflichten den edelsten Menschen zum Verbrecher, zum Teufel machen können, wer gesehen hat, welches Unheil gute Menschen in bester Absicht aus Unverstand anrichten, — Der muß bekennen: die Sünde gehört zur Natur des Menschen. Und sie wird nicht, wie die alte Kirche lehrt, durch eine mystisch wirkende, heiligende Gnade, die bei der Taufe eingegossen werden soll, so zu sagen fortgeschwemmt. Daß der *fomes peccati*, der im Getauften übrig bleibt, nicht an sich schon Sünde ist, darin hat ja das Tridentinum Recht. Aber dieser Sündenzunder ist eben nichts Anderes als die Menschennatur mit ihren Trieben, Leidenschaften und ihrer Abhängigkeit von sozialen und Naturnothwendigkeiten, aus denen die konkupisziblen wie die irasziblen Sünden unvermeidlich hervorgehen und die machen, daß der Getaufte in gleicher Lage nicht anders fühlt, denkt und handelt als der Ungetaufte. Das Kind aber, von dem Jesus sagt: Wenn Ihr nicht werdet wie dieses Kind, kommt Ihr nicht in den Himmel, war ein ungetauftes Judenbäblein oder Mägdelein, das natürlich auch den Glauben im Sinn Luthers nicht hatte; dieses Kindlein wirft alle gelehrten Kartenhäuser der katholischen wie der lutherischen Theologen mit ihren Erbünden- und Rechtfertigungsbogmen über den Haufen. Die alte Kirche hat aber gegen Luther wieder darin Recht, daß sie den Glauben der lutherischen Symbole verwirft und einen Glauben predigt, der in der Anerkennung von Lehren besteht und der in Liebe wirksam ist, daß sie die Rechtfertigung als eine innere Umwandlung auffaßt und fordert, daß sich der Getaufte über seine Sündhaftigkeit keineswegs im Vertrauen auf das Gotteslamm hinwegsetzen, sondern sich dadurch beunruhigt fühlen soll. Dem Menschen ist es, im Unterschied von den Pflanzen und Thieren, gegeben und damit zur Pflicht gemacht, sich selbst zu vollenden. Daher wird von Adam und Eva das Verharren in Naturzustand als Sünde empfunden: sie schämten sich ihrer Nacktheit (daraus, nicht, wie die Lüsterheit sich einbildet, aus der Geschlechtlichkeit entspringt die Scham über die Nacktheit. Den Thieren hat die Natur Haar-, Feder-, Schuppenkleider, Panzer gegeben; der Mensch hat sich zunächst äußerlich durch künstliche Kleidung zu vollenden). Der Mensch erkennt das Ideal oder, genauer gesagt: die Ideale, durch deren Verwirklichung er sich in eigener Arbeit vollenden

soll; von da ab empfindet er die Abweichung vom Ideal und das Zurückbleiben hinter diesem als Sünde und ein gewisser Grad von Verstandes- und Charakterbildung befähigt ihn, in den motivirenden Mechanismus seiner Seele regelnd einzugreifen. Er erkennt ferner, daß zwar die äußere Natur und die Gesellschaft ihn zur Sünde, zum Verbrechen zwingen, aber zugleich auch, daß er die Natur einigermaßen beherrschen und die Gesellschaftsustände ändern kann; er kann die Natur zwingen, ihm reichlichere Früchte zu gewähren, so daß er nicht nöthig hat, den Konkurrenten um den Futterplatz totzuschlagen, und er kann sittlich gefährdete Kinder aus ihrer gefährvollen Lage erlösen, unerträgliche Arbeiterverhältnisse ändern, dem Wucher und öffentlichen Ungerechtigkeiten steuern. Solche aufklärende und hilfreiche soziale Arbeit planvoll und amtlich zu leisten, ist die Kirche eingesetzt; und wenn sie ihre Aufgabe erfüllt, so bewahrt sie damit den Getauften, daß er nicht in grobe Sünden fällt oder wenigstens nicht darin beharrt, und hilft ihm, wenn er dennoch hineingerathen ist, wieder heraus. In dieser Thätigkeit der Kirche, zusammen mit der Ordnung stiftenden Thätigkeit der Obrigkeit und der göttlichen Leitung des einzelnen Menschenschicksals, besteht die Gnade, die den Menschen nicht magisch umwandelt, sondern nur durch äußere Veranstaltungen dem Guten in ihm zum Sieg über das Böse, Schlechte und Niedrige verhilft. Die angeborene eigenthümliche Anlage wird dadurch nicht geändert; ein unedler Mensch wird durch Taufe, Buße und Gottesdienst so wenig wie durch Polizei und Strafgesetz in einen edlen verwandelt; und in einem edlen kann die Gnade nichts entwickeln, als was schon von Geburt in ihm lag.

Von dem ehrlichen und darum mit äußerster Anstrengung nach Klarheit des Ausdrucks ringender Alexander von Dettingen will ich nicht sagen, daß er in seiner Dogmatik Gallimathias rede. Aber ich wette, daß von hunderttausend Durchschnittsprotestanten nicht hundert die Geduld haben, die zwanzig Seiten über die Rechtfertigung im zweiten Theil des genannten Werkes durchzustudiren, und nicht zehn im Stande sein werden, den Sinn des Gelesenen wiederzugeben. Was nützt nun eine Lehre, die beinahe Niemand versteht? Das soll die Grundlehre der evangelischen Kirche sein? Die wichtigsten Sätze Dettingens lauten: „Durch die Schuldtilgung und Sündenvergebung wird nicht bloß das (aus der Furcht des Sünders entspringende) Mißtrauen gegen Gott aus dem Herzen der Menschen genommen, sondern auch die Scheidewand zwischen dem heilig zürnenden Gott und dem unheilig sich fühlenden Sünder entfernt. Das Gemeinschaftsverhältniß zwischen ihm und dem Vater ist dadurch wahrhaft und wirklich hergestellt. Dies vollzieht sich eben durch eine der göttlichen Heiligkeit und Liebe gleichermaßen entsprechende Gerechtlklärung, durch die er dem heilsbedürftigen und für das Heil empfänglichen Sünder die Gerechtigkeit Christi zurechnet. Die dem

Gläubigen zugerechnete Gerechtigkeit darf nicht wie eine fremde oder ihm fremd bleibende, die ihm nicht auch wirklich zu eigen würde, angesehen werden, denn sonst wäre Gottes deklaratorisches Urtheil falsch und entspräche nicht dem Thatbestand.“ Abgesehen davon, daß sich der letzte Satz mit Luthers Aussprüchen schwer vereinigen läßt, muß man doch sagen: Der Fall, daß das Schuldbewußtsein des Sünders der Vereinigung mit Gott, also einem pflichtgemäßen Leben, im Wege stünde und daß dieses Hinderniß durch den Rechtfertigungsglauben aus dem Wege geräumt werden müßte, kommt gerade in der protestantischen Welt wohl nur bei den revivalistischen Sekten vor, so daß die ganze Theorie praktisch werthlos erscheint.

Ehrlich ist auch Georg Ellinger in seinem Lebensbilde „Philipp Melanchthon“. Er sagt, zum Beispiel, von dem Ergebniß der kursächsischen Visitation 1526 und 1527: „Vielfach traf man bei den Geistlichen auf Unwissenheit und unsittliches Leben. Aber auch bei Predigern, die es ernst mit ihren Pflichten nahmen, ergaben sich schwere Bedenken. Diese machten sich besonders bei der Behandlung des Hauptgrundsatzes der reformatorischen Lehre geltend, der Rechtfertigung durch den Glauben. Daß gerade diese Lehre zu Mißverständnissen führen mußte, wenn ihre ganze Tragweite nicht deutlich zum Bewußtsein gebracht wurde (soll heißen: wenn es nicht gelang, für Luthers Idee einen besseren Ausdruck zu finden als den mit Melanchthon zusammengebrachten) leuchtet von selbst ein: leicht konnte in den zuchtlosen Gemüthern die Vorstellung entstehen, daß man nun überhaupt nicht mehr selbst an sich zu arbeiten habe, sondern sein Vertrauen lediglich auf den Glauben zu setzen brauche, der doch thatsächlich bei Denen, die so dachten, gar nicht vorhanden war. (Diese Behauptung könnte mit Luthers Aussprüchen widerlegt werden.) So lag die Gefahr nah, daß der Grundsatz gerade Das werden konnte, was den Reformatoren am katholischen Werkdienst und seiner theoretischen Begründung so anstößig war: nämlich ein bequemes Ruhelassen für solche Menschen, die jede sittliche Verantwortung für ihr Thun gern von sich abwälzen.“ Dem hervorgetretenen Bedürfniß paßte Melanchthon seinen Entwurf für den Unterricht der Pfarrer an, von dem Ellinger sagt: „Von der Höhe einer die religiösen Fragen mit unmittelbarster Kraft erfassenden Begeisterung steigt man hier hinunter in die mageren Niederungen eines dürtigen Lebens, dessen ganzen Inhalt die Befriedigung der gewöhnlichsten Bedürfnisse ausmacht. Dieser schroffe Gegensatz mußte Jedermann in die Augen springen, und wer auch nur einen Augenblick den pädagogischen Zweck aus den Augen ließ, konnte leicht zu der Meinung kommen, daß hier eine Abschwächung, wenn nicht gar Zurücknahme Dessen vorliege, was bisher Großes geleistet war.“ Konnte nicht blos, sondern mußte zu dieser Meinung kommen, wenn unter dem Großen nicht die Schriften der Honig-

monate der Reformation verstanden werden, in denen Luther die ihm vor-schwebenden Ideen in großen Zügen angedeutet hatte, sondern deren unglückliche Formulirung in den späteren Symbolen und Streitschriften. Den Reformatoren war es mit der Sittenreform immer voller Ernst gewesen; hauptsächlich auf die kam es ihnen an; aber als sie sich nun nach theoretischen Begründungen ihrer Forderungen umsahen, fanden sie keine andern als die in den Dogmen der alten Kirche; auf deren Grundlage zurückkehrend, forderten sie Zucht, Gehorsam gegen die Gebote, Liebe und gute Werke; die alte Ethik und die Rechtfertigung aus dem Glauben allein sammt der totalen Verderbniß des Menschenherzens und der Unfreiheit des Willens standen unvermittelt neben einander; den Widerspruch vermochte kein Mensch auszugleichen. Ganz unverklausulirt gesteht Ellinger in der Darlegung von Melancthons Ethik: „Die Nothwendigkeit eines Ueberschlages der dem Menschen gebliebenen sittlichen Kräfte erwies sich von dem Augenblick an als nothwendig, da Melancthon die Anschauungen Luthers über die Vorausbestimmung und die Unfreiheit des Willens aufgab.“

Ein paar Jahrzehnte früher hatte Melancthon im Kommentar zum Römerbriefe gelehrt, Gott wirke Alles, das Gute wie das Böse, den Ehebruch Davids und den Verrath des Judas wie die Belehrung Pauli. Anders konnte er ja wohl auch gar nicht lehren, wenn er vom lutherischen Standpunkt aus das neunte Kapitel des Kühnen Briefes erklärte, wo gezeigt wird, wie Gott den Pharao verstockt und von den Zwillingen Rebekkas den einen geliebt, den anderen gehaßt habe, als sie noch im Mutterleibe waren und weder Gutes noch Böses gethan hatten. Die Lehre von der Unfreiheit des Willens und von der Prädestination, die innig mit dem lutherischen Erbsündedogma zusammenhängt und die sich auch auf Paulus berufen durfte, fährt das Böse auf Gott zurück. Die reformirten Theologen verfolgten den Gedanken weiter, indem sie mit Luther neben dem geoffenbarten, das Böse verbietenden Willen Gottes einen verborgenen annahmen. Besonders deutlich und kräftig hat sich Calvins Jünger Beza ausgedrückt. „Gott wirkt durch jene Werkzeuge so, daß er ihre Handlungen nicht bloß zuläßt, nicht bloß deren Erfolg anordnet, sondern sie auch anreizt, antreibt, bewegt und lenkt; ja, was von Allem das Größte ist: er schafft sie zu dem Zweck, durch sie seine Beschlüsse auszuführen.“ Wenn jedoch auch Adams Fall von Gott beschlossen sei, so bleibe doch die Schuld auf Satan und Adam sitzen, denn Gesinnung und Zweck seien auf beiden Seiten verschieden. Satan habe zwischen Gott und dem Menschen Feindschaft säen, der Mensch, als gelehriger Schüler Satans, Gottes Thron sich anmaßen wollen, Gott hingegen — großartigste Anwendung des Satzes, daß der Zweck die Mittel heiligt! — wollte in der Rettung der Auserwählten seine Gnade offenbaren, durch die Verdammung der Bosheit der Verworfenen

sich zu seinem gerechten Gericht den Weg bahnen. „Denn wenn Adam nicht für sich und seine Nachkommen gefallen wäre, so würde weder Menschenelend, dessen sich Gott erbarmen könnte, vorhanden sein noch verdammenwerthe Bosheit; folglich könnte weder seine Barmherzigkeit noch seine Strafgerechtigkeit offenbar werden.“ Der katholische Mähler ist entsetzt ob solcher Rückslosigkeit, wie Jeder, der in einer kindlichen Vermenschlichung Gottes befangen bleibt. Doch die umfassende und unbefangene Betrachtung der Welt und der Geschichte zwingt, anzuerkennen, daß der Teufel ein kläglicher Nothbehelf ist und daß es keine unwürdigere Vorstellung giebt als die bei wörtlicher Auffassung des Erbsündenbegriffs, Gott lasse für eine Uebertretung eines Menschen Milliarden Menschen mit zeitlichen und ewigen Qualen büßen. Alles, was in der Welt geschieht, ist auf den einen Willen des Schöpfers zurückzuführen. Nur ist dieser Wille nicht der eines launischen Despoten, der Böse schafft, um an ihrer Peinigung seine Gerechtigkeit zu zeigen, sondern Gott schafft eine Welt voll vorübergehender Leiden und Sünden, weil, wenn er Das nicht gewollt hätte, überhaupt keine Menschenwelt von ihm geschaffen werden konnte. Die leiblichen Leiden, aus denen die Seelenleiden entspringen, sind unvermeidliche Wirkungen der astronomischen Lage und der physikalischen Beschaffenheit unseres Erdballs; und diese mußte so sein, wie sie ist, weil ohne die Nöthigung zum Kampf mit den Elementen und mit Seinesgleichen der Mensch ein Weidethier und kein Mensch, der Gemüthsinhalt, der ihn zum Menschen macht und der zu unseren Lust- und Trauerspielen den Stoff liefert, nicht vorhanden sein würde.

Vor drei Jahren habe ich den ersten Band von Dettingens Dogmatik in den „Grenzboten“ angezeigt. Weil das damals Geschriebene und dieser heutige Aufsatz einander zu beleuchten geeignet sind, setze ich ein Stück aus jenem hierher:

„Wenn wir von einzelnen tiefen Geistern absehen, die, wie Augustinus, das Menschengemüth verstanden, so hat sich die Dogmatik aller Konfessionen doch in dem unfruchtbaren Circle bewegt: gut ist, was Gott will, und Gott will, was gut ist; und in dem ungelösten Widerspruch: Gott haßt die Sünde und verdammt den Sünder, obwohl er Beide in seinen Weltplan aufgenommen hat und ohne seinen Willen weder Sünder noch Sünden da sein würden. Dettingen bemüht sich daher, das Wesen der göttlichen Heiligkeit wie der geschöpflichen Sündhaftigkeit zu ergründen, und kommt dabei zu einem ähnlichen Ergebnis wie ich selbst. Heilig ist so viel wie heil oder gesund, sündhaft ist jede Handlung, die eine Hemmung oder Verletzung des gesunden Lebens zur Folge hat. Sündhaft, schreibt Dettingen, sei das Fürsichhabenwollen im Gegensatz zur aufopfernden Liebe, und Matth. 10, 39 deutet er: wer sein Leben auf Kosten der Anderen zu erhalten sucht, Der muß und wird es verlieren. Aber gerade diese beiden an sich richtigen Bemerkungen führen an den Punkt, wo Dettingens Erklärung versagt, weil er sich mit dem dogmatischen Vorurtheil entschieden zu

brechen scheut und die Lehren seiner Moralstatistik vergißt. Nicht nur in der Schlacht und unter Räubern, sondern auch im wirtschaftlichen Kampf ums Dasein hat der Einzelne oft nur die Wahl, ob er sein eigenes oder eines Anderen Leben opfern will. Hat doch Dettingen selbst in seiner Moralstatistik das Gesetz gezeigt, wonach die Diebstahlziffer mit den Getreidepreisen (seit ein paar Jahrzehnten mehr mit der wirtschaftlichen Konjunktur) auf- und abschwankt, und sonst überall den Zusammenhang der Sünden, Laster und Verbrechen mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen aufgedeckt. Deshalb ist es unverantwortlich, wenn ein heutiger Theologe immer noch das Uebel ausschließlich als Wirkung der Sünde darstellt, während den modernen Denkern eher verziehen werden kann, wenn sie es eben so einseitig als ihre Ursache darstellen. In Wirklichkeit verursachen Beide einander, aber den Anfang dieser Wechselwirkung hat das Uebel, die von Gott gesetzte Welteinrichtung gemacht; denn viele tausend Jahre, bevor der wohlgenährte Theologe im gutgeheizten oder eben so gut gekühlten Studierzimmer die Abscheulichkeit der Auslehnung gegen Gottes Verbot: „Du sollst nicht töten!“ kläglich beweisen konnte, hat der Naturmensch seinen Konkurrenten um die Jagdbeute ohne Besinnen und Grübeln erschlagen und es war ihm nicht zuzumuthen, daß er sich Dessen besonders schämen sollte vor einem Gott, der zum Verderben des Menschen das Krotobil und den Haifisch geschaffen hatte und der seine Geschöpfe halb verhungern, halb erfrieren, halb vor Hitze verschmachten ließ. Wie den Folgerungen, die sich daraus gegen die Heiligkeit und Güte Gottes zu ergeben scheinen, entgangen werden könne, hat Dettingen selbst angedeutet: dadurch, daß man die hergebrachte Vorstellung von der ~~Allmacht~~ preisgibt. Gott ist nicht schlechthin allmächtig; er hatte nur die Wahl, ob er eine von Uebeln geplagte und zum Kampf ums Dasein gezwungene, daher notwendiger Weise sündhafte, mit der Idee menschlicher Vollkommenheit vielfach im Widerspruch stehende oder ob er gar keine Menschenwelt schaffen wolle. Daß bei dieser Einsicht die von der alten Dogmatik erzeugte Gewissensangst an Stärke verlieren und die Sehnsucht nach Erlösung einen etwas anderen Inhalt bekommen muß, liegt auf der Hand. Wenn Dettingen das Schuldbewußtsein sogar als Beweis für die Richtigkeit der alten Dogmen heranzieht, so macht er sich einer handgreiflichen Verwechslung schuldig. Auf seine Frage: „Wie kommt es, daß wir uns schuldig fühlen wegen eines geerbten Krankheitszustandes?“ lautet die Antwort: Weil wir dazu erzogen sind, gerade so wie der Hund, der jedesmal Prügel bekommt, wenn er vom Tisch Speisen nimmt. Das übertriebene Schuldbewußtsein ist entstanden in der Zeit, wo alle durch Naturgewalten verursachten Leiden für Strafen erzürnter Gottheiten gehalten wurden; es schwand mit der wachsenden Einsicht in die natürliche Entstehung der Uebel und es wurde nur durch den dogmatischen Jugendunterricht und die Predigt künstlich wiederbelebt. Was uns heute davon übrig bleibt, ist Verdruß und Scham darüber, daß unsere Person und unser Leben dem Menschenideal so wenig entsprechen, Betrübniß und Kummer darüber, daß wir die Leiden unserer Mitmenschen so wenig zu lindern und zu heben vermögen, ja, unter Umständen solche zu verursachen gezwungen werden. Uebrigens ist das Schuldbewußtsein auch in Bedrückungen, die ganz unberührt von modernen Einsichten unter geistlicher Leitung heranwachsen, weit seltener, als sich die Theologen einreden“; daher — füge ich heute

hinzu — ist der Schrecken und die Angst, die nach Luther und Melancthon der unumgängliche Anfang der Rechtfertigung sind, gar nicht vorhanden.

Alle drei Konfessionen haben sich bei dem Bemühen, das Verhältnis des Menschen zu Gott theoretisch zu ergründen, in schlimme Irthümer verwickelt, aber in allen dreien hat auch ehrliche Forschung wichtige Grundwahrheiten zu Tage gefördert, die als bleibende Errungenschaften festgehalten werden müssen. Die alte Kirche lehrt mit Recht, daß vor Gott nur der Glaube gilt, der in Liebe thätig ist, daß die Rechtfertigung in einer wirklichen Besserung besteht, daß die Sünde das ursprüngliche Wesen der Menschennatur nicht vernichtet, daß der Mensch zu seiner Erlösung mitwirken kann und muß, daß er aber dazu der kirchlichen Vermittelung bedarf, mit der ich jedoch nicht etwa priesterlichen Zauber, Absolution und Ablässe meine, sondern Lehre, Kultus und die in Sittenzucht, Armen-, Kranken- und Waisenpflege bestehende Pfarrseelsorge. Luther lehrt richtig, daß die Sünde unvermeidlich, der Wille nicht im Sinn der Wahlfreiheit frei, das äußerliche Werk im Verhältnis zur Gesinnung gleichgiltig und das kirchliche Ceremonienwesen verderblich ist, sobald es nicht mehr als Symbol zur Erhebung und Erbauung gebraucht, sondern als Zauber zur angeblichen Sündenvergebung und Seelenrettung betrieben wird, endlich, daß man sich durch die Scheu vor den Sünden, den Hobelspähnen und dem Ruß der Werkstatt, nicht lähmen lassen darf. Calvin lehrt richtig, daß es Gott selbst ist, der die Sünde und den Sünder gewollt hat, und er hat in seiner für die reformirten Gemeinden vorbildlich gewordenen genfer Theokratie die kirchliche Vermittelung in dem bezeichneten Sinn höchst wirksam organisiert; nur hat er einen wesentlichen Bestandtheil, den Kultus, preisgegeben, denn Predigt ist nicht Kultus. Das Alles müssen die Kirchenhäupter einsehen lernen und es so weit bringen, daß jede Konfession, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, die geschichtliche und nationale Daseinsberechtigung der beiden anderen und ihre eigene Mangelhaftigkeit anerkennt. Bei den Katholiken muß das Gerede von dem heirathlustigen wittenberger Mönch und das Herumreiten auf den unhaltbaren Uebertreibungen der Reformatoren endlich einmal aufhören. Es genügt auch nicht, daß sie die guten Charakterzüge Luthers anerkennen. Sie müssen bekennen, daß die Hierarchie des ausgehenden Mittelalters in Grund und Boden verderbt, die Heilsanstalt in eine betrügerische Ausbeutungsgesellschaft zum Nutzen hochmüthiger, habgieriger, leichtsinnig genießender Kirchenfürsten und fauler, unnützer Klosterleute ausgeartet, die Reformation eine Nothwendigkeit war und daß ihr auch die katholische Kirche ihre Erneuerung, die Wiedergewinnung ihrer Lebenskraft und ihrer Daseinsberechtigung verdankt. Diese Anerkennung ist für sie selbst in unseren Tagen um so nothwendiger, weil die Hierarchie aufs Neue in verderbliche Bahnen eingelenkt hat. Wenn sich die deutschen

Katholiken nicht energisch gegen den Romanismus erheben, dann wird es der Altweiberplunder von Rosenkränzen, Stapuliren, Ablässen und theils unsinnigen, theils kindischen neuen Dogmen und Andachten bei uns so weit bringen wie in Frankreich und Italien, wo nur noch die Weiber und Kinder gläubig, alle maßgebenden Männer erklärte Atheisten sind. Nach 1870 haben die deutschen Regierungen durch einen Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche die katholischen Männer gezwungen, ihre Vernunft und ihre Gewissensbedenken zu unterdrücken und wie ein Mann unter der katholischen Fahne zusammenzustehen; der römischen Kurie und den bigotten Mönchen diesen Dienst ein zweites Mal zu erweisen: so unklug wird keine Regierung mehr sein. Die Lutheraner aber mögen bedenken, wie einfältig es ist, die Katholiken des Semipelagianismus anzuklagen in einer Zeit, wo die ganze protestantische Welt weit über Pelagius hinaus beim reinen Naturalismus angelangt ist und kaum noch an den persönlichen Gott glaubt, geschweige denn an den Mensch gewordenen Sohn Gottes, seine Erlösung und Gnade; und die Gesellschaften zur Evangelisation mögen ihre Belehrungskunst an ihren eigenen Theologieprofessoren erproben, die vom Evangelium nur den Einband übrig gelassen haben, nicht an den Katholiken, die noch an den Inhalt glauben. Die reformirte Konfession hat zwar ihre Zelte außerhalb Deutschlands aufgeschlagen, aber im Grunde genommen bekennet sich das gebildete deutsche Bürgertum, so weit es nicht mit der Kirche gebrochen hat, zu ihrem verdrännten, nicht zu Luthers Christenthum. Diese Herren nun sollen, wenn sie über katholisches Ceremonienwesen spotten, daran denken, daß auch sie selbst von Jesus wenig Lob ernten würden. Haben sie die eine Hälfte des Pharisäismus, die Gebräuche, die langen Gebete und die vielen Dogmen geopfert, so pflegen sie dafür desto eifriger die andere, von Jesus nicht weniger scharf verurtheilte: die Selbstgerechtigkeit, die Tugendheuchelei, den Cant, die erbarmungslose Verurtheilung der armen Sünder und Sünderinnen, die weniger vorsichtig in der Wahl ihrer Eltern waren. Und was die erste Hälfte des Pharisäismus betrifft, so ist sie dadurch zu entschuldigen, daß in Menschen, die nicht den Himmel auf Erden haben, allerlei metaphysische, ästhetische und Gemüthsbedürfnisse erwachen, die der Arme nur befriedigen kann, wenn er katholisch oder Sozialdemokrat wird.

Reiffe.

Karl Jentsch.



Der begrabene Tempel.

Die dichterischen und die essayistischen Werke Maeterlinds stehen in einem lächerlich deutlichen Verhältnis von Kommentaren zu einander. Seine Prosabücher „Der Schatz der Armen“ und „Weisheit und Schicksal“ begleiteten durchaus seine Produktion; nur „Das Leben der Bienen“ stand abseits. Der an poetischen Schönheiten und bildnerischer Kunst reiche „Schatz der Armen“ und „Weisheit und Schicksal“, das sich in zahlreichen Variationen weniger Gedanken erschöpft, bezeichnen verschiedene Phasen seiner dichterischen Entwicklung. Das neuere Buch nimmt den Stoff und Gedankenkreis von „Weisheit und Schicksal“ wieder auf, behandelt ihn aber umfassender, reicher, lebendiger. Maeterlind beschäftigt sich im „Begrabenen Tempel“ nicht mehr nur mit der Weisheit als einer Feste gegen drohendes Schicksal, sondern sucht den psychischen Organismus als solchen in seinem Verhältnis zum Schicksal zu erfassen und darzustellen. Seine mythische Psychologie, die in „Weisheit und Schicksal“ zurückstand, die gerade von der Weisheit im Schach gehalten wurde, tritt hier wieder mehr hervor und bringt den „Schatz der Armen“ in Erinnerung. Aber sie greift nicht, wie dort, zum vieldeutigen geheimnisvollen Wilde, sie ist hier fast nur okkultistische Erfahrung und Annahme. So sind die Einflüsse beider früheren Essaybücher deutlich.

Der „Begrabene Tempel“ ist künstlerischer als „Weisheit und Schicksal“: er nimmt die Erscheinung wirklicher hin, als es dort geschah. Trotz dem fordernden Ton mancher Seiten fühlt man durch, wie Maeterlind mehr und mehr in eine große Objektivität mündet. Freilich können wir uns der Tatsache, die schon „Weisheit und Schicksal“ in Verbindung mit „Aglavaine und Selysette“ lehrte, auch dem „Begrabenen Tempel“ und „Monna Hanna“ gegenüber nicht verschließen: Maeterlind produziert heute nicht primär künstlerisch, sondern erkennend. Das Essaybuch ist ursprünglicher, echter, unmittelbarer als das Drama. Das Künstlerische wird zur Zwischenstufe: denn wie Maeterlinds Werke heute aus Erkenntnissen hervorgehen, so münden sie, wenn sie eine schmale Materialisationsphäre durchschritten haben, zuletzt wieder in Erkenntnisse. Man braucht den Schluß eines heutigen Dramas von Maeterlind nur hochzuheben, um darunter eine Erkenntnis zu finden. Etwa „Monna Hanna“: sie erlebt im dritten Akt eine unausgesprochene, theoretische, fast lehrhafte Rechtfertigung ihres Thuns — mit allen dialektischen Mitteln, die Maeterlind zu Gebote stehen —, ehe sie handelt. Neben ihr ist in dem alten Colonna diese Rechtfertigung noch einmal personifiziert. Und des Dichters ganzes Herz hängt an der logischen und ethischen Giltigkeit dieses Schlusses. Das Stück hat eine für feinere Ohren hörbare Moral, eine Moral, die eher da war als das ganze Stück.

Im Hinblick auf Maeterlinds Essaystil spreche ich hier von seiner Kunst. Sie ist in ihrer primären, noch unpotenzirten Grundlage lediglich Gesichtsbildkunst, Raumkunst, Stimmung. Maeterlind erlebt offenbar außerordentlich intensive, leuchtend lebendige, raumhafte innere Bilder. Er vermag sie wohl auch sehr lange unverändert vor dem geistigen Auge zu halten. Aber er kann sie nicht entwickeln. Er fürchtet die Entwicklung ganz unbewußt: denn seine Bilder, die keine große Verwandlungintensität besitzen, drohen, zu zerfließen. Dafür ist ganz besonders charakteristisch das kleine Drama von den „Sieben Prinzessinnen“. Es geht nicht vorwärts, sondern bringt nur Retardation. Ein schönes, phantastisches Bild wird eine Viertelstunde lang vor unsere Augen gehalten, immer neue Motive verzögern sein Zergehen; sobald ein eigentliches Geschehen beginnt, muß der Verfasser den Vorhang herabrufen. Maeterlind hat freilich bald eine Stimmung gefunden, in deren Grenzen er auch Entwicklung geben konnte, die sich wie mit ehernem Ringe um seine Bilder legte, daß sie nicht auseinanderfloßen: das Grauen. Es wurzelte, wie seine frühen, unendlich lebensfremden Gedichte beweisen, tief in ihm. Es konnte eine wahlverwandte Verbindung mit seinen inneren Bildern eingehen; es blieb aber auch wohl die einzige Lebensmacht, die sie durchdrang, das einzige ganz Dichterische in ihnen, — im Gegensatz zu dem Bildkünstlerischen, das vorherrscht. Fast all seine wirklich gelungenen Dramen und Szenen stehen im Zeichen dieser Macht; und er wird fast unmittelbar schwächer, wenn er sich vom Grauen abwendet. Er verwirft dieses Grauen, das Lebensempfindungen entfloß, verwandt denen unserer Romantiker, jetzt ausdrücklich. Aber er hat noch kein neues künstlerisches Positivum an seine Stelle gesetzt. Was jetzt die Entwicklung in seinen Dramen bewirkt, ist ein Accidens; sie entwickeln sich nicht aus sich: ein fremdes Element verwandelt sie. Ein tiefe Erkenntnisse Erlebender möchte das Richtige rechtfertigen, das ethisch allgemein, nicht der persönlichen Veranlagung einzelner Gestalten nach, Richtige. Das steht im Kontrast zu der Quelle seiner Kunst. Maeterlinds Zukunft muß sein, wenn wir auf sie hoffen sollen, daß seine menschliche Entwicklung nicht in sein Kunstwerk einfließt und es enteignet, wie jetzt, sondern daß sie im Duell seiner Kunst versinkt, sich auflöst und die ursprüngliche Anlage verwandelt. Jahre können dies Ergebnis bringen.

Der „begrabene Tempel“ steht künstlerisch dem Ursprung näher als „Monna Banna“, in der „Weisheit und Schicksal“ mächtig ist und in der Maeterlind einen Hauptsatz aus diesem Buch — daß in Gegenwart eines Weisen eine Tragoedie unmöglich sei — sehr zum Nachtheil des Stückes erweist. Der „begrabene Tempel“ hat engeren Zusammenhang mit der primären Künstler-Persönlichkeit in Maeterlind. Der Künstler, der seine Bilder mit dem eisernen Ring des Grauens vor geheimnißvollen Mächten um-

schwebet, dessen Gestalten immer von einer nebelhaften, verschwommenen Ferne umgeben sind, aus der unbestimmte Gefahren auftauchen, in der Abgründe lauern und in die hinein das Glück wie in einen schweigenden Strudel fortgezogen werden kann, dieser Künstler sucht einen Gedankenhalt, ein Unverrückbares in den ziehenden Nebeln, die alles Unbekannte bergen und von denen er sich auch im täglichen Leben rings umflossen fühlt. Wohl in jedem reisenden Leben vollzieht sich dieser Umschwung, der uns dazu führt, dem Unvorhergesehenen, Unberechenbaren und durch keine Ueberlegung zu Bestimmenden in allen Dingen eine größere Macht zuzuschreiben als den wenigen am Tag liegenden Motiven; ein Umschwung, der insofern auch eine Wandlung in unserem Handeln bedingt, als wir uns gewöhnen, mehr nach großen Lebensstimmungen, aus wachen Gefühlen heraus zu handeln als aus kleinlichen Ueberlegungen und Berechnungen; ein Umschwung, der uns nur dann noch innere Ruhe finden läßt, wenn wir des Gefühles sicher sind, uns auf den Instinkt verlassen, ihn nicht durch Reflexionen, die ja doch nur über die Außenseite der Dinge hingeleiten, getrübt und abgelenkt zu haben. Er vollzieht sich nicht ohne Angstgefühle, Besorgnisse und hastige Unsicherheit, nicht ohne die Ruhe des Menschen für eine Zeit lang gänzlich zu erschüttern. Nun ringt der Mensch danach, die Ruhe wiederzufinden, das Unbekannte zu ergründen. Hier ist eine Aeußerung und ein Wirken des unbewussten, ausstrahlenden Willens; je gewaltiger er ist, in um so kühneren und genialeren Gedanken wird er sich spiegeln, mit um so tieferen Erkenntnissen wird er das formlose Unbekannte formen, um so sicherer wird er durch das Flüchtige bis in das Beharrende hinabtauchen. In Maeterlinck ist nicht viel von einem mächtigen, gestaltenden Willen; der Gedanke an einen solchen Willen tritt bei ihm kaum hervor; dieser Dichter sinnt mehr einem vermeidenden Erkennen nach. Wie sich die Bilder des Phantasten von denen des Realisten unterscheiden, so seine Gefühle von den realen Gefühlen. Maeterlinck spricht einmal von Gefühlen, die noch zur Hälfte Ideen sind, und von Ideen, die auf dem Wege sind, Gefühle zu werden. In diesem schattenhaft-phantastischen Zwischenreich herrscht er. Solcher Gebilde ist der „begrabene Tempel“ voll.

Goethe sagte am elften März 1828 zu Eckermann: „Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit; und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verbüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Uebermacht,

ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend gelten zu machen suchen.“ Goethe spricht von anderen Seiten der Entelechie als Maeterlinck; aber Beide umschreiben ganz das selbe Unnennbare. Das ist der begrabene Tempel, das unbewusste Ich, der kosmische Kern der Persönlichkeit, die Quelle, aus der uns Wesenheit, Alleben durchströmt, das Kraftcentrum, aus dem — in der Anschauung der Okkultisten gesprochen — sich nach innerem Bilde die Erscheinung materialisirt. Das Beiwort „begraben“ verdunkelt den Sinn. Man kann von dem Samenkorn nicht sagen, daß es begraben ist. Doch ist das Wort, da im Buch wenig darauf Bezug genommen wird, nebensächlich.

Der erste Essay behandelt das „Mysterium der Gerechtigkeit“. Scharf und fein trennt Maeterlinck die häufige objektive Vergeltung in der Logik der Thatsachen von dem instinktiven, zarten und subjektiven Gerechtigkeitssinn, die vielfach kritiklos zusammengeworfen werden. Vieles ist an diesem Aufsatz wundervoll, auch künstlerisch ergreifend, wie die Schilderung des Weisen, der, inmitten des ungeheuren Wirkungsbereiches der Götter, aus dem Lichtkreise seiner einsamen Lampe mit entsagender Schwerenuth in die weite Ungerechtigkeit hinausieht und über den Maeterlinck wirkend hinauszugelangen trachtet; viele Gedanken sind beglückend und das hohe, leidende Gerechtigkeitgefühl, aus dem der Essay hervorging, zwingt zur Verehrung. Aber ob nicht Maeterlinck, wenn er glaubt, die Gerechtigkeit begreife die Liebe als einen Theil in sich, das größere, umfassendere, ursprünglichere Problem verkennt? Gewiß ist seine Anschauung, daß wir drei Viertel alles menschlichen Elends den unbekanntten Schicksalsmächten abnehmen und auf ganz irdische Mängel, abstellbare Mängel, zurückführen müssen, fähig, neue reformatorische Kräfte zu erzeugen. Aber darum wird Gerechtigkeit doch immer ein Abgrund bleiben, an dem die Gedanken schwindelnd vorübergehen; ein Begriff, der, wenn man ihm ernst nachsinnt, alles Feste zerstört, um sich dann selbst aufzulösen, in dessen Nothwendigkeit schon seine Aufhebung liegt. Die Gerechtigkeit ist kein Mysterium, sondern ein komplizirtes Gedankenerzeugniß, ein für das Leben dieses Erdsterns nothwendiger Gebrauchsbegriff, eine gefühlsmäßige menschliche Verbunkelung des an sich schon dunklen Kausalitätsgedankens.

Maeterlinck hat dem Mysterium gegenüber, das ihm einst Alles war, jetzt auch skeptische Stunden, wie der zweite Essay, „Die Entwicklung des Mysteriums“, beweist. Er verkündet Goethes Prinzip: sich auf der äußersten Grenze Dessen zu halten, was zu begreifen ist, aber diese Grenzen nie zu überschreiten. Hier möchte ich die Entwicklung des tieferen Mystikers beginnen sehen, vor dessen Auge sich das Mysterium aus dem Unbegreiflichen mit seiner Lebensfülle die Welt verwandelnd, in das scheinbar Begreifliche hinüberwendet. Die letzten drei Studien, „Die Vergangenheit“, „Das Glück“, „Die Zukunft“, hängen eng unter einander zusammen. Sie ganz besonder-

stellen den Menschen inmitten der unendlichen, ihn umgebenden Mächte dar. In ihnen ist das Bewußtsein eines transszendentalen Jchs überall deutlich. Diesem „tieferen Dasein, das zu einem Theil in eine Vergangenheit hinabtaucht, die der Geschichte unerreichbar ist, und zum anderen in eine Zukunft, die Jahrtausende nicht erschöpfen werden“, schreibt Maeterlind etwa die Funktionen zu, die Mesmer dem „inneren Sinn“, dem von der Allfluth unmittelbar berührten Nervensystem, überläßt. Mesmer erscheint hier materialistischer; und Maeterlind steht der Anschauung goethischer Entelechie näher als ihm. Nach der aus seinen früheren Prosawerken bekannten Geistesrichtung scheint es nur konsequent, da Maeterlind die Vergangenheit nicht als unveränderlich ansieht, sondern in ihr etwas durch die jedesmalige Gegenwart Gewandeltes erblickt; ein überzeugender, wenn auch nicht durchaus neuer Gedanke.

Das Buch ist nicht ganz einheitlich. Die Essays stehen schon in ihrem Umfang unharmonisch zu einander: das „Mysterium der Gerechtigkeit“ ist fast ein Buch im Buche. Auch in sich sind die einzelnen Aufsätze, wie wirs bei Maeterlind gewöhnt sind, nicht streng disponirt. Es fehlt ihnen, obgleich sie in dieser Beziehung mir weit über „Weisheit und Schicksal“ zu stehen scheinen, die durchgreifende gedankliche Gestaltung. Ich kann mich dem Eindruck nicht verschließen, daß auf diesem Mangel der Trieb in dem Künstler beruht, seine Gedanken, nach ihrer ursprünglichen Niederschrift, noch einmal in einer künstlerischen Gestaltung, die die innere Disposition ersetzen muß, wiederlehren zu lassen.

Weimar.

Wilhelm von Scholz.



Abend.

Der Abend leert des Tages Sonnenbecher
 Bis auf die Neige aus
 Und reckt sich schläfrig dann ins Land hinaus,
 Ein süßberauschter Zecher.

Und mählich wird sein Athmen schwächer, schwächer,
 Und haucht zuletzt in Duft und Nebel aus;
 Die ziehen ihr Gespinnst von Haus zu Haus
 Und schwere Stille legt sich auf die Dächer.

Nur dort aus schwarzversteckter Winkelgasse
 Dringt wilder Schänkenlärm und Würfelschlag
 Und trunkner Dirnen lüstern dreistes Reden.

Und hinter jenen halbgeschlossnen Läden
 Zählt eine junge, schmerzgequälte, blasse,
 Cotfranke Frau die Stunden bis zum Tag.

München.

Alexander von Bernus.



Ein Romanstoff.

Doktor: Was schreibst Du jetzt, Freund?

Rodam: Ich? Nichts. Und Du?

Doktor: Eben so viel. Ich habe wenigstens einen guten Grund, nichts zu schreiben. Denn mir fällt nichts ein.

Rodam: Das ist gar kein Grund. Wer Schriftsteller ist, braucht doch keine Einfälle. Die sind nur für Solche nothwendig, die sonst nichts zu schreiben wissen.

Doktor: Aber, zum Satan, ich möchte mich rechtlich ernähren. Was mühe ich mich ab! Immer auf Jagd nach Gedanken, nach neuen Ideen. Ach... alles Brauchbare ist schon ausgenüht.

Rodam: Einen Einfall wirst Du doch haben.

Doktor: Manchmal nicht einen einzigen.

Rodam: Wenigstens den, nicht nach Einfällen zu jagen, sondern das Leben abzuschreiben.

Doktor: Als Mann der Kunst solltest Du klüger sprechen. Du weißt doch, daß das Leben, so üppig es auch sei, als poetischer Stoff nicht genügt, wenn der Künstler nichts dazugeben hat. Ich tröste mich nur damit, daß auch Du an Stoffarmuth leidest.

Rodam: Ich? An Stoffarmuth? Im Gegentheil, der Stoffwechsel geht in meinem Organismus zu rasch vor sich. Das verstehst Du nicht? Sieh: Du schreibst nichts, weil Du keine Einfälle hast, ich schreibe nichts, weil ich deren zu viele habe. Stündlich kommen sie, — und gehen wieder. Keiner bleibt haften, einer verdrängt den anderen, giebt sich im Augenblick glänzend, vielversprechend, um im nächsten wieder zu verblassen.

Doktor: Und Du hast kein Notizbuch?

Rodam: Als ob es sich um das Gedächtniß handelte! Um die Begeisterung handelt es sich. Jetzt, auf dem Wege zu Dir, sind mir mehrere Stoffe aufgestoßen; einer davon ist noch ganz frisch und gährt wie Teig im Backtrog.

Doktor: O Einfallkrösus! Gieb Almosen!

Rodam: Ja Freund, kannst Du denn Stoffe brauchen, die nicht Dein Eigenbau sind? Kannst Du Fremdes verarbeiten? Dann bist Du gar kein Künstler; oder ein sehr großer. Ich wüßte mit der besten Idee nichts anzufangen, wenn sie nicht eigener Einfall wäre.

Doktor: Ich kann Alles brauchen. Gieb Almosen, Krösus.

Rodam: Sehr gern. Ich schenke Dir den Stoff. Bis ich an meinen Schreibtisch komme, wäre er ja doch wieder verfliegen. Genirts Dich, wenn vom Irrenhaus die Rede ist?

Doktor: Herrlich! Da brauchen wir gar nicht folgerichtig zu sein.

Rodam: Aber natürlich nicht. Man läßt die Leute das krauseste Zeug sprechen: Das ist da die beste Charakteristik. Und wenn Dir die Regensenten in der Handlung den Mangel an Folgerichtigkeit vorhalten, so sage nur, im Irrenhaus gebe es keine Logik. Nichts dankbarer, als mit Narren zu arbeiten.

Doktor: Also Freund, packe aus!

Rodam: Das Almosen, meinst Du?... Gut. Ich schenke Dir folgenden Novellenstoff. Bei gutem Haushalt kannst Du auch einen Roman daraus machen. Entsprechend lange Milieuschilberungen und einige Episoden wirst Du doch aus Eigenem zu besorgen im Stande sein. Zu passen brauchen sie ohnehin nicht; dafür sind es Episoden. Im Leben führt der Zufall Allerlei durcheinander; bringst Du kein Kunstwerk fertig, so rebe Dich aufs Leben aus; die alten Literaturschnürfler werden sich grollend verhalten, aber die modernen lassen Dich mitlaufen. Hauptsache ist schließlich doch immer die Zahl der Druckseiten: sind ihrer über dreihundert, so ist's ein Roman.

Doktor: Etwas gering tazirst Du mich, Freund. Demüthigen soll man selbst den Bettler nicht. Bin ich zwar kein Genie, so bemühe ich mich doch, ein redlicher Erzähler zu sein.

Rodam: Verzeihe mir. Ich sprach auch nur zum Fenster hinaus. Du siehst: die Straße ist belebt; ein halbes Duzend Schriftsteller jüngster Sorte wird doch darunter sein, das sich meine Auslassung zu Nutzen machen kann.

Doktor: Höre, Geschäfter. Wenn Du jeden Deiner Stoffe so mit allerlei böshaftern Glossen verzudeilst, dann glaube ich gern, daß sie Dir unverrichteter Sache wieder davonlaufen. Auch der meine wird Dir abhanden kommen, ehe Du ihn hergiebst.

Rodam: Ein schönes großes Landgut kannst Du Dir vorstellen.

Doktor: Zur Noth vorstellen kann ich mir's.

Rodam: Gut. Es kann sehr behäbig und idyllisch geschildert werden. Ein altes, festgeessenes Bauerngeschlecht, ein Edelhof, so daß sich der Leser gleich einheimt. Und da sind zwei Brüder. Der eine ist ein praktischer, schlauer Kopf, der vor keiner That zurückschreckt, wenn er damit für sich Etwas erreichen kann. Du magst ihn Achat nennen, damit dem Leser ja stets im Gedächtniß bleibt, daß er der Starke ist. Der andere Bruder, der Dagobert heißt, ist ein überspannter, phantastisch veranlagter Mensch, der für alle möglichen Wunderlichkeiten Geld verschwendet. Du weißt, daß man solche Eigenschaften nicht mit schönen Worten aufzählt, sondern durch einzelne Lebensäußerungen und Thaten veranschaulicht. Nun, diese Brüder sind die gemeinsamen Herren des Landgutes, was besonders begründet werden muß, weil es bei Edelhöfen in der Regel nicht zutrifft. Dem Achat ist natürlich nicht nach Sinn, daß er den Besitz mit einem Zweiten theilen muß, noch dazu mit einem halben Abenteurer, der die Wirthschaft schädigt und mit seinen Thorheiten die Würde des Hofes stört. Er versucht mancherlei Mittel, um den Bruder Dagobert aus dem Mitbesitz zu verdrängen. Zum Beispiel kannst Du schildern, wie er dem phantastischen Bruder Geld giebt und ihn mit einer schönen Zigeunerin verpuppelt, in der Hoffnung, daß er mit ihr durchgehen werde. Das geschieht; doch Dagobert kommt nach einiger Zeit wieder heim, zerlumpt, zerfahren, noch toller als früher. Dann beginnt Achat, ihn zu reizen, so daß er in seiner Art die unsinnigsten Streiche begibt. Und nun kommt der Doktor Hilfe. Nenne ihn unbedenklich Hilfe, denn es hat immer etwas Komisches, wenn ein Beruf oder Charakter durch den Personennamen angedeutet wird, der das Gegentheil besagt. Doktor Hilfe ist eine halb humoristische Figur; er giebt sich sehr bieder und einfältig, ist aber der durchtriebenste Rujon. Er ist Arzt; einer, der sich besonders auf Geistesranke versteht, wes-

halb er immer daran ist, seine Praxis vom Lande in die Großstadt zu verlegen, wo die Leute, wie er sagt, so gescheit würden, daß sie überschnappen. Derlei boshafte Bemerkungen, mit recht einfältigem Gesicht gesagt, verfehlen die Wirkung nie. Solltest Du nicht in der Lage sein, diesen Doktor geistig komisch zu fassen, und doch auf ihn ein Uebriges verwenden wollen, so statte ihn mit einem lässlichen Gebrechen aus, das drollig wirkt: einem Pöcker, einem Kropf, Säbelbeinen, näselnder Stimme. Aber die Warze mit den Härchen auf der Nase möchte ich Dir nicht rathen. Das ginge zu weit; denn der Mann muß auch ernst genommen werden. Er ist Hausarzt beim Gutsbesitzer Achat, wo er sich täglich einfindet, und soll diesen Mann von einer hartnäckigen Ischias und von einem lästigen Bruder befreien. Da kannst Du nun hübsche Feinheiten anbringen. Es steht Dir frei, den Dagobert ohne Weiteres vom Doktor Hilfe für geisteskrank erklären oder ihn noch weiter reizen und drängen zu lassen, bis er so große Narrheiten begeht, daß er reis fürs Irrenhaus scheint. Der zweite Weg wird besser sein. Aber sich hüten vor Uebertreibung! Die Wahrscheinlichkeit und Billigkeit muß immer auf der Seite Achat's und des Arztes bleiben; ein rührendes Mitleid und eine ungeheure Rücksichtnahme für den armen Kranken müssen sie entwickeln, bis sie ihn endlich im Irrenhaus haben. Dazu brauchst Du nicht mehr Schurken als zwei; die übrigen maßgebenden Personen lasse nur gleichgiltig den Amtshimmel reiten. Sie brauchen kein Auge zuzudrücken, weil sie nie eins offen hatten. Die Schlampererei mußt Du mit einem gewissen Geschmack schildern, so recht im Milieu österreichischer Gemüthlichkeit.

Doktor: Aber was soll ich denn nachher im Irrenhaus mit dem Mann anfangen? Da wird er mir ja wirklich ein Narr?

Robam: Gott behüte! Da wird er erst klug. Dagobert ist von vorn herein als ein Charakter gedacht, den nur die sogenannte vernünftige Welt zum Wahnsinn treibt und der in Gesellschaft der Irren erst seinen Maßstab und seine Kräfte findet. Nachdem er vergeblich Alles versucht hat, um zu überzeugen, daß er gesund ist und nicht ins Irrenhaus gehört — Das giebt Gelegenheit zu rührenden Zügen —, nachdem er eines Tages vor Empörung wirklich in Raserei ausgebrochen ist und sein Schicksal damit endgiltig besiegelt hat, kommt der entscheidende Punkt. Paß auf! Dagobert wird ganz ruhig, ergiebt sich in die Lage und zeigt ein Benehmen, das ihn nicht nur bei vielen Leidensgenossen, sondern auch bei den Wärtern und Aerzten beliebt macht. Man läßt ihm hier und da Freiheit, schenkt ihm Vertrauen; in der Anstalt herrscht die Anschauung, daß ers nicht lange machen wird, weil er an Gehirnerweichung leide. Deute Das nur an. Zeige aber oft, daß Dagobert auf die Irren einen großen Einfluß gewonnen hat, daß er vielen sogar seinen Willen zu suggeriren weiß. Unter den Wahnsinnigen mußt Du einige besonders wilde Kerle bereit halten, auch etliche Furien. Und nun kommt die Ruß, die Du selbst aufbeissen mußt. Es ist eine Gelegenheit zu finden und zu motiviren, daß unter Dagoberts Führung eines Tages die meisten Geisteskranken aus der Irrenanstalt entkommen. Das ist die schwierigste, gefährlichste und wichtigste Stelle der Erzählung. Die muß lange vorbereitet werden. Einzelne Kranke, die dabei eingreifen, müssen schon früher hervortreten. Dann, im geeigneten Moment, muß ein günstiger Zufall die Flucht der Irren gelingen lassen. Eine Revolte, eine Feuersbrunst oder einfach die

Schlamperei der Aufseher. Kurz: ihrer sechzig oder siebenzig Personen entkommen ins Freie und folgen Dagobert, den sie für ihren Erretter halten. Dagobert führt den abenteuerlichen Zug der Narren und Töblichen ins Gebirge, und zwar der Gegend zu, wo das Landhaus seines Bruders steht. Unterwegs läßt Du drollige und schauerliche Szenen spielen. Dagoberts Einfluß muß aber so gewaltig sein, daß sie nicht auseinander laufen, sondern in einer großen Rottte zur Nachtzeit heimlich das Landhaus anschleichen. Die Absicht Dagoberts erräthst Du ja schon; laß sie auch den Leser bei Zeiten errathen — denn Das erhöht die Spannung —, laß sie aber nicht deutlich aussprechen.

Doktor: Das ist mir zu grauslich. Das giebt Mord und Brand.

Rodam: Möglich. Aber nicht nothwendig. Das steht in Deiner Gewalt. Ich habe schon gesagt, daß bei Geisteskranken die Logik wegfällt. Du kannst sie nach Belieben herrschen oder fallen lassen. Daß Dagobert sein Kriegsheer mit allerlei Vorspiegelungen und Finten gehörig fanatisiren muß, ist selbstverständlich. Doch ob es ihm gelingt? Ob diese wüste Schaar nach einem Ziel hin lenkbar ist? Dagobert muß seiner Sache völlig sicher sein. Im Leser darfst Du darüber als Erzähler keinen Zweifel auskommen lassen; der muß ihm selbst kommen. Und wenn Das, was der Leser ahnt, wirklich eintritt, dann hast Du gewonnenes Spiel: dann gefällt ihm die Geschichte. Wenn sie anders ausgeht, als er der Entwicklung nach erwartet, mag er überrascht sein, aber nicht befriedigt.

Doktor: Also wie? Was?

Rodam: Es ist eine schwüle Gewitternacht. Die Geisteskranken lagern im Walde und sind sehr erregt. Dagobert huscht flüsternd unter ihnen umher, sucht ihnen in kurzen Schlagworten das Elend des Irrenhauses ins Gedächtniß zu rufen und erinnert an die bösen Urheber, die sie dahin ausgeliefert haben. Zeigt ihnen dann im Blühschein das Haus, in dem ihr Feind wohnt, und läßt die Furie los auf das Landhaus seines Bruders. Was geschieht? Einer der Töblichen stürzt sich auf die Thorsäule und traktirt sie mit Faustschlägen. Ein Anderer schmettert gräßliche Verwünschungen in die Strohkammer, schleudert seine Lunte in den Wassertrog und lacht hohl auf, als sie zischend verlöscht. Ein Anderer, einer der Töblichsten, legt sich zum Kettenhund, kost und spielt mit ihm, wie mit einem kleinen Kinde. Ein rasendes Weib fährt in die Paare einer anderen und ein alter Mann holt aus dem Stall einen Pferdelöwen und hängt sich ihn um wie einen langen Schleppmantel. So schreitet er würdevoll über den Hof und rügt wohlwollend die Uebrigen, daß sie nicht aufs Knie fallen, um ihn gebührend zu grüßen, bieweilen er der König des Morgenlandes sei. Auf dem Dachfirst sitzt ein Mädchen, strahlt ihr Haar und singt das Lied von der Loreley. Das sind nur so hingeworfene Einfälle. Du kannst sie nach Belieben ändern, erweitern und den Auftritt so bizarr wie denkbar gestalten. Du kannst den Spul rings um das Gehöft die ganze lange Nacht andauern und den eingeschlossenen Besitzer Athat in Todesangst verzweifeln lassen. Du kannst die Irrsinnigen schauerlich wirtschaften lassen mit Verwendung dämonischer Genialität. Hast Du die im Augenblick nicht zur Hand, so kannst Du die Szene beenden, wann Du willst. Einige Knechte, die aus den Fenstern herausstießen, zerstreuen die ganze Bande auf einen Wink Deiner Feder.

Doktor: Und dann? Wie geht es aus?

Rodam: Daß Du doch nicht einen Schritt weiter gehst, als man Dich schiebt! Daß den Stoff nur hübsch liegen, wenn er Dir nicht einmal so viel Interesse erregt hat, daß Du schon selbst irgend einen bestimmten Ausgang wünschst. Wenigstens müßte doch das Praktische entscheiden. Arbeitest Du für ein Familienblatt, so muß natürlich poetische Gerechtigkeit walten. In diesem Fall hat Dagobert mit einigen Tobsüchtigen in das Gemach seines Bruders zu dringen und den Achat zu erschlagen, worauf er selbst prompt von den Wahnsinnigen erbroffelt wird. Pikanter ist's aber, wenn Du diesen Doppelmord gut vorbereitet geschickt und aufregend zuspizest, die Erzählung aber unmittelbar vor der Katastrophe endest, so daß der verbläffte Leser nicht weiß, was schließlich geschehen ist. Daß giebt dann viel Hin- und Herredei, verschiedene Meinungen und Polemiken und die Geschichte hat gleich ihre billige Reklame. Willst Du aber auf den Schluß gar nichts verwenden, so höre — wenns Dich nicht mehr freut — einfach zu schreiben auf und mache einen Punkt. Dann bist Du der Mann der neuen Dichterschule.

Doktor: Der Schluß würde sich am Ende wohl finden. Und der Stoff ist nicht ohne. Ist Dir das Alles auf dem Wege zu mir eingefallen?

Rodam: Alles nicht. Das Meiste ist mir erst jetzt eingefallen und klar geworden, während ich Dir erzählte.

Doktor: Und warum schreibst Du die Geschichte nicht selbst?

Rodam: Weil ich im Augenblick damit nicht anfangen kann und morgen Alles wieder vergessen ist.

Doktor: So könntest Du Dir das Thema doch kurz notiren.

Rodam: Ich sagte ja schon, daß es sich um Stimmung, Begeisterung, Leben, nicht um Notizen handelt.

Doktor: Stimmung, Leben? Wie meinst Du Das?

Rodam: Ja, empfindest Du nichts für den Stoff?

Doktor: Nun, ich denke, so was kommt während der Arbeit.

Rodam: Darauf ist kein Verlaß, sage ich Dir. Dann laß das Ding lieber bleiben. Im Anfang ist das Leben.

Doktor: Im Anfang war das Wort. Ich beginne, Worte zu schreiben; das Weitere wird dann schon kommen.

Rodam: Ich bitte Dich, laß es bleiben.

Doktor: Nein. Du hast mir den Stoff geschenkt. Zurück gebe ich nicht.

Nach längerer Zeit erkundigte Rodam sich bei seinem Freunde nach dem Fortgang der Arbeit.

„Sie ist schon fertig“, sagte der Doktor. Demnächst kannst Du sie in der ‚Zukunft‘ lesen.

Und hier steht sie abgedruckt. Weiter hat es der Doktor damit nicht gebracht.
Kriegslach. Peter Rosegger.



Selbstanzeigen.

Von des Lebens letzten Räthseln. Eine lyrische Symphonie. Verlag
Neuer Literatur (Szeliński & Co. Sep.-Kto.) Wien. Preis: 1,50 Mark.

„Wer ein einziges Mal
Schauernd erschaut
Das Angesicht der Kunst,
Daß betend in die Knie er fiel
Und sein Haupt verhallte,
Der kann nicht mehr verderben.“

„Zwei Körper: Eins;
Und der Einheit
Entringt sich der Dritte.
Kunst und Leben
Und Leben und Kunst
Beugen zusammen,
Schaffen gemeinsam:
Die Freude,
Die freie, lachende Freude.“

Ernst Limé.

Aus dem Nichts zum Glauben. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung.
Berlin, Hugo Bermühlers Verlag. 1903.

Die Kluft zwischen dem dogmatischen Bekenntniß und dem positiven Wissen ist auch heute noch nicht geschlossen. Hüben und drüben scheint man kaum noch an die Möglichkeit einer Ueberbrückung zu glauben. Und dennoch wird sie eines Tages erreicht sein. Aus dieser Zuversicht ist meine Schrift erwachsen; ich will zufrieden sein, wenn sie Andere den selben frohen Glauben lehrt.

Hamburg-Hohensfelde.

Friedrich Robert.

Fegefeuer. Karl Hendell & Co., Leipzig. 2 Mark.

Mag als kleinsten aller Scherben
Mich das große Grab erraffen:
Niemals können Lieder sterben,
Die der Weltgeist selbst geschaffen.

Ich, mit dem er sie geschrieben,
Bin vom Dünkel nicht gekipelt,
Weiß ich doch, daß meine Lieben
Er gebacht und ich gekipelt.

Und genug dann des Geflütes!
Fällt mein Ich dem Nichts zum Raube,
Rege still ich mich zu Goethes
Und Herrn Meier-Müllers Staube.

Riel.

Doch des Geists herbedtes Schweigen
Lugt aus meiner Holperreimniß,
Und was nimmer war mein Eigen,
Trinkt zurück das Urgeheimniß.

Wem mein Feuertrank nicht mündet,
Zeigt, daß ihn der Geist nicht kenne.
Als das Weltall ich entzündet,
Krächte weder Hahn noch Henne.

Vor dem Allzuviel der Hülle
Dringt man nie zum Kern, zur Einung,
Und die tieffte Lebensfülle
Weicht dem Blendwerk der Erscheinung.

Rurt Piper.

Mihi et Mundo, Gedichte, Wien, Verlag neuer Literatur, Szekinski & Co.

Ihr kleinen Lieber, nun geht's weit hinaus,
 Wo keine Seele mehr den Dichter nennt;
 Und kehrt Ihr einmal staubbedeckt nach Haus,
 Wer weiß, wer weiß, ob er Euch wiederkennt?
 Die Burschen, welche dort die Straße ziehn,
 Sie singen Eurch vielleicht im Becherkreise
 Mit truncknem Mund zu frechen Melobten.
 Vielleicht, daß Ihr als Veierlastenweise
 Jedwembem tönst, der nach Euch begehrt;
 Doch mag's auch sein, daß einst ein junges Ding
 Die stille Wehmuth Eurer Verse ehrt,
 Ein zartes Blut, so ohne Bier und Ring,
 Das sich nach Liebe und nach Treue sehnt
 Und das doch ungelantt vergehen muß;
 Vielleicht auch, daß Ihr Niemandem ertönt
 Und daß nur, taumelnd zwischen Bier und Ruß,
 Euch eine junge Dirne leise spricht . . .
 Die Dirne, der ich einst mein Herz geschenkt
 Und die bei einem tragischen Gebicht,
 An mich und ihren toten Frühling denkt.
 Und wenn dann eine Thräne ungehehn
 Aus ihrem Auge still zu Boden rinnt,
 So will ich Dir, mein Lieb, entgegengehn,
 Wie dem verlornen, wandermüden Kind,
 Das still dahinwankt, seiner Heimath zu,
 Und will Dir leise sagen: „Halt nun Rast,
 Weil Du der armen Seele Trost und Ruh
 Und heiße Thränen neu gegeben hast.“

Wien.

Alfred Kleinberg.

Die Halbseele. Otto Janke, Berlin. 4 Mark.

Was dieser Roman will, sagt sein Titel. Inmitten einer Zeitströmung, die nur das Ganze gelten läßt, gleichviel, in welcher Richtung es sich bethätigt, will er die Zwitterstellung der halben Seele charakterisiren. Zum Glauben zu schwach und nicht stark genug, um ohne den Glauben zu leben: an wie Vielen hat dieses Schicksal der halben Seele sich erfüllt, wie Viele sind an ihm zu Grunde gegangen! So erfüllt es sich auch an dem Helden dieses Romans, der sich im harten Daseinstampf des Arztes, in den unerbittlichen Anforderungen an den Chirurgen eines großen Stadtlazareths, in persönlichem Konflikt mit seinem „ganzen“ Chefarzt, an seiner halben, glauben wollenden und nicht glauben könnenden Seele innerlich verzehrt.

Danzig.

Arthur Sewett.



Der Kurswerth.

Oft konnte man in den letzten Jahren Zeitungsnutzen finden, die erzählten, einzelne Börsenwerthe seien schon bei ganz geringem Umsatz unverhältnißmäßig gestiegen. Vor ein paar Wochen erregte ein Fall dieser Art besondere Aufmerksamkeit. Die Aktien der Bergwerksgesellschaft Arenberg mußten, in Folge der Nachfrage nach nur 4500 Mark, um 16 Prozent höher notirt werden. Das ist an und für sich noch nicht auffällig; namentlich nicht bei einem Papier, das, wie Arenberg, auf 619 steht. Wer bereit ist, für 1000 Mark des Nominalwerthes 6190 Mark zu zahlen, wird auch nicht lange vor der Frage zaudern, ob er zwanzig Mark mehr oder weniger dafür anlegen soll. Da Kurse aber nicht mit Marktpreisen identifizirt werden können, hat die Sache doch ein allgemeineres Interesse. Der Kurs ist natürlich auch nichts Anderes als ein Preis; aber ein Preis für fungible Waaren, also für Werthe, bei denen für die selben Quantitäten die selben Qualitäten vorausgesetzt werden. Der Markt für solche fungible Waarenwerthe ist die Börse, besonders die Fondsbörse. Während es dem gewöhnlichen Waarenhändler niemals einfallen wird, den Werth seines Waarenlagers nach den Preisen abzuschätzen, die auf irgend einem großen Markt für Produkte ähnlicher Art erzielt worden sind, berechnet sich der Besitzer von Werthpapieren sein Vermögen stets nach dem jeweiligen Börsenkurs. Das scheint äußerlich auch berechtigt. Der Kaufmann, der, zum Beispiel, mit verarbeiteten Lederwaaren handelt, kann die Marktpreise gar nicht auf seine Waaren beziehen, weil der Tauschwerth seiner Artikel wesentlich vom Gebrauchswerth abhängt, der durch die Qualität bedingt ist. Ein Schuh ist nicht wie der andere, eine Cigarrentasche gleicht nicht genau der Nachbarin: man muß die Dinge einzeln ansehen, bevor man sie kauft. Der Preis für solche Waaren kann sich deshalb nur auf ganz bestimmte Sorten beziehen, die an einem bestimmten Tage gekauft oder verkauft wurden. Ist der Handel abgeschlossen, so gehört der Preis der Vergangenheit an; selbst wenn der Lederwaarenhändler daneben steht, während ein Konkurrent einen großen Abschluß macht, vermag er oft beim besten Willen nicht auf den Preis dieses Abchlusses zu wirken, weil seine Waare sich in der Qualität des Leders oder in der Form der Verarbeitung so wesentlich von der seines Konkurrenten unterscheidet, daß der Käufer dafür gar keine Verwendung hat.

Anderß liegen die Dinge für die fungibelste Waare, das Werthpapier. Eine Laura-Aktie ist so viel werth wie die andere, ein Stück der preussischen Konfols so viel wie jedes andere Stück vom selben Nominalwerth. Deshalb kann auch jeder Werthpapierbesitzer, der bei der Festsetzung des Kurses seiner Aktien oder seiner Anleihetitres zugegen ist, auf den Kurs Einfluß üben. Er braucht nur einen Auftrag zum Verkauf zu geben. Seine Anwesenheit ist dazu nicht einmal nöthig. Er mag der Börse noch so fern sein: bis zu der Stunde, wo der Kurs endgiltig festgesetzt ist, mit Hilfe des Telegraphen also noch wenige Minuten vorher, kann er durch einen Auftrag die Gestaltung des Tageskurses beeinflussen. Diese allen Interessenten erreichbare Möglichkeit unterscheidet den Börsenpreis für fungible Waaren, den Kurs, vom gewöhnlichen Marktpreis. Der

Unterschied verschwindet erst, wenn der Tageskurs feststeht und dann, wie jeder andere Preis, der Vergangenheit angehört. Merkwürdig ist nun die Fiktion, der Börsenpreis gelte auch nach der Festsetzung noch für alle fungiblen Waaren, für alle Werthpapiere der selben Kategorie. Nimmt ein Privatmann in seiner Bilanz am Silvesterabend den vormittags festgesetzten Kurs zum Maßstab für seine Vermögensberechnung, so ist dagegen nichts einzuwenden; darf aber die Gewohnheit eines mit den Gesetzen der Preisbildung nicht vertrauten Praktikers von Gesetzes wegen zur Norm erhoben werden? Das geschah durch § 261 des Handelsgesetzbuches, der von der Bilanzaufstellung der Aktiengesellschaften handelt. Im Absatz I heißt es da: „Werthpapiere und Waaren (nur fungible Waaren können gemeint sein), die einen Börsen- oder Marktpreis haben, dürfen höchstens zu dem Börsen- oder Marktpreis des Zeitpunktes, für den die Bilanz aufgestellt wird, sofern dieser Preis jedoch den Anschaffungs- oder Herstellungspreis übersteigt, höchstens zu diesem angelegt werden.“ Die Vorsicht empfiehlt hier freilich die Bestimmung, der Börsenpreis habe nur dann als Bilanzpreis zu gelten, wenn er niedriger ist als der Anschaffungs- und Herstellungspreis. Wird dadurch aber etwa auch nur die geringste Sicherheit für die Echtheit der Bilanz geboten? Eine Bilanz hat doch nur Werth, wenn die Aktiva so eingestellt sind, wie sie am Bilanztage zu realisiren gewesen wären; deshalb ist ja die Einstellung zum Anschaffungs- oder Herstellungspreis nicht gestattet. Dem Liquidationwerth aber entspricht der Kurs des Bilanztages nach keiner Richtung. Ich will davon absehen, daß irgend ein unmittelbar nach der Kursfeststellung eintretendes Ereigniß das frühere Verhältniß von Angebot und Nachfrage gänzlich ändern kann. Aber auch ohne solchen Zwischenfall müßte die Kurshöhe vermindert werden, wenn zufällig der Besitzer, der am Abend seine Bilanz aufmacht, Lust bekommen hätte, seine Stücke zu verkaufen; und die Bilanz sieht ja gerade den Fall vor, daß der Besitz realisirt wird. In den Zeiten belebten Ultimohandels ließ die Fiktion sich noch halten. Wenn auch nicht die Besitzer selbst, so hatten doch die Berufsspekulanten allen möglichen Ereignissen vorgearbeitet; jeder Nachfrage stand ein Angebot gegenüber und die Besitzer, die verkaufen wollten, drückten damit den Kurs nicht mehr wesentlich, weil die Spekulanten, die, um sie abliefern zu können, die Waare eindecken mußten, ihnen als Käufer entgegentraten. Beim Kassageschäft sieht die Sache schon anders aus; und je mehr der Börsenumsatz zusammenschrumpfte, um so sichtbarer wurde der Unterschied. Sicherlich kann der Kurs eines Papiers, dem, wie den arenberger Aktien, schon ein Umsatz von 4500 Mark eine Steigerung von 16 Prozent bringt, nicht als Werthmesser für große Summen angesehen werden. Man kann beinahe sagen: je größer die Summe eines Werthpapierbesizers ist, um so weniger taugt der Börsenkurs zur Berechnung des Waarenwerthes. Alle Statistiken, die von der Annahme ausgehen, der augenblickliche Werth ganzer Aktiengruppen sei durch einfache Multiplikation mit dem Börsenkurs zu ermitteln, schweben deshalb einfach in der Luft.

Die gesetzliche Festlegung dieser Fiktion trug ein Element der Unsicherheit in das gesammte Aktienwesen. Natürlich: die Bilanzen aller Werthpapiere besitzenden Aktiengesellschaften sind, weil die Werthe zum Börsenkurs des Bilanztages berechnet wurden, eigentlich schon an dem Tage falsch, wo sie nach den Regeln des Gesetzes aufgestellt werden. Das mag hingehen, wenn sich um

kleineren Werthpapierbesitz handelt, der zum Tageskurs wohl realisirbar wäre. Bei großen Effektenposten aber sind oft auch die Verhältnisse der Institute zu berücksichtigen, die fast das ganze Aktienkapital anderer Unternehmungen besitzen. Die Deutsche Bank hat beinahe das ganze Aktienkapital der Bergisch-Märkischen Bank und des Schlesiſchen Bankvereins, die Schudert-Gesellschaft die Mehrzahl der Aktienanteile der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in ihrem Tresor. Daß diese Aktien zum Tageskurs nicht realisirt werden können, daß vielmehr der Tageskurs gerade deshalb so hoch blieb, weil dieser große Posten in einer Hand festlag, ist auf den ersten Blick klar. Gleich unter solchen Umständen aber nicht das ganze Aktiengebäude einem Kartenhaus, das ein Lufthauch umwehen kann?

Dazu kommt, daß die Freiheit von Angebot und Nachfrage durch künstliche Mittel eingeschränkt werden kann. Das ist besonders durch die neueste Emissionstechnik ermöglicht; namentlich dadurch, daß einzelnen Zeichnern die Sperrverpflichtung auferlegt wird. Mehr und mehr hat sich der Unfug eingebürgert, daß viele Leute sich an der Emission neuer Papiere nur betheiligen, um von den ersten Kurssteigerungen zu profitiren und die Aktien dann sofort zu verkaufen. Natürlich kauft jeder Spekulant, um mit Gewinn zu realisiren; bei diesen Konzertszeichnungen liegt der Fall aber insofern anders, als die Zeichner lediglich darauf spekuliren, daß die Zeichnungstelle, weil sie ihren Emissionskredit erhalten oder heben will, dafür sorgen muß, daß der Kurs nicht fällt, und ihnen deshalb die Waare unter allen Umständen abnehmen muß. Die emittirenden Häuser unterscheiden deshalb Zeichner, die dauernden Besitz suchen und sich verpflichten, vor einem bestimmten Termin ihre Aktien nicht wieder zu verkaufen, von den reinen — oder: unreinen — Spekulanten. Doch mußte ich schon mehrfach betonen, daß solche Sperrverpflichtung unter Umständen gegen das Börsengesetz verstoßen kann. Neuerdings haben drei Schriftsteller von sehr verschiedener Qualität diese Frage erörtert. Professor Otto Warschauer hat in seiner Schrift: „Physiologie der deutschen Banken“ die Sperrverpflichtung als ungesetzlich bekämpft. Mit Warschauer kann ich nicht streiten; er kennt die Gesetze nicht, über die er schreibt, und versteht nichts von der Praxis, obwohl er, wie er erzählt, Jahre lang im Bankgeschäft thätig war. Schon in einer Schrift über das Wesen des Aufsichtsrathes hat er so Gutes gewollt und so Schlechtes vorgeschlagen, daß ich kaum noch erstaunt war, in der neuen Brochure die Sätze zu finden: „Entweder muß die Sperre allgemein verhängt werden und der Börsenverkehr darf in den betroffenen Effekten erst von einem bestimmten Zeitpunkt an gleichmäßig für beide Kontrahenten statthaft sein oder den Emittenten muß die Pflicht obliegen, auf Wunsch des Subskribenten nach Ablauf der Sperre die zurtheilten Stücke zum Emissionskurs zurückzunehmen oder die Spannung zwischen diesem und dem derzeitigen Tageskurs zu verhalten.“ Wenn dem Herrn Professor das Börsengesetz, über das er schreibt, nicht so unbekannt wäre, müßte er wissen, daß sein erster Vorschlag einen Zustand empfiehlt, der genau so ungesetzlich wäre wie der heutige. Und wäre ihm die Praxis nicht fremd, so müßte er wissen, daß sein zweiter Vorschlag zur ärgsten Ausbeutung der Bankiers durch das spekulirende Publikum führen würde. An sich aber, auch darin irrt er, versteht die Sperrverpflichtung nicht gegen das Börsengesetz, dessen § 38

lautet: „Der Prospekt muß den Betrag, der in den Verkehr gebracht, und den Betrag, der vorläufig vom Verkehr ausgeschlossen werden soll, und die Zeit, für welche dieser Ausschluß erfolgen soll, ersichtlich machen.“ Danach ist eine Sperrverpflichtung nur dann ungesetzlich, wenn der Prospekt nicht den Betrag der gesperrten Stücke und die Dauer der Verpflichtung angiebt. Auf diesem Standpunkt steht auch der Justizrath Dr. Herz in seinem Aufsatz „Zeichnung und Zuthheilung“ (Monatsschrift für Handelsrecht und Bankwesen). Ihm und Warschau tritt im „Bankarchiv“ Herr Neander Müller entgegen, der Beamter des Bankhauses S. Bleichröder ist und unter den Titeln „Differenztheorie und Börsengeschäfte“ und „Juristische Lehrmeinungen über Börsengeschäfte“ schon früher zwei Schriften veröffentlicht hat, von denen mir namentlich die zweite, trotz mancher Mängeln, ungewöhnlich werthvoll erscheint. Viel Neues bringt sie nicht; zum ersten Mal aber kritisiert hier ein erfahrener, für die Jurisprudenz offenbar begabter Praktiker die Lehrmeinungen, aus denen die verblüffenden Reichsgerichtsentscheidungen in Börsensachen stammen. Dieser junge Schriftsteller wird sich eines Tages weit über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus Beachtung erzwingen. Gerade deshalb muß er vor einer Gefahr gewarnt werden, die dem Praktiker broht; im „Bankarchiv“ zeigt er die Neigung, die Praxis, weil sie Praxis ist, stets für vernünftig zu halten. In seiner Polemik gegen Warschau unterschreibe ich jedes Wort; nicht jedes aber, das er gegen Herz ausspricht. Herr Müller meint, dem im Prospekt gegebenen Versprechen, den ganzen Betrag in den Verkehr zu bringen, habe der Emittent auch dann genügt, wenn er einen Theil des aufgelegten Betrages Zeichnern überlassen hat, die auf den Verkauf innerhalb einer bestimmten Frist verzichtet haben. Das ist nicht richtig; und ganz verfehlt scheint mir der Hinweis, vom Verkehr ausgeschlossen seien vorläufig ja auch die Stücke, die von ernsthaften, einstweilen nicht zum Verkauf geneigten Zeichnern erworben wurden. Der Wille dieser Zeichner ist ja frei und der Emittent muß mit der Möglichkeit rechnen, daß die Kurssteigerung ihre Lust zum Verkaufen mehrt. Das emittirende Haus darf deshalb den Kurs nicht nach Belieben erhöhen. Ist aber Vielen die Sperrverpflichtung aufgezwungen, so wird das Angebot künstlich eingeschränkt, die Kurse können vernunftwidrig in die Höhe getrieben und fremde Käufer herangezogen werden, die nicht wissen, daß der notirte Kurs nicht das Ergebnis von Angebot und Nachfrage in den weiten Grenzen des ganzen zur Zeichnung aufgelegten Kapitals ist. Das gerade wollte § 38 des Börsengesetzes verhüten und er wird verletzt, wenn der Prospekt die Absicht, einen Theil des Kapitals zu sperren, verschweigt. Ich zweifle auch gar nicht, daß zwar nicht der Zeichner, aber jeder spätere Erwerber auf Grund des § 43 des Börsengesetzes die Emittenten für den Schaden haftbar machen kann, der ihm entsteht, sobald die von der Sperrpflicht befreiten Aktien auf den Markt drängen und dort mit ihrem Gewicht den Kurs herunterdrücken.

Plutus.



Notizbuch.

Wird die Sozialdemokratie dem neuen Reichstag den Ersten Vizepräsidenten liefern? Soll sie für dieses Ehrenamt überhaupt einen Kandidaten aufstellen? Ernsthaft aufstellen und ihn verpflichten, auch die Bürden der Repräsentation auf sich zu nehmen? Herr Bebel sagt: Nein. Herr von Vollmar sagt: Ja. Und die Meinungsmacher der ruhmlos besiegten liberalen Parteien reißen die zierlichen Schnäbel weit auf und kreischen Einiges über die täglich zunehmende Berklüftung der Sozialdemokratie, über „Risse im rothen Thurm“, der nächstens einstürzen und aus dessen Ruinen dann natürlich das neue Leben des Liberalismus erblühen werde. Hundstagvergnügen. Daß die Herren Bebel und Vollmar (hinter jedem Protagonisten steht eine stattliche Anhängerschaft) durch Temperamentsunterschiede getrennt sind, weiß man doch nicht seit vorgestern; wer aber hofft, diese innere Wesensverschiedenheit werde über ein Kleines auch zu äußerer Scheidung führen, wird, schon weil er die politische Klugheit und Zähigkeit Georgs von Vollmar um ein Beträchtliches unterschätzt, die Erfüllung solchen Hoffens nicht erleben. Herr Bebel, der greise Optimist, glaubt, seine Partei werde in absehbarer Zeit die politische Macht erobern, Monarchie, Grundherrschaft, Industrie-feudalismus, alle Formen kapitalistischer Anrechtung und Ausbeutung beseitigen und die sozialistische, frei über die Mittel zur Produktion verfügende Gesellschaft entbinden. Deshalb will er den annoch, aber nicht lange mehr herrschenden Gewalten keine Konzession machen, hält es mit Bierregaards und Ibsens Lösung „Alles oder nichts“ und findet die Rolle der getränkten Unschuld, die auf die nahe Stunde der Apotheose harret, für seine Partei dantbarer als die des schmiegsamen Taktikers, der mit den Verhältnissen grauamer Wirklichkeit rechnet und sich jeder Sprosse freut, die er auf der höher führenden Leiter erklommen hat. Herr von Vollmar ist von Sentimentalität und Illusionen frei; kein Pathetiker, sondern ein Realist — meinetwegen: Possibilist —, ein ungemein kultivirter Mann, der sich aber die urwüchsig-e Bauernschlauheit bewahrt hat und oft da lächeln, sogar laut lachen kann, wo Sanct Augustus nur Kläglichkeit und graue Metaphern findet. Er hat menschliche und gesellschaftliche Entwicklungen nicht nur, wie Bebel, von unten gesehen, steht der Natur näher als irgend einem Dogmenglauben und weiß, wie langsam hienieden Alles keimt, wächst, reift und wie froh Einer sein muß, wenn er im Lauf seines Lebens die Sache, der er dient, nur um ein Wegstrecklein vorwärts bringt. Deshalb will er jede Position, die er zu nehmen vermag, flink auch besetzen; ist kein die Lande beherrschendes Fort, so doch ein Vorwerk, in dem man rasten, von dem aus der Strategie weiteroperiren kann. Ein Platz im Präsidium, meint er, ist immerhin eine schöne Sache; man sitzt an den Quellen parlamentarischer Macht, hört, was vorgeht, kann drohende Angriffe abwehren und beweist der Gemeinde und der Diaspora, bis zu welcher Höhe die Fraktion es gebracht hat. Der Besuch, den das Präsidium nach der Konstituierung des Reichstages dem Kaiser macht, sollte uns hindern, den sichtbaren Preis langen Mühens einzustreichen? Vächerlich. Der Besuch gehört zu den Formalitäten, an denen eine ernste Sache nie scheitern darf. Ist's dem Kaiser nicht unbequem, einen Sozialdemokraten im Schloß zu empfangen: uns genirt der Empfang nicht. Und will der Kaiser Wahrheit: von unserem Vertrauensmann kann er sie haben. Herr Bebel, der sich mit kleinen Erfolgen nicht abspfeifen lassen will, widerspricht, leidenschaftlich wie immer. Der Besuch — so ungefähr ist sein Gedankengang — ist und bleibt eine Huldigung; wir aber huldigen keinem

Kaiser, setzen keinen Genossen der Gefahr aus, schlecht behandelt oder über die Achsel angesehen zu werden; wir sind entschlossene Gegner aller höfischen Ingerenz und bitten nicht bulden, daß die Vertreter des Parlamentes in einer Hofgesindestube auf den Beiz des Monarchen warten. Beide Männer reden und handeln, wie sie müssen, und wählen den Weg, auf den die Summe ihres Willens, ihr „Charakter“, sie drängt. Wahrscheinlich hat Herr Bebel jetzt noch die Mehrheit der Fraktion auf seiner Seite. Und der kühle Beobachter wird finden, so einfach, wie Herr von Bollmar sie darstellt, liege die Sache am Ende doch wohl nicht. Als Symbol der Macht wäre die Würde des Ersten Vicepräsidenten nicht zu unterschätzen. Aber der Genosse käme auf dem Präsidialthron in schwierige Lagen. Er müßte, nach der Sitte des Hauses, Aeußerungen rügen, die er nach seiner Ueberzeugung nicht tadeln kann, und dürfte sich gewisse Ceremonien nicht entziehen, die sein Glaube empört ablehnt. Im Schloß . . . Daß der Kaiser höflich wäre, darf nicht bezweifelt werden. Aber er hat die Sozialdemokratie hundertmal in schroffen Scheltreden gekränkt, sie ehrlos genannt, eine Horde vaterlandloser, des deutschen Namens unwerther Gesellen, Volksbetrüger, tödtliche Mörder. Einem Mann, der so gesprochen hat, pflegen die Gescholtenen keine Höflichkeitivisite zu machen. Und die Hauptsache: den größten Theil ihrer Wirkung auf die Masse verbannt die Sozialdemokratie der Thatfache, daß sie, im Gegensatz zu allen anderen Parteien, nie für Transaktionen und Konzessionen zu haben war. So was machen unsere Leute nicht, sagt der Arbeiter und ist stolz auf die starre Rödmertugend seiner Mandatare. Soll man diesen Nimbus auf ein Spiel setzen, dessen Gewinn im günstigsten Fall doch nicht allzu beträchtlich wäre? Sich auch bücken, kleine Kompromißkünste lernen und in der Ersten Kajüte warme Plätze belegen, statt das Fahrzeug durch Seeminen in die Luft zu sprengen? Wer der Frage nachsinnt, muß sich bis zu den Wurzeln seines Glaubens zurücktaften, wenn er ihr nicht leichtfertig die Antwort finden will. . . Nach menschlicher Voraussicht wird es aber zu einer bündigen Antwort nicht kommen. Zwar ist die Audienz von keinem Gesetz vorgeschrieben; auch die Geschäftsordnung des Deutschen Reichstages bestimmt im zwölften Paragraphen nur: „Die Konstituierung des Reichstages und das Ergebnis der Wahlen wird durch den Präsidenten dem Kaiser angezeigt.“ Angezeigt: dieser Bestimmung würde auch eine schriftliche Meldung genügen. Durch den Präsidenten: er könnte seine Stellvertreter also ruhig zu Hause lassen. Doch ist's einmal üblich, daß alle drei Präsidenten ins Schloß pilgern, und die Mehrheit wird den alten Brauch gewiß nicht der Sozialdemokratie opfern. Sie wird wohl überhaupt nicht sehr geneigt sein, einen Sozialdemokraten zum Ersten Vicepräsidenten zu wählen; und wiederum giebt es keine Bestimmung, die der zweitstärksten Fraktion diesen Posten zuweist. Endlich aber: die Sozialdemokratie kommt über die umfangreiche Person des Herrn Singer, ihres Vizepräsidenten, nicht hinweg und für diesen Kandidaten wird keine Stimmenmehrheit zu erreichen sein. Die erhoffte Sensation wird wahrscheinlich also ausbleiben. Die Mehrheit wird unklug genug sein, der Sozialdemokratie die Verlegenheit zu ersparen, die entstände, wenn ein rother Genosse genöthigt wäre, im Schloß einen Diener zu machen und im Wallotbräu „die Würde des Hauses zu wahren“. Und die Gruppe Bebel wird sich freuen, wenn sie die von parlamentarischer Macht untrennbare Verantwortlichkeit nicht auf sich zu nehmen braucht und, mit dem ehrliehen Pathos gekränkter Unschuld, wieder sagen und schreiben kann, daß nicht einmal das winzigste der ihr gebührenden Rechte ohne schänden Verrath heiliger Ueberzeugung von der brutalen Kapitalistengesellschaft zu erlangen ist.

*

*

*

Aus Mexiko schickt mir Herr Professor Dr. Sayous-Dollfus über die Münzfrage ein paar Glossen, die gerade jetzt, nachdem in Berlin, im Beisein mexikanischer Delegirten, die Währungs- und Silberpreisverhältnisse in einer internationalen Kommission erörtert worden sind, Manchen interessiren werden. Hier sind sie:

„Herr Vimantour, der mexikanische Finanzminister, will so schnell wie möglich aus der Lage befreit werden, die seinem Lande die Währungsfrage berrieth. Er ist nach New-York gegangen, dort von den in mexikanischen Geschäften stark engagirten Bankiers aber kühl aufgenommen worden, trotzdem gerade von ihnen der Anstoß zur Neugestaltung kam. In Wallstreet ist Geld theuer und jede Anleihe deshalb schwer aufzubringen. Der Minister fuhr dann nach Europa, um, wie man sagt, auf den wichtigsten Märkten für seine Pläne zu wirken, die er für praktisch hält und deren Durchführung, wie er meint, dem ungemein reichen Staat Mexiko lange Jahre wirtschaftlichen Segens sichern werde. Gelingt es ihm und findet er den finanziellen Beistand, der ihm namentlich von England verheißen ist, dann kehrt er mit einer neuen Jungfräulichkeit heim, — und mit neuem Kredit, ohne den er sein Programm nicht verwirklichen könnte. Mexiko hat — besonders, wenn die Vereinigten Staaten ihre Politik ‚friedlicher Eroberung‘ fortsetzen — nach Menschenmessen eine recht günstige wirtschaftliche Zukunft zu erwarten. Und überall blickt man auf Mexiko. Alle Staaten haben größere oder kleinere Silberbestände; gelingt in Mexiko die Kur, dann werden auch andere Völker es mit ihr versuchen, — wenn sie den dazu nöthigen Kredit finden. In Mexiko herrscht gesetzlich der Bimetallismus, thatsächlich die Silberwährung: das Verhältniß von 1:16 hat das Gold natürlich ‚verjagt‘; um so natürlicher, als das Land schon sehr lange ein großer Silberproduzent und erst seit ein paar Jahren ein in Betracht kommender Goldproduzent ist. Der Silberpeso, im fernsten Osten, trotz nachgerade fühlbaren Einbußen an Geltung, noch immer angesehen, ist keine Münze mehr, sondern eine Waare; und zwar eine, deren Werth durch keine starke und dauernde Nachfrage gesichert, sondern allen Schwankungen des Silberurses ausgesetzt ist. Das Uebel wird durch das Bankregime und durch die Ausfuhrvorrechte verschärft. Die Zahl der Emissionbanken ist groß, aber sie sind kraftlos und fast immer uneinig. Es giebt keine Stelle, wo die Cirkulation geregelt, den Umständen angepaßt und im Nothfall durch Zwangsmaßregeln der Geldverkehr geschützt werden könnte. Und da die Ausfuhrvergütung für Barrensilber der Prägevergütung gleich ist, läßt sich im einzelnen Fall sehr schwer feststellen, ob ‚Silbermünzen ausgeführt werden‘ oder ob man ‚einen der Hauptgegenstände der nationalen Arbeit‘ exportirt. Dieser Stand der Dinge, den auf einem des Gleichgewichtes beraubten, durch die Silberentwirthung geschwächten Markt mächtige Speculanten durch Decouvert-Operationen verschlimmern, schädigt viele und wichtige Interessen. Besonders die der Eisenbahngesellschaften, die fast alle ‚amerikanisch‘ sind. Ihr Kapital ist beträchtlich entwerthet; die Transportpreise werden zu einem Werthverhältniß berechnet, das in einer Zeit viel günstigeren Agios festgesetzt wurde; und noch immer müssen sie ihr Material und ihre Kohlen aus der Fremde importiren. Sie weigern sich fast sämmtlich, neue Linien zu bauen, bevor ein festes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber geschaffen ist. Der Finanzminister, der die Zinsen der ans Ausland geschuldeten Summen in Gold bezahlen muß, sieht die dadurch entstehende Last täglich vermehrt. Die Importeure klagen, sie seien stets Verlusten, vielleicht völligem Ruin ausgesetzt. Und die ausländischen Kapitalisten, die ihr Geld zurück haben möchten,

müssen, trotz den hohen Zinsen, froh sein, wenn sie schließlich ohne Damno davonkommen. Freilich: was den Einen schädigt, ist, in gewissem Umfang wenigstens, des Anderen Glück. Gerade aus der Geldentwerthung zieht im Lande selbst Manche Nutzen. Die importirten Waaren sind in Gold zahlbar; ihr Werth steigt also in demselben Maß, wie der Pesokurs sinkt; und die Fabrikanten, die in Mexiko die selben Waaren herstellen, erhöhen — namentlich, wenn der Urstoff im Lande produziert wird — auch deren Preise, obwohl ihre Kosten nicht in demselben Verhältniß gewachsen sind. Je ungünstiger das Agio, um so größer die Zahl der Pesos, die den Exporteuren für ihre Lieferungen zukommen. Die Arbeiter, die von Mais leben, werden von der Geldbewegung nicht erreicht; trotzdem das Arbeitsprodukt einen wesentlich erhöhten Werth hat, steigen die Löhne sehr langsam und den Vortheil streicht nur der Unternehmer ein. Alle aber, die aus einer endlosen Silberbaissé Nutzen zu ziehen hofften, haben in neuerer Zeit gelernt, welche Bedeutung ein stabiler Wechselkurs hat. Nach dieser Richtung ist eine Aenderung des jetzigen Zustandes unbedingt nöthig. Das Land leidet und die fremden Bankiers sind wüthend und verweigern ihr Kapital. Aus eigener Kraft aber kann Mexiko sich nicht entwickeln; dazu braucht es die thätige Mitwirkung des Auslandes. Nach einem Interview, das ich las, scheint nun der Plan des Ministers auf ein Bastardregime abzu zielen. Der jetzige Status würde nicht wesentlich geändert werden. Die Silberwährung bliebe bestehen, aber die Pesoprägung würde suspendirt. Zwischen Gold und Silber soll ein festes Werthverhältniß geschaffen werden, das man im Nothfall durch ein Kontokorrentverhältniß auf den wichtigsten Weltmärkten aufrechterhalten würde. Diese Maßregel würde aber nicht ausreichen. Herr Limantour würde auf hohe, vielleicht unübersteigliche Hindernisse stoßen und vergebens seinem System Vertrauen zu werden versuchen. In Ländern, wo das Gold Werthmesser ist, könnte es allenfalls gelingen, mit Hilfe des Kontokorrentverkehrs dem Peso den Silberkurs anzupassen; ohne Opfer ginge es auch da nicht ab und es wäre unklug, mehr von solcher Maßregel zu erwarten. Das einzig mögliche und anwendbare Heilmittel sehe ich in einem dem Goldmonometallismus sehr nahen Regime, in einem Bankregime, das ungefähr dem französischen entspricht. Heutzutage, wo ein unwandelbar festes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber nicht zu schaffen ist, scheint Allen — außer den Silberleuten — eine durchgreifende Münzreform nur möglich, wenn die Silberprägung suspendirt wird. Die Unmöglichkeit, eine zureichende Anleihe unterzubringen, die Rolle, die der Silberpeso im Inland spielt: das Alles zwingt aber Mexiko, eine beträchtliche Menge weißen Metalles in Umlauf zu lassen. Ich würde eine klarere und kühnere Lösung vorziehen, muß aber anerkennen, daß politische und wirthschaftliche Gründe für die Erhaltung der Silbermünzen sprechen. Schwierig bleibt immer die Wahl der Relation zwischen beiden Metallen. Die Professoren sind im Allgemeinen für das Werthverhältniß von 1:32, das die fremden Kapitalisten schon und eine höhere Schätzung des Nationalvermögens erleichtert, vom monetären Standpunkt aus aber sehr un bequem werden kann. Eine Anleihe müßte einen Goldbestand von mindestens hundert Millionen Mark sichern; diese Anleihe wird zu haben sein, wenn der Plan des Finanzministers durchgeführt wird und geeignet scheint, die ökonomische Zukunft des Landes zu sichern. An die Stelle der Bankenarchie muß eine Centrale mit weitgehender Vollmacht gesetzt werden; selbst der geschickteste Mann braucht ein solches Instrument. Die Handelsbilanz wird dadurch günstiger werden, denn die fremden Kapitalisten werden die Nachfrage nach Wechseln auf

Mexiko steigern. Wer je in Mexiko war, kennt den Mineralreichthum und die Fülle der 'Möglichkeiten', die der Ackerbau hier bietet. Auf eine überquellende Prosperität ist freilich nicht zu hoffen; mit seinen Metallen und mit manchen Feldprodukten kann das Land sich aber auf dem Weltmarkt eine achtbare Stellung erobern. Das Gleichgewicht im Budget ist leicht hergestellt, die Einnahmen übersteigen die Ausgaben und die ausländischen Gläubiger können ruhig schlafen, wenn ihnen in der Münzfrage genügende Garantien gegeben werden. Dahin muß es kommen. Auch der Finanzminister wird bald einsehen, daß ein Bastardregime nicht nützen kann."

Inzwischen hat die berliner Silberkommission getagt und die mexikanischen Vorschläge erörtert. Sehr klar waren diese Vorschläge nicht. Man solle einen gemeinsamen Maßstab für ein neues Münzsystem in den Silberwährungsländern finden, in die finanziellen und münzpolitischen Zustände Chinas Ordnung bringen und den Verkehr in Scheidemünzen so regeln, daß zwischen Gold- und Silbergeld ein festes Werthverhältniß geschaffen werde: dann dürfe man eine befriedigende Lösung des Problems erwarten. Mit solchen Allgemeinheiten war natürlich nicht viel zu machen. Und gegen ein Verbot der für Privatrechnung erfolgenden Silberprägung würden die mexikanischen Grubenbesitzer protestiren. Mexikos Silberausfuhr ist fast eben so groß wie die Gesammtheit seines übrigen Waarenexportes; die Verhältnisse zwingen also zu äußerst vorsichtigem Handeln. Auch die bloße Einstellung der Silberprägungen würde den Pesolurs noch nicht erhöhen, sondern nur den Preis des Barrensilbers heruntertreiben; und die Nothwendigkeit, zur Ausgleichung der Zahlungsbilanz um so größere Mengen anderer Waaren auszuführen, würde sicher einen Druck auf den Wechselkurs üben. Die Kommission ist denn auch über akademische Erörterungen nicht hinausgekommen. Auf allen Seiten wurde der Wunsch ausgesprochen, den unbequemen Schwankungen des Silberpreises ein Ende zu machen. Diesen Wunsch kannte man längst. Und an eine Hebung des Silberpreises im Sinn des Bimetallismus, der die Silberprägung von allen Schranken befreien will, hat die Kommission gar nicht gedacht; ihre Bestrebungen müßten im Gegentheil zu weiteren Beschränkungen der Silberprägung führen. Denn ihr Ziel ist nicht, die Prägung beider Edelmetalle nach einem festen Werthverhältniß freizugeben, sondern, durch internationale Vereinbarung den Wechselkurs der Silberwährungsländer zu stabilisiren und so dem Geldverkehr der Silber- und Goldländer feste Normen zu schaffen.

* * *

Nach dem Ansiedlungsgesetz verfügt die preußische Regierung über einen Hundertmillionenfonds, „zur Stärkung des deutschen Elementes in den Provinzen Westpreußen und Posen gegen polonisirende Bestrebungen durch Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter“; die Ansiedlungskommission soll „erstens Grundstücke käuflich erwerben, zweitens, so weit erforderlich, diejenigen Kosten bestreiten, die entstehen aus der erstmaligen Einrichtung, ferner aus der erstmaligen Regelung der Gemeinde-, Kirchen- und Schulverhältnisse“. Das ist Gesetz. Jetzt erfahren wir, daß die Kommission dem Herzog von Sachsen-Altenburg, dem Prinzen Viron von Kurland, der königlichen Klosterkammer in Hannover, einem Herrn und einer Frau von Treslow, wie es heißt, auch dem Freiherrn von Wilamowitz, dem früheren Oberpräsidenten der Provinz Posen, ihre Güter zu guten Preisen abgekauft hat. Wäre solche Meldung aus einem anderen Lande gekommen, dann läßen wir sicher, so schnell als möglich Vorwände feien bei uns denn doch unmöglich. Da es bei uns geschah, tabelt

man die dem Staatsministerium unterstellte Kommission leise nur und halb mit Erbarmen. Die Leute, denen ihr Grundbesitz in den letzten Monaten von unseren Germanisatoren abgekauft worden ist, leben in guten, einzelne von ihnen in glänzenden Verhältnissen. Offenbar sind sie also „polonisirender Bestrebungen“ verdächtig und müssen beseitigt werden, auf daß in den Ostmarken das Deutschtum gedeihe.

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Sehr verehrter Herr Harden, vier Jahre sind gerade vergangen, seit Sie mir gestatteten, der deutschen Intelligenz hier die Wahrheit über das 1899 auf König Milan verübte Attentat zu sagen. Damals glaubten Sie, mir, einem Ihnen gänzlich Unbekannten, Vertrauen schenken zu können; mein Artikel 'Ein Komplott?' erschien 1899 im letzten Augustheft der 'Zukunft' und jetzt, vier Jahre nachher, ist Ihnen von ganz anderer Seite bewiesen worden, daß ich damals die Wahrheit sprach, daß dieses Attentat wirklich nur eine elende Mache und alle damals Eingekerkerten und Verurtheilten völlig unschuldig waren. Ich konnte nicht ahnen, daß diesen Beweis der Ministerpräsident Bladan Georgewitsch selbst liefern würde, der die Opfer einsperren und verurtheilen ließ. Denn — glauben Sie mir auch diesmal — sein ist die Schuld. Es ist nicht wahr, daß der König Alexander seinen Vater ermorden wollte. Dagegen spricht schon der Beweis, den ich vor vier Jahren gegen die Behauptung, die Radikalen hätten das Komplott ausgeheckt, führte: die Thatfache, daß der Attentäter eine zur Tötung eines Menschen unbrauchbare Waffe hatte. Ganz abgesehen davon, daß kein vernünftiger Grund Alexander treiben konnte, es sofort mit dem Mord und erst, als dieser mißlang, mit der List zu versuchen. Unwahr ist also auch die Behauptung, Draga Maschin sei die Anstifterin zu diesem Mord gewesen; denn ein Mord war eben gar nicht beabsichtigt. Keinerlei Indizien sprechen dafür, daß Draga von dem Hofkomplott gegen die Radikalen überhaupt Etwas gewußt habe; und viele sprechen sogar dagegen. Falsch ist schließlich auch die Angabe, Alles, was nach dem Attentat geschah, sei nur das Werk Alexanders gewesen. Alexander war damals ein nur allzu williges Werkzeug in den Händen seines Vaters und des Ministerpräsidenten Georgewitsch, der ja, trotz allen Kräueln, die geschahen, noch ein Jahr lang an der Spitze der Regierung blieb und diese ganze Zeit hindurch hoch und heilig schwor, das Attentat gehe von den 'verdammten' Radikalen aus. Und, glauben Sie mir: er wäre noch länger Ministerpräsident geblieben, wenn ihn die Furcht vor Milan nicht gezwungen hätte, sich gegen die Heirath Alexanders zu erklären.“

Belgrad.

Jowan Adamowitsch.

Herr Dr. Georgewitsch, dem ich diesen Brief sandte, schrieb mir:

„Hochgeehrter Herr Harden, auf die Behauptungen des Herrn Adamowitsch will ich nur durch Anführung einiger Thatfachen antworten. Alle Mitglieder des in Belgrad beglaubigten diplomatischen Corps, die gleich nach dem Attentat ins Palais kamen, haben mit eigenen Augen die blutigen, von Kugeln durchlöcherten Kleidungsstücke und die Spur des Streifschusses am Körper des Königs Milan gesehen. Der Adjutant des Königs, Major Nikola Lukitsch, war so ernstlich verwundet, daß er im Garnitionspital behandelt werden mußte. Das Haus des Advokaten Stojanowitsch, vor dem das Attentat verübt worden war, zeigte noch Jahre lang die Kugelspurrn der Fehlschüsse. Das Alles hatte die ‚zur Tötung eines Menschen unbrauchbare Waffe‘ bewirkt. Die Behauptung, ich hätte die radikalen Führer einsperren und ver-

urtheilen lassen, wird schon durch die — in meinem Artikel „Der letzte Obrenowitsch“ hier bereits angeführte — Thatfache wiederlegt, daß ich zur Zeit des Attentates nicht in Belgrad, sondern in Marienbad war und dort, auf Befehl des Königs Alexander, noch einen Monat blieb. Auf die erste Meldung, König Alexander wolle Draga Maschin heirathen, trat König Milan vom Oberkommando über die Armee zurück und mein Ministerium forderte die Entlassung aus dem Amt. Das geschah gleichzeitig; zu einer Verständigung war uns vorher keine Frist geblieben. König Milan schickte mir aus Karlsbad nach Rigi-Kulm (ich war auf der Reise nach Paris) eine Chiffrebesche, die ich mit keinem der mitgenommenen Chiffrirbücher entziffern konnte. War es Zufall oder hatte der Beamte, der uns, Milan und mir, bei der Abreise die Chiffrirbücher gab, absichtlich solche gewählt, mit deren Hilfe wir uns nicht verständigen konnten? Ich weiß es nicht. Wohl aber weiß ich, daß dieser kleine Beamte, als ich mit meinem Ministerium zurückgetreten war, Chef der Kabinetsskanzlei des Königs Alexander wurde. Endlich: wenn nur die Furcht vor Milan mich gezwungen hätte, mich gegen die Heirath Alexanders zu erklären, — was hat mich, als König Milan gestorben war, gehindert, nach Serbien heimzukehren, wo ich, nach dem Fiasko der Radikalen, jeden Augenblick, sobald ich nur wollte, wieder Ministerpräsident werden konnte? Mit besten Grüßen in Hochachtung Ihr ergebenster Dr. Bladan Georgewitsch.“

In einem anderen Brief macht der frühere serbische Ministerpräsident mich auf eine Brochure aufmerksam, die unter dem Titel „Das Blutbad im Konak“ verbreitet und von einem „Grafen Michael Georgewitsch“ als Verfasser gezeichnet werde. Einen Grafen Michael Georgewitsch giebt es nicht und Herr Dr. Bladan Georgewitsch legt Werth auf die Feststellung, daß er mit diesem reklamehaft angepöbelten Nachwerk, zu dem sein Familienname mißbraucht wird, nichts zu thun hat.

In den Münchener Neuesten Nachrichten erzählte neulich Jemand, er sei aufgefordert worden, dem „Internationalen Ehrenkomitee“ für das Wagner-Denkmal beizutreten. Auf dem in Berlin abgestempelten Couvert sei eine Männergestalt zu sehen und die Unterschrift zu lesen gewesen: Statue du trouvère Wolfram d'Eschenbach esquissee par Sa Majesté l'Empereur Guillaume II (wirklich: Guillaume mit eau) pour le monument de Richard Wagner à Berlin. So ehrt man deutsche Meister. Und so respektirt der Parfumeur-Chemiker Johann Ludwig Lechner den Geist der französischen Sprache. Aus der Notiz erfuh ich, daß der bestechend lebenswürdige noch immer Präsident der „Bereinigten Denkmals- und Festkomitees“ ist. Dann wurde mir das „Festprogramm der Enthüllung- und Einweihungsfeier des Denkmals für Richard Wagner in Berlin“ geschickt. Auch allerliebste. Der Mann spricht wirklich nicht schlechter Französisch als Deutsch. Und in seinem Ehrenkomitee sitzen noch Prinzen, Prinzessinnen, Fürsten, Grafen, Botschafter, Gesandte; sogar Graf Bernhard von Bülow, Kanzler des Reiches, giebt zu dieser Tragikomoedie seinen Namen her. Die Künstler haben nun ziemlich ausnahmslos gegen den Unfug protestirt; zuletzt, in einem schroffen Absagebrief, sechsundzwanzig Musikgelehrte unter Joachims Führung. Aus dem pomphaft angezeigten „Internationalen Musik-Kongress“ wird also nichts; oder eine läppische Possé. Dafür aber verheißt das Programm andere Attraktionen. Am letzten Septembertage, so lesen wir, ist „Empfang des Ehrenpräsidiums, des Präsidiums des Internationalen Ehrenkomitees, der Würdenträger und offiziellen Vertreter von Regierung- und städtischen Behörden sowie der Repräsentanten musikalischer Hochschulen und Bildungsinstitute durch die Vereinigten

Fest- und Denkmalskomitees im Reichstagsgebäude. Bewirthung der Gäste durch das Festkomitee.“ Am zweiten Tage: „Versammlung der kaiserlichen und königlichen Würdenträger, der Fürstlichkeiten, der Diplomaten und fremden Delegationen, der Vertreter von Regierungen und Städten, musikalischer Deputationen, Kunstinstituten am Kaiserzettel auf dem Denkmalsplatz im Thiergarten.“ Und so weiter. Viel Militärmusik. Ein Souper. Ein Bankett. Ein déjeuner dinatoire. Lieblich ist die für das Souper und das Bankett („einschließlich der Weine“) geltende Weisung: „Kein öffentlicher Verkauf, nur Vormerkungen. Eingekarte dreißig Mark“. Jeder kann also eine Eingekarte kaufen; aber „kein öffentlicher Verkauf“. Das Alles ist spaßhaft. Ernster schon die Frage, wie es möglich ist, daß dieser komische Banause sich noch immer als Führer ehrenwerther Männer und Frauen aufspielen darf. Alle Sachverständigen haben ihm den Rücken gekehrt und seine Wagnerfeier eine widrige Verunglimpfung des Meisters, einen abscheulichen Unfug genannt. Ich habe öffentlich behauptet — und kann beweisen —, daß der königlich preussische Kommerzrath Johann Ludwig Veichner für sein Schmirkegeschäft elledellame gemacht, Journalisten, die ihm nützen oder schaden konnten, Werthgeschenke ins Haus geschickt, für das Wagner-Museum und für eine russische Kapelle Geld gegeben hat, unter der Bedingung, als Aequivalent einen Orden zu erhalten. Er versendet Berichte, die von ihm stammen, aber die Unterschrift eines „Prehausschusses“ tragen, dem sie gar nicht vorgelegt worden waren, und läßt sich, wider besseres Wissen, als selbstlosen Wohltäter feiern. Ist's noch nicht genug? Kann nur die stärkste Bannformel ihn verschrecken? Underthalb Monate hat er noch Frist. Er mag überlegen. Das Denkmal mit der *status esquissee par Sa Majesté l'Empereur* wird uns leider ja nicht erspart; die äußerste Blamage aber wollen wir wenigstens meiden. Der Hoftheaterlieferant und Prehrinkgelbervertheiler Veichner darf nicht präsidiren, wenn in der Hauptstadt des Deutschen Reiches Richard Wagner gefeiert wird.

*

*

Drei Depeschen. I: „In dem Augenblick, wo die katholische Welt durch die Nachricht von dem Hinscheiden ihres obersten Hirten in tiefste Trauer versetzt ist, liegt es mir besonders am Herzen, Eurer Eminenz den großen Schmerz auszudrücken, welchen der herbe und in der ganzen Welt so tief empfundene Verlust mir verursacht hat. Die kindliche Liebe und die unbegrenzte Verehrung, welche ich für den Heiligen Vater zu dessen Lebzeiten empfand, folgen dem Dahingegangenen in die Ewigkeit. Sein Andenken wird für immerdar gesegnet sein und es ist ihm für alle Zeiten ein hervorragender Platz in den Annalen unserer Heiligen Kirche gesichert. Franz Joseph.“ II: „Schmerzlich bewegt durch die soeben erhaltene Trauernachricht, sende ich dem hohen Kardinalkollegium den Ausdruck meiner aufrichtigen Theilnahme an dem schweren Verlust, welchen die römisch-katholische Kirche durch den Heimgang des Papstes Leo des Dreizehnten erlitten hat. Ich werde dem erhabenen Greis, der mir ein persönlicher Freund war und dessen so außerordentliche Gaben des Herzens und des Geistes ich noch bei meiner letzten Anwesenheit in Rom, erst vor wenigen Wochen, erneut bewundern mußte, ein treues Andenken bewahren. Wilhelm I. R.“ III: „Ich danke Eurer Majestät für die Beileidskundgebung, die Sie nach dem Tode Leos des Dreizehnten an das Heilige Kollegium zu richten geruht haben. Die Kardinäle, denen die zwischen Eurer Majestät und dem verewigten Pontifex gepflegten guten Beziehungen bekannt sind, werden sich stets von den selben Gesinnungen leiten lassen, um die Freundschaft zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich zu erhalten. Kardinal Dreglia.“



Berlin, den 15. August 1903.

Der Fischerring.

Propheten blicken, Sibyllen, Heilige und Helden von der Decke herab. Alle Wunder der Schöpfungsgeschichte, alle Klänge des Sündenfalles leuchten, lieblich und furchtbar, dem scheu bewundernden Auge. Gott-Vater selbst, mit der frohen Zuversicht des Welterweckers und, ein unerbittlicher Rächer, in majestätischem Zorn. Von der Altarwand her dräut das Jüngste Gericht. Der Zeitlichkeit letzte Mauer scheint vom Flehen gläubigen Sinnes geborsten und es ist, als dürfe Menschenkurzsicht zum ersten Mal in den offenen Himmel schauen, als müsse Menschenschwachheit vor so grauser Pracht zum letzten Mal hier das Bittern lernen. Mit zürnender Geberde erhebt sich der Heiland vom Richterthron und sondert von den Gerechten die Sünder. Und bebend irrt der ruhlose Blick über das verblaßte Geknäuel und lebt in Sekunden die tausendjährige Geschichte uralten, ewig erneuten Wahnes; irrt vom Christengott, der den Schrein der Herzen entriegelt, zu Charon, dem heidnischen Fergen, der seinen Rahn von verdammtem Gewimmel so gleichmützig leert, als schüttle er lästige Mäuse aus einem Sack. Alles wird von den Posaunen dieses Weltgerichtes überdröhnt. Signorelli, Perugino, Ghirlandajo, Botticelli verstummen; nur die fromme Hybris, der ins Kirchengoch gezwungene Dämon Michelangelos spricht. Den geschäftig huschenden Greisen im Weichengewand ist's Heiligenmalerei wie andere auch; sie ahnen nicht, daß hier Einer von Luzifers Stamm gewagt hat, mit Handwerkeremfigkeit seine Titanenvision zu gestalten; achten längst nicht mehr des bekannten Kapellenschmuckes. Sie lesen die Messe und lösen Bittende vom Sünderbann.

So will es die Ordnung, wenn ein Pontifex im Pallium auf dem Goldtuch der Totenbahre ruht. So wars, genau so vor fünfundzwanzig Jahren gewesen. Als der Kardinal-Kämmerer Pecci am sechzehnten Februar 1878 nach der zweiten Totenmesse mit nervöser Grimasse und überlauter Stimme den drängenden Haufen Absolution erteilte, tuschelte der Kardinal Dreglia dem Nachbar ins Ohr: „Der rührt die Werbertrommel!“ Denn Dreglia haßte den Kämmerer und war entschlossen, ihm mit schlafter Hänkeschmiedkunst im Konklave den Sieg sauer zu machen. Joachim Pecci, der, weil er greisenhaft und unschädlich schien, dennoch siegte, kannte seinen Mann, sah in ihm den Erben und pflegte zu sagen: „Dreglia wird, wenn ich tot bin, mit dem silbernen Hammer meine Schläfe recht leise berühren, um mich ja nicht etwa zu wecken.“ Nun war es so weit. Dreglia Kämmerer, Gebieter im Vatikan, von künstlich genährtem Irrglauben fast schon mit der Tiara gekrönt. Jetzt rührt er die Trommel. Von Leo blieb nur ein schlecht balsamirter, in der Hitze verwesender Erdenrest. Rasch ins dreifache Sarggehäus, auf das der Kämmerer sein Siegel drückt, dann die Zerstückung des Fischerringes, dessen Theilchen als Reliquien verlichen werden . . . Der Ring ist fort. Nicht zu finden. Und Ungeduld treibt zur Eile. Der Magister Camerae wird den Ring später suchen. Schnell die Rede pro eligendo Pontifice, die Verei- tung zur Zellengefangenschaft, die Wahl. Kurze Stunden genügen. Der Kämmerer hütet das von der Welt abgesperrte Haus und bald kann, auf sein Geheiß, der Ceremonienmeister die Gänge der drei Stockwerke abschreiten und die Kardinäle rufen: „In die Kapelle, Monsignori!“ Sie schlürfen herbei; nicht mehr in Trauer: im rothen Kleid. Wieder blicken Propheten, Sibyllen, Heilige und Helden von der Decke herab. Auf heilige Männer, die den Heiligsten wählen. Und von der Altarwand her dräut das Jüngste Gericht.

Wenige Wochen vorher hatte der sieche Papst sich in der Abendkühle auf eine Gartenloggia geschleppt. Er ahnte den Tod und wollte nicht sterben; er wußte sich nah am Thron des Höchsten die Ehrenstätte bereitet und klammerte sich an vergängliches Glück, vergänglichen Glanz. Einer diaphanen Eisenbeinfigur gleich er; und in dem entfleischten Leib wachte bei Tag und bei Nacht ungesättigt, unermüdet der Wille zum Leben. Die Stadt prangt, der Borgo in Hochsommerfülle: und sehnstchtig, als könne er strotzende Erdkräfte heraufziehen, breitet der Greis die Arme. Wie ein weißes Weinkreuz ragt er durch die Dämmerung. Doch die Ekstase weicht und die Arme sinken, gleich wellen Zweiglein, die ein Windstoß hochgepeitscht hat. Und als der bleiche Schatten geschwunden ist, liegt in der Loggia ein goldener Reif; er glitt wohl

vom bürren Finger und das ins Schweigen großer Natur hinaushorchende Ohr vernahm nicht das leise Klirren. War die Sommersehnsucht allzu irdisch, unwürdig Eines, der Petri Statthalter sein soll, und ward deshalb der annulus piscatoris von der erkaltenden Knochenhand gestreift? . . Um die Spülzeit weben dunkle Mächte. Unbeachtet, ungeehrt liegt die heilige Bier auf dem Stein, Stunden lang, nicht besser denn eine werthlose Scherbe. Im Bleigrau des nächsten Tages ersieht sich ein römischer Rabe die funkelnde Beute; mit scharfrandigem Diebeschnabel packt er den Ring und fliegt mit ihm an die Küste, dem Forst entgegen. Bald aber wird dem Galgenvogel die Last zu schwer und er läßt sie am Tyrrhenerstrand fallen. Dahin kommt ein Mann aus Fiumicino, der nach Rom Muränen, Goldbrassen, Matrelen liefert und auch den Vatikan bedient. Der findet zwischen Muscheln den Ring. Solchen sah er noch nie. Sankt Petrus selbst ist darauf abgebildet; sitzt in seinem Kahn und hält in der Rechten die Schlüssel zum Himmelreich. Das ist ein Fund, der sicher seine zweihundert Soldi einträgt. Nur müßte mans wohl melden; gewiß hat ein Monsignore das Kleinod verloren. Doch Inspektoren und Delegaten haben lange Finger und geben, was sie einmal haben, nie wieder heraus. Herr Bartolo, der Koch, wird Rath wissen. Das ist ein Feiner. Seit Jahrzehnten im Borgo; bei allen Prälaten beliebt, mit allen Schlichen vertraut; und um seinen Sparpfennig von allem Gesinde der schwarzen Stadt inbrünstig beneidet. Ihn hat der Tod des Pontifex nicht allzu tief betrübt. Sein Mann war Mastai-Ferretti gewesen. Den hatte er so oft, so laut und so lange gerühmt, daß die Küchenzunft dem feisten Polterer schließlich den Spitznamen Pio Nono gab. Joachim Pecci? Ein heiliger Herr, ein Gelehrter, ein Dichter. Aber es war doch so gekommen, wie Schlaulöpje nach dem Konklave von 1878 geweissagt hatten. Natürlich; damals bekamen die Konklavisten magere Gratifikation und den Schweizern wurde das Trinkgeld verweigert, das noch jeder neue Papst für die Zeit des Interregnums bewilligt hatte. Ein böses Omen; und so wars weiter gegangen. Drei Viertel der Jubiläumsgeschenke zum Vortheil des Heiligen Stuhles an den Meistbietenden versteigert; sogar der Wein: zu zwei Lire die Flasche Crémant Impérial. An allen Ecken geknauert. Keine Spur mehr von der üppigen Pracht Mastais. Warum nur? Kleine Leute mögen ihr Bischen Geld auf die hohe Kante legen; Petri Nachfolger aber soll im Glanze wohnen. Und wenn Einer winselte und über die large Wirthschaft klagte, erhielt er als Trost nur ein Näckeln und die Mahnung: „Machs wie ich; mit zwanzig Soldi täglich komme ich ohne Entbehrung aus“. Plus, den schönen, stolzen

Greis, dessen starke Stimme bis zuletzt die Basilika füllte, der zu repräsentiren mußte und für die Ärmsten, wie für die Mächtigsten, stets das rechte Wort fand, hatten Alle bewundert. Leo war unscheinbar, näselte, ließ sich nicht gern sehen und traf selten den Ton echter Leutseligkeit. Mild war er ja, — zu mild für Bartolos Geschmack. Der gerieth schon in Wuth, wenn er die ewig wiederholte Vitanei von der mitezza des Herrn hörte. Als ob einem Statthalter des Allmächtigen nicht höhere Pflicht vorgeschrieben sei als die, immer mild zu scheinen! War der dritte Innozenz mild gewesen, da er rief, der Heiland habe Petro nicht nur das Kirchenregiment, sondern die Weltherrschaft vermacht, oder Bonifazius der Achte, da er die Könige mahnte, nie zu vergessen, daß sie, wie der Mond all sein Licht von der Sonne leiht, ihre Territorialgewalt nur der Gunst der Kirche zu danken hätten? So mußte ein dreifach Gekrönter reden. Wie weit man mit der Milde kam, zeigte sich jetzt ja in Frankreich und anderswo. Nein: Kardinal Ferrieri hatte nur allzu wahr gesprochen, als er Pecci hochmüthig hieß und nach der Wahl seufzte, nur unter Blinden könne der Einäugige den Herrscher spielen. Dazu der Aberglaube, mit kleinen Zuckersüßchen Raubvögel fangen zu können. Nie der Entschluß zu offenem Krieg gegen den Mordbrennerstaat der Savoyer, nie mehr als taktische Kniffe und vorsichtige Kompromisse. Und immer die kaum verheimlichte Furcht vor dem Tode, als obs mit dem Paradies und der ewigen Seligkeit doch nicht so ganz sicher wäre. Man darf ja nicht murren, muß mit Dem, was man hat, sich zufrieden geben. Aber ein Papst, der nachts den Kämmerling aus dem warmen Bett ruft, um ihm lateinische Verse vorzubeklamiren . . . Ach, unter Pius hatte es im Vatikan anders ausgesehen.

Bei solchen Reden traf der Mann aus Fiumicino seinen Gebatter, der einen stattlichen Schwarm um sich hatte; denn in kritischen Zeiten lief Alles, zu hören, was Pio Nono zu grollen, zu wettern habe. Die Fische waren schnell besichtigt und frisch gefunden. Doch der Fischer hatte noch ein Anliegen; zog seinen Gönner in die Ecke und zeigte den Fund. Bartolo wurde ganz blaß, saßte sich aber und schrie, wie zum Scherz: Extra omnes! Der alte Ruf, den der Kardinal-Kämmerer der Konklaveverhandlung voranschickt. Sacht schob das Gedräng sich hinaus. „Wirklich wie bei Pio Nono: immer ein gedeckter Tisch und immer Etwas zu lachen.“ Als der Letzte die Thür hinter sich geschlossen hatte, fuhr der Koch auf den Lieferanten los. Woher er den Ring habe. An der Nordmole der Tibermündung, dicht beim alten Porto gefunden? Wers glaubt! Diesen Ring, mit dem Bild Petri im Rahm und den Himmelschlüsseln? Stehler oder Fehler. Der Ring sei nie

aus dem Vatikan hinausgelangt und die Behauptung, er habe am Strand gelegen, sei eine alberne Lüge. Ob der Gevatter sich einbilde, einen alten Fuchs pressen zu können. Und gar verkaufen? Den Ring, womit ein Vierteljahrhundert lang jedes Breve versiegelt worden . . . Plötzlich schleuste der Koch den Strom. Wenn mans nüchtern nahm: Hatte er denn der Herkunft des Kleinods nachzufragen? Den Fischer kannte Jeder als ehrlichen Mann; und jetzt stand er blitzdumm, begriff Bartolos Born offenbar nicht, blinzelte ängstlich und hätte sich am Liebsten ohne den Ring weggetrollt. Kann denn nicht ein Wunder geschehen sein? Der verhörende Richter säufte sich. Vor dem Konklave habe man den Kopf voll und ärgere sich schon über einen Pappenspiel. So schlimm sei es nicht gemeint und dem alten Freunde nichts Unredliches zuzutrauen. Ein hübscher Ring; wohl ein uraltes Erbstück, denn heutzutage arbeite man feiner; und das Gold sehe verdächtig nach schlechter Mischung aus. Am Ende ist das Ding nicht einmal echt, habe vielleicht seine fünfzig oder hundert Jahre auf dem Meeresgrund gelegen (die lateinische Inschrift kann der Fiumiciner ja nicht entziffern) und sei nun angespült worden. Immerhin ein netter Fund für einen armen Teufel. Zweihundert Soldi, habe er sich gedacht? Eigentlich ist's Unsinn; doch man hat mal die Sammelwuth und einen guten Bekannten läßt man nicht gern vom Trödlar übers Ohr hauen. „Ich will Dir das Doppelte geben. Zwanzig Lire. Trotzdem ich verdammt knapp bin. Aber: reinen Mund halten! Die Sippschaft sagt mir so schon nach, ich hätte unter Sankt Schmalhans Schätze gespeichert. Und Dir würde nicht Jeder die Strandgeschichte auf Dein ehrliches Gesicht glauben; wenigstens kämest Du wegen Fundunterschlagung vors geistliche Gericht und mit den Lieferungen für den Borgo wäre es sicher aus. Also: keinen Ton! Und grüße mir Monna Lena.“ Mit den vierhundert Soldi und dem Fischpreis in der Tasche konnte der Gevatter sich heute einmal die Eisenbahnfahrt von Ponte Galera gönnen. Signor Bartolo aber kroch in die Speisekammer, verriegelte die Thür, pugte und rieb den Ring, bis der Arm ihm erlahmte, und träumte dann vor sich hin. Ein großes Geschäft, das der Ahnungslose ihm da ins Haus gebracht hatte. Wenn man ein Bißchen wartete . . . Gewiß war der Ring unter Brüdern, als Karität, seine tausend Lire werth. Nur blieb der Handel gefährlich; und Bartolo hatte sich nie mit unsauberen Sachen abgegeben. Einen bescheidenen Schmuggelgroßchen nimmt Jeder mit, der ihn haben kann. Dies aber konnte als Todsünde ausgelegt werden. Schon ging das Gerücht, der Fischerring sei verschwunden; die *camera papalis* war in Aufruhr; alle Stuben, Truhen, Winkel wurden durchstöbert und Niemand konnte wissen,

wie weit die Untersuchung sich erstrecken würde. Nein. Das durfte er seinem Pietro nicht anthun; seinem Einzigen, für den er sparte und sorgte. Der sollte Besseres werden als sein Vater, sollte, wenn er das *Almo Capranicense* verließ, für die höchsten Ehrenstellen im Heer der Kirche gerüstet sein. Dem . . . Wie Erleuchtung kam über den Alten. Ist ein Zeichen himmlischer Verheißung? Wie käme sonst dieses Sinnbild höchster Gewalt an ihn? Und ein Fischer hatte es, von *Sankt Peters* Gewerbe ein schlechter Mann, ihm gebracht. Des Herrn zu harren, ist Pflicht. Wenn der Tag der Weihen herangewacht ist, wird der Vater dem frommen Jüngling den Ring an den Finger stecken; und frei mochte dann Pietro über sein Eigenthum schalten.

Das *Collegio Capranica* . . . Da war der Knabe erzogen worden, dessen Name jetzt, vor und hinter den Drehhürmchen der abgesperrten Wabstätte, auf allen Lippen lag: *Mariano Rampolla del Tindaro*. Den schlanken, schwächtigen *Kleriker* mochte man sich auf Goldgrund gemalt denken; ein Flügelpaar noch: und das Auge träumte den echten *Fra Angelico*. Auch ihm, der am siebzehnten Augusttag ins sechzigste Lebensjahr schreiten wird, ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Dem fernen Betrachter scheint er noch jung; die hagere Gestalt hält sich straff, der Blick leuchtet, wenn sich das Lid einmal hebt, wie eines Dreißigers und erst in der Nähe sieht man, daß auf den weiten Flächen dieses stillen, in strenger Zucht an lächelndes Schweigen gewöhnten Antlitzes Krähenfüße gescharrt haben, bei Tag und bei Nacht. Ein Kopf, den Keiner vergift, jedes Künstlers Entzücken und Sehnsucht, aber längst kein zarter *Beato* mehr; eines anderen *Giovanni* erinnert vor dieser dunklen Größe sich das Auge: *Cimabues*, der den Heiland und den Evangelisten von *Pisa* schuf. Und doch ist etwas ganz Modernes in dieser Menschenhülle; Etwas, daß kein Primitiver und kein Florentiner der *High-renaissance* zu geben vermocht hätte. Ein Räthselwesen; weltmännisch und priesterlich, elegant und doch unfrei in der Geberde, fast unirdisch körperlos und dennoch in allen Erdenränken heimisch; unter den Brauen eine Flamme, vor der Männer erschrecken, und um den Mund oft das fromme Lächeln friedlicher *Buttenlöpschen*. Einer, unter dem auf steilem Ritt einfließ ein Flügelroß stürzte und der seitdem in der Ebene bleibt, auf der sicheren Heerstraße, die das Dogma dem Gläubigen weist. Jesuiten waren die ersten Lehrer des Knaben aus altem *Sizilianergeschlecht*. Von ihnen lernte er früh, daß es den Priestern ziemt, blind sich der Vorsehung anzuvertrauen, *perinde ac si cadaver essent, quod quoque versus ferri et quacunque ratione*

tractari se sinit. Keiner hat je lieber und besser gehorcht. Für den harten Dienst in der Truppe Royalas war Mariano zu schwächlich; er wäre gern den Weg des Ignatius gegangen, hätte gern in einer schwarzen, braunen, weißen Kutte nur der Ordensregel gelebt, aber die Vorsehung wollte seine junge Inbrunst im Gewirr weltlicher Händelpanzern. Nur der Auf unermüdlischen Fleißes folgte ihm nach Madrid in die Nuntiatur. Doch Simeoni, der Nuntius, merkte bald, daß man ihm keinen Duzendmonsignore geschickt hatte, und erbat sich, als er zum Kardinal und Leiter der Propaganda ernannt ward, den bewährten Weisand auch für das wichtigere Werk. Rampolla wurde Sekretär der orientalischen Abtheilung und wußte mit sanfter Gewalt den Streit zu enden, der in Armenien die Bischöfe trennte und, zum Schaden der Römekirche, gegen einander trieb. Jetzt wurde ihm nicht mehr nur Ausdauer und Emsigkeit nachgerühmt. Der Mann, der allem Prälatengellätsch fernblieb, nie in den Vorzimmern lungerte noch nach Neuigkeiten schnüffelte, der nur sichtbar wurde, wenn Pflicht ihn rief, war aus anderem Stoff als der Haufe der Müßiggänger und Streber, die, um ja nichts zu versäumen, beim winzigsten Geräusch den Kopf durch die Thürspalte stecken und wonnevoll grinsen, wenn sich in ihrem Gespinnst eine armsältige Fliege gefangen hat. Der Sekretär kannte jede Aktenseite, sah hinter dem Buchstaben die Hand, die ihn geschrieben hatte, hinter der Klage den Kläger mit seinem besonderen Temperament, fühlte im dichtesten Wortgefänuel das allein Wesentliche und war früh ein Meister in der Kunst des Schweigens und Hörens. Solche Gaben konnten im Vatikan, wo für die Auslese der Tauglichsten besser als in Laienreichen gesorgt ist, selbst unter Jacobinis Staatssekretariat nicht unbelohnt bleiben. In Madrid waren Fehler gemacht worden. Simeonis Nachfolger, Monsignore Bianchi, hielt offen zu den Karlisten und zog sich den Unwillen des Königs Alfonso zu, bei dem er beglaubigt war. Unklügeres war nicht zu ersinnen; wer die Kirche vertritt, darf sich nicht von persönlicher Neigung und Abneigung leiten lassen, sondern soll warten, bis der Sieg einen der Kämpfenden krönt und entscheidet, wo überlieferte Glaubensschätze vor Stürmen geborgen sind. Pius war tot; und der Greis, der nach ihm die Tiara trug, wußte schon damals, daß Legitimität ohne Macht nur ein Schemen ist und fruchtlose Thorheit jedes Bemühen, das Schifflein Petri an vergängliche Staatsformen zu ketten. Bianchi würde im Heiligen Kollegium unschädlich sein; für Spanien aber paßte nur ein Geschmeidiger, der sich nicht verdrießen ließ, Fäddchen um Fäddchen sacht zu entwirren. Leo ernannte Rampolla zum Erzbischof in partibus von Herakleia und bot ihm die Nach-

folg Bianchis an. Der noch nicht Vierzigjährige erschrak; er war eben an zur Kongregation der außerordentlichen Kirchengeschäfte versetzt worden, hing an seiner Arbeit und scheute die Rückkehr ins Getriebe eines weltlichen Hofes. Doch: „Dein Wille geschehe!“ Perinde ac si cadaver esset. In Madrid eroberte er, trotzdem er hßfische Feste mied, schnell wieder den verlorenen Boden; er schien mehr Priester als Diplomat und hatte vielleicht gerade deshalb bei das Ohr Alfonsos und der Königin, die ihm dankbar blieben, weil er bei Gemeindegewalt endete und die karlistischen Bischöfe zwang, das Herrschaftsrecht der jüngeren Bourbonen anzuerkennen. Fast fünf Jahre lang wirkte er still in Madrid. Dann wurde er in Purpur gekleidet und hieß nun Kardinal-Staatssekretär. Schon war er eine Hoffnung; achtzehn Kardinalschaarten sich um ihn, und als er das schwere Amt des Staatssekretärs annahm, wisperte es hinter seinem Rücken: „Der ist nicht ehrgeizig; sonst hätte er abgelehnt und im nächsten Konklave mühelos eine Mehrheit gefunden.“ Das war 1887. Seitdem sind die Namen Leo's und Rampollas kaum noch von einander zu trennen. Als eins der weltgeschichtlichen Paare leben sie in der Vorstellung der Menschheit. Der Sekretär war klug genug, nur das Werkzeug des Papstes zu scheinen, demüthig genug, ihm alle Ehre zu gönnen, Groll und Haß aber auf sich zu nehmen. Os tuum et caro tua sum. Ein treuer Knecht. Und Mariano Rampolla wollte immer nur Priester sein und lächelte mitleidig, wenn Freund oder Feind ihn einen Politiker nannte.

Er soll auch gelächelt haben, so oft Günstiger ihn als Nachfolger Leo's grüßten. Ein Staatssekretär, der die Geschäfte führt und sich, mag er noch so christlichen Sinnes sein, durch Handeln und Unterlassen Feinde machen muß; und gar einer, der allmächtig scheint, weil er einem hilflosen Herrn diene und weil Niemand ahnt, wie störrisch ein Greisenhirn sein kann, wie eifersüchtig auf Jeden, der mit lecker Hand nach dem Steuer greift. Nein: auf Pecci folgt nicht Rampolla. Die Kardinäle, die einem ungebrochenen Mann von sechzig Jahren ihre Stimme gäben, müßten auf das Irregnum verzichten. Eine Mehrheit entsagt nicht gern aller Hoffnung. In schlimmer Zeit schweigen solche Bedenken und gemeinsame Noth flüchtet zu dem Stärksten. Doch Leo hinterließ ein gesichertes Erbe, das selbst fromme Einfalt ohne Gefahr eine Weile verwalten konnte. Auch im Konklave regt sich hier ererum novarum cupido, in der Joachim Pecci eine Großmacht erkannte; der Fremde, Unbewährte gilt da leicht mehr als Einer, der anderthalb Jahrzehnte lang dem Auge Angriffsflächen bot. „Rampolla Papst? Der wars ja schon seit 1893“: die wichtige Antwort eines Würdenträgers traf den Kern. Dazu kam der Wunsch, endlich

wieder einen Praktiker zu krönen, Einen, der die Bedürfnisse der Ditzelen aus eigenem Erleben kennt; selten wird eine Armee sich ein Oberhaupt wählen, das im Bureaudienst lange der Truppe entfremdet ward. Solche Erwägung war wichtiger als die Frage nach dem politischen Glaubensbekenntniß. In Kinderstuben mag man träumen, kluge Kirchenfürsten hätten keine andere Sorge als die, ob ihr Kandidat Deutschland oder Frankreich zärtlicher liebe, dem Dreibund oder dem Zweibund vom Himmel der Sieg erflöhe. Leo hätte vergebens gelebt, wenn nicht einmal den seinem Throne Nächsten, von seinem Willen mit dem Purpur Geschmückten die Lehre eingepägt wäre, daß Form, Verfassung, Gruppierung der Staaten wechselt und ewig unwandelbar nur die Kirche ist. Deren Vortheil ist zu suchen, mögen darüber auch Reiche in Stücke gehen und Kronen zerbröckeln. Immer das selbe Ziel; nur die Methode hat sich der Zeitstimmung anzupassen. Gregor der Siebente rief dem Bischof von Metz zu, die Macht der Könige stammen von Teufelsknechten, die durch frechen Raub, Treulosigkeit, Mord, durch Gräuel jeglicher Art die frömmeren Nebenmenschen unterjochten. So spricht Rom längst nicht mehr; doch die Ehrfurcht vor zufälligen Eintagsgebilden ist in tausend Jahren nicht gewachsen und heute noch ist Weisheit in dem Wort unseres Dichters: „Vom Vatikan herab sieht man die Reiche schon klein genug zu seinen Füßen liegen, geschweige denn die Fürsten und die Menschen.“ Deutschland konnte die leise Geschäftigkeit, Oesterreich das schüchterne Beto sparen. Auch ohne so übereifrigen Drang wäre Rampolla nicht Papst geworden. Er ist zu jung, zu stark, der Pfarralltäglichkeit und dem Wust ihrer Vorurtheile zu weit entrückt. Wer möchte das Gloria in excelsis von Lippen hören, die sich im Salon der Frau Friedländer aus Breslau zu weltmännischem Geplauder zu öffnen pflegten? Wo Mehrheit entscheidet, hat der Tüchtigste nicht viel, der Bequemste Alles zu hoffen. Wahrscheinlich wäre ein vierter, vielleicht ein fünfter Wahltag verstrichen, wenn die Erkrankung des Primas von Spanien die alten Herren nicht in Angst gejagt, die grause Möglichkeit, morgen im heißen Zellengefaß mit einem Toten zu hausen, die Einigung der Stimmen nicht beschleunigt hätte. Auch dann aber wäre auf Pecci nicht Rampolla gefolgt.

Giuseppe Sarto ist der Mann der Mehrheit, war so geschaffen, ihr Mann zu sein, daß er vorher schon im sozialdemokratischen Avanti als Leos Erbe Unfrommen verkündet wurde. Kleiner Leute Kind, der Vater ein Bote und Hausbeforger, die Schwestern an Dorfshänker und Hausfirt verheirathet. Ein gutmüthiger, strenggläubiger Herr, der sich den christlichen Sozialismus nicht zu nah kommen ließ und von Reformen und Modernisir-

ungen nichts hören mochte; als Patriarch von Venedig lebte er recht behaglich, doch ohne Prunk, liebte sein Spielchen, gab nie ein Aergerniß und that pünktlich, was ihm die Pflicht gebot. Er ist niemals im diplomatischen Dienst verwendet worden, spricht außer dem Bischöflichen Kirchenlatein keine fremde Sprache, kennt kein fremdes Land, kaum eine andere Provinz als sein geliebtes Venedig, geht ins neunundsechzigste Lebensjahr und hat unter Fettpolstern ein fleisches Herz. *Ecce sacerdos...* Flink kränzt ihn die Legende. Er hat in Venedig den König, hat Prinzen des Königshauses begrüßt (so thaten, wenns nöthig wurde, alle Bischöfe, deren Diözesen nicht zum Gebiete des früheren Kirchenstaates gehörten): also wird er mit den Savoyern sicher schnell Frieden schließen. Er bewundert Deutschland, wird Frankreich die Privilegien nehmen, mit denen die älteste Tochter der Christenheit so lange den verblühten Reiz aufspühen durfte, und die von Kampollas Tücke gefesselten Geister aus dem Tyrannenjoch lösen. Ein liberaler Papst! So wurde einst auch Joachim Pecci genannt. Der hatte als Bischof in seinem Palast Gioberti empfangen, den Feind der Jesuiten, den Apostaten und Ontologen, hatte in Perugia eine Totenmesse für Cavour erlaubt, mit Bonghi verkehrt und immer auf gute Beziehungen zu den Staatsbehörden gehalten. Ein Liberaler, sagten die Freunde, ein Jakobiner, die Feinde. Aber Sarto ist von ganz anderem Schlag. Kein Politiker. Das Herz auf der Zunge. Unfähig jeder Verstellung. Ein wirklich Liberaler und Gottes schlichtester Knecht. Und der so Gepriesene folgt nun auf den modernen Papst, der die stärkste Organisation der Menschengeschichte in langer und leiser Arbeit dem Bedürfniß des neuen Tages angepaßt hat. Für dieses ungeschulte Auge wurden die Schätze höchster Kunst gehäuft. Diesen erklärten, unter dem Drängen des Jüngsten Gerichtes, heilige Männer zum Führer. Vor ihm beugt sich, als Erzpriester der Basilika, der feine, gebildete Diplomat Mariano Kampolla zum Fußfuß. Und am Finger Sartos, des zehnten Pius, funkelt der Fischerring, zu dem der päpstliche Hofjuwelier Fanfani gleich nach der Wahl das Maß nehmen mußte.

„Ganz wie der alte“, denkt Bartolo, der sich nicht allzu weit von der *sedes gestatoria* ein Plätzchen gesichert hat. Mit der Gestalt und der Stimme des neuen Herrn ist er zufrieden. Nur wirds im Vatikan gewiß noch kärglicher werden. Wer in der Hütte geboren ist, findet sich im Palast nicht zurecht. Der Sizilianer, der da drüben so inbrünstig zum Thron ausblickt, ganz Priester, ganz willenloses Werkzeug in des Höheren Hand, wäre ihm lieber gewesen. Doch hat Pietro ihm nicht erzählt, wie viele Päpste Hildebrand krönen ließ, ehe er selbst nach dem Goldreif griff?

„Der Papst ist nach der Ordnung in tiefe Ohnmacht gefallen!“
 „Der machts nicht lange. Pius der Zehnte ist nicht Pio Mono.“

Unter dem Pontifikat Gregors des Siebenzehnten, da das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts dem Ende zuneigte, in einem heißen, trockenen Sommer zog sich zusammen. Unrast scheuchte Menschen und Gethier aus träger Ruhe. Mißwachs und Seuchen plagten das Land und die dörrende Fiebergluth schien nicht weichen zu wollen. Alles schwieg; die Schwächer selbst und die Klatschfüchtigen Gevatterinnen hielten den Athem an, als fürchteten sie, durch ein lautes Wort die düsteren Schreckensreiter noch näher heranzurufen. Da klang von der Küste her durch das stille, in tödlichem Entsetzen erstarrende Reich. Eine zornige Stimme, wie des Wüstenpredigers im härenen Rock. Zu Rastung und strenger Buße wurde das Volk gemahnt, das sein Elend frevelnd verschuldet habe. Denn es sei vom wahren Glauben abgefallen und friste auf heiligem Boden ein schändliches Leben; und von den Hirten kümmerge keiner sich um die seiner Hut anvertrauten Seelen. Der aber sprach, war selbst ein Hirt, eines Sprengels Seelsorger; und schonte doch nichts, wagte, in Weilschenfarbe und Purpur Bekleidete zu richten, und schickte den Gürnruf bis nach Sankt Peters schimmernden Burg. Allzu weltlich, grollte er, ist Euer Treiben und heidnisch fast. Wo laßet Ihr, daß Jesu Jünger den Leib in Brokat hüllten und die Lenden mit Edelgestein gürteten? Daß sie sich in buntem Aufpuß je zur Schau stellten? Bei lederem Mahl saßen und von ihren Nächsten sich, gleich asiatischen Bildgöttern, huldigen ließen? So pflegten sie nie; so that auch der Meister nicht, dem sie in Demuth, doch nie als Sklaven dienten. Gehet hin und wandelt wie sie: arm unter Armen. Die Zeit ist wieder erfüllt; und so Ihr Euch nicht zu schneller Einkehr entschließt, wird, auf einen Wink vom Weltenthron herab, die beseelte Natur das Otterngezücht ausspeien. Und Du dort auf Petri Stuhl, Du Fels, der den Kirchenbau tragen solltest: wie morsch ward Deines Scheinwesens Grund! Einem übertünchten Grab gleicht Dein öder Palast mit dem Drohnengetriebe; und nichts denn Leimen nur ist all Dein unfruchtbares Gepränge. . . Kein Lebender hatte je so kühne Sprache gehört; und was Märtyrermuth auf die Zunge legt, verhallt niemals völlig ins Leere. Ein Summen entstand und allerlei Volk sammelte sich um den Neuerer, der so ruhig dasteht, in seinem Priesterkleid, so sicher, als könne

keine irdische Gewalt ihm auch nur die Spitze des Haares krümmen. Prophet oder Narr? Heiliger oder Ketzer? Doch er predigte die reine Lehre und war in seinen Worten, gar nichts wider das Dogma. Was verkündet sei, ist verkündet bleiben; auch immaculata conceptio, Syllabus, Unfehlbarkeit seien wie urälteste Glaubensschätze fortan zu ehren. Von den Priestern komme, nicht von der Verkündung, das Aergerniß; drum zwinge die heilige Pflicht, persönlich gegen Personen zu kämpfen. Was nütze die Heuschrecke berbe des Knechtgeföhles, da die Klerisei doch am Herrentisch prasse? Was der Nothruf jedes Erwählten: Non sum dignus, — da sich Jeder doch würdig findet, Sanct Peters Schlüsselgewalt zu üben? Und wenn ihm erwidert werde, durch welche That er selbst denn würdig geworden sei, als Richter unter die Fürsten der Kirche zu treten, so müsse er, reblicher als Mancher, der sich den Fuß küssen ließ, sprechen: Non dignus sum. Der Herr aber könne sich auch im winzigsten Gefäß offenbaren. Und gab der Himmel nicht ihm ein Zeichen besonderer Gnade? Nicht ihm den Ring, den der große Papst bis zur letzten Weihehandlung am Finger trug? Nach alter Sitte wird dieser Keis, sobald der Pontifex im Sarg ruht, in Stücke zerbrochen. Und der eine hier, von allen der einzige, blieb unverfehrt. Jeder mag ihn betrachten, betasten. . . Ein Wunder! Wahrlich: Dieser ward als Richter gesandt. Weisheit spricht er und rügt nur, was alle Gerechten längst schon befeuzten. Deshalb die Plage, Mißwachs, Hunger und Pestilenz. Hört sie nur auf ihn! Doch die Großmächtigen am Tiber verstopfen das Ohr und kein Echo bringt in den Borgo. Der Mahner aber ruht nicht, schürt die irren Flämmchen und fegt die Zündstoffe mit weißglühender Schaufel zusammen. Und zum Brausen wird das Gesumm, zu wildem Geheul; und es ist, als flehe eine Menschheit zum letzten Male in bleicher Noth und als müsse der brünstigen Bitte rasch der Ruf zu grausamster Waffenwehr folgen.

. . . Am Tiber sitzt Einer, der sein Ohr nicht dem Geheul sperrt. Von allen der Mächtigste. Das Gesinde, das bunte Heer der Kongregationisten, Erzbischöfe und rothe Eminenzen betteln: er möge dem Unfug ein Ende machen. Vors Prälatengericht den frechen Lasterer, den gefälschten, im Erbdelerschacherten Ring auf den Schindanger: schnell werde die alte Ordnung dann wiederkehren. Gregor lächelt nur; und keines Mundes Macht wischt dieselbe leise Lächeln sicheren Wollens weg. Gregor kennt Menschen und Welt. Die Zeit der Ketzergerichte ist unwiderbringlich dahin; und jede Kraft, auch die in wütheste Irriß gelockte, muß der Kluge jetzt zu nützen versuchen. Keine hochnothpeinliche Anklage, kein neues Blatt mehr im Martyrologium.

Der Schwärmer steht vor dem Papst.

„So war auch ich einst... Und wo ist Dein Kleinod, der Zauberring der Dir die Menge zutrieb? Er ist echt. Und ich will nicht fragen, wie er an Dich kam. Genug: er ist Dein und Du magst an Dein Juwelierwunder glauben. Der ihn trug, hatte den Muth, als Greis noch vom alten, durch tausendjährige Tradition geheiligten Pfad abzubiegen. *Rerum novarum semel excitata cupido*: Das war sein Wort. Damit, meinte er, müsse auch Rom rechnen lernen. Und die Wuth der Neuerung packte jetzt den Erben des Ringes. Wäre nur Alles auch neu, was Du, brennenden Bergbündeln gleich, in die Seelen schleuderst! Aus Neuem keimt Frucht. Du aber... Dein Papst soll der Lehre Jesu getreulich nachleben, allem Glanz entsagen, den Palaß den Darbenden öffnen und unter Armen als Armer haufen. Dünkelst Du Dich stolz den Ersten, der Solches träumt? Weißt nicht, daß unzählige Weltflüchtlinge und Welthasser seit Bernhards Tagen und diese Botenschaft brachten? Und staunst nicht, wie das grauseste aller Wunder, die Gewißheit an, daß Keiner von ihnen Gehör jemals fand? Keiner, *amico*, konnte Gehör finden. Glaube mir: die kalte Pracht wärmt mich nicht und gern ginge ich im Innenmittel den Dornenweg, statt hier wie ein heute gehätschelter, morgen verwünschter Göze zu thronen. Nur in der Liebe, die Deinesgleichen Dir freiwillig schenkt, wohnst Du, merke Dir's, warm. Doch uns blieb keine Wahl. Was in Asien eine des Weltunterganges gewärtige Menschheit, einen thatscheuen und wortgläubigen Stamm band, taugt nicht für ein Universum, dem in Aeonen vielleicht die letzte Sonne aufgehen wird. Petro sollen wir gleichen? Wo ist Petri Gemeinde? Wo auf dieser Erde das dem Reichen verschlossene Paradies, dessen Fülle den Armen labt? Die Hungernden knien vor neuen Heilbringern und neuen Kreuzen und sind uns verloren. Unser Anhang will die Grimasse des Gottes sehen, sein eigenes Ebenbild in Glorie und Pomp. Jahrtausende lang haben die feinsten Hirne an dieser Umwandlung eines Asiatenideals gearbeitet; und eh Du nicht Besseres findest, mein Sohn... Nimm Deinen Ring. Dir warb die Dürre Bewunderung. Wenn wieder Regen den Acker düngt, wirst Du, unseliger Fischer, vergebens nach Menschenseelen die Angel strecken.“

Ein Lächeln noch; nur ein Cimabue malt uns diesen modernen Papst.



Der Stern des Menschen.

Die Erde sinkt. Im Luftschiff schweben wir über das Land. Dörfer und Städte, Wälder und Wiesen gleiten unter uns fort. Alles Klein und Nebensächliche ist verschwunden, eine bunte Landkarte breitet sich aus und in großen, weithin sichtbaren Zügen lesen wir von der Erde ab, was Alles das Ameisengewimmel dort-unten that. Wie eine zweite, klarere Schöpfung nimmt es sich aus. Die erste gaben die kreisenden Wasser. Sie, die mit Bächen und Thälern die Gebirge durchschnitten und das Netzwerk der Bäche und Ströme über alle Länder streiften. Aus unserer Höhe überschauen wir den Filigranstil dieses Netzwerkes, seine grotesken, unruhigen Silberlinien, über die der Mensch sein Schöpfungsgewebe ausgespannt hat. Auch dieser Stil erkennen wir hier. Kein willkürliches Hin und Her mehr, kein Spiel mit der Form: die gerade Linie, Bewußtsein und Klarheit herrscht überall. Wir schweben über eine Großstadt hin, überblicken ihren Grundriß: und der Grundriß ist wie ein Modell. Nicht ganz vielleicht im Mittelpunkte der Stadt. Dort zeichnet sich das Straßennetz noch unruhig, in Windungen, die fast an den Stil der kreisenden Wasser erinnern. Nach außen hin aber herrscht die gerade Linie, die bewußte Form; und wir wissen: dort im Umkreis liegt die Neustadt. Nach ihrem Bild wird langsam auch das Centrum umgeschaffen werden, nach ihrem Bild gestaltet sich Alles, was an Siedelungen und Städten im freien Lande neu erstehen wird, und Alles, was dazwischen liegt. Wir sehen die Linien der Eisenbahnen und Landstraßen, wie sie die Wälder durchschneiden, Berge zur Seite schieben, die breitesten Flüsse überbrücken. Und immer wieder ist es die gerade Linie, dieser harte, eigenwillige Stil, der so unbekümmert um den älteren das Land nach seiner Weise mustert.

Und der den alten Stil verdrängt.

Von einem Fluß zum anderen ist dort eine Linie gezogen. Ein Kanal. Es ist nur ein winziger Theil der Lebenskraft, der da dem kreisenden Wasser entzogen und dem neuen Stil dienstbar geworden ist. Aber auch Das ist Modell. Die mächtigen Gewalten, die das feste Land so sicher umzeichnen konnten, werden auch stärkerer Massen noch Herr. Immer mehr von der alten Lebenskraft wird hinüberströmen und dem neuen Stil gehorchen, wie immer weitere Länder umgeformt werden nach dem Muster des Stückchens Kulturlandes unter uns. Und das Ende? Ein Stern, marsähnlich umgewandelt, in dem nichts, nichts mehr an die alte Welt erinnert, an den Filigranstil des silbernen Wassergewebes.

Es fällt nicht schwer, das Alles abzulesen aus der schon sternengroßen, sternenklaaren Schrift des Landes unter uns. Die Aussicht auf das Ziel wird frei. Trüber schon ist uns der Ausblick ins Vergangene. Wie diese

Menschen, denen die Planetenkraft jetzt in Strömen zufließt, in harter Arbeit um Tropfen dieser Kraft ringen mußten. Und doch enthält die Bilderschrift dort unten auch Andeutungen aus jener Zeit. Wälder gleiten unter uns fort. Wie kleine grüne Seen liegen sie da, unscheinbare Reste eines mächtigen Meeres, die vergessen liegen blieben, während das Meer längst abströmte. Ergänzen wir aus diesen spärlichen Resten das ursprüngliche Bild. Wald an Wald soll an einander wachsen übers Land hin, ihr Grün soll zusammenschlagen über Städten und Dörfern, soll all die geraden Linien des neuen Stils fortwischen wie eine Kreideschrift.

Was sehen wir? Der alte Stern, der Stern noch nicht des Menschen tritt hervor in wunderbarer Klarheit. Das reiche Geäder der Ströme und Flüsse, in der bunten Landkarte heute nebensächlich, charakterisirt das ganze Land. Ein herrlicher Zweifarbenbrud in Grün und Silber. Es verlangt schon ein scharfes Auge, in diesem Bilde die wenigen Spuren zu entdecken, die Kunde geben vom Dasein des Menschen. Aber wir erkennen sie endlich. Von stillen Buchten, kleinen Inseln her steigt schwacher, blauer Rauch auf und erzählt uns von uralten Menschenstadelungen, von Pfahlbaudörfern.

Sie haben etwas Elendes, Erbärmliches, die winzigen Kraftcentren der alten Pfahlbaustadelungen, inmitten der rauschenden Pracht der Urwälder und der noch ungedämmten Kraft der strömenden Wasser. Dennoch: von hier ging sie aus, die Kulturgeschichte der Menschheit; in lückenloser Folge reiht sich von hier aus Eins an das Andere, bis wir zum zwanzigsten Kulturjahrhundert kommen, das den Stern des Menschen so klar schon dämmern sieht.

„Viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ An das stolze Sophokleswort möchten wir denken, sehen wir so Endbild neben Endbild. Und wirklich: man hat daran gedacht. Die Geschichtschreiber, die noch immer Geschichtschreiber sind, haben ihm hundert und aberhundert Variationen erfunden. Der Glaube an den „stegreichen Kampf des Menschen gegen die Mächte der Natur“, wie man es weniger sophokleisch nennt, ist das geistige Band, das die Theile ihrer exakten Forschung zusammenhält. Ueber den Heroenkult, die tiefste aller bisherigen Geschichtsauffassungen, spotten sie heute in den Schulen; am Menschenkult aber hält ihre Eitelkeit um so fester. Aber dieser Menschenkult ist etwas Borgalileisches, mindestens Borlamartisches; und eine scharfe Auseinandersetzung mit solchem Aberglauben ist die erste Aufgabe für den Kulturhistoriker, der ein Ohr hat für die Harmonie der Sphären, dem die Erde nur ein Stern ist unter Sternen.

Noch einmal der Zweifarbenbrud in Grün und Silber. Die Wälder beherrschten damals das Land so ganz und gar wie heute die von den Großstädten aus organisirte Menschenkraft. Auch diese Wälder hatten ihre Geschichte. Blicken wir doch rückwärts, visiren wir die Zeit, in der die Wälder so kümmerlich anfangen mußten wie die Menschen in den Pfahlbaudörfern.

Was sehen wir nun? Wo heute das Gewebe des Menschenvertrags sich breitet, wo ehemals Urwälder rauschten, erstrecken sich weite steinerne Wästen, fast ungeliebt noch. An den Bergklippen nagen Firnpolypen, an den Klüften brandet ein lauterer, leidenschaftlicheres Meer. Die Wolken, die von der See heranzühen, sind schwärzer, gigantischer als alle, die wir kennen. Von tollen Orkanen werden sie übers Land, das totenstarre Land geschoben, und wenn sie sich dort entladen, rast es wie Einsturzhregen über die Steine hin und spült Riesenblöcke wie leichte Kiesel fort. So scharf wir hinsehen mußten, um aus dem Urwald die ersten Menschenniederlassungen herauszufinden, müssen wir auch hier suchen, ehe wir in dieser Cykloppennatur die ersten Waldansätze entdecken. Zwischen Meer und Land, in sumpfigem Küstengebiet, hat es mühsam Wurzel gefaßt. Klapperdürre Baumgestelle, Baumgespenster, ohne Laub noch, ohne reiches Geäst: Das sind die Urwaldsahnen; so fing die Geschichte einer Art an, die dem Erdenstern eine neue Metamorphose geben sollte.

Die Pflanzen haben eine Seele. Das begreifen wir ja endlich. Wenn sie nun auch Gedächtniß hätten und philosophisch denken könnten: wie würden sie sich wohl die Geschichte ihrer Art ausdenken? Und wenn sie zu einem Baumkult kämen, wie wir zu einem Menschenkult: dürften wir darüber lächeln? Ein „siegreicher Kampf gegen die Mächte der Natur“ war es auch hier. Denn die Wolkengespenster wurden lichter und friedlicher, je mehr des Landes die Wälder sich eroberten. Die Wasser rasten weniger toll, sie wurden in bestimmte Bahnen hineingezwungen, eine dichtere Atmosphäre kam über die Erde und dämpfte den Lärm der Orkane. Und all Das hatten die Wälder gethan, die ihre Völkerwanderungen, ihre Belagerungen schlimmen Gebietes, ihre Rassen, ihren Fortschritt, Alles hatten so wie wir.

Mehr als eine solche Umwandlung ließe sich aufweisen aus der Lebensgeschichte der Erde und immer wieder würden wir uns mit Festigkeit wehren gegen den Glauben an einen „siegreichen Kampf gegen die Mächte der Natur.“ Nicht gegen die Erde, sondern durch die Erde schufen Bäume oder Vulkanen oder Eiszeitgletscher, was sie an der Erde modeln konnten. Soll es nun plötzlich so anders sein, wenn die planetare Kraft Anknüpfungspunkte in einer anderen Gestaltung sucht, der Gestaltung Mensch? Nur eine Metamorphose scheint uns, was die Urwälder, die Länder wie einen Pelz überdeckend, der Erde wurden: nur eine Metamorphose, auf die wir uns so wenig einzubilden haben wie die Bäume jener Wälder, ist es, wenn wir die Landkarte heute so gründlich umzeichnen können, umzeichnen müssen. Ein stilles Hinübergleiten der Kraft, nichts weiter. Es sind keine heroischen Bilder, in denen sich dieses Hinüber am Anfang der Geschichte unserer Art zeigt, da das Thierreich die kleine Sekte der Menschenaffen erstehen sah, und nicht heroischer sind all die stolzen Bilder, die sich über den Stern des Menschen breiten.

Wilmersdorf.

Willy Pastor.

Grillparzers Epigramme.

Der furchtbare und ergreifende Gesang, den im Schlußact der Faust-Tragoedie die Sorge an den greisen Faust richtet, bezeichnet die Gemüthsstimmung, in der von allen unseren großen deutschen Dichtern Grillparzer sich mit Heinrich von Kleist zusammen wohl am Besten befunden hat:

Soll er gehen? Soll er kommen?
 Der Entschluß ist ihm genommen;
 Auf gebahnten Weges Mitte
 Wankt er tastend halbe Schritte;
 Er verliert sich immer tiefer,
 Siehet alle Dinge schiefher . . .
 So ein unaufhaltsam Rollen,
 Schmerzlich Lassen, widrig Sollen . . .

Grillparzer lebte in jener Allgemeinstimmung des Hypochonders, den die ersten Worte des Sorgengespenstes charakterisiren:

Ewiges Düstre steigt herunter . . .
 Bei vollkommen äußern Sinnen
 Herrschen Finsternisse drinnen
 Und er weiß von allen Schätzen
 Sich nicht in Besitz zu setzen . . .
 Glück und Unglück wird zur Grille . . .

Grillparzer hat unter dieser andauernden Verstimmung um so mehr gelitten, als er später in seiner Kunst eine Befreiung davon nicht mehr fand; und weil er alles Subjektive aus seiner wichtigsten, der dramatischen Kunstäußerung streng verbannte. So hatte er als Ablagerungplätze für seine Leiden nur seine Gedichte und die Epigramme, die, bei Lebzeiten nicht veröffentlicht, aus seiner stillen Junggesellenstube heraus, wie kurze Stoßseufzer, halb wehmüthig, halb ironisch von seinem Gemüthszustand berichten. In seiner Selbstbiographie und in dem Tagebuch aus dem Jahr 1836, worin er ungeschminkt sein ganzes Wesen offenbart, finden wir Ergänzungen zu seinen poetischen Geständnissen. Das Tagebuch von 1836, Reiseerinnerungen an Paris und London, wurde in seinem fünf- undvierzigsten Lebensjahr verfaßt. Der Herbheit, Müdigkeit und Melancholie nach, die darin sich offenbart, könnte es ein Sechziger geschrieben haben. Schon hier läßt sich in vollster Schärfe wahrnehmen:

Er verliert sich immer tiefer,
 Siehet alle Dinge schiefher.

Er thut hier den sein Wesen charakterisirenden Ausspruch: „Kann man ein Greis und ein Knabe zugleich sein, indeß man das Mittlere zwischen Beiden sein sollte: ein Mann?“ Er macht hier so recht den Eindruck eines Menschen, der sich mit dem faktischen Leben nicht zurechtfinden, der auf der Erde nicht heimisch werden kann. Das ist auch das Gesamtbild, das wir uns aus seinen Epigrammen machen. In der Gegenwart fühlt er sich nicht wohl und von der Zukunft erhofft er nichts. Dennoch bewährt sich sein kritischer Blick an vielen Punkten. Er ist eben ein Gemisch von Vernunftwesen bis zur Pedanterie und Philistros-

sität und von Romantismus und Sensibilität. Die Zeitalter Josepfs und Metternichs haben ihm ihren Stempel aufgedrückt; nicht, um ihn zu Thronen zu entflammen, sondern, um ihn zum selbstgewollten, sich in den „Dunst der Träume“ einspinnenden Paria zu machen.

Wenn wir seine Epigramme im Einzelnen betrachten, so dürfen wir nicht vergessen, daß er sensibler Aesthet war und von dieser ausschlaggebenden Seite seines Wesens aus die Dinge um sich herum beurtheilte. Wien, das phäakische „Kapua der Geister“, ist der Entwicklung solchen Aesthetenthums besonders günstig; günstiger als Paris, wo die Politik die Hauptrolle spielt. Das praktische Erfassen des Lebens und das feste Zugreifen, das Verstehen von Entwicklungsnothwendigkeiten ist bei solchen Aestheten naturgemäß weit seltener. Ein Beispiel dafür ist Grillparzers Stellung zur achtundvierziger Erhebung. Man saht hier den Mann ganz falsch, wenn man von Servilismus spricht. Volkserhebungen mit allem Drum und Dran von Gewalt und gelegentlicher Brutalität waren dieser feinsensiblen Natur ein Gräuel. Eine Demokratie war ihm gleichbedeutend mit Geschmacklosigkeit und Verrohung. Ferner: so sehr er unter Metternichs System litt: das vormärzliche Wien mit seiner an allen größeren Fragen vorbeischießenden subalternen Gemüthlichkeit, wie er es in seinem „armen Spielmann“ geschildert hat, die Wiege des besten Wiener, Mozarts, es war ihm zu lieb, zu sehr Vorbedingung künstlerischen Schaffens, als daß er es, trotz seinen vielen Schattenseiten, um ein politisches Wien hätte tauschen mögen. Er weiß: vielleicht war sein Gefühl hier das richtige. Goethe entstammt einer politisch jämmerlichen Zeit. Und die Romantik trieb ihre schönsten Blüthen in elenden gesellschaftlichen Verhältnissen. Wir Deutschen sind nun, wie man zu sagen pflegt, ein mächtiges Reich geworden. Aber wo sind unsere großen Dichter der Gegenwart?

Der reine Aesthet spricht sich in seinen epigrammatischen Betrachtungen über Literatur, Musik, Literaturwissenschaft, Philosophie aus. Wenn er über das Wesen seiner Kunst sagt:

Will unsre Zeit mich bestreiten,
Ich laß' es ruhig geschehn,
Ich komme aus andern Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehn,

so bezeichnet er damit das Unzeitliche, rein Aesthetische seiner Kunst, für die eine von sozialen und politischen Fragen erfüllte Zeit keinen Begriff und keine Werthung hat. So aber verstand er das Wesen der Dichtung überhaupt, und je mehr ihn die Gegenwart abstieß, desto mehr versteifte er sich auf diese rein ästhetische Betrachtung und Erfassung ihrer Aufgabe; desto tiefer zog er sich in den Schmollwinkel zurück. Es ist nicht Zufall, daß eine doch mehr formal als inhaltlich hervorragende Kunst wie die spanische Lope de Vega ihn immer mehr anjog; die „Jüdin von Toledo“, die Hauptfrucht dieser hartnäckigen Studien, zeigt den Dramatiker schon von der schwächsten Seite und das rein ästhetische Wohlgefallen an der Gestalt der Rahel als stärkstes Moment. So mußte sich Grillparzer zu der literarischen Bewegung des „Jungen Deutschland“, das politisch, sozial durchaus im Gegenwärtigen lebte, in schroffstem Gegensatz fühlen. Er hat diesem Gegensatz, der durch seinen Abscheu gegen alles Demokratische, Demagogische noch verstärkt wurde, in sehr kräftigen Versen Ausdruck gegeben:

Nennt sich modern das Lumpenpack,
 Die dichtende Kanaille!
 Betracht' ich meinen neuen Frack
 Mit seiner langen Taille
 Und seh' im Geist der Mode Sturz
 In nicht gar weiter Ferne;
 Trägt wieder man die Taille kurz —
 Wo bleibt da das Moderne?

Das Erfassen der Wirklichkeit, die Sättigung der Poesie mit gegenwärtigem, nicht idealisirtem Leben, vor Allem aber mit sozialen, kulturellen, politischen Fragen schien ihm die größte Gefahr.

Fahrt Ihr im Wirklichwahren fort,
 Steht Ihr mit Pfland an einem Ort . . .

Man braucht diese Worte nicht gerade zu unterschreiben, aber ihre Prophetie hat sich gewiß in manchen Stücken erfüllt. Daß freilich der Romantik ein solcher Rückschlag des Realen folgen mußte, sah Grillparzer nur so weniger ein, als er ja dieser Zeit überhaupt verständnißlos gegenüberstand. Er sah nur, wie Andere, in diesem Fahrwasser steuernd, sich wohlfeileren Ruhm holten, während er, von Goethe kommend, sich immer mehr allein fand. So verfolgte er denn die Wortführer der neuen Richtung, Guklow, Raube, Ruge, Heine, in Oesterreich Anastasius Grün, mit grimmigem Hohn. Er spricht über sie das bittere Wort:

Das Junge Deutschland schnellt empor,
 Doch blieben die Deutschen Jungen . . .

Der Widerwille gegen alles Demokratische, alles Demagogenthum übertrug sich ihm auch auf das Volksthümliche in der Kunst überhaupt. Uhlands Volkslieder-sammlung lockt ihm einen spöttischen Bierzeiler auf diese „Rärnerarbeit, die Wörtel und Sand fährt“, ab und für die Volkspoesie hat er nur mißachtende Worte:

Wenn unsere Zeit keine Dichter zählt,
 Vermag Das nicht uns einzuschüchtern;
 Damit es uns nie an Poeten fehlt,
 Erheben wir das Volk zu Dichtern . . .

und weiter:

. . . Der Pöbel erzeugt das Schöne nicht
 Noch giebt er dem Schönen Geheze . . .

Die Beschäftigung mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie vergleicht er einem „Trinken aus Wegspur und Lachen“, während es doch „Brunnen gebe“. Wie sehr er damit am Ziel vorbeischoß, braucht nicht bewiesen zu werden. Die mittelhochdeutsche Poesie war obendrein gar keine Volkspoesie, wenigstens in ihrem Wesentlichen. Auch die Dorfgeschichte bekommt in diesem Zusammenhang Etwas ab. Er konnte oder wollte vielleicht auch nicht sehen, wie manche fruchtbringende Reime hier schlummerten. Merkwürdig und fast ergreifend berührt es uns dabei, daß seine eigene Volksgeschichte, „Der arme Spielmann“, eins seiner werthvollsten poetischen Geschenke ist und daß wir gern ästhetisirende Dramen für weitere solcher Gaben tauschten. Zu welchem ergreifenden Roman hätte er, auf dem Hintergrunde seiner Vaterstadt, sein eigenes Schicksal zu gestalten vermocht! Aber er war zu sehr schwerer Aesthet, um es zu versuchen: obgleich ein seinem Seelen-

zustand verwandter Roman jener Zeit, den er sehr bewunderte, Constant's „Adolphe“, ihn dazu veranlassen konnte.

Grillparzer begriff also nicht die Nothwendigkeit einer das Aesthetische zunächst außer Acht lassenden Bewegung, wie die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eintretende es war. Er begriff auch nicht, daß wirkliche Dichter die Schätze des Volksgemüthes zu heben bestrebt waren. Um wie viel unverständlicher mußte ihm eine wissenschaftliche Betrachtung der Literatur sein, die in ähnlichem Geiße geschah! Gervinus wird hier immer wieder die Zielscheibe seiner scharfen Pfeile. Wenn er schon 1836 in seiner Selbstbiographie klagt: „Es gab in Deutschland, wie es an Dichtern zu fehlen begann, auch allgemach kein Publikum mehr“, so ist begreiflich, mit welchem grimmen Haß er einen Literaturhistoriker verfolgen mußte, der den Dichter auf seinen Zusammenhang mit dem Nationalen, also nicht vor Allem auf seinen ästhetischen Gehalt prüfte und damit dem Publikum selbst für seinen Geschmack eine Direktive gab, die das rein Poetische zu Gunsten des kulturell oder politisch oder national Werthvollen zurücksetzte. Gerade mit seinem am reinsten poetisch sich gebenden Werk, „Des Meeres und der Liebe Wellen“, hatte er eine Niederlage erlitten. Dagegen sah er „moderne“ Strebungen Beifall erringen. Man begreift die Stimmung des Dichters und seinen Widerwillen gegen Gervinus, dem er in leidenschaftlicher Weise sogar Prügel gönnt . . . Aus ähnlichen Gründen war ihm Hegel verhaßt. Er sah in ihm nicht den großen Verkünder des Entwicklungsgedankens, sondern den Berherrlicher des preußischen Staatsgedankens, den Baumeister eines abstrusen Systems, dessen ästhetischer Theil ihm besonders widrig war. Es ist schließlich das selbe Verkennen, wenn er sich von Dunders Geschichte der Griechen mit den Worten abwendet:

Die griechischen Mythen und ihr Wesen
Wird zu erklären niemals glücken;
Einen verschlungenen Faden kann man lösen,
Eine Stickerie aber nur zerpfücken . . .

wie wenn er Hegel spöttisch anredet:

Du schreibst die Musik zum Weltentext,
Singst, wie, was schon da ist, wird und wächst;
Doch wäre Dein Tonstück nur Schall gewesen,
Hätten wir nicht früher den Text gelesen.

Er fürchtete, den Zauber des Lebens, seine Poesie, durch die Zergliederer zerstört zu sehen. So machte er denn auch gegen die Naturwissenschaft Front, ohne zu bedenken, daß sein großes Vorbild Goethe selbst sich in ihren Dienst gestellt hatte. Von der universellen Bedeutung Goethes hatte er überhaupt keinen rechten Begriff. Er sah am liebsten den Dichter der „Iphigenie“ und des „Faust“ in ihm und bedauerte, ja, bespöttelte auch den Geheimraths- und Kanzleistil der späteren Jahre, der freilich, wie in den Wahlverwandtschaften, mit Goethes philosophischer Thätigkeit im engsten Zusammenhang stand. Einen Tadel goethischer Universalität finden wir in den entschuldigenden Worten:

Er war nicht kalt, wie Ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint,
Und da er sie theilte zuletzt ins All,
Kam wenig auf jeden einzelnen Fall.

Was er aber über die Nachahmung des alternden Goethe sagt, könnte auch einer gewissen Richtung ins Stammbuch geschrieben sein, die in jüngster Zeit in der Utmännerweise Goethes dichtet und sich mit vornehm grauer Gelassenheit trotz oft, noch recht grünem Alter breit macht:

. . . ahnst Du ihm nach, Du junges Volk,
So laß vor Allem Dir sagen:
Der Schlafrock steht nur Denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen . . .

Auch Grillparzers Verhältniß zur Musik war von seiner ästhetischen Gesamtaufassung bedingt, die, von einigen forcirten Ausnahmen wie im „Bankbanus“ oder im „Goldenen Blicke“ abgesehen, die Rhythmik der schönen Linie als das Ideal des Künstlers betrachtete. Das hatte er von der Mutter her als Mozarts und Haydns Vermächtniß ins Blut bekommen; es war ihm aber auch schon als echtem Wiener vererbt und eigenthümlich. So läßt sich leicht erklären, daß er bei Beethovens „Neunter“ nicht mehr recht mitkonnte und sie nur damit zu entschuldigen wußte, daß ja auch Goethe einen zweiten Theil „Faust“ geschrieben habe . . . Wagners „Zukunftsmusik“ gar war dem verdrießlichen alten Herrn ein wahrhaftes monstrum, ein musikalisches Mondkalb, und in einer ganzen Reihe von passquillenhafte bissigen Epigrammen hat er seinem Unmuth über den neu auftauchenden Meister Luft gemacht. Es klingt schon recht kleinlich, wenn er 1865, als in München die große Heze gegen Wagner inszenirt wurde, in den Chorus mit den heftigen Worten einstimmt:

Die Agnes Bernauer,
Eine Baberstochter,
Warfen die Bayern in die Donau,
Weil sie ihren Fürsten bezaubert.
Ein neuer Salbader
Bezaubert Euern König:
Werft ihn, ein zürnender Landsturm,
Nicht in die Isar, sondern in den Schuldhurm . . .

Aber wer wollte es dem alten Manne ernsthaft übel anrechnen, wenn ihm, der seit Jahrzehnten in sich abgeschlossen war, eine Richtung nicht behagen konnte, die das innerste Wesen der Musik, so wie er und unzählige Andere es erfahen, zu erschüttern schien?

„Nämen wie Mozart noch Geister — Das wäre der Zukunft Musik“ . . .

Das traurigste Kapitel schlagen wir auf, wenn wir uns der Stellung des Dichters zur Politik zuwenden, wie sie in seinen Epigrammen ausgedrückt ist. Er war und blieb dem Herrscherhaus, das ihm so schwere Kränkungen zugefügt hatte, treu ergeben. Ja, er verherrlichte diese unbedingte Gefolgschaft in seinem „Bankbanus“, der ihm den Vorwurf, Fürstenknecht zu sein, zuzog. Gewiß wäre es besser für ihn gewesen, den Staub der Vaterlands Erde von den Füßen zu schütteln und als freier Mann, so weit es damals möglich war, draußen sein Glück zu suchen. Besser und stolzer gedacht. Doch er war zu sehr Geschöpf und Kind der Scholle, um das „Kapua der Geister“ zu fliehen und jenseits der „chinesischen Mauern“ Wiens sein Heil zu erstreben. So blieb er und sah Jahr vor Jahr sich übergangen, zurückgesetzt und gekränkt. „Im Allgemeinen“, sagt

er am Schluß seiner Selbstbiographie, „herrschte rückfichtlich meiner eine An-Blicksinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Werthschätzung mich völlig abgefunden zu haben.“ Beißende Epigramme beleuchten diese traurige Lage:

Der Hofkammer.

Nebenbuhler mir zu weden,
Zählt Ihr Dienst und Jahre auf.
Esel schätzt man nach den Säcken,
Aber Kenner nach dem Lauf.

Das ist gut und händig. Ober die grobe Erwiderung auf den Tork eines Vorgesetzten, er sei auch einmal jung gewesen und habe warten müßer, habe aber in Geduld gewartet:

Geduldig waren Sie? Das läßt sich hören!
Dagegen fällt mir gar kein Zweifel ein.
Wenn Sie nicht jung ein Lamm gewesen,
Wie könnten Sie ein Schöps im Alter sein?

Er hat Metternichs Politik, dieses Büttel- und Zensurssystem, unter dem er so sehr litt, mißbilligt, zu Zeiten gehaßt. Er hat es in einem Epigramm „antediluvianisch“ genannt:

Früh, eh' die Fluth noch in die Welt gebrochen,
Gab es Geschöpfe, ob zwar wunderlich;
Deß zeugen noch fossile Mammuthknochen
Und das System des Fürsten Metternich . . .

Als aber die „Fluth“ hereinbrach, die mit diesen politischen „Mammuthknochen“ aufzuräumen bestimmt war, da fand sie ihn nicht eigentlich im Lager der Bekämpfer dieses Systems. Solche plötzliche Eruption des Volkswillens, überhaupt der Gedanke, die Masse auch nur vorübergehend am Ruder zu sehen, war ihm eben stets verhaßt. Sie störten sein auf das Gleichmaß steter Kräfte gerichtetes Wesen zu empfindlich. Auch wollte er nicht einen Moment die Würde des Thrones preisgegeben wissen, sondern glaubte an die Möglichkeit stetig sich vollziehender Reformen. Ein wunderliches Gemisch von konservativem und fortschrittlichem Denken, Festhalten am Alten und Neuerungsbefürfnis bieten nach dieser Richtung hin seine Epigramme. Es kann nicht so weiter gehen: Das ist der Keckreim. Und doch verhielt er sich ablehnend gegen moderne Institutionen: die Vern- und Lehrfreiheit, die Eisenbahnen. Und die Erweiterung und Neugestaltung Wiens traf ihn wie ein persönlicher Schmerz. Es war gewissermaßen das äußere Symbol für ihn, daß er fremd in einer neuen Zeit stand. Doch wie man auch seine Beurtheilung der politischen Lage seines Landes betrachten und werthen mag: gelitten hat er unter ihr, vor und nach 1848. Die alte Lage bedrückte ihn und in die neue wußte er sich nicht zu finden; ähnlich wie er zu Zeiten Wien floh und doch das Ausland nicht ertragen konnte. Das ganze Unglück seines Lebens ist in das Epigramm zusammengepreßt:

Die Knechtschaft hat meine Jugend zerstört,
Des Geistesdruckes Erhalter,
Nun kommt die Freiheit sinnbethört
Und lähmt mir noch mein Alter.

Karlsruhe.

Albert Geiger.



Phryne.

Eine höchst unsittliche Geschichte.

Ein Priester hat an ihrem Sarge gebetet. Eine „Dirne“, die ihre himmlische Gabe körperlicher Schönheit nutzte im Dienst der Erde! Die, ihrem frommen Namen zum Troß, bis ans Ende in der Sünde verharrte! Keine Glocke hat mit Feierklängen den Weg geleitet, vom kleinen, mit Blumen geschmückten Eckhaus in der Stadt zu dem kleinen, mit Blumen geschmückten Eckhäuschen auf dem Friedhof. Eine Abtrünnige, die ihrem Leben frevelnd ein Ziel gesetzt! Die in der Sünden Matenblüthe sich selbst vor des Ewigen Richterstuhl gefordert . . .

Nur Wenige umstanden das Grab und schaukelten die dumpfen Schollen auf ihre letzte Behausung; nur wenige Worte aus Freundesmund gaben ihr den letzten Gruß. Aber als die Blumenhülle hinabsank und das Seil mit widerlichem Klang schnurrte, als ein altes Mütterlein am Rande kniete und zitternd ein paar Beilchen und ein paar Thränen in die Gruft fallen ließ, da wankten mir die Knie, als müßte ich niedersinken neben der alten Frau; da schlug ich die Hände vors Gesicht und weinte, wie ich nicht geweint habe, seit mir die Mutter starb. Denn ich habe Dich lieb gehabt, Du Schöne, Liebe, Heilige, Du!

Sie war eines wackeren Pfarrers einziges Kind. Nur eine schmale Fede trennte die Bestizung meiner Eltern vom Pfarrersgarten. Ich entsinne mich kaum eines Tages, wo ich als Kind nicht mit Magda zusammen gewesen wäre. Wir waren unzertrennlich und ich hatte sie „sehr lieb“. Erstens wegen ihrer schönen rothen Haare, die nach erzhitzendem Spiel ihr immer wirr um den Kopf hingen wie Feuergarben. Dann aber liebte ich sie, weil sie „so gut“ war. Ihr größtes Vergnügen bestand darin, Andere zu beschenken. Ich erinnere mich, daß sie eines Sonntages barfuß nach Haus gelaufen kam und freudestrahlend erzählte, sie habe Strümpfe und Schuhe einem armen Jesuskindchen geschenkt, das noch weit zu wandern und im Herbstwinde gar so sehr gefroren hätte. Man brauchte sie nur bittend anzuschauen, nur die Hand auszustrecken, so gab sie, was sie hatte. Nur einmal, als ich mir einen Apfel von ihr schenken ließ, ihren einzigen, und sie nachher merkte, daß ich selbst schon einen viel größeren Apfel besaß, da weinte sie bitterlich, — nicht um den Apfel, sondern um meine Gemeinheit.

Als ich das Heimathstädtchen verließ, um das Gymnasium zu besuchen, gab es einen kindlich bräutlichen Abschied. Wir kannten Das aus den Märchen. „Wenn ich erst groß bin und ein Ritter, dann hole ich Dich auf mein Schloß.“ „Ich werde treu Deiner harren.“

Anfangs schrieben wir uns zärtliche Briefe; allmählich wurden sie seltener. Meine Eltern starben und damit hörten meine Feriendefuche auf. Die Kunstakademie und Studienreisen hielten mich fern. Nach einer Reihe von Jahren erst sahen wir uns wieder. Es war die Zeit, wo ich meine ersten, bescheidenen Erfolge hatte. Ich war überarbeitet; die Heimath sollte mir Erholung und Kraft zu neuem Schaffen bringen.

Ich wußte, daß Magdalena zu einer Schönheit erblickt war. Aber als

ich sie sah, war ich dennoch wie geblendet: Das hatte ich nicht erwartet. Ein halb freudiges, halb verlegenes Wiedersehen; ein kurzes Schwanken und Laufen; dann aber war der alte Ton schnell wieder gefunden.

Ich verkehrte viel im Pfarrhaus und die gute Pastorin ließ oft ihr Augen prüfend wandern zwischen mir und ihrer Tochter. Dann stieß sie heimlich wohl den Gatten in die Seite; aber Der hatte ein großes Bedenken: Ein Künstler?!

Magdalena theilte ihres Vaters Abneigung gegen Kunst und Künstler gar nicht. Das Wenige, was sie kannte, was ihr erreichbar war, mußte ihr all das Schöne ersetzen, das sie ahnte und von dem sie gelesen hatte. Große Freude machte ihr, als ich sie zeichnete und bat, ihren Kopf modelliren zu dürfen. Schon am nächsten Tage kam sie ins Atelier, um zu fragen, ob die Arbeit beginnen könne. In Wirklichkeit, wie sie dann gestand, um einmal in die Werkstatt eines Künstlers zu schauen. Neugierig musterte sie die umherstehenden und liegenden Bilder und Abgüsse, meist Skizzen und Studien. Von den Altstücken wandte sie sich erröthend ab. Dann griff sie nach einem Skizzenbuch, warf es aber mit einem leisen „Pfui, Bodo!“ wieder auf den Tisch.

„Was ist?“

„Das ist häßlich von Dir. Ich muß nach Hause.“

Ich wußte, ohne hinzusehen, was ihren Unwillen erregt hatte: eine Zeichnung, ein schönes, junges Griechenweib, im Begriff, ins Bad zu steigen, das letzte Gewand von sich streifend. Der Kopf war Magdalens, der Körper nach Gedächtniß und Ahnung gezeichnet.

Am der Thür wandte sie sich noch einmal um: „Wie konntest Du? Achtest Du mich so wenig?“

„Aber Magda! Ist es denn eine Schande, wenn ich Dir schöne Glieder andichte?“

„Aber so . . .?“

„Was willst Du? Ich bin doch kein Schneider, für den die Menschen nur der Kleider wegen da sind. Im Paradies gab's auch keine Kleider.“

Sie sah mich sinnend an: „Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Auch die Schönheit muß doch eine göttliche Gabe sein. Warum thun die Menschen, als wäre sie eine Sünde?“

Sie trat an den Tisch zurück, das Bild zu betrachten, und prüfend flog ihr Blick in den gegenüber stehenden Spiegel. Dann las sie die Unterschrift: „Phryne! Wer ist Das?“

Ich reichte ihr ein altes Buch und sie las, was mit Blauftift bezeichnet war: „Es war zur Zeit der großen Festspiele, da Männer und Frauen aus ganz Griechenland zusammenströmten. Am Meeresufer, um die Stunde, da die Sonne versank, sollte das Dankopfer gebracht werden. Und viele Tausende standen am Meer und warteten des Priesters. Da trat aus der Menge Phryne hervor, die schöne Hetäre. Vor allem Volk warf sie die Kleider von sich und stieg ins Meer zum Bade. Und Alle sahen ihre Schönheit, die war wie einer unsterblichen Göttin Leib. Da sank das Volk ringsum in die Knie, hob die Hände zum Himmel, betete und dankte den Göttern, daß sie die Menschen mit solcher Schönheit segneten . . .“

Magda ließ das Buch sinken und sah lange stumm auf das Bild . . .
 „Fromm und froh hat es sie gemacht . . . Wer so schön wäre!“
 „Aber Magda, Du bist ja schön! Schöner, als ich je Eine sah!“
 Sie zuckte zusammen: „Ich? So schön . . . wie Die da?“
 Ehe ich antworten konnte, war sie hinausgeeilt.

Am nächsten Sonntag predigte der alte Pfarrer über den Text aus dem Korintherbrief, Kapitel 12: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; und es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr: und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allen.“

Magda hatte darum gebeten. Ich begleitete sie in die Kirche. Seit dem Atelierbesuch hatte ich sie nicht gesprochen und ich sah ihr an, daß eine Erinnerung an diese Stunde ihr peinlich sein würde. Mit sichtlicher Spannung folgte sie den Worten des Vaters; aber als er schloß, war sie nicht befriedigt.

„Warum hat er nicht von der Schönheit gesprochen?“ sagte sie auf dem Heimweg. „Ist sie nicht Kraft und Gabe des Himmels? Ich muß ihn fragen!“

Aber auch die Antwort mußte ihr nicht genügen. Ganz unerwartet kam sie in meine Werkstatt. Mit flüchtigem Gruß griff sie nach der Zeichnung und betrachtete lange ihr Bild. Dann sah sie auf. „Wie war Das mit Phryne?“

Und ich erzählte ihr noch einmal von dem Griechenfest am blauen Meer; wie die Tausende am Ufer standen, der Göttin zu warten; wie Phryne aus der Menge trat, die Kleider abwarf und in blendender Nacktheit, von der Sonne überglänzt, ins Bad stieg. „Und alles Volk ringsum sank auf die Knie und dankte den Göttern für ihre Schönheit.“

Magda trat dicht vor mich: „Hast Du mich lieb?“

„Weißt Du nicht?“

„Und doch erzählst Du mir diese Geschichte? Ich sinne und sinne . . . Wenn ich nun . . .“

Sie verstummte plötzlich und senkte erröthend den Kopf. Ich hatte ihre Hände ergriffen. Sie schloß die Augen und ließ sich willenlos in meine Arme ziehen. Aber als sie den Hauch meiner Rippen spürte, fuhr sie erschreckt auf. „Laß mich, bitte!“

Und wieder eilte sie aus der Thür.

Am Abend brachte der Postbote ein versiegeltes Kärtchen, das von ihrer Hand die Worte enthielt:

„Komme morgen um Elf!“

Als ich zur bestimmten Stunde ins Pfarrhaus kam, fand ich es verschlossen. Auf mein Läuten öffnete mir Magdalena. Sie war im Morgenkleid und ihr Gruß hatte etwas Befangenes; eine leichte Röthe huschte über ihr Gesicht, ihre Augen vermieden, mich anzusehen. Wortlos führte sie mich in ihre Stube, die am äußersten Ende der Hausflur lag, und riegelte hinter mir die Thür ab. Niemand war im Hause.

„Geg ab!“

Eine unbeschreibliche Unruhe hatte sich meiner bemächtigt. Sie drückte mich in eine Sofaede, sah mich an, erröthete, strich mit der Hand über die Stirn,

schüttelte leicht den Kopf und trat hinter einen großen Wandschirm, der ihre Kammerthür verdeckte. Einige Minuten . . . dann klang es leise:

„Nun komm!“

Mit zwei Schritten stand ich vor der schirmenden Wand, hatte diese weggerückt . . .

Am Thürpfosten lehnte Magdalena: nackt, vom Sonnenschein hell überglänzt, das rothblonde Haar gelöst, die Augen geschlossen. Ein ständiges Beben ging durch den jungen Leib, purpurne Röthe flammte auf Wangen und Nacken, ihre Brust hob und senkte sich in tiefer Erregung.

Ich war wie gebannt.

„Bin ich auch schön?“ flüsterte es.

Keine Antwort. Vor meinen Blicken öffnete sich das blaue griechische Meer; hüllenlos stieg Phryne in die losenden Fluthen; und alles Volk ringsum sank auf die Knie voll Ehrfurcht vor ihrer Schönheit. Unwillkürlich suchte meine Hand in der Tasche nach einem Stift und mein Auge saugte förmlich die Gestalt in sich, um sie unauslöschlich festzuhalten . . .

Magda öffnete blinzeln die Augen; einen Moment starrte sie mich an: dann schlug sie die Hände vor die Brust und eilte zitternd in ihre Kammer.

Eine Stunde verrann; sie kam nicht wieder zum Vorschein. Und ich klopfte nicht an ihre Thür; leise stahl ich mich fort.

Wie im Fieberwahn habe ich in die Nacht hinein gelesen, habe gezeichnet und geformt; bis gegen Morgen eine ungeheure Müdigkeit mir Stift und Spachtel aus der Hand zwang und mich im Lehnstuhl schlummern ließ.

Ein leises Klopfen weckte mich. Die Sonne stand hoch am Himmel, und als ich die Gardinen zurückzog, schoß sie breite, goldene Strahlen ins Zimmer.

„Herein!“

Magdalena! . . .

Sie ist bei mir geblieben.

„Ich muß wuchern mit meinem Pfunde“, sagte sie. „Gott hat mir meine Schönheit nicht um meinetwillen gegeben. Ich stelle mich in den Dienst der Menschheit, die nach Schönheit dürftet.“

Sie wußte, daß es zwischen ihrem neuen Ziel und ihrem Elternhaus keinen Frieden geben könnte. Darum hat sie mich, mit ihr die Helmath zu verlassen. Wir zogen in die Großstadt, wo kaum Jemand uns kannte. In einem entlegenen Winkelchen nisteten wir uns ein.

Als zum ersten Mal die Dämmerung sich in unser Heim nieder senkte und uns zwang, die Arbeit einzustellen, als Magda vor dem Thronbilde stand, aus dem ihre Flügel, die runden Linien ihres Körpers ihr schon deutlich entgegenleuchteten, da that sie die Frage, die ich lange in ihren Augen gelesen hatte: „Ist nur das Weib schön?“

Ich ergriff lachend ihre Hände. „Nein, Magda, der Mensch ist schön.“

Sie sah an mir vorbei, in den Abend hinaus und entzog sich mir langsam. Dann zögernd:

„Bist . . . Du . . . schön?“

Im Nu hatte ich die Kleider abgeworfen; erröthend wandte sie sich weg.

„Magda!“

Langsam wandte sie sich zurück; ihre Augen waren geschlossen, doch der lächelnde Mund halb offen wie zum Kuß und die Arme breiteten sich aus: „Meine dummen Augen schämen sich noch, aber meine Arme sehnen sich nach Dir!“

In dieser Nacht ward Magdalena mein. Am Morgen kränzten wir das Bild der Aphrodite, der Göttin der Schönheit und der Liebe, der Göttin der „Sünde“.

Nun begann eine selige Zeit. Unser kleines, stilles Heim war unsere Welt, in der wir schafften und genossen. Sie war mir Alles: Geliebte, Gefährtin und Muse. Mein ganzes Künstlerthum presste sich zusammen in die eine Aufgabe, Magdalenas Schönheit nachzubilden.

Wie heilig ernst es ihr mit ihrer Aufgabe war, zeigt ein kleines Erlebnis, das mir unvergeßlich bleibt.

Das Bild war fast fertig. Eine Besprechung mit einem auswärtigen Kunstfreund hatte mich fortgerufen; ganz wider Erwarten war es mir möglich, noch am Abend zurückzukehren. Im Atelier sah ich Licht. Magda mußte dort sein; was mochte sie treiben? Leise schlich ich durch den Garten in die Wohnräume, deren letzter nur durch einen Teppich vom Arbeitsraum getrennt war; behutsam spähte ich hinein. Ein rother Schleier dämpfte das grelle Licht der elektrischen Lampe. Magda hatte den großen Wandspiegel bis dicht an das Marmorbild geschleppt, so daß sie dieses und sich selbst gleichzeitig darin erblicken konnte. Und vor dem Spiegel stand sie selbst, hüllenlos, und prägte. Bald näher, bald ferner, die Augen mit der Rechten beschattend, die Stellung der Steinfigur nachahmend. Befriedigt, fröhlich lachend, stellte sie sich mitten vor das Glas und breitete die Arme aus; dann falteten ihre Hände sich über der Brust . .

„Magda!“

Ein leichter Schrei. Erschreckt sprang sie auf, schlug die Hände vors Gesicht, warf sich auf den Divan und hüllte sich in eine Decke.

„Magda, ich bins!“

Sie lächelte erröthend, legte die Arme um meinen Hals und küßte mich: „Gelt, ich bin dumm?“

Wie eine Andacht wars, als wir engverschlungen zum letzten Mal allein vor dem Marmorbild standen, Abschied zu nehmen.

Wenige Tage später drängte sich die Menge der Ausstellungsbesucher im letzten, dunkelroth ausgeschlagenen Raum, wo auf schlichtem Sockel die weiße Figur sich erhob. „Schönheit“ hieß es im Führer. Von breitem Licht umflossen, an einem Thürpfosten lehnt ein Mädchen, mit aufgelöstem Haar, die Augen geschlossen wie in Scham und Furcht. Wie Magda sich mir enthüllt, so hatte ich sie dargestellt . . . Man meinte, das Bittern zu sehen, das durch den jungen Körper ging, die Bluth, die Hals und Nacken mit Purpur übergoß.

Die Kritik und das Publikum rühmten mich; aber Magdalena, die dichtverschleiert, unerkannt, oft vor ihrem Bild weilt und auf die Stimmen der Betrachtenden lauscht, war unbefriedigt. „Wenn ich mich meiner Schönheit schäme: warum verriethest Du Das den Menschen? Das Bild ist wie eine verbotene Frucht, süß, aber heimlich! Wir müssen den Menschen die freie, schenkende Schönheit geben. Du sollst mich als Phryne meisteln!“

Ich dachte an die vielen Bilder in meinem Skizzenbuch. Wie manche Phryne war darunter; aber ich hatte nicht gewagt, sie auszuführen.

Das Bild fand schnell einen Liebhaber, der sich nicht bei dem Bescheide des Vorstandes beruhigte, daß es nicht käuflich sei. Er machte ein glänzendes Angebot, er verdoppelte es; umsonst. Er kam zu mir, bestürmte mich mit lodenden Summen; ich wies ihn lachend ab: „Das Bild gebe ich nicht her, und wenn ich verhungern müßte!“

Da trat Magdalena ins Zimmer, in altgriechischem Gewand. Der Besucher starrte sie an: „Das ist sie!“

Ein paar verwirrte, nichtsagende Redensarten, dann stürzte er fort.

Seitdem verfolgte er Magda mit heißer Werbung. Auf Schritt und Tritt war er ihr nah, wenn sie das Haus verließ; er überschüttete sie mit glühenden Briefen, mit Blumen und Geschenken; er bot ihr Schätze . . . Sie wies ihn zurück. Da beehrte er sie zum Weibe. Und er war jung, hübsch, steinreich!

Es muß eine schwere Viertelstunde gewesen sein, als sie das entscheidende „Nein“ sprach. Bleich und zitternd kam sie zu mir; Minuten lang lag sie in meinem Arme, ehe sie ein Wort sprechen konnte.

Er fiel in ein hitziges Fieber. Wochen lang lag er ohne Besinnung, in wilden Phantasien schrie er nach Magdalena, bis seine Kräfte erschöpft waren. Seine Mutter kam zu ihr: noch einen Blick möge sie ihm gönnen, ein paar freundliche Worte. „Wenn Sie ihn nicht lieben können, machen Sie ihm wenigstens das Sterben leicht.“

Wenn eine weinende Mutter für ihren Sohn um Liebe fleht zum Sterben . . . Magdalena kam an dem Tage nicht wieder zum Vorschein. Am nächsten Morgen war sie sehr ernst: „Mit welchem Recht habe ich mich ihm geweigert? Ich werde zu ihm gehen; meine Schönheit soll nicht Menschen verderben, sondern Menschen beglücken.“

Kein Bitten half. Sie ging zu dem Totkranken, sie blieb bei ihm, — und er genas.

Ich litt Qualen der Eifersucht, die sich zum Wahnsinn steigerten, als ein cynischer Kollege die Bemerkung fallen ließ: „Du, Dein Schatz ist Dir wohl durch die Lappen?“

„Was soll Das heißen?“

„Nun, Deine Venus . . . Der Ulrich malt sie.“

Als ich dann vor ihr stand, voll Schmerz und Zorn, hob sie bittend die Hand, denn sie errieth mich: „Mein armer Freund, ich kann Dir nicht helfen!“

„So hast Du mich nicht lieb?“

„Ja, Bodo, herzlich lieb.“

„Aber nicht genug, um mein zu sein.“

„Ich kann nicht Dir gehören und den Anderen!“

„Und wenn ich Dich zum Weibe begehre?“

„Weißt Du, wie man mich schon nennt?“

„Was kimmerts mich? Ich weiß, wie Du bist!“

Sie schließt die Augen, helle Röthe schlägt über ihr Gesicht, Sekunden lang schweigt sie in heftiger Erregung. Dann schüttelt sie leicht, aber energisch den Kopf. „Nein! Du würdest eine Ehebrecherin nicht ertragen.“

„Magda!“

„Hast Du mich lieb?“

„Du fragst?“

„Gut, ich willige ein, wenn auch Du ganz mein sein willst!“

„Ja!“

„Was Du mit Stift und Hammer schaffst, kein Mensch darf es sehen; mir allein soll es gehören; nur für mich sollst Du Mensch und Künstler sein.“

„Das kann ich nicht!“

„Warum?“

„Das darf ich nicht! Das wäre Verrath! Der göttliche Funke, der in mir ruht, der Hand und Auge lenkt, ist nicht mein; der gehört der Welt. Ihn vorzuleugnen, wäre Sünde wider den Heiligen Geist . . .“

Sie lächelte über meinen Eifer:

„Nun also?“ Dann ernst:

„Es sind vielerlei Gaben, aber es ist ein Geist. Jeder giebt das Beste, was er hat. Ich habe den Menschen nichts zu geben als meinen schönen Leib.“

Jahre vergingen.

Wochen lang war Magda das Stadtgespräch gewesen; dann erlahmte die Theilnahme an der „Dirne“. Sie kümmerte sich nicht um der Leute Geschwätz, sondern lebte still ihrem „Beruf der freien, schenkenden Schönheit“. In unserer Künstlerkolonie bildete sich eine Art von Gemeinde um sie. Es war der Ehrgeiz der Jüngeren, sie bilden zu dürfen. Und sie war unermülich; Jedem saß sie Modell, von dem sie wußte, daß er ein ernstes künstlerisches Streben und ein thätiges Können mitbrachte. „Als Uebungsklück für Dilettanten bin ich zu schade“, meinte sie. Wem aber die Kunst nicht etwas Heiliges war, wer sportmäßig malte oder meißelte, wer dem Geschmac der Menge opferte um des Gewinnes willen: für Solche hatte sie keine Sekunde Zeit.

Aber nicht nur Bilder schenkte sie der nach Schönheit dürstenden Welt: sie gab sich selbst, schrankenlos, grenzenlos. „Sie sollen mich lieben und die schöne Welt in mir und den Schöpfer um meinetwillen!“

„Dirne“ nannten die Frommen sie und wandten schauernd ihre Blicke zum Himmel. Aber mehr als einer ihrer Jünger gestand in heimlich trauter Stunde: es war ihm wie eine Brautnacht, als sie in seinen Armen lag; so heilig, so keusch. Doch nicht Alle waren so; und Das brachte Magda die bittersten Stunden. Eine Enttäuschung drückte sie Tage lang nieder.

„Daß es so viele niedrige Männer giebt, gerade unter den ‚Besten‘, hätte ich nie geglaubt“, klagte sie mir unter Thränen.

Und eine schwere Stunde wars, als ihr Vater im Sterben lag; als sie zu ihm eilte, ihn noch einmal zu sehen, und er wehrend die Hand gegen sie erhob. Als sie schluchzend an seinem Bett nieder sank und er mit letzter Kraft in ihre Locken griff: „Möge Gott Dir gnädig sein! Ich kanns nicht!“ Als der Herr Amtsbruder nicht duldete, daß sie an der Totenfeier theilnahm. Als die Mutter wenige Wochen später an den Folgen der Aufregung starb, in den Armen der Tochter, die sie unermülich gepflegt hatte; als ihr letztes zitterndes Wort verklang: „Der Herr vergebe Dir, mein armes Kind!“ Da drohte Magda

zu erliegen unter der Wucht Dessen, was auf sie einströmte. Aber sie hielt aus: und als sie zurückkehrte, war sie ruhig. Ihr kleines Erbe hatte sie an eine Waisenstiftung verschenkt. „Ich habe kein Anrecht auf irgend Etwas aus dem Kreis, den ich verließ.“

Still und zurückgezogen lebte sie mit einer alten dienenden Frau in ihrem Häuschen. Nur im Dunkel des Abends machte sie wohl einen Spazirgang. Oder sie saß in meiner Werkstatt und sah mir zu. Dann durfte ich nicht aufhören in der Arbeit, und je weniger ich sprach, desto lieber war es ihr. Und wenn ich sie fragend ansah, schüttelte sie wohl mit wehmüthigem Lächeln den Kopf: „Der Kummer hat mich alt und häßlich gemacht. Ich bin müde geworden darüber.“

An einem solchen stillen Abend bat ich sie noch einmal, bei mir zu bleiben, ganz die Meine zu sein.

„Bin ich so anders geworden? . . . Du hast vielleicht nicht Unrecht. Ich sehne mich nach einem stillen Zuhause.“

„So sei mein Weib.“

„Ich darf nicht, Bodo! Die Leute haben mit Fingern auf mich gewiesen: als ich in die Kirche kam, rüdten sie von mir fort, ganz wie bei Gretchen. Du aber brauchst die große Welt. Du sollst Herrliches noch schaffen, sollst hoch steigen; ich würde Deinen Flug hemmen, Deine Zukunft verschließen, Deine Kraft lähmen, — zumal, wenn ich alt und müde werde.“

„Sprich nicht so, Liebste!“

Sie schmiegte sich fest an mich: „Weißt Du, was ich möchte? Ein Kind! Wenn ich denke, daß ich Dein Weib wäre, Mutter Deines Kindes . . .“

„So werde es! Wir ziehen einen Strich durch unser Leben heute und fangen morgen ein neues an.“

„Nein! Soll ich Dir einen Sohn schenken, vor dessen Mutter die Frommen sich betheuern?! Wenn er anders dächte als Du und ich, wenn er seine Mutter verachtete, weil er sie nicht lieben dürfte! Und wenn meine Tochter anders wäre als ich! Wenn sie häßlich wäre, wenn ein Unglück sie entstellte! . . .“ Sie schwieg eine Zeit lang; dann wie zu sich selbst: „Ich habe wohl gedacht, irgend ein elternloses, verlassenes Kindchen zu mir zu nehmen. Drüben im Garten des Waisenhauses sehe ich oft so ein armes kleines Ding. Ein Findling von der Straße. Es spielt nicht mit den Gefährten; ich glaube, es ist schwachsinmig. Unter blonden Locken schaut es gar so lieb und traurig zu den anderen hinüber . . . Ach, — aber wer würde mir ein Kind anvertrauen? . . .“

Ein anderes Mal durchsuchte sie all meine Skizzen und Entwürfe. Ihr eigenes Bild war darunter; wie oft! Eine ausgeführte Zeichnung hielt sie lange prüfend in der Hand: Phryne! „Glaubst Du, daß ich wieder so werde?“ Sie trat dicht vor mich und sah mir ins Gesicht, fragend, ängstlich: „Bin ich noch schön?“ Und als ich nicht gleich antwortete, warf sie die Taille ab, zerriß das Hemd, daß ihre nackte Brust mir entgegenleuchtete: „Bin ich noch schön? Möchtest Du mich noch bilden?!“

„Ja, ja!“

„Bin ich noch wie Phryne?“

„Nicht wie sie; reifer, stiller, aber eben so schön.“

„Doch nicht mehr die junge Schönheit, die beglückende, jubelnde?“

Ich schwieg. Sie wurde ruhiger: „Schau mich genau an. Meine Muskeln haben die alte Spannkraft nicht mehr, mein Gesicht zeigt die ersten Falten. Das macht mich traurig; ich hätte den Menschen gern noch viel Schönes gegeben.“

Wenige Tage später erhielt ich von ihr einen Brief. Ich erstaunte; es war nicht ihre Gewohnheit, zu schreiben. Hatte ihre Hand gezittert, als sie die Aufschrift endete? War da die Spur einer Thräne? Rasch zerriß ich den Umschlag und las im Scheiden der sinkenden Sonne:

Lieber Freund!

Ich erwarte Dich morgen früh. Der einliegende Schlüssel öffnet meine Kammerthür. Tritt behutsam ein, denn Du wirst mich schlafend finden. Versuche nicht, mich zu wecken: ich schlafe den langen, tiefen Schlaf, den wir Tod nennen. Erschrick nicht, mein Freund! Ich hoffe, Du wirst mich schön finden. Ich habe der Schönheit gelebt, ich möchte in Schönheit sterben. Der Spiegel ist unerbittlich und mein Auge zu hell, um mich belügen zu können. Du weißt, wie lieb ich das Leben habe und die Menschen; aber ich habe den Menschen nichts mehr zu geben, ich habe meinen Lebenszweck erfüllt. Und darum gehe ich gern und heiter zurück in das Nichts, aus dem die Sonne mich rief. Mich freut der Gedanke, daß ich in Deinen Werken fortleben werde; unsterblich? Vergiß nicht, daß alles wahre Leben nach Schönheit dürftet. Vergiß nicht

Deine

Phryne.

So feierlich, so weihedoll war nie ein Tempel wie dieses Sterbezimmer. Durch halboffene Vorhänge stahl sich die Sonne ins Gemach, durch Rosen und Flieder fand sie ihren Weg zum Bett . . . Magdalena! . . . Auf schneeweißen, von Spigen umsäumten Kissen, in langem, losem Gewande, das ihre Brust nur halb verdeckte, die schmalen Hände fromm gefaltet, das rothblonde Haar locker um das bleiche Gesicht. Ein stilles Lächeln auf ihren Lippen; wie ein Kind, das unter dem Christbaum einschlief. Ein tiefer, frohlicher Friede! Wäre nicht das Antlitz so wachsbleich, nicht der leise Verfall um die Mundwinkel, wäre nicht das Fläschchen auf dem Bettteppich . . .

Draußen schlug ein Buchstul. Der weckte mich aus der heilig versunkenen Stille. Ich glaube, ich hatte gebetet. Von ihrer Hand streifte ich den Ring mit dem kleinen blauen Stein. Als meine Lippen ihre Stirn berührten, wars wie ein Gelübniß: Ja, Du sollst leben! Ich werde Dich unsterblich machen. Nicht heute und nicht morgen; aber nach Jahren, vielleicht nach Jahrzehnten werde ich das Meisterstück schaffen, das Deine ganze schenkende Schönheit verkörpert: Phryne!

Kein Priester hat an ihrem Sarge gebetet, keine Glocke mit Feierklängen ihren letzten Weg geleitet. Aber als die Blumenhülle hinabsank, als das Mütterlein zitternd am Grabe kniete, da schlug ich die Hände vors Gesicht und weinte . . . Denn ich habe Dich lieb gehabt, Du Schöne, Liebe, Heilige, Du!

Bodo Hoff.



Whistler.

Whistler ist am Nachmittag des siebenzehnten Juli in London im Alter von fast siebenzig Jahren gestorben. Er arbeitete in Paris im Atelier Gleyres, war aber in Wirklichkeit ein Schüler des selben Courbet, der selbst heute noch ganz verkannt ist, trotzdem er der Welt — Frankreich, England und nicht zuletzt uns Deutschen — die besten Maler gegeben hat. Er hatte die Eigenthümlichkeit, in Amerika (genauer: in Lowell im Staat Massachusetts) auf die Welt zu kommen, als Nachkomme einer der eingewanderten Pflanzfamilien, die in wenigen Generationen ungeheuerliche Schätze sammelten und, als man ihnen ihr Sklavenhandwerk legte, zum größten Theil eben so schnell verloren. Ich habe hier am siebenten Dezember 1901 erzählt, was von dieser amerikanischen Aristokratie in Whistler zurückblieb. Er war sein Leben lang echter Amerikaner, sachlich bis zur Bewußtheit, dem durchaus nicht gegeben war, sich in die Rolle des Märtyrers zu finden, die Ruskin ihm zugebracht hatte. Er kam zur rechten Zeit, als die Maler des Hogarth-Klubs alles Mögliche thaten, um das eigentliche Erbe des größten Engländers, seine malerische Gabe, in dem verben Linienenspiel des Präraffaelismus zu vergessen. Whistler erschien ihnen gegenüber wie der Ausländer; er verspottete die Literatur der Maler, die, statt auf Turner, auf die Artussage zurückzugehen, und brachte, im Gegensatz zu dem Kreise Rossettis, der seine Bilder mit Vorliebe mit poetischen Citaten bezeichnete, schon äußerlich in den Titeln seiner Gemälde eine rein malerische Tendenz zum Ausdruck, die sich den großen Eroberungen der pariser Refusirten anschloß und, intimer, vollendet, reicher als der schnell vergessene Turner, der besonderen Schönheit Englands, dem stillen Reiz der Themse, der Melancholie der londoner Atmosphäre, der eigenen Eleganz londoner Frauen und Kinder nachging. Als er 1878 in der Grosvenor Gallery ein „Nocturno in Schwarz und Gold“ ausstellte, kam es zur öffentlichen Entscheidung. Ruskin erklärte schriftlich, er habe schon Vieles gesehen, aber die Frechheit eines „Coxcomb“, für ein solches Geschmier noch zweihundert Guinees zu verlangen, übersteige das erlaubte Maß. Der Amerikaner erinnerte sich der hübschen Abstandsgelder, die in aufgeklärten Ländern der bedrohten Ehre gezahlt werden, und verklagte den Kneipp der Präraffaeliten bei dem Gerichtshof von Westminster. Der Prozeß ist eine der schönsten Komödien unserer streitbaren Zeit; er ist für alle Diskussionen, die nachher an vielerlei Orten ausgefochten wurden, vorbildlich geworden. Entscheidend war die Zeugenaussage Sir Edwards, des Schmachttenden, der sich bei dem Verhör wand wie die leiblosen Gewänder auf seinen Bildern und schließlich genöthigt wurde, zu gestehen, daß, da das Detail und die Komposition auf Whistlers Bild entbehrt werde, dem opus nicht der geringste

Werth zugesprochen werden könne. Ruskin wurde zu einem Farthing Schadenersatz verurtheilt und verließ den Gerichtssaal unter dem Donner des Beifalls. Whistler setzte sich hin und schrieb *The gentle art of making enemies*, das sein Freund Heinemann, ein geborener Deutscher, verlegte. Vielleicht hat das Buch mehr zu dem Ruf Whistlers in England beigetragen als seine Bilder. Es war, wie seine Portraits, ein neuer Ton in dem englischen Geistesleben, die tänzelnde Pfausfeder, mit der die dicke Sentimentalität John Bulls unter der Nase gekitzelt wurde.

Der Amerikaner Whistler gab England eine europäische Kunst. Das war's, viel mehr als die verwischte Kontur und die tonreiche Farbe, was der Eingeborene ihm nicht verzieh. Er vereinigte die kunstreichsten Güter, von der französischen Kunst den Takt in der Farbe, von Velasquez die große Allure, von Reynolds den Ton, von den Japanern den überraschenden Ausschnitt. Vielleicht ahnte ein dunkler Volksinstinkt, daß mit dieser glänzenden Synthese wohl ein vollendeter Künstler, doch keine fruchtbare Weiterentwicklung gemacht werden konnte. Whistler ist unentbehrlich als Individualität. Keiner hat je so glänzend formulirt, was unserer Gefittung unentbehrlich geworden ist. Er hat wundervolle Bilder unserer besten Eigenthümlichkeiten geschaffen. Eins der kostbarsten, das einzige, das sich im deutschen Besitz befindet, brachte das erste Heft des „Pan“. Als im Sommer 1894 und 1895 der englische Sammlersinn die merkwürdigsten Ausstellungen veranstaltete, die jemals der Bewunderung der Nichtbesitzenden geboten wurden, die Zusammenstellung der Fair Women und Fair Children aus allen Kunstepochen, war Whistlers Gabe unzweifelhaft die typischste für unsere Zeit. Seine kleine Miß Alexander vertrat das Kind unserer Tage so, wie die Velasquez, die Rubens, die Frans Hals, die Van Dyck, die Fragonard, die Reynolds das Kind ihrer Zeiten gemalt haben. Seine Frauen sind, wie wir sie möchten, seine Männer, wie sie manchmal sind. Er hat nur Neußerlichkeiten gegeben, die Toilette, diese amerikanische Eleganz, mit der wir uns heute als Zeichen guter Herkunft begnügen. Wer würde leugnen, daß er damit das Beste von uns gab? . . .

Aber er hinterläßt keinen künstlerischen Anhalt für die Folge. Sein Beispiel kann großen Künstlern nur allgemeine Anstandsregeln vorschreiben, so etwa wie Liebermanns brillanter Reiter an der See unbewußt dem Geschmacksinstinkt folgt, den Whistler in jedem Bilde äuferte. Die unmittelbare Schule, die von den Schotten versucht wurde, war eine totgeborene Sache; sie hat aus dem Großen Kleinigkeiten geholt und ihm die vermeintliche Erlaubniß zu einem Genre entlockt, das dem eigentlichen Wesen Whistlers beinahe entgegengesetzt war und die Weiterentwicklung der modernen Kunst in England und Deutschland eher gehindert als gefördert hat. Whistler gab weniger dem Künstler als dem Menschen überhaupt; es war eine Lust, mit ihm zu

plaudern; man nahm selten etwas Positives mit, aber man wurde ganz gewiß nicht dümmer davon. Er hatte das schönste alte englische Silber und wundervolle weißblaue chinesische Teller an den Wänden seines köstlichen Eßzimmers in der Rue du Bao. Er hatte überhaupt nichts, was nicht zu ihm gehörte, — bis auf den Spleen seiner Gewohnheiten und seiner Ansichten über Kunst. Als ich ihn vor fünf oder sechs Jahren zum letzten Mal sah, nagte er an die Thür seines pariser Ateliers ein Schrifstück, das von seiner widerspruchsvollen Art mehr sagt als die zahlreichen Anekdoten, die ihn mit Recht und Unrecht überleben. Hier — wörtlich — der Inhalt:

Proposition.

Un tableau est achevé lorsque toute trace des moyens employés pour obtenir le résultat a disparu. Dire d'un tableau, comme on fait souvent à sa louange, qu'il laisse voir un grand et sérieux labeur, est dire qu'il est incomplet ou . . . L'application dans l'art est une nécessité — non une vertu — et toute apparence qu'on en découvre dans l'oeuvre produite est un défaut, non une qualité; une preuve, non de perfection, mais de travail absolument insuffisant. Car le travail seul peut effacer la trace du travail. L'ouvrage du maître ne sent pas la sueur de son front, ne suggère aucun effort et est fini depuis le commencement. La tâche complétée de la seule persévérance n'a jamais été commencée et restera éternellement inachevée, — un monument de bonne volonté et de sottise. „Il y a celui qui travaille, qui prend de la peine, qui se hâte, et qui reste d'autant plus en arrière.“ Le chef d'oeuvre doit apparaître comme la fleur au peintre, parfaite dans son bouton comme dans son épanouissement, sans raison pour expliquer sa présence, sans mission à remplir, une joie pour l'artiste, une illusion pour le philanthrope, une énigme pour le botaniste. un accident de sentiment et d'allitération pour le littéraire.

Solche Kunstweisheit hat Whistler seine Schüler gelehrt.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



Anzeigen.

Briefe, die ihn nicht erreichten. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.
Zweite Auflage.

Ein Werk der Belletristik, das nicht von Frenssen und nicht von Rudyard Kipling geschrieben, dessen Erscheinen auch nicht polizeilich verboten ist und das binnen weniger Wochen eine zweite Auflage — eine ehrliche „zweite“ Auflage — erfordert, erregt schon hierdurch auf dem deutschen Büchermarkt, der immer noch im Zeichen der Leihbibliothek steht, Aufmerksamkeit. Bei näherer Bekanntschaft erweist sich solches Interesse oft als verfrüht; in unserem Fall legt man es Buch nicht aus der Hand, ohne es bis zur letzten Seite mit stetig steigender Aufmerksamkeit gelesen zu haben. Und der Lebenstrenner und der Lebenskünstler, B d

ergreifen es von Neuem, um sich seiner Schönheiten zu erfreuen, die wie Demant in vielfachem Licht erschillern . . . Eine Frau begleitet ihren Bruder, einen großen Handelsherrn, auf seinen Fahrten durch die Welt. Ihr Mann lebt in Geistesnacht in einer berliner Anstalt dahin; und eines Tages ist er tot. Die nun Freigewordene hat inzwischen in Peking den „Anderen“ kennen gelernt, ohne daß sie sich jedoch ihrer Empfindungen für ihn bewußt wurde. Erst nach örtlicher Trennung, in den Briefen, die sie aus Kanada, aus New-York, aus Berlin, Cherbourg und wieder aus Amerika an ihn richtet, kommt allmählich zum Durchbruch, was dieser Mann dem Leben dieser Frau geworden ist. Aber diese Briefe erreichen ihn nicht mehr. Gerade zur Zeit des beginnenden Bogeraufstandes kehrt er aus dem Innern Chinas nach Peking zurück; er stellt sich als Freiwilligen zur Verfügung und fällt, von einer Chinesenkugel getroffen, in dem Augenblick, wo er einen Verwundeten aus dem Bereich der feindlichen Kugeln trägt, am dreizehnten August 1900, einen Tag bevor die Entsatztruppen in Peking einrücken. Und das Leben der Frau erlischt schnell, als sie seinen Tod erfahren hat. Eine einfache, wenn auch keineswegs eine alltägliche Geschichte. Aber was hat die Verfasserin — ich läste den Schleier der Anonymität, insofern ich verrathe, daß es sich um eine Verfasserin handelt — aus dieser einfachen Fabel gemacht; welche Fülle reichen Wissens und eigensten, innersten Lebens hat sie in diese Briefe hineingelegt! Einen breiten Raum nehmen die dem Bogeraufstand entgegenreisenden chinesischen Wirren ein; und Manche werden me nen, es sei wohlfeil, Geschehnisse ex post, nach vollbrachter That, vorherzusagen. Gewiß. Sehergaben nimmt die Verfasserin auch nicht für sich in Anspruch; doch verrathen die vielerlei Schilderungen und Erörterungen chinesischer Kulturzustände ernstes Studium, gründliches Wissen und gereiftes Urtheil. Das aber ist es ja nicht, was dem Werk seinen Werth giebt. Das finde ich vielmehr zunächst in der plastischen, krafftigen Schilderung von Land und Leuten. Mit wenigen Strichen hingezeichnet, stehen die verfallenen Mauern Peking's, die trübe chinesische Landschaft, der ewige Blüthenfrühling des Mikadoreiches, das geschäftige, millionenschwere New York, das Berlin Wilhelms des Zweiten und die säuerliche Ruhe des märkischen Landstädtchens anschaulich vor uns. Und diese Stätten beleben sich mit Menschen, die wir kennen, die uns unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen begegnet sind. Kennst Du nicht die berliner Familie — mag sie nun Schulze, Vehmann oder Buchholz heißen —: „Vater und Mutter dick und behäbig und die erwachsene ‚Söhre‘ Tochter, die das Lehrerinnenexamen gemacht hat, und die andere, kleine, kränkliche, mit verbittertem Kindergesicht, und den jungen Vetter im Radelkostüm und grauem, mit rother Korbel zugeschnürten Flanellhemd, auf dessen klawem, pickeligen Gesicht die leimenden blonden Bartthaare sich wie spärliche Halme auf magerem Boden ausnehmen“? Oder den beweglichen, mitten im praktischen Leben stehenden Hoteldirektor Specht, dessen Lebensziel ist, sein „Hotel Buckingham“ Unter den Linden zum zweiten Waldorf-Astoria zu machen und alle durchreisenden Diplomaten in ihm zu versammeln? Oder den der profanen Welt entrückten greisen Geisteshelden, der wie ein „verklärter Leib“ aus einer klassischen Periode in die unsere hereinragt? Und Du, der sich die Welt auch einmal außerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle betrachtet hat: hast Du in der Fremde nie bei deutschen Landsleuten ein

gutgemeintes, durch Deuteärger und Landfremdheit aus dem Programm geworfenes Abendbrot verzehrt, nie in fernen, fernen Landen eins jener sorglos vorbereiteten Feste mitgemacht, bei denen sich der kleine Kreis der an diese Küste verschlagenen Alltagsgenossen einbildet, „auch einmal große Welt zu sein“? Und wenn Du je den schwanken Steg kolonialer Unternehmungen betratest, denk: Du mit mildem Lächeln an den großen Minen- und Konzessionsjäger „Bartola“, der die Wüste Gobi bewässern und in der Provinz Kwangtung Rubinminen entdecken will, der Briefbogen mit dem aufgedruckten Motto „Rubi gagné“ verschickt und sich mit einem Stab vornehmer Attachés umgiebt, die zu Hause nicht gutgethan haben. Ferner finde ich den Werth des Buches in den eingestreuten allgemeinen Lebensbetrachtungen und Wahrheiten, die, in musterhaft knapper, präzise Form gefaßt, einen tiefen Blick in Geist und Wesen einer edlen Frauenseele eröffnen. Da wird die Künstlerin zur Philosophin. Aber bei aller Philosophie und bei allem internationalem Nomadenthum ist ihr ein starkes deutsches Heimathgefühl verblieben, eine treue Anhänglichkeit an die märkische Scholle, die den Engerling geborgen, ehe er als bunter, schillernder Falter in alle Welt edel flog. In das prunkende Schiff kosmopolitischen Wissens ist ein warmes, fühlendes Herz als Busssole gelegt und eine tiefe, unendliche Sehnsucht. Wie aus dem Munde Leopards klingt es: „Man ist meist glücklich, ohne es zu wissen und merkt, daß man es war, daran, daß man aufhört, es zu sein“; oder: „Er hatte wohl oft Menschen gehen und nicht wiederkehren sehen und wußte, wie ich, daß Menschen vielleicht, Zeiten niemals wiederkehren.“ Von ergreifender Melancholie ist der Brief vom Oktober 1899, im Eisenbahnzug, am Abend eines langen Reisetages durch die amerikanische Prairie, „wenn das Buch der Hand entgleitet und wir müde aus dem Fenster hinausstarren, wenn der Zug darauf weite Ebenen braunt und sein Schatten, riesengroß verlängert, über der wehenden Grasfläche neben uns dahineilt“ . . . Und endlich der düstere Brief vom dreizehnten August 1900, dem Tage, an dem „er“, der nicht empfangende Empfänger, von Boxerhand fiel, wie wir im „Nachwort“ erfahren. Die Schwester, der die Briefe in die Feder gelegt, der Freund, an den sie gerichtet waren, sie ruhen Beide. Sie am Strande des Atlantischen Ozeans, er in der fernen chinesischen Erde. Der Tod vereinigt die Seelen der Beiden, die einander im Leben nie angehört, und der Schleier der ewigen Liebe legt sich versöhnend über Alles, was sie hienieden entbehrt, erduldet und erlitten. Der Bruder aber verdrückt diese „Briefe, die ihn nicht erreichten“, als einen letzten Gruß an Alle, die diese Beiden im alten Peking einst gekannt haben. „Vielleicht erreichen sie auch andere einsame Menschen, die noch auf der großen Lebensfahrt begriffen sind und gern einen Augenblick am Wege rasten, um auf die Stimmen Derer, die vor ihnen gegangen sind, zu lauschen, wie sie leise aus der Vergangenheit klingen.“

Dr. Bruno von Kayser.



Deutsche und außerdeutsche Philosophie der letzten Jahrzehnte, dargestellt und beurtheilt. Ein Buch zur Orientirung auch für Gebildete vom Dr. J. Baumann, Professor der Philosophie an der Universität Göttingen. Gotha, F. A. Perthes 1903, Preis 9 Mark.

Allen, die Interesse für die Wendung haben, die die Bearbeitung der philosophischen Probleme in der Gegenwart genommen hat, sei dieses Werk warm empfohlen. Es giebt eine klare Uebersicht über die bedeutendsten zeitgenössischen Philosophien; und an deren Darstellung knüpft sich eine Beurtheilung, die geeignet ist, den Leser zum selbstständigen Durchdenken der Probleme anzuregen. Besonders hervorheben möchte ich aus dem reichen Inhalt die Abschnitte über Ernst Mach und Ostwald. Auch das über Nietzsche Gesagte bietet neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung dieses Denkers. Der Standpunkt des Verfassers zielt überall ab auf wissenschaftliche Philosophie, also eine, die auf allgemeinen und nothwendigen Erkenntnißgründen basiert und sich an der Einzelwissenschaft orientirt. Die Hervorkehrung dieses Standpunktes berührt doppelt wohlthuend gegenüber den zahlreichen — meist von Literaten ausgehenden — Versuchen, eine Weltanschauung auf dem Grund unmittelbarer Gefühle aufzubauen. Nicht ohne Absicht behandelt darum Baumann auch solche Denker und Gedankenreihen, die an die Stelle der strengen Methode und der Ergebnisse der Einzelwissenschaften Gemüthspostulate und unmittelbare Gefühle treten lassen: Ruskin, Tolstoj, Maeterlinck und den Okkultismus. Vielleicht vermag das Buch gerade in den Kreisen Derer aufklärend zu wirken, die unter dem Einfluß jener Männer sich ihre Weltanschauung geformt haben: es zeigt die Verschwommenheit und Unhaltbarkeit aller Gedankenreihen, die auf Gefühlspostulate sich gründen, und lehrt den Werth wissenschaftlicher Methode schätzen.

Großlichterfelde.

Dr. Hans Boeste.

Eine alte Geschichte. Von Per Hallström. Insel-Verlag, 1903.

Wie eine auf dem Spinett gespielte gravitätlich altväterische Melodie mit langen, gehaltenen Tönen, über denen gar kraus verändrte Fiorituren gaukeln, nuthet uns dies Büchlein an, wie ein verblaßtes Daguerrotyp aus Großvaters Album, wie ein lieblich steifes Puppenpiel, in dem die Heldin noch lächelt, auch wenn das Herz ihr bricht; denn davon wurde damals nicht so sehr viel Aufhebens gemacht. Man lebte nicht für sich, sondern für die Andern; die Pflicht, die Autorität waren die Gottheiten, denen der Einzelne seine fürwichtigen Wünsche unterzuordnen hatte. Und so wissen wir auch gleich zu Beginn, daß der arme Magister Andreas niemals Anne-Marie, die liebliche Tochter des Rathsherrn, bekommen kann, wie wunderklug die beiden thörichten Kinder es auch anzustellen meinen, da sie durch die beweglichen Verse des Namenstagsdivertissements Großmutter's strenges Herz zu rühren trachten. Anne-Marie wird die Frau des reichen Apothekers Rhodenus mit den großen Galoschen und verkümmert in dem Schatten einer lichtlosen Ehe. Und aus Andreas wird ein verbummelter Kandidat, der sich dem Trunk ergiebt, um sein verlorenes Paradies wieder heraufzuzaubern. Das ist freilich eine alte Geschichte; aber mit welcher souverainen Kunst ist sie erzählt! Per Hallström verschmäht, durch die heute so beliebten Mittel der pasticheartigen Nachahmung, der geschickt angewendeten Archaismen zu wirken. Er hat sich so ganz in den Geist und die Gefühlsweise der Zeit versezt, daß all diese Menschen von anno 1830 echt und lebendig bis in den kleinsten Zug vor uns stehen. In Schweden hat ihn „Eine alte Geschichte“ mit einem Schläge berühmt gemacht. Mit der Uebersetzung habe ich mir redliche Mühe gegeben.

Wien.

Francis Maro.

Die amerikanische Krisis.

Nierpont Morgan hat am fünften August öffentlich und feierlich erklärt, die Krisis in Wallstreet sei beendet. Dienstfrühe Reporter telegraphirten diese frohe Botschaft in die Welt hinaus; die vorsichtigsten setzten hinzu, die new-yorker City sehe in Morgans Ausspruch einen Versuch, die Baissепartei einzuschüchtern. Vielleicht braucht man dem großen Herrn gar nicht solche schwarze Absicht zutrauen. Weshalb soll Morgan nicht geglaubt haben, er werde mit seinen Getreuen den Ansturm der Verkäufer abschlagen können? Er hatte in einer Konferenz mit seinen mächtigen Interessengenossen offenbar den Schlachtplan bis ins kleinste Detail festgesetzt; und nur die von ihm beauftragten Makler wagten, sich an der Börse dem allgemeinen Angebot entgegenzustemmen. Die Kaufseite ihrer Börsenbücher füllte sich, doch immer neue Verkäufer drängten heran und schließlich mußten selbst die Hitzigsten das Rennen aufgeben. Morgan zog seine Truppen zurück, die Kurse fielen unaufhaltsam, — Nierpont der Große war besiegt. Zwar sah man zunächst Andere auf der Strecke bleiben: zwei geachtete Namen der Stock-Exchange fallirten; Mitinhaber der einen, deren Passiva hundert Millionen Mark betragen, ist ein Mitglied des Börsenvorstandes. Der nächste Tag brachte die übliche Erholung; Morgan selbst aber hat am Abend nach der Schlacht gewiß erkannt, daß es diesmal zu einer Generalabrechnung gekommen war, bei der ein Tag der Freude nicht mehr viel bedeutet.

Man hat an die Panik erinnert, die im Mai 1901 New-York und die Welt erschreckte. Schon damals glaubte man, der amerikanischen Industrielichkeit habe das letzte Stündlein geschlagen, und doch hatte die Börse schnell die Unheilstage vergessen, als einzelne Milliardäre helfend eingriffen. Das ist richtig; nur sind diese Maitage mit der jetzigen Katastrophe nicht zu vergleichen. Den äußeren Anlaß zur Panik gab damals das Ringen der beiden Finanzgruppen Harriman und Kuhn, Loeb & Co. um die Macht über die Northern-Pacificbahn. Dieser Kampf führte zu einer Aktienschwänze und zeigte für kurze Stunden den Abgrund, an dessen Rande die amerikanischen Spekulanten ihre Feste gefestigt hatten. Da packte sie blasses Entsetzen; in wilder Hast wurden alle Engagements gelöst und die Zahl der Verkäufer wuchs ins Unabsehbare, weil Alle, die zur Zahlung der Northernindifferenzen Geld brauchten, ihre Papiere losließen. Die Börsenpanik konnte das eigentliche Wirthschaftsgebiet ergreifen; da aber ein äußerer Anlaß den Kurssturz bewirkt hatte, konnte eine kräftige finanzielle Unterstützung die Ruhe des Marktes noch einmal retten. Jetzt liegt die Sache anders. Natürlich darf man den new-yorker Depeschen und den Gründen, die da für die Massenverkäufe angeführt werden, nicht blind glauben. Triftige, gerade jetzt und erst jetzt entscheidende Gründe sind überhaupt nicht zu erkennen. Das ist das Schlimmste, ist das Zeichen einer Krisis, die mit der Gewalt eines Naturereignisses eintritt und von Menschenhand nicht abgewehrt werden kann.

Seit einzelne erfahrene und angesehene Wirthschaftspraktiker ihre amerikanischen Eindrücke, das Ergebniß immerhin kurzen Aufenthaltes, den deutschen

Landesleuten mitgetheilt haben, hat man sich bei uns an den Gedanken gewöhnt, in Amerika sei Alles anders als in Europa und auch die Ursache des Aufschwunges sei der nicht zu vergleichen, die uns die große Pauſezeit brachte. Ich habe diese hundertmal wiederholte Behauptung stets mit einigem Mißtrauen gehört. Jeder „Aufschwung“ der Wirthschaft wird ja mit Jubel begrüßt; jedesmal thut man dann, als sei solche plötzliche Riesensteigerung aller Produktivkräfte eine normale Erscheinung. Normal und gesund ist aber nur eine Entwicklung, die zu der wachsenden Konsumkraft des Volkes in richtigem Verhältniß steht. Freilich vollzieht die Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften sich nicht ruhig, sondern in Wehen und Stößen. Der Normalzustand ist das Hindämmern nach schwerer Krankheit, die aber nicht mit der Krise, sondern schon mit dem Aufschwung begann. Konnte man nicht beinahe jeden Aufschwung auf äußere Ursachen zurückführen, in Amerika wie in Europa? In diesem Punkt ist zunächst einmal kein Unterschied zu finden. Wir hatten vor dreißig Jahren eine Gründeraera, die Vereinigten Staaten hatten sie jetzt. Bei uns gab der Krieg gegen Frankreich, drüben der gegen Spanien den Anstoß; jeder siegreiche Krieg belebt den Wirthschaftskörper und steigert seine Thatkraft. Die Eroberung Kubas gab den Amerikanern zwar kein geschlossenes Wirthschaftsgebiet, gab an sich auch ihrer Industrie keine Möglichkeit neuer Nachtensaltung; aber die Industrie war schon vorher kräftig durch die Schutzollpolitik angeregt worden, die für die amerikanische Wirthschaft ungefähr das Selbe that, was bei uns die Gründung des Norddeutschen Bundes und später die Angliederung der Südstaaten geleistet hatte. Nur natürlich wars also, daß die Industrie erstarke; haben wir drüben mußte aber ein äußeres Moment hinzukommen, um den Aufschwung hervorzuzaubern. Amerika hat nicht, wie wir, von den Besiegten Milliarden erhalten; doch ermöglichte auch der Sieg über Spanien die Ansammlung großer Kapitalien, die das Industriegebiet reichlich düngten. Die Kriegsteuer, die selbst den kleinsten Wirthschaften auspreßte, was irgend zu haben war, brachte mehr Geld, als der Staat zunächst verbrauchen konnte; dieses im Schatzamt aufgespeicherte Geld wurde nach und nach entweder in sicheren Werthen angelegt oder auf dem Umweg über die Banken der Industrie zugeführt. Diese gehäuften Zufuhren von Kapitalien mußten wirken. Ganz wie bei uns. Die selben Ursachen haben in beiden Erdtheilen die selben Wirkungen erzeugt und von einem Wunder ist nichts zu merken.

Auch die Geschichte der Aufschwungszeit war in beiden Fällen nicht wesentlich verschieden. Drüben sind die Formen allerdings anders. Aber der Kapitalismus weiß, wie der Papyrus, die Formen seiner Herrschaft bekanntlich sehr schlau den besonderen Verhältnissen jedes Landes anzupassen. Was liegt auch an der Form? Das Wesen der Herrschaft und ihr Grundgesetz ist und bleibt überall das selbe. Drüben, wo es noch jungfräulichen Boden in Fülle giebt, konnte der Aufschwung natürlich länger dauern als in Europa mit seinen abgegrasteten Weideplätzen, seinen erschöpften, nur für kurze Zeit wieder ertragsfähig gemachten Aedern. Das Alles sahen unsere Enthusiasten nicht. Sie leugneten sogar, daß jenseits vom großen Wasser die Bankwelt an den Gründungen mitgearbeitet habe. Erst neulich lasen wir, was ein Prominenter der Maschinen- und Elektrizitätsindustrie, ein Kenner amerikanischer Wirthschaft, einem Interviewer gesagt haben sollte. Wahrscheinlich war Herr Kommerzienrath Isidor Loewe

gemeint, der ja schon zu einer Zeit übers Weltmeer fuhr, wo bei uns nur wenig Amerikas wahre Bedeutung für unsere industrielle Zukunft ahnten: er hat damals unter dem frischen Eindruck des Gesehenen, recht Interessantes über die amerikanische Elektrizitätsindustrie und den Werkzeugmaschinenbau gesagt. Jetzt aber hat er (wenn er's wirklich war) über Dinge gesprochen, die er nur mangelhaft kennt, und über die Beziehungen von Bank und Industrie Behauptungen aufgestellt, die doppelt schädlich sind, weil sie einen schon lange verbreiteten Irrglauben mit scheinbar autoritativer Kraft wiederholen. In Deutschland ist während der letzten Jahre so viel über Banktechnik geschwätzt worden, daß nachgerade Jeder weiß: die englischen und amerikanischen Banken sind nicht, wie die deutschen und französischen, Gründungsbanken, sondern besorgen, fern vom Börsentreiben, das eigentliche Bankgeschäft, Depositenvverwaltung und Kreditvermittlung. Also, schließt man, steckt dräben kein Bankgeld in der Industrie und das Schwinden der Banken berührt die Banken gar nicht. Diese Legende ist ungemein thöricht. In Amerika werden die Gründungen zwar durch besondere Finanztrustgesellschaften, nicht durch die Banken selbst vermittelt, die deshalb auch keine Industrieaktien, vielleicht sogar selten Bonds besitzen. Irgendwie müssen sie ihr Geld aber schließlich anlegen; sie kaufen Wechsel, geben gegen Unterpfand Kredit und sind am Ende aller Enden doch am Wohl oder Weh der Industrie interessiert. Falsch ist schon die Angabe, die großen Industrietrusts und deren Finanzgesellschaften hätten kein Bankgeld; aber selbst wenn dieser Glaube richtig wäre, bliebe noch immer die große Menge der noch nicht von Trusts beherrschten Industrieunternehmungen. Ganz sicher werden, wenn der Niedergang einsetzt, auch die Banken beträchtliche Verluste erleiden. Das lehrt schon ein Blick auf die amerikanischen Bankausweise mit ihren angewachsenen Debitorenkonten.

Diese Kreditüberspannung, die sich auch darin äußert, daß in London, Berlin und Hamburg Finanzwechsel angeboten werden, zeigt, daß die Symptome der Krisis in Amerika die selben sind wie in Europa. Zu diesen Symptomen gehört auch eins, das, wenn ich nicht irre, Karl Marx zuerst erkannt hat: das eifrige Gerede über die stropfende Gesundheit des Wirtschaftskörpers. Noch vor wenigen Monaten hat uns ja Morgan dieses schöne Lied vorgesungen; und die Presseleute wurden nicht müde, solche Weisheit zu verschleihen. Vor sechs Monaten stand im Berliner Börsencourier der Bericht eines amerikanischen Mitarbeiters: da hieß es über den Stahltrust: „Seine Machtstellung ist heute überwältigend und selbst die größten Skeptiker zweifeln nicht mehr an der Wahrscheinlichkeit, daß die gesammten gigantischen Interessen der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie bald so konsolidiert sein werden wie früher etwa die Interessen der Carnegie-Gesellschaft. Der Trust bestreitet, daß es Wolken am Horizont gebe; Arbeit in Fülle und Fülle auf ein Jahr und länger, festgestellte und aufrechtgehaltene Preislagen, keine Spur von abfallendem Bedarf; selbst die enorm erhöhte Kofeisenherstellung von 1903 werde den stets wachsenden Bedarf nicht befriedigen können.“ Fehlt etwa noch irgend ein Symptom? Mir scheint: der Krach kann beginnen.

Plutus.



Berlin, den 22. August 1903.

Monarchomachen.

Vor ein paar Wochen sprach ich mit einem zum Hohen Adel gehörigen Herrn über die Hinrichtung des serbischen Pöblisten und seiner Draga. Mein Gast mußte zugeben, daß Alexander ein Unglück für Serbien war und daß jeder andere Versuch, das Land vom Tyrannenjoch zu befreien, den Balkan und vielleicht ganz Europa in unabsehbare Fäden gerissen hätte. Trotzdem könne er die Mischitsch und Maschin nicht loben. Als Schüler habe er für Harmodios und Aristogeiton geschwärmt, nicht, wie das Junkerlein Bismarck, in ihnen Verbrecher gesehen; mit gereiftem Sinn denke er jetzt aber anders. Alexander war legitimer König; er mochte gut oder schlecht handeln, dem Volke Heil oder Unheil bringen: er blieb stets unantastbar, und wer wider ihn die Hand hob, ward zum Rebellen. So redete ein heller, lernbegieriger Geist, ein Mann ohne feudale Befangenheit. Freilich: Einer aus dem höchsten Adel, den das Lebensinteresse seiner Gruppe in den Kampf für eine starke Monarchie ruft; doch las man nicht, liest nicht noch täglich in liberalen und selbst in sozialistischen Blättern das selbe Verdammungsurtheil über die belgrader Palastrevolution? Bald danach begann unter den Athanasianern und Arianern des Marxismus der Streit, ob man einen rothen Reichstagspräsidenten ins Kaiserschloß schicken dürfe; ob dadurch dem Proletariat oder dem Königthum ein Opfer auferlegt würde. Da erbehten die Stützen des Thrones in ehrwürdigem Zorn und wir hörten sie knirschen: Welche Frechheit, dem Monarchen ein Opfer an Macht und an Stolz zuzumuthen, solches Opfer als möglich auch nur zu erörtern! Und als der unkluge und unbeträchtliche Streit ins Weitere wuchs und Grundsätze beleuch-

tet und abgeklopft wurden, erfuhren wir, daß in der „Völker befreienden, revolutionären Sozialdemokratie“ sogar in der vordersten Schlachtreihe hat noch Mancher sich, der, wie Saint-Simon, Fourier, Cabet und Robertus, einen dauernden Frieden zwischen Monarchie und Sozialismus für denkbar hält und nicht, mit Morelly, Godwin, Owen, Weitling und deren Gefolge, in der Republik das nächste Ziel proletarischen Strebens sieht. Dann fuhr die Frau des Kaisers für wenige Stunden nach Biegenhals, Breslau und Posen; und diese längst erwartete Reise, die ein nicht einmal unbequemer acte de présence war und wohl nur zeigen sollte, daß die Nothstandsgebiete am preußischen Hof nicht völlig vergessen seien, wurde wie eine Heroenthatgepriesen. Drei Beispiele. Kreuzzeitung: „Der hochherzige Entschluß Ihrer Majestät der Kaiserin ist ein Gnadenbeweis und zeigt den bekümmerten Herzen aufs Neue, daß unser erlauchtes Herrscherpaar, getreu den Traditionen des Hohenzollernhauses, gerade in den Zeiten der Noth und der Prüfung mit seinem Trost, seiner Liebe und seiner Hilfsbereitschaft den Landeskindern nah sein will.“ (Das erlauchte Herrscherpaar hat den überschwemmten Provinzen kleine Gelbbeträge überwiesen, ungefähr so viel wie dem brontheimer Kirchenbaufonds und den vom Bazarbrand in der Rue Jean Soujon Betroffenen, hatte auch gar nicht die Möglichkeit, ihnen zu helfen; und daß bei Mißwachs und Wassersroth die Herrschaft sich mal sehen ließ, galt selbst in den Tagen nicht als ein Gnadenbeweis, wo Staaten wie Pachtthöfe verwaltet wurden. Schlesische Zeitung: „Eine Kaiserin in einer so kleinen Stadt! Ist die Märchenwelt zur Wirklichkeit geworden? Eine Kaiserin hat uns besucht, — unsere Kaiserin! Das Rufen, das Jubeln der Menge will kein Ende nehmen; es folgt der davonfahrenden Kaiserin wie Donnerhall nach. Nur eine kurze halbe Stunde haben wir unsere Kaiserin bei uns gesehen, aber erst seit heute wissen wir so recht, was für eine Kaiserin wir haben.“ (Weil Frau Auguste Viktoria einer Rede des Bürgermeisters freundlich zugehört und einzelne Männer und Frauen „mit huldvoller Ansprache beglückt“ hatte; wie mögen die Leute sich vorher ihr Kaiserin gedacht haben?) Berliner Lokalanzeiger: „Niemals haben so dankerfüllte Augen der Kaiserin entgegengestrahlt, nie beugten sich Greise so ehrfürchtvoll, nie riß so voll feuriger Huldigung die Jugend die Mützen vom Kopf wie heute.“ (Wie also, scheint es danach, hatte die Dynastie bisher für das Land so Ungeheures gethan.) Das wurde im Jahr 1903 gedruckt; fast anderthalb Jahrhunderte nach der Zeit, da Fritz von Preußen, wie Roser berichtet, zu Schlesiern, greiffenbergern Bürgern, die ihm für das zum Wiederauf-

bau ihrer von Elementarkräften zerstörten Häuser gespendete Geld dankten, das königliche Wort sprach: „Sie haben nicht Ursache, sich deshalb bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit. Dafür bin ich da.“ Das Hochwasser spülte die alte Sommerseeschlange an die Küste des Schwarzkünstlerlandes; wieder ward um den Mittelkanal gestritten, wieder von Demokraten verkündet, nur freudiger Rebellen trotz könne mit technischen und politischen Gründen einen Plan abwehren, für den des Königs majestätischer Wille sich eingesetzt habe. Und der Männerstolz der selben Demokraten tadelte hart den Uebermuth der Magyaren, die entschlossen scheinen, dem Machtbereich ihres Königs engere Grenzen zu ziehen, weil sie das Wohl des erwachsenden Volkes höher schätzen als den Glanz der Monarchie. All diese Vorgänge drückten dem Sinnescentrum ihre Spur ein. Der Glaube an die Nothwendigkeit und Unantastbarkeit der Monarchengewalt reicht heute also bis ins Triarierglied angeblich radikaler Parteien. Um diese Ueberzeugung nachzuprüfen, schlug ich die „Neue Staatslehre“ des Professors Anton Menger auf, das tapfere Buch, das alle Staatsmythik ohne Schonung entschleiert und als die seit Jahrzehnten stärkste Leistung des wissenschaftlichen Sozialismus anerkannt werden muß, und las die Sätze: „In Deutschland besteht zweifellos Fürstensouveränität, weil hier im letzten Jahrhundert fast alle Revolutionen mißglückt, fast alle Staatsstreichs von Erfolg begleitet gewesen sind. Erst in den letzten Jahrzehnten hat das ununterbrochene Anwachsen und die straffe Organisation der Sozialdemokratie, dann die fortschreitende Umwandlung der Armeen in Proletarierheere diese Frage wieder einigermaßen ins Schwanken gebracht... Ich glaube nicht, daß die besitzlosen Volksklassen, wenn einmal die politischen Geschicke Deutschlands in ihren Händen ruhen sollten, zur Beseitigung der Monarchie schreiten werden. Die revolutionäre Kraft und Leidenschaft der Deutschen ist gering. Von den drei deutschen Revolutionen seit dem Ausgang des Mittelalters sind die zwei volkstümlichen, nämlich der Bauernkrieg und die Bewegung des Jahres 1848, mißlungen. Die dritte, die Reformation, war zwar von einem beträchtlichen Erfolg begleitet, aber nur, weil sie unter Mitwirkung der nach Kirchengut lüsternen Fürsten unternommen wurde... Wenn die Monarchie, trotz der durchschnittlichen Mittelmäßigkeit ihrer Träger, die vorherrschende Regierungsform der Welt geworden ist, so liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß sie die Machtmittel für die entscheidenden politischen Ziele besser als die Aristokratie und die Demokratie durch Generationen stetig vorzubereiten versteht. Und die Geschichte lehrt, daß gerade die Dynastien zum höchsten Glanz emporgestiegen sind, die ihre politischen, militärischen und wirtschaftlichen Machtmittel

durch Jahrhunderte ohne Rücksicht auf die Kulturbedürfnisse ihrer Völker erweitert haben. Wenn die besitzlosen Volksklassen diese Beispiele nachahmen, können sie ihre sozialen Ziele ohne einen ihre Existenz gefährdenden Umsturz der Gesellschaftsordnung zu erreichen hoffen, weil man, wie der Sieg des Christenthumes im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung deutlich gezeigt hat, der zweifellosen Macht auch ohne Gewaltanwendung huldigt.

Nicht immer ging es der Monarchie in Europa so gut wie heute. Das weiß ich, denkt der Leser und fürchtet die Wiederholung alter Geschichten von Karl Stuart und Ludwig Capet, von Rousseau und dem hausväterlich ersessenen Encyclopädisten, der in wilder Stunde am Darm des letzten Pfaffen den letzten König gehentt sehen wollte. Denn Herr Omnes ist längst bekannt, daß die Lehre vom natürlich gleichem Menschenrecht, die als Ersatz für alttheokratische Vorstellungen ihren funkelneugelneuen Gesellschaftsvertrag anpries, und daß die Gedanken, von deren schwärmender Steppsis die französische Revolution vorbereitet wurde, eine dem Wesen der Monarchie feindselige Massenstimmung schufen. Herr Omnes hat gewiß auch einmal gehört, daß Englands Adel selbst von dem Prinzenenerzieher Hobbes sich nie zum Abschied vor Revolutionen verleiten ließ und daß die Oligarchen des Inselreiches bei der Zeit Eduards des Ersten streng auf der Schwurformel bestanden, wonach der König die Gesetze und Gewohnheiten, die das Volk (folk and people) behalten will, zu wahren hat. Weniger bekannt ist die Thatsache, daß schon in den dunklen Tagen des Gottesstaates, dessen Hauptpflicht die Regelung des Verhältnisses zum Weltenschöpfer schien und der deshalb eine der himmlischen nachgebildete Rangordnung mit ragender Spitze haben mußte, Zweck und Nutzen der Monarchie schroff kritisiert und ihre Macht in feste Schranken gewiesen wurde. Da der Fluch aller Kaiserei, das Erbe von Byzanz, noch fortwirkt und allerlei Bußprediger das Dysangelium von der unerschauten Zuchtlosigkeit unserer Zeit umhertragen, mag die Erinnerung nicht ganz unnützlich sein.

Vor dreihundert Jahren wurde in Paris ein Buch gedruckt, das den Titel trug: De regno et regali potestate adversus Buchananum, Brutum, Boucherium et reliquos monarchomachos. Der Verfasser war kein Franzose; William Barclay hieß er und war ein schottischer Rechtslehrer. Kurz vor seinem Buch war in Madrid der Traktat De rege ac regis institutione erschienen, der für die Volksrechte eintrat und als letztes Mittel bedrückten Massen empfahl, den Tyrannen zu töten; Juan Mariana, der abtrünnige Jesuit, hatte seine Abhandlung dem Infanten von Spanien gewidmet, der als Philipp der Zweite 1598 den Thron bestieg, und Herr Dr.

Treumann, der über die Monarchomachenzeit eine gewissenhafte Seminararbeit geliefert hat, spottet mit Recht darüber, daß Marianas Tyrannenspiegel eum privilegio regis erschien. Von den drei Männern, die Barclay im Titel seines Buches nennt, interessieren uns Voucher und der als Brutus verummante Huguenotte Vanguet weniger als George Buchanan; auch ein Schotte, auch ein Prinzenzieher. Prinz Jakob und dessen Mutter, Maria Stuart, waren seine Schüler; und Montaigne, den er in die Geheimnisse der Grammatik eingeführt hatte, erwähnt den Lehrer dankbar in den Essais als einen der besten lateinischen Poeten der Zeit. Dennoch sind Buchanans akademische Trauerspiele, seine Uebersetzungen biblischer Psalmen und euripidischer Tragödien verschollen, — der Mann aber bleibt, die Persönlichkeit merkwürth. Ein Hauslehrer und Dozent der Philologie, der Geheimstegelsbewahrer und Elisabeths Günstling wurde und schließlich im Elend starb; der Marien Stuart als Hofmeister und Lecturer diente, ihre Heirath mit Franz von Frankreich in einem Hochzeitgedicht verherrlichte und nach ihrem Sturz die hohe Schülerin in einem argen Pamphlet schmähte; ein Freidenker und Demokrat, der in zwei Ländern die Gefängnisse kennen lernte, von der Königin Elisabeth einen Gnadenlohn erhielt und wieder aus der warmen Hofgunst weichen mußte, weil er in der allen Höflingen Aergerniß gebenden Schrift *De jure regni apud Scotos* Dialogus mit rauhem Trugwort zur Einzäunung der Monarchengewalt gerathen und, unter anderen schlimmen Neuerungen, das Referendum vorgeschlagen hatte. Gegen solche Vorschläge und gegen den — freilich nicht ganz so ungestümen — Schwarmgeist der übrigen Bekämpfer der Monarchie wandte sich Barclay in seiner Verteidigung des Absolutismus; doch seine Professorstimme verhallte ins Weh und der Sieg schien der Seltenweisheit der Puritaner und Huguenotten gesichert. Unwirksam blieb selbst die Mahnung eines viel Mächtigeren. In dem Jahr, wo Buchanan zuerst den Lehren der Reformatoren lauschte, warnte Martin Luther seine Gemeinde vor Aufruhr und Empörung und schrieb: „Derhalben ist die Obrigkeit und das Schwert eingesetzt, zu strafen die Bösen und zu schützen die Frommen, daß Aufruhr verhütet werde. Wenn aber Herr Dnnes aufsteht, der vermag solch Unterscheiden der Bösen und Frommen weder zu treffen noch zu halten, schlägt in den Haufen, wie es trifft, und es kann nicht ohne großes, gräuliches Unrecht zugehen.“ Umsonst: das Volk stand auf, der Sturm brach los; und Luther schien nicht zu ahnen, daß er selbst den Schlauch des Aeolus entschnürt habe. Und er hatte doch das schwarzweiße Kleid des Augustiners getragen und wußte auch als Kezer noch in den Schriften des Ordenspatrones Bescheid. Fiel ihm

nicht die Zwiesprache zwischen Alexander dem Großen und dem Secundus die in der Civitas Dei erzählt wird? Auf die Frage, wer ihm das Recht gab die Meere unsicher zu machen, antwortete der Pirat dem König der Sardinien: Der Dir das Recht gab, den Erdkreis in Schrecken zu setzen; ich habe nur ein kleines Schiff und gelte deshalb als ein Räuber, während Du, Du Dir eine ganze Flotte gehorcht, den Ehrennamen des siegreichen Eroberers trägst. Diese Antwort nennt Sankt Augustinus richtig und fein. So bis zu so ehrwürdigen Häuptern reichen die Versuche einer Kritik monarchischer Macht zurück. Thomas von Aquino tabelte die Tyrannis nicht mehr als der berühmte Justizrath Cicero in Rom; und Marcellus von Padua dachte über Recht und Pflicht der Gesetzgebung und Exekutive kaum anders als die Gefährlich aber wurden diese Gedanken erst, als mit den Nebeln der Scholastik langsam auch die Wahnvorstellung von einer einzigen, durch den Engel des Weltbischofs geweihten Weltmonarchie wich. Der Heilige Thomas machte die Tyrannei verdammen: die Herrschaft eines Einzigen schien, wie für die Weltall, so für das irdische Gottesreich auch ihm immer noch nöthig; er war im Sinn der Evangelien ein königlicher. Seit aber der Staat als Produkt unheiliger menschlichen Willens erkannt, seit gar der Kirche das sichtbare Centrum genommen wurde, schwand auch der monarchocentrische Glaube aus den Hirnen. Der Papst, Christi geweihter Statthalter auf Erden, wurde geschmäht und war nicht mehr der pastor bonus der ganzen Christenherde. Woher nahmen die Könige nun ihren Rechtsanspruch? Woher ihr Vermögen, im Schrein ihres Herzens alle Weisheit und alle Gewalt zu bergen? Diese Gewalt fand ihre Grenze mindestens doch vor der Pforte der spiritualia; den himmelan strebenden Glauben durfte kein König lenken, keiner das freie Gewissen des Christenmenschen gebieten. Erst nach der Reformation wurde der Begriff des Fürstenabsolutismus im Massengefühl streitig. Die kühne Denker selbst nur mit scheuem Finger betastet hatten, lag nun schlarlos vor Aller Augen. Die Monarchomachen konnten dreiste, respektlose Reden wagen, weil der Mehrheitwille ihnen sicheren Rückhalt bot. Und es war kein Zufall, daß Jakob der Sechste von Schottland, der Erste von England der Schüler des Puritaners Buchanan, in seinen Opera den Glauben an Gespensterspuk mit dem selben Eifer wie den Fürstenabsolutismus verfolgte. Kein Zufall, daß Buchanan selbst dem Vorbild nachstrebte, das Knox, der schottische Calvin, ihm bot. Die Reformatoren hatten die Wurzel des Glaubens ausgegraben, aus der Ruhe geschmeuchten Seelen den Zweifel entbunden noch so laut mochten sie nun rufen, alle Obrigkeit stamme von Gott: sie prä-

digten tauben Ohren. Die Widertäufer, die wüthenden Bauern, Rebellen und Anarchisten aller Art versagten ihnen den Gehorsam und mit den publizistischen Führern der Monarchomachie fragte bald auch die Menge, die vom Thomismus doch nichts wußte, mit welchem Recht man ihr, die frei ja den Gott wählen dürfe, wehren wolle, frei den König, das Staatsrecht und Handwerk zu wählen. Das souveraine Volk, das in Sparta Könige durch Ephorenspruch verurtheilen, im Frankenreich Chilperich absetzen ließ, war wiedergeboren und heischte in trotzigem Drang sein Recht als Ausdruck der Macht.

Auch die Gegner mußten ihm früh Konzessionen machen. Die Jesuiten, die unter Umständen gegen keiserliche Fürsten das Volk brauchen konnten, gaben zu: König und Volk bindet ein Vertrag; bricht ihn der König, so darf das Volk Widerstand leisten; reißt ein Ungeweihter die Tyrannis an sich, so kann er nicht klagen, wenn das Volk ihn richtet und tötet. Bodin, der Anreger Barclays, will einen Herrscher, der Gesetze giebt sans le consentement de plus grand ni de pareil ni de moindre que soi; doch auch für diesen Absolutisten ist der Usurpator, der ohne Recht nach der Macht greift, vogelfrei, — und das Recht spricht nur aus dem Munde des in Freiheit Gewählten. Die Monarchomachen gingen weiter. Der König, sagen sie, ist für das Volk, nicht das Volk für den König da. Deshalb hat populus streng darauf zu achten, daß der princeps das im Vertrag Bedungene hält, und es darf ihn, auch den frei gewählten, nicht durch Gewaltthat auf den Thron gelangen, absetzen und töten, wenn er gegen das Volkswohl handelt. Er ist Beamter, ist der erste Diener des Staates, muß sich in enge Rechtsnormen pferchen lassen und wird strafbar, sobald er lungernd die Pflicht versäumt oder gar wissentlich wider sie sündigt. Das war das Ende des Absolutismus. Barclays Bannstrahl leuchtete nicht weit; und mit Fug konnte Treumann am Schluß seiner Darstellung sagen, auch von den Träumen der mittelalterlichen Schützer der Fürstengewalt gelte das Wort, das Bryce über Dantes universalmonarchischen Wahn sprach: Grabschrift, nicht Prophezeiung.

Grotius und Rousseau kamen, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag, der beiden Kontrahenten gleiche Rechte giebt, schlen für alle Zeiten gesichert, auf einem Schinderkarren wurde ein legitimer König zum Nichtplatz geschleppt, — und nun, dreihundertundzehn Jahre nach Bouchers Schrift über die Absetzung Heinrichs des Dritten von Frankreich, scheint die Monarchie stärker als je und wir lesen in Mengers Buch: „Der Staat ist ein Zubegriff von Menschen, die auf dem selben Landesgebiet unter der Herrschaft eines Macht-habers zusammenleben. Der Willfür der staatlichen Macht-haber ist es anheim-

gestellt, welche Ziele sie der Thätigkeit des Staates vorschreiben wollen. . . Da das Ansehen des von den Fürsten geleiteten Staates ihr eigenes ist und ihre Geltung in den ihnengleichstehenden Lebenskreisen bestimmt, so ist ihr Streben vorherrschend auf die Macht und den Glanz des Staates gerichtet. Wer heute in Deutschland herumhorcht und überall Hoffnung und Furcht auf einen herrschenden Willen gerichtet findet, kann sich in die fernen Tage Ludwigs des Heiligen zurückversetzt glauben, in eine Vorstellungswelt, wo der Finger des Königs durch bloßes Berühren dem Brusthaften Heilung brachte. Freilich: auch unter den alten Monarchomachen war kein Deutscher. Aber sind sie in Europa heute nicht völlig ausgestorben? Wird die Ermordung Alexanders Obrenowitsch nicht härter verurtheilt als hundert Jahre vorher der Petersburger Palastputsch? Wacht irgendwo auch nur noch der Wunsch, die Auslese der Tauglichsten künftig wirksamer zu sichern, ein erwachsenes Volk mündig gesprochen, in einem freieren Staatsverbande die Masse zu thätiger Mitarbeit an der Gestaltung ihres Schicksals, zum Bewußtsein der Macht und zum Gefühl der vom Machtbesitz untrennbaren Verantwortlichkeit erzogen zu sehen? . . Die Monarchie hat es gut: zwei privilegierte Klassen, der verarmende Landadel und die junge Gentry vom Webstuhl und Schlot, werden in ängstlichem Wettstreit um ihre Gunst; und beide Klassen betheuern den König um so inbrünstiger ihre unerschütterliche Treue, je lauter draußen die Sportspiele der Demokratie durch die Gassen toben. Dieses Band ist fest; denn ein allen im gefährdeten Besitzrecht Wohnenden gemeinsames Lebensinteresse hat es geknüpft. Was im Grunde aber nicht immer so und täuscht den zurückschweifenden Blick nicht nur der Fernenduft, der die Gefilde hoher Alpen umschleiert? Auch die Monarchomachen führten nur die Sache der Privilegierten und der schottische Puritaner, der die Massen zu unmittelbarer Mitwirkung an den Staatsgeschäften rief, predigte in einer Wüste. Was sie schrieben, ist vergessen; wahr aber blieb, trotz Mengers Prophezeiung, nicht Grabchrift, das Wort Bodins, ihres ersten Gegners: nur das Mißverhältniß zwischen Reichen und Armen bedrohe die Könige mit Lebensgefahr.



Münchener Kunst.

Ech ging gestern auf der Straße hinter zwei Mädeln. Ich hielt sie für kleine Ladenfräulein; aber ich mußte mich getäuscht haben. „Was machens nun, Fräulein Mali, wenns zu Haus kommen?“ fragte die Eine. „I woas no net“, lautete die Antwort; „entweder i moal oder i näh.“ Sie malt oder sie näht. Ihr gilt Alles gleich. Und da wollen die bösen berliner Zungen behaupten, mit München als Kunstmetropole sei es aus.

Wir wissen hier in München sehr gut, wo uns der Schuh drückt. Heine im Simplicissimus hat den künstlerischen Ausdruck dafür gefunden. Das Münchener Kindl, mit einem Maßkrug in der einen Hand und einem Kübel-Lorber im anderen Arm, sträubt sich gar nicht gegen den berliner Bären mit der Pickelhaube, der ihm den Lorber abnehmen will; es kann ja dann auch mit der anderen Hand einen Maßkrug tragen. Das ist ihm viel lieber. Gewiß: die Geistessträgheit des „gemeinen Mannes“ — und man darf den Begriff recht weit nehmen — ist hier ziemlich groß.

Aber wenn Leute, die doch einmal kein wahres inneres Verhältniß zur Kunst haben können, sich nun auch gar nicht um „so was“ kümmern, so verliert die Kunst dabei eigentlich nichts; wenn aber, im Gegentheil, diese Leute, ihrem Unverständniß zum Trotz, sich für die Kunst interessieren und in Kunstangelegenheiten mitreden und dreinreden dürfen, dann muß solches Gerede der Kunst übelbekommen, nicht nur, wo die Dreinredner gekrönte Häupter sind, sondern auch, wenn es ein naseweises, gebildetes Publikum ist. Es giebt eine Art Bildung, wenn man das Ding so heißen darf, die der Kunst hinderlicher ist als Unbildung. Das gilt bis nach oben. „Kunst und Wissenschaft“, sagen wir in Deutschland. Als ob die Beiden Geschwister wären und nothwendig zusammen gehörten. Es sind aber mindestens zwei einander sehr feindliche Schwestern; und schon mehr als einmal hat die Wissenschaft der Kunst die Augen ausgekratzt. Man darf trotz Alledem aber kocklich behaupten, daß die Kunst in München aus volksthümlicherem Boden gewachsen ist als irgendwo in Deutschland. Es giebt hier viel Importirtes, durch Königswillen künstlich Aufgepfropftes. Das sollte aber nicht hindern, tiefer liegende Wurzeln zu beachten und in ihrer Bedeutung zu erkennen. Man darf dann freilich München nicht von seinem Hinterland abgesondert denken, wozu außer dem politisch bayerischen auch das tiroler Gebirgsland gehört. Hier hat auf breiter Basis die kirchliche und weltliche Rokokokunst (eigentlich ein Pleonasmus) bis weit in unsere Zeit hinein geblüht und ganze Malergenerationen beschäftigt, deren Hauptvertreter gerade zu den Wittelsbachern vielfache Beziehungen hatten. Hier war die Tradition eine Macht und ein befruchtendes Element, das noch heute in zahlreichen Hausmalereien zu spüren ist. Die

Kunstgeschichte hat sich bis jetzt damit wenig beschäftigt. Sie wird das Besäumte einst nachholen und dann werden Viele staunen. In München sind Männer vom Handwerk, Maler und Bildhauer, besseren Bescheid als in Gelehrten. Ich kenne Einige, die nicht nur die gemalten Werke dieser Meister fleißig studirt, sondern auch deren Manuskripten und Rezepten mit Erfolg nachgeforscht haben. Sie fühlen sich zur Familie gehörig und setzen ihren Stolz darein. Einer von ihnen malt eben die Fresken an der Außenseite der alten Residenz.

Und da wäre denn gleich über die Straßenkunst Einiges zu sagen, besonders über Architektur und deren äußeren Schmuck.

Ein Kapitel für sich sind die Kirchenbauten. Man darf da nicht zu viel verlangen, zum Beispiel: keinen eigenen, modernen Stil. Ein solcher glaube ich, wäre, wenn man Geschichte, Zweck und Idee solcher Bauaufgaben bedenkt, nicht einmal zu wünschen; jeder Versuch dazu, meine ich, müßte scheitern. Zwar: in Rom staunte ich über nichts so sehr wie über die neuen Kirchen. Viele sind es nicht. Rom hat Vorrath genug. Eigentliche Monumentalbauten sind auch nicht darunter. Aber es sind auch durchaus nicht Kopien alter, berühmter oder unberühmter Mauer. Darüber wird nicht zu staunen. Nein: sie sind, wie sie eben sind. Aber ganz frei konzipirt: man muß wirklich staunen. Das gilt von den neuen münchener Kirchen nicht. Die besten Architekten haben hier nur den Ehrgeiz, dem Stil, um den es sich gerade handelt, gerecht zu werden. Nach der gelehrten Ethikgerechtigkeit wird das architektonische Verdienst in erster Linie bemessen.

Welchen Stil man wählt? Das ist nicht einmal mehr Modefrage, insofern man unter Mode die zwar kurzlebige, aber ausschließliche Herrschaft einer Geschmacksrichtung versteht. Nicht einmal eine ephemere Herrschaft wird heute noch anerkannt. Man ist nicht mehr ausschließlich, auch nicht für die kürzeste Zeitspanne. Man hat für alle Stile die selbe Gerechtigkeit, die selbe Liebe. Bis in unsere jüngsten Tage hinein hat man vorzüglich das Gotische und Romanische kopirt. Diese bei den Bauweisen galten, vielleicht nicht mit Unrecht, für die vor allen anderen religiösen Stile. Die begeistertsten Anhänger der Jesuiten haben kaum an diesem Dogma gezweifelt. Aber ein Kunstgeschmack, der kein notwendiges Produkt einer bestimmten Kultur ist, kann nur eklektisch sein. So hat man jetzt hier, in Sankt Josef, eine Jesuitenkirche gebaut, wo auch das Kuppelchen auf dem J nicht fehlt, und gleich daneben erhebt sich, eben so funkelnelne, sogar eine florentinische Brunelleschi-Kirche mit Della-Robbia Altären. Sie paßt nach München wie die Faust aufs Auge. Und gewiß hätte noch vor wenigen Jahren Niemand solche Kühnheit für möglich gehalten. Noch dazu in Münchens Natur und Klima.

Aber dem Eklektizismus, dem in gewissem Sinn Alles heilig ist, ist in tieferem Sinn zuletzt nichts mehr heilig.

Es ist aber auch gar nicht zu sagen, wie auf diesem speziellen Gebiet des Kirchenbaues Wandel geschaffen werden könnte. Einen Ausweg könnte der Protestantismus bahnen. An ihm wäre es, hier einzugreifen und sich einen Ruhmestitel zu erwerben, der viele seiner Kunstfünden vergessen ließe. Er hat leider bis jetzt seine Aufgabe nicht begriffen. Und sie liegt ihm doch so nah. Es ist fast unglaublich, daß eine so mächtige Bewegung, die den alten Gottesdienst gestürzt, der Religion einen von Grund aus neuen Stil gegeben hat, auf die ganze Kirchenarchitektur eigentlich keinen Einfluß üben, geschweige denn zu einem Stil darin gelangen konnte. Als der Katholizismus noch einen lebendigen Stil besaß, zur Zeit des Rokoko, baute der Protestantismus war unkünstlerisch bis zur trostlosesten Dichtigkeit, aber er baute protestantisch. Heute baut er katholischer als die Katholiken. Die Lukaskirche an der Isar vimmelt von anachronistischen Uebertreibungen, von denen die besseren katholischen Kirchen sich fernzuhalten wissen. Doch was darf man von münchener Protestanten fordern, wenn die Hauptstadt des Protestantismus, wenn Berlin mit seinem Dom ein solches Beispiel giebt? Da war eine Aufgabe von Weltbedeutung gestellt. Da war ein neuer Stil religiöser Architektur zu schaffen; eigentlich eine Forderung des protestantischen Gewissens. Man hat den byzantinischen Stil vorgezogen. Der Katholizismus mit seinem durch und durch konservativen Wesen braucht keinen neuen Stil. Er kann, wenn er alte Stile erneut, sagen, daß er vom Eigenen zehrt. Das kann der Protestantismus nicht, wenn er ehrlich sein will. Er unter allen Umständen mußte den Muth zu einem neuen Stil haben. Sein ganzes inneres Wesen mußte ihn dahin drängen.

Ueber die münchener Profanarchitektur könnte ich nur oft Gesagtes wiederholen. Münchens Verdienste auf diesem Gebiet sind bekannt und anerkannt. Das Rühmlichste daran ist die künstlerische Solitartät, wenn man so sagen kann. Hier wird zwar sehr individuell gebaut, aber das Individuelle verleugnet nicht den allgemeinen Stilcharakter, der sich immer deutlicher herausbildet. Auf diesem Wege allein ist Erfreuliches zu erwarten; denn wenn irgendwo, so ist in der Architektur Anarchie zugleich auch Verfall. Gerade im Reich dieser Kunst darf das Individuelle nicht das Typische überwuchern, die Laune nicht allzu weiten Spielraum haben. Das hat man hier rechtzeitig erkannt. Die Schöpfungen Ludwigs des Ersten haben, trotzdem sie nur Kopien waren, erzieherisch gewirkt. Vielleicht ist München die einzige Stadt, wo man bei Allem, was neu gebaut wird, das Gefühl hat, daß sich hier ein eigener lokaler Stil durchringt. Das ist kein kleiner Ruhm. Und so mag hier der gemeine Mann noch so sehr Bierphilister sein: das Besammtantitz der Stadt beweist Jedem, der nicht blöb ist, daß in diesem

Körper ein starker künstlerischer Geist wohnt und das Ganze beherrscht, wenn er auch, wie es in einem Organismus nur natürlich ist, nicht in alle Theile dringt, besonders in die nicht, die, ihrer niedrigen Funktion gemäß, ihn gar nicht nöthig haben. Von Berlin kann man das Selbe nicht sagen. Aus der Physiognomie der Reichshauptstadt spricht wohl auch ein Geist, sogar ein sehr starker, nur eben nicht ein künstlerischer.

In München geht man manchmal auch wieder zu weit. Die Neuschöpfungen sind fast immer erfreulich; über das Niederreißen und das Restauriren von Altem aber muß man oft den Kopf schütteln. München war in seinen alten Theilen länger als irgend eine der Hauptstädte Deutschlands unberührt geblieben. Das erste Jahrzehnt nach dem siebenziger Krieg, wo die meisten großen Städte Deutschlands, besonders im Süden und Westen, bis von Kopf zu Fuß umkleideten, war an München fast spurlos vorübergegangen. Wenn man vor zwanzig Jahren durch die zwei Hauptstraßen nach dem Marienplatz ging, durch die Neuhauser- und Kaufingerstraße, konnte man sich zu gewissen Stunden des Tages und besonders des späten Abends in die ödste Straße der ödsten Provinzstadt versetzt glauben. Keine Spiegelhäuser kaum ein Laden, fast nur primitivste Bauernwirthschaften. Das weltberühmte alte Hofbräuhaus war typisch für die ganze Stadt. Dieser Charakter der Stadt war nicht ohne eigenthümlichen Reiz. München hatte ungeheuer viel vom Dorf und war doch, nicht nur als Königsresidenz, sondern auch als Sitz höchster geistiger und vor Allem künstlerischer Thätigkeit, eine Großstadt von europäischer Bedeutung. Nur das päpstliche Rom war, auf andere Weise etwas Aehnliches; gewiß ein schmeichelhafter Vergleich. Aber seit zehn Jahren hat sich gründlich geändert. Ueberbleibsel giebt es zwar noch. Beispiel: die Wirthschaft „Zum schwäbischen Donis!“ auf dem Marienplatz. Einem Berliner, der „so was“ sieht, steht der Verstand still. Das ist in München möglich! . . . Es ist jetzt nur noch ganz vereinzelt möglich. München ist im Zug, eine moderne, sogar eine elegante Stadt zu werden. Es hat auf diesem Weg schon Riesenschritte gemacht; eher zu hastig als zu langsam. Früher ließ man, Jahrhunderte lang, Alles beim Alten; heute fehlt es oft an Platz auch für Das, was sie in hohem Grade verdiente.

Wenn man die Menschen über Fehler, die Andere in früheren Zeiten begangen haben, sittlich entrüstet sieht, sollte man meinen, sie würden gewiß nicht in die selben Fehler verfallen. Und doch geschieht's oft. Tausendmal schon wurde mit Empörung darauf hingewiesen, daß gewisse „Restaurationen“, die einst mit dem besten Gewissen von der Welt ausgeführt wurden, Vandalewerk waren. Und immer wieder ist man, trotz solcher Erfahrung, allzu schnell mit dem Restauriren bei der Hand. Auch was in jüngster Zeit in der Alten Pinakothek an Dürers Baumgarten-Altar gethan wurde, muß mindestens stark

Bedenken erregen. Wer dieses bedeutende Werk Dürers in liebender Erinnerung trug und nun ahnungslos davor trat, mußte erschrecken, die Seitenflügel in einem Zustand zu sehen, in einer Restaurirtheit und Gesäubertheit, daß er sie auf den ersten Blick nicht wieder erkannte. Laienhafte Sentimentalität, sagen die Gelehrten. Unser Gefühl muß zurücktreten, wo die exakte Forschung spricht. Und die exakte Forschung hat herausgebracht, daß die beiden Flügel von Dürer nicht so gemalt worden sind, wie sie waren, sondern so, wie sie jetzt sind, nach der Restauration. Dieses Pochen auf exakte Forschung! Als ob nicht in abertausend Fällen schon die exakte Forschung das Gegentheil von Dem bewiesen hätte, was die eben so exakte Forschung zehn oder noch weniger Jahre vorher bewiesen hatte! Aber dem Gelehrtenproletum kleiner und kleinster Geister ist nicht beizukommen.

Ich habe die Daten der „exakten Forschung“ sorgfältig nachgeprüft. Sie haben mich nicht überzeugt. Ich fand sie durchaus unzulänglich. Für die eingehende Begründung dieses Urtheils ist hier nicht der Raum; einstweilen genügt mir, daß mit meiner Auffassung Autoritäten übereinstimmen, die zwar nie in Archiven gestöbert haben, aber sich einbilden, eine Malerei Dürers und eine Malerei aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts (was die unrestaurirten Flügel zum Theil gewesen sein sollen) unterscheiden zu können. Ich kann freilich irren; auch die Künstler, die ich meine, können. Und die Restauratoren werden wohl auch Autoritäten auf ihrer Seite haben. Aber wenn ich diese Flügel so zugerichtet hätte, mir wäre bang, — nicht vor dem Gericht des Jüngsten Tages, doch vor dem einer vielleicht nicht Allzu fernem Zeit.

Hier kümmert man sich in diesem Sommer kaum um Dürer. Auch nicht sonderlich um den Glaspalast. Am Meisten wurde noch von der Monet-Ausstellung gesprochen. Mit dieser Ausstellung und der Aufregung, die sie hervorrief, zuerst in Berlin und dann hier in München, ist es wirklich ein seltsames Ding. Wer in den letzten Jahren den pariser „Salon“ aufmerksam verfolgte, merkte klar die immer deutlichere und bewußtere Ablehr der französischen Malerei vom Impressionismus. Nicht der geringste Zweifel konnte darüber aufkommen. Klar war freilich auch: verloren waren die Bestrebungen des Impressionismus nicht. Das künstlerische Sehen vor der Natur hatte sich verfeinert, die Technik hatte viel gewonnen; Luft und Licht wurden feiner behandelt. Aber als Aufgabe und letztes Ziel, überhaupt als Ziel, war der Impressionismus nicht mehr sichtbar. Kaum noch als Weg. Die Franzosen waren am Weitersten auf diesem Wege gegangen; sie haben ihn auch zuerst wieder verlassen. Ohne Hildebrands Büchlein vom Problem der Form gelesen zu haben, sind die Franzosen sehr schnell von dem Irrthum zurückgekommen, der der Kunst die Aufgabe vorschrieb, unmittelbare Sinnesindrücke

zu ihrem Objekt zu machen und sich mit optischen Empfindungen zu gütigen, statt — die deutsche Sprache kommt hier der Aesthetik fein entgegen — die fertigen Vorstellungen so fertig, so anregend wie möglich darzustellen. Pissis de Chavannes wurde in seiner hohen Bedeutung erkannt und damit hört — nicht die Schätzung, aber — die Ueberschätzung des Impressionismus auf. Man war „des trockenen Tones“, des ewigen technischen Experimentirens, das sich selbst immer wieder nur technische Aufgaben stellte, gründlich satt. Das ist nun bald ein Jahrzehnt her. Man darf sich also einigermaßen wundern, daß noch heute deutsche Berichterstatter und selbst deutsche Künstler vor einer noch dazu ziemlich armen Monet-Ausstellung — das Luxemburg-Museum enthält längst eine ganz andere Sammlung — in Ekstase gerathen, wie vor einer neu entdeckten Welt. Französische Zeitungen haben denn auch über den verspäteten Enthusiasmus der Berliner gespottet. Auch die münchener Kunstschreiber haben ihren Muther fleißig gelesen; bei vielen sprach Muther aus jeder Zeile. Aber als Muther sein Buch schrieb, war der Impressionismus das Lösungswort einer kämpfend vorstürmenden Partei, einer Alles versprechenden Jugend, die gegen geistlose Schablone kämpfte. Und Muther selbst stand in den Reihen, that mit, kämpfte mit. Gerade dem Impressionismus gegenüber war er kaum Historiker, sondern, wie es im Kampf nothwendig ist, durchaus Partei. Heute ist, was damals zum Licht strebte, schon historisch geworden; und wir können es, wenn wir nicht anempfinden und abschreiben, nicht mehr mit den alten Augen sehen.

Aus dem Glaspalast und den Sälen der Sezession nahm ich Eindrücke mit, die von denen der meisten Berichterstatter ziemlich weit abweichen; Anderen aber, die nicht das Bedürfnis haben, zu schreiben, doch das Bedürfnis, zu sehen und zu genießen, ist ungefähr so wie mir gegangen. Die Technik schreitet vor, die Handwerksmeisterchaft wächst, der Sinn für Ton und Farbe verfeinert sich von Jahr zu Jahr. Die Künstler, besonders natürlich die Jungen, zeigen, rein als Maler, eine Bildung des malerischen Gefühles, die den Betrachter mit Genugthuung erfüllen muß. Sie dürfen auch mit einem gebildeteren Publikum rechnen als vor fünfzehn und zwanzig Jahren. Wie die Augen der Maler, so sind auch die Augen des Publikums heute feiner. Die Zahl Derer, die in einem Bild nach bloß malerischen Qualitäten suchen, ist schon sehr groß. Früher wars nicht so. Das Publikum ist erzogen: kein geringer Ruhm dieser Malerei. Die mit groben Effekten Erfolg suchen, finden ihn nicht mehr. Man darf jetzt leise sein; und gerade den Schreibern verschließen die Kunstwanderer das Ohr.

München.

Dr. Benno Rittenauer.



Anti-Haedel.

Auf den im ersten Augustheft der „Zukunft“ veröffentlichten Artikel „Anti-Haedel“ des Herrn Dr. Hermann Friedmann entgegne ich:

1. „Alles, aber auch Alles ist unwahr am Anti-Haedel, seine Fragestellungen, seine Methode, seine Urtheile, seine Wissenschaft; es ist eine so differenzierte Unwahrheit darin, daß sich eine programmatische Uebersicht über sie gestattet, daß sie in jedem Punkt in flagranti ertappt sein will“, sagt Herr Dr. Friedmann und erörtert dann von all den Punkten, die ich Haedel gegenüber behandelt habe, nur sieben: sechs Einzelfragen und eine prinzipielle. Daß unter den von Herrn Dr. Friedmann nicht behandelten Behauptungen meines Anti-Haedel jedenfalls einige nicht „unwahr“ waren, hat Professor Haedel in der Volksausgabe selbst stillschweigend anerkannt: er hat es gelten lassen, daß das berühmte Konzil von Nicaea im Jahre 325 tagte, nicht 327 (wie er von „Saladin“ übernommen hatte); er zählt jetzt richtig dreizehn, nicht mehr vierzehn Paulusbriefe im Neuen Testament; er hat jetzt gelernt, daß wir zwei Korintherbriefe, nicht nur einen im Neuen Testament haben; er hat der eigenen Versicherung des Paulus (Röm. 11, 1; Phil. 3, 5), daß er ein Israelit aus Abrahams Samen, ein Hebräer von Hebräern sei, jetzt wenigstens etwas Rechnung getragen, denn er hat in dem Satz: „Auch von den beiden Eltern des Paulus war (neueren historischen Forschungen zufolge) der Vater griechischer, die Mutter jüdischer Rasse“, das „war“ in ein „soll . . . sein“ geändert.

2. Unter den Einzelfragen, die Herr Dr. Friedmann behandelt, ist die erste die nach der Bedeutung des Konzils von Nicaea für die Kanongeschichte. Selbst wenn Herr Dr. Friedmann erwiesen hätte, daß man „geneigt sein“ dürfe oder müsse, „das Nicaeum als eine der wichtigsten Etappen in der sonst dunklen Geschichte des Kanon zu erklären“, so wäre damit nie entschuldigt, daß Haedel über die Fixirung der Vierzahl der Evangelien in Nicaea auf Grund einer, wie Adolf Harnack sagt, „absurden“ Fabel Aufstellungen gemacht hat, die auch nach Harnacks Meinung „einfach lächerlich“ sind. Haedel selbst hat auch hier zum Theil eingesehen, daß er von „Saladins“ gelehrter Notiz: „Pappus erzählt uns in seinem Synobikon, daß die endliche Feststellung des Kanon in ganz anderer Weise geschah u. s. w.“ zu einem gar komischen Irrthum sich hat verführen lassen: er läßt in der Volksausgabe den Hinweis auf „das Synobikon des Pappus“ ganz weg und erzählt die schöne Geschichte vom „Bücherhüpfen“ allein unter Berufung auf Saladin. Der zu einem altchristlichen Schriftsteller avancirte Pappus, der Herausgeber des die „absurde Fabel“ enthaltenden „Synobikon“, ist meiner Beweisführung also erlegen. Daß die Geschichte, die er verbürgen sollte, von Haedel nicht auch aufgegeben ist, habe ich hier nicht zu kritisiren. Aber wer Haedel vertheidigen wollte, hatte dieser Geschichte sich anzunehmen. Selbst wenn das Konzil von Nicaea „die Frage der Kanonizität der Evangelien berührt hätte“ — Herr Dr. Friedmann selbst meint, daß das Berühren zu einem Resultat geführt hätte, das die Berichterstatter „als selbstverständlich“ übergehen konnten —, selbst dann bliebe mein Angriff auf Haedel an diesem Punkt völlig in seinem Recht. Doch hat Herr Dr. Friedmann nicht einmal die bescheidene Behauptung erwiesen, die er, wie er selbst einräumt, dem „Konsensus der wissenschaftlich-theologischen Ar-

beit“ entgegenstellt. Es ist kühn, daß Einer gegen so Viele aufzutreten wagt. Doch dazu hat Jeder das Recht, wenn er das Wissen hat. Aber ist Der genügend dazu legitimirt, der, nach seiner eigenen Bemerkung: „Ueber das Nicenum unterrichtet uns der Kirchenhistoriker Bernoulli“, sein Wissen einer Habilitation-Vorlesung (Freiburg i. B. 1896, 86 Seiten) eines Mannes entnimmt, der selbst Theologe ist? Ist mein Kollege Bernoulli glaubwürdig, so bitte ich Herrn Dr. Friedmann, daß er sich bei ihm einmal danach erkundige, wie viel gerade ich in den letzten acht Jahren über die Geschichte des vierten Jahrhunderts gearbeitet habe. Mein Recht, hier ein Wort mitzusprechen, wird mir kein Kirchenhistoriker, auch kein Professor der Profangeschichte, der meine Arbeiten kennt, bestreiten. Wo aber hat mein Kritiker sich ausgewiesen? Er könnte trotzdem einmal ins Schwarze getroffen haben. Aber er hat es nicht gethan. Er argumentirt a) mit dem Charakter des Bekenntnißstreites des vierten Jahrhunderts, b) mit dem Wahrscheinlichkeitschluß, wer den Gegenstand des Bekenntnißstreites betrachte, werde es schier undenkbar finden, daß das Konzil die Frage der Kanonizität der Evangelien nicht berührt habe, c) mit dem Begriff des Kanon. Was zur Charakterisirung des Bekenntnißstreites des vierten Jahrhunderts gesagt wird, ist nichts Neues. Es ist auch nur eine Vorhalle zu dem Beweise. Der Wahrscheinlichkeitsbeweis selbst leidet erstens unter der Anfechtbarkeit der Voraussetzung, daß „für die Formulirung des Symbols die Evangelien doch die theologischen Unterlagen bilden mußten“. Denn diese Voraussetzung wird dem damaligen Zustande der Theologie nicht gerecht. Die Evangelien haben bei jenen Streitigkeiten eine viel geringere Rolle gespielt, als der Vaie denkt, eine geringere, zum Beispiel, als Proverb 8, 22. Ferner setzt dieser Beweis voraus, was zu beweisen war. Denn stand die Kanonizität der vier Evangelien schon fest, so ist das „schier Undenkbare“, daß man nicht über sie verhandelte, sehr begreiflich. Die Beweislast bleibt also Dem vorbehalten, was Herr Dr. Friedmann über den Begriff des Kanon sagt. Allein diese Ausführungen können gar nichts tragen. Es ist richtig: der Terminus Kanon ist jung. Doch da Herr Dr. Friedmann, wie eine gelegentliche Notiz zeigt, den Begriff der „sanctissimae“ scripturae kennt, wird ihm das muratorische Fragment keine unbekannt Größe sein; und allein schon dieses beweist, daß der Begriff, den der Terminus „Kanon“ ausdrückt, viel älter ist als der Terminus selbst. Schon der — achte — zweite Petrusbrief (3, 16) kennt den Begriff eines neutestamentlichen Kanon. Der Begriff des Kanon und die Zugehörigkeit der vier Evangelien und der Paulinen zu diesem Ganzen der normativen Schriften des Neuen Testaments stand längst fest, ehe in Bezug auf die sogenannten „katholischen“ Briefe, den Hebräerbrief und die Apokalypse die „Schwankungen“ darüber aufhörten, ob auch sie zum Kanon gehörten oder nicht. Das Alter des Terminus „Kanon“ ist für die Frage nach dem Alter der Kanonizität der Evangelien eben so gleichgiltig wie das Alter des Terminus „Organon“ für die Frage, welche Schriften ursprünglich zu dem Ganzen der logischen Schriften des Aristoteles gehörten.

3. Das Zweite, was Herr Dr. Friedmann an wissenschaftlichem Detail geltend macht, bezieht sich auf die Disposition der Kirchengeschichte. Hier ist auch nach Herrn Dr. Friedmanns Urtheil meine Position günstig; denn er giebt zu, man könne Haedels Betrachtung einseitig nennen, ja, sogar an der Richtig-

Zeit ihrer Voraussetzungen zweifeln. Doch meine Position ist noch günstiger, als Herr Dr. Friedmann gelten läßt. Nicht den Einschnitt um 300 habe ich angegriffen; denn den mache ich auch, wie Herr Dr. Friedmann aus meinen lediglich der Frage der Disponierung des kirchengeschichtlichen Stoffes dienenden „Grundlinien der Kirchengeschichte“ (Halle 1901) hätte ersehen können. Angegriffen habe ich, daß die Zeit bis 300 als die Zeit des „Urchristentumes“ bezeichnet ist und daß die beiden Jahrhunderte der alten Reichskirche, die dem dritten folgten, von der Geschichte der alten Kirche getrennt und der Geschichte des „Papismus“ zugewiesen sind. In der alten Kirche wird die Reichskirche, die Papstkirche bildete sich erst nach ihrem Zusammenbruch. Ganz verunglückt ist endlich Herrn Dr. Friedmanns Versuch, mit einem Hinweis auf das Lehrbuch der Kirchengeschichte von Kurz es zu rechtfertigen, daß Haedel die Zeit der Reformation bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts reichen läßt. Denn Kurz hat für die Kirchengeschichte seit 1517 lediglich die Centurian-Disposition: Erster Abschnitt: Kirchengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, zweiter Abschnitt: Kirchengeschichte des siebenzehnten, dritter des achtzehnten, vierter des neunzehnten Jahrhunderts. Daß er den ganzen Zeitraum unter den Titel stellt: „Entwicklungsgeschichte der Kirche in ihrer Bestimmtheit durch die Reformation“, heißt doch nicht, „die Zeit der Reformation“ bis 1900 ausdehnen. Uebrigens muß es den Unterrichteten seltsam berühren, daß der verstorbene Kurz als Typus der wissenschaftlichen Kirchengeschichte wie eine Autorität gerade in Fragen der Disposition und gerade mit gegenüber aufgerufen wird. (Man vergleiche dazu Von Schubert, Die heutige Auffassung und Behandlung der Kirchengeschichte 1902, S. 26 f. und Theol. Literaturzeitung 1903, Sp. 171.)

4. Das Dritte, das Herr Dr. Friedmann kritisiert, ist mein Urtheil über Haedels Satz: „Im Uebrigen waren die Urchristen der ersten Jahrhunderte zum größten Theil reine Kommunisten, zum Theil Sozialdemokraten, die nach den jeute in Deutschland herrschenden Grundsätzen mit Feuer und Schwert hätten vertilgt werden müssen.“ Hier habe ichs leicht, Herrn Dr. Friedmann zu überführen, daß er nicht bewiesen hat, was er beweisen wollte. Denn er schließt eine Ausführungen mit den Worten: „Holzmann spricht von einer ‚sozialistischen Zeitströmung, für deren Vorhandensein gerade die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gleichmäßig heidnische wie christliche Zeugnisse in Fülle darbieten‘. Und an einer anderen Stelle seiner ‚Neutestamentlichen Theologie‘ sagt er in Beziehung auf unseren Gegenstand: ‚Hier haben wir urbildlich Alles, was dann in Lauf der Kirchengeschichte einzelne kommunistische Sekten, ja, was die Sozialdemokratie des neunzehnten Jahrhunderts anstrebt.‘ Was zu beweisen war. Ich will abwarten, ob Voofs auch Holzmann und die Anderen für ‚Thoren‘ erklären wird.“ H. J. Holzmanns Neutestamentliche Theologie ist also für Herrn Dr. Friedmann Autorität. Dann genügt es, erstens Herrn Dr. Friedmann darauf hinzuweisen, daß der zweite von ihm angeführte Satz Holzmanns „Hier haben wir urbildlich u. s. w.“ sich nicht auf die Urchristen, sondern auf die Effärer bezieht, und zweitens die ganze Erörterung über die sozialen Verhältnisse im Urchristenthum zu citiren, der die von Herrn Dr. Friedmann an erster Stelle mitgetheilten Worte Holzmanns entstammen. Holzmann sagt: Unter diesen Forderungen konnte für ein Gemeindeleben die Vergleichgiltigung

des Trachtens nach Erwerb und Besitz leicht von besonderer Tragweite weder. Als erkennbarste Nachwirkung davon wäre zu verzeichnen, was Akta 2, 44 und 45 über die in Jerusalem eingeführte Gütergemeinschaft erzählt ist, wenn wir nicht die fraglichen Berichte buchstäblich verstehen müßten. Auffällig bliebe Das freilich im höchsten Maße, wenn doch, trotz dem tonangebenden Ansehen der Kirche, in Jerusalem keine andere Gemeinde es sich hätte angelegen sein lassen, das den aufgestellte sozialistische Ideal zu verwirklichen. Finden wir doch schon in der ältesten Zeit Privateigenthum in judenchristlichen Gemeinden wie Soppe (9, 36), in heidenschristlichen wie Antiochia (11, 29) und andrenorts. Längst schon hat man aus 5, 4 (Ananias hätte seinen Acker oder den ganzen daraus gelösten Betrag ruhig behalten können) und 12, 12 (die Mutter des Johannes Markus hat ein Haus in Jerusalem) geschlossen, daß jene Gütergemeinschaft, wenn und so weit sie überhaupt der Geschichte angehört, mindestens nicht als gesetzliche Einrichtung gegolten haben und Dem gemäß streng oder gar zwangsweise durchgeführt sein konnte. Die Ananiasgeschichte: schließt selbst eine nur moralische Nothigung an. Einfach zu streichen ist die berühmte Schilderung aber deshalb keineswegs. Sie liegt die geschichtliche und sachliche Wahrheit zu Grunde, daß das Christenthum in das Dasein getreten ist nicht als eine neue Schule . . ., wohl aber als eine neue Gesellschaft innerhalb der alten, als eine Genossenschaft, deren Mitglieder sich gegenseitig zu weitgehendsten Verpflichtungen verbunden fühlten. Schon doch eine gewisse Gemeinsamkeit des Besitzes schon in Jesu Jüngertruppe und nächstem Anhangе gewaltet zu haben. Wohlhabende Frauen füllen die gemeinsame Kasse (Lc. 8, 3), welche Judas verwaltet (Joh. 12, 6; 13, 29). Dann aber ist es bei der Stärke des Gemeinschaftsgeföhles und der sozialen Strebegier, welche den urchristlichen Bruderbund auszeichnen, begreiflich genug, wenn im Drang der Begeisterung und vor Allem auch in Erwartung des Himmelreiches am Ende des ganzen Weltalters wie auch der Errichtung des Himmelreiches und einer damit verbundenen Umkehr aller gesellschaftlichen Verhältnisse schon sehr Viele ihr Hab und Gut, der Gemeinschaft zur Verfügung stellten oder an die Armen verschenkten (2, 45; 4, 34, 35). Einer der Ersten, der so that, war, wie eine ohne Zweifel richtige Uebersetzung berichtet, der später so bekannt gewordene Barnabas (4, 36, 37). Aber als charakteristisches Merkzeichen des Christenthumes kann Gütergemeinschaft auch nicht einmal in der jerusalemischen Urkirche bestanden haben, sondern, was so heißt, beläuft sich in Wirklichkeit auf die 'tägliche Dienstleistung' (6, 1), d. h. auf regelmäßige Unterstützung der Bedürftigen, in deren Vollzug man nach Akta 4, 34 ('Es war auch Keiner unter ihnen, der Mangel hatte') die Lösung 6. Mos. 15, 4 ('Es soll kein Bettler unter Euch sein') erfüllt sehen konnte, sowie auch Paulus 2. Kor. 8, 15 in seiner Auslegung das Wort 2. Mos. 16. 17. 18 erfüllt sah: 'Die Kinder Israel sammelten, der Eine viel, der Andere wenig, aber da man es mit dem Omer maß, so hatte nicht mehr, der viel gesammelt hatte, und nicht weniger, der wenig gesammelt hatte'. Während aber der asketische Halbpaulliner Lukas bei dem Ideal „kein Armer, kein Bettler“ anlangt, erhebt Paulus, entsprechend seinen geübteren Begriffen vom Eigenthum, vielmehr die Forderung: „Es soll kein Fauler unter Euch gefunden werden“ (1. Bd. II, S. 157). Vollends zweifellos wird die Sache, wenn wir hier die später zu machende Beobachtung vorwegnehmen, daß

der selbe Schriftsteller, welcher in der Apostelgeschichte eine die Wirklichkeit überbietende, also idealisirende Beleuchtung der für ihn mustergiltigen Gemeindefürstände in Jerusalem bringt und die Gütergemeinschaft als die Gott wohlgefälligere Lebensweise aufstellt, in unserem dritten Evangelium gerade bezüglich der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen eine eigene, den geschichtlichen Thatbestand genau in der gleichen Richtung überbietende Stellung eingenommen hat. So durchweg steht er unter dem Einfluß einer sozialistischen Zeitströmung, für deren Vorhandensein gerade die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gleichmäßig heidnische wie christliche Zeugnisse in Fülle darbieten (siehe dazu S. 108 nämlich die Stelle über die Essäer). Im Christenthum war eine wirkliche, verinsgeseklich durchgeführte Gütergemeinschaft schon deshalb unmöglich, weil es die Ehe hochhielt und um Vater und Mutter die Kinder sich schaaren ließ. Hierüber liegt der wirksamste Grund für die Unentzählbarkeit des Privatbesitzes. Mögen noch so viele altchristliche Schriftsteller den Grundsatz aufstellen: „Nichts sollst Du Dein Eigen nennen“ (Dib. 4, 8; Barn. 19, 8; Justin Apol. I, 14, 61; Tertull. Apol. 39; Constit. Apost. 7, 12): Kommunisten sind sie nicht; denn sie verteidigen gleichzeitig Ehe und Familie.“ Diese Ausführungen passen zu dem von mir Behaupteten aufs Beste; ich kann sie mir völlig aneignen. Herrn Dr. Friedmanns säuberliche Art, zu citiren, beleuchtet zugleich sehr scharf seine Zuverlässigkeit, hier mitzureden: die Citate aus Holzmann stammen nicht direkt aus Holzmanns Buch, sondern sind aus einem anderen Buche übernommen. Daher verwechselt er auch unmittelbar vor den Sätzen, von denen ich ausging, H. F. Holzmann mit Oskar Holzmann (vgl. H. F. Holzmann, Neutest. Theol. I, 388 Anm. 2). Aber auch Oskar Holzmann, der die Geschichtlichkeit von Acta 2, 44 gegen H. F. Holzmann u. a. verteidigt hat, kann Herrn Dr. Friedmann nicht retten; denn O. Holzmann schließt seine Abhandlung mit den Worten: „Die erste Gemeinde zu Jerusalem hatte also allerdings Gütergemeinschaft. Aber diese bestand nur in gemeinsamem Verbrauch, nicht in irgendwelcher Erwerbsgenossenschaft. Sie ruhte überhaupt nicht auf einem wirtschaftlichen Ideal, sondern auf der religiösen Erwartung der baldigen Umgestaltung der Welt... Heutige kommunistische oder gar sozialistische Anschauungen lassen sich also schon deshalb mit der Gütergemeinschaft in Jerusalem nicht vergleichen, weil diese von vorn herein nur auf eine kürzeste Frist berechnet war.“

5. Viertens tritt Herr Dr. Friedmann als Vertheidiger des Satzes auf, den Haedel drucken ließ: „Die aufgeklärte Theologie der Neuzeit konstruirt daher heilweise ihr ideales Christenthum mehr auf Grund der Paulusbriefe als der Evangelien, so daß man es geradezu als Paulinismus bezeichnet hat“. Wenn Herr Dr. Friedmann meine gegen diesen Satz gerichteten Bemerkungen widerlegen wollte, so wäre es seine Pflicht gewesen, erstens einige aufgeklärte Theologen der Neuzeit zu nennen, die ihr Christenthum mehr auf Grund der Paulusbriefe als der Evangelien konstruiren, und zweitens nachzuweisen, wo man die aufgeklärte Theologie der Neuzeit Paulinismus genannt hat. Reflexionen, aus denen ein Sachverständiger herauserkennen kann, daß Herr Dr. Friedmann über die Beschichte der Theologie des neunzehnten Jahrhunderts Bescheid weiß, thuns hier nicht. Und Unrecht ist es, wenn Herr Dr. Friedmann, weil er meine knappe Argumentation nicht verstanden hat, mir eine „Entstellung“ der Behauptung

Haedels vorwirft. Ich habe ja Haedels Aeußerung vorher wörtlich citirt: die Taschenspielerkunststück, sie vier Zeilen später zu „entstellen“, würde ich mir er gestattet und meinen Lesern nicht vorzumachen gewagt haben. Wenn ich in meiner Gegenbemerkung („Der Rückgang auf die Jesusworte der synoptischen Evangelien und die gleichzeitige Abweisung der paulinischen „Dogmatik“ charakterisirt die Tendenz der liberalen Theologie der Gegenwart“) den Begriff der paulinischen „Dogmatik“ eingeführt habe, so ist Das geschehen, um darauf hinzuweisen, daß „die aufgeklärte Theologie der Neuzeit“ — ich sagte: „die liberale Theologie der Gegenwart“ ohne jede Absicht — in Paulus den weit vom „Christenthum Christi“ absteigenden ersten „Dogmatiker“ sieht. Wie wenig Herr Dr. Friedmann diese interlineare Argumentation verstanden hat, zeigt er dadurch, daß er gegen mich einen Satz Wernles citirt („Man könnte beinahe eine Dogmengeschichte schreiben unter dem Titel ‚Geschichte der paulinischen Theologie‘; alle, aber auch alle Probleme der späteren Zeit sind bei ihm schon vorhanden und von Paulus Ideen hat die ganze Theologie zu zehren nicht aufgehört“), der in Wernles Sinn nur dann richtig verstanden wird, wenn man weiß, daß auch Wernle zu den aufgeklärten Theologen der Neuzeit gehört, die durch den „Rückgang auf die Jesusworte der synoptischen Evangelien und die gleichzeitige Abweisung der paulinischen „Dogmatik““ charakterisirt sind. (S. Wernle: Anfänge unserer Religion 1901 S. 219 f.: „Die ganze Zukunftsgeschichte des Evangeliums [nach Paulus] ist bestimmt durch die Form, die Paulus ihm gab. Darin liegt sein Werth der Unwerth, daß er der größte Vermittler des Evangeliums wurde und als solcher vielfach seine Stelle einnahm“ und S. 219: „Heute ist es unsere Aufgabe, in Eigenart der Frömmigkeit Jesu als Mahnwort an unsere Zeit wieder in den Vordergrund zu rücken“ und Vorrede p. VI: „Zur Treue gegen das christliche Gewissen gehört die scharfe und klare Kritik alles Dessen, was ihm widerspricht, einerlei, ob Paulus oder Johannes es verkünden, also die praktische Handhabung des Evangeliums als des Maßstabes für Alles, was in der Geschichte sich damit verband“). Wenn übrigens Herr Dr. Friedmann Herrn Professor Wernle ein gesünderes Urtheil zutraut als mir, so bitte ich ihn, daß er Haedels Satz mit meine Kritik dieses Satzes dem Urtheil des Herrn Professor Wernle unterbreite: Wernle wird ohne alle Voreingenommenheit für mich urtheilen, denn wir wissen von einander, daß wir theologisch vielfach nicht zusammenstimmen.

6. Hünstiens rechtfertigt Herr Dr. Friedmann Herrn Professor Haedel gegen den Vorwurf, daß „er bei seiner Untersuchung von Wissenschaft und Christenthum sich nicht der offiziellen Theologie anvertraut“ habe. Den Vorwurf habe ich so nicht ausgesprochen. Ich habe nur oft Haedel gegenüber auf die wissenschaftlich-theologische Arbeit hingewiesen und habe die „offiziellen Theologen“ gegen den Vorwurf vertheidigt, sie hätten „sorgfältig“ die Panthera-Geschichte verschwiegen. Die ausdrückliche Klage darüber, daß Professor Haedel sich nicht von seinen theologischen Kollegen habe berathen lassen, rührt von Adolf Harnack her; ich habe sie mir nur citirend angeeignet. Weshalb sagt Herr Dr. Friedmann Das nicht? Scheute er sich, Adolf Harnack eben so von oben herab zu behandeln wie mich? Das fände ich sehr berechtigt. Aber dann bleibt Harnacks Urtheil über die „trübsälligen Machwerke“, die das Jahr 1899 gebracht habe (Haedels „Welt-räthsel“ und Thuidichums „Kirchliche Fälschungen“), bestehen, auch wenn der

einere Västerer klein genug wäre, um durch Herrn Dr. Friedmann seines wissenschaftlichen Erbes beraubt werden zu können. In der Sache muß ich hier Herrn Dr. Friedmann leider in einem gewissen Grade Recht geben: die Uneinigkeit der wissenschaftlich arbeitenden Theologie in einer Reihe biblisch-kritischer Fragen — Herr Dr. Friedmann weist mit Recht auf die Pentateuchkritik hin — macht es dem Laien schwer, von ihr zu lernen. Die Uneinigkeit schließt freilich nicht aus, daß sehr wichtige Erkenntnisse doch schon gesichert sind; auch ist sie keine Spezialeigenthümlichkeit der wissenschaftlichen Theologie: man denke nur an die Homer-Kritik. Dennoch hätte es Niemand Herrn Professor Haedel verdenken können, wenn er dem Christenthum gegenüber sich ablehnend verhalten hätte, ohne auf theologische und kirchengeschichtliche Fragen einzugehen. Das nur ist Haedel verdächtig, Das habe ich ihm vorgeworfen, daß er unter Absehen von der wissenschaftlich theologischen Arbeit der Gegenwart, ja, in Unwissenheit über Dinge, die ein unterrichteter Laie weiß, theils dunklen Reminiscenzen an die theologische Arbeit einer vergangenen wissenschaftlichen Schule, theils und vornehmlich den Behauptungen eines unwissenschaftlichen Pamphletes (dem Salabins) gefolgt ist.

7. Dies, die Benutzung Salabins, versucht Herr Dr. Friedmann zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen. Ich will die Frage nach dem Werth des Buches von Salabin hier nicht wieder aufnehmen. Ich glaube, mein Urtheil ausführlich genug begründet zu haben, und bin dadurch nicht widerlegt, daß Herr Dr. Friedmann, „herbe und starke Stellen“ in dem Buche zugehend, a) „mir das Vergnügen gönnt“ (Das heißt: mir das sittliche Recht bestreitet), „mich an den Druckfehlern des Buches und der deutschen Uebersetzung zu reiben“, b) in Bezug auf einen Grundgedanken Salabins meinem „Tadel eine gewisse Berechtigung“ zugestehet, c) dafür, daß alles Andere an meiner Kritik „Unwahrheit oder ehrliche Unwissenheit“ sei, je ein Beispiel bringt, d) zwei englische Urtheile citirt, die von dem meinen zum Theil abweichen, und endlich e) ein Citat bietet, das beweisen soll, wie völlig ich den „echten Gottsucher“ verkannt habe, der in dem Buche spricht. Denn (ad a) das Aufstechen der von ärgster Unwissenheit des Uebersetzers Salabins zeugenden Fehler war für mich kein müßiges Privatplaisir: es sollte darthun, daß Haedel schon an diesen äußerlichen Dingen hätte merken können, daß ihm dies Buch durch einen Vermittler (den Uebersetzer) in die Hand gegeben war, dessen Bildung stußig machen mußte. „Unwahrheit“ (ad c1) soll sein, daß die Inspirationlehre, gegen die „Salabin“ (Das ist: Steward Ross) sich lehrt, „vor zweihundert Jahren die offizielle Schätzung der Bibel war, heute aber selbst von den konservativsten Theologen nicht mehr festgehalten wird“. Den Schein eines Beweises für diese Anklage erreicht aber Herr Dr. Friedmann nur dadurch, daß er eine Inspirationlehre irgendwelcher Art noch bei modernen Theologen konstatirt. Ich aber hatte ganz beiläufig gesagt, Salabin bringe „eine Reihe von Argumenten gegen diejenige Schätzung der Bibel, die vor zweihundert Jahren die offizielle war, heute aber“ u. s. w. Gewiß: Das ging auf die Inspirationlehre des siebzehnten Jahrhunderts. Aber die Inspirationlehre jener Zeit war etwas völlig Anderes als die derjenigen neueren Theologen, die den Ausdruck fortführen zu müssen meinen. Selbst Philippi, der übrigens seit einundzwanzig Jahren tot ist, vertritt nicht mehr ganz die orthodoxe Inspirationlehre, geschweige denn einer der sonst von Herrn Dr. Fried-

mann Genannten. So viel von der „Unwahrheit“. Und die ehrliche Unwissenheit, „so weit die hebräische Sprache und ihre Entwicklung in Betracht fällt“? Herr Dr. Friedmann verschreibt sechzehn Zeilen lediglich um des Anrufungszeichens willen, mit dem ich Salabins Meinung kritisiert habe, Hebräisch sei zu Ghras Zeit eine tote Sprache gewesen. Kein Wörtlein habe ich über die Sache nach Herrn Dr. Friedmanns Ausführungen irrige Annahme verloren; die Sache muß also für meine Kritik sehr unwesentlich sein. Wo sind die andern Proben ehrlicher Unwissenheit? Ich bin nicht so unvorsichtig gewesen, mich an dem Gebiete der hebräischen Schrift- und Sprachgeschichte, auf dem ich seit Jahren schlechte Bücher zu halten; ich habe auch sachverständige Berathung mit verschafft. Auch gegenüber wirklich sachlicher Kritik wird mir die Hilfe von Freunden nicht fehlen, deren hebräische Kenntnisse besser sein dürften als die des Herrn Dr. Friedmann. Daher bitte ich, wenn man mich nicht ungeschoren lassen will, um Nachweisung der angeblichen Fehler. Die englischen Citate (ad d) beweisen zunächst nichts für Salabin, so lange man nicht weiß, wer die Urtheilenden sind; Gesinnungsgenossen haben die meisten Menschen. Wer der Rev. Woffendale ist, von dem die Anerkennung herrührt, daß Roß (Salabin) „der einzige Mann von wahrhaftem Genie sei, den das moderne Freidenkertum jemals produziert habe, ein echter Poet, ein Mann von feinsinniger Empfindung (of fine sympathies), ein rebegehaltiger (shlushing —: Das ist nicht nur Lob), brillanter Schriftsteller“, und ob dies Urtheil älter oder jünger ist als Salabins in Frage stehendes Buch: Das wird auch Herr Dr. Friedmann zunächst nicht wissen. Denn dies Wort des Rev. Woffendale steht unter den Anerkennungen, die dem Buch vorgebrudt ist. Dort wird es Herr Dr. Friedmann aufgelesen haben. Watts „Literary Guide“ kenne ich nicht; jedenfalls ist das Citat des Herrn Dr. Friedmann unvollständig; dem „Yet“ u. s. w. muß Anderes vorausgegangen sein. Wenn Dergleichen entscheiden könnte, würde ich mich bei englischen Freunden über Watt und Woffendale erkundigen. Doch auch Herrn Dr. Friedmann wird sein eigenes Urtheil wichtiger sein. Daß dieses (ad e) ein Recht habe, günstiger zu sein als mein, beweist Herr Dr. Friedmann mit einem Citat, aus dem hervorgehen soll, daß Roß „ein echter Gottsucher sei, der Gott suche auf den engen und graden Pfaden der Wissenschaft — ist Das wirklich im Ernst Herrn Dr. Friedmanns Meinung? — und in den Schluchten und Wildnissen seines geprüften Herzens“. Ich will nicht für unmöglich erklären, daß hinter den Gotteslästerungen des Buches ein geprüftes, zerrissenes und leztlich suchendes Herz stehen kann. Salabins Unrichtigkeit habe ich nie bezweifelt; und er wäre nicht der Erste, der im Herze besser ist, als sein Buch vermuthen läßt. Aber nicht um sein Herz, sondern um sein Buch handelt sich. Und über dieses anders zu urtheilen, als ich es gethan habe, giebt auch der unklar-rhetorische Schluß des Buches, aus dem Herr Dr. Friedmann nur einzelne Satztheile anführt, ohne seine Auslassungen anzudeuten, meines Erachtens keinen Grund. Ausgelassen hat Herr Dr. Friedmann unter vielen andern die Sätze: „Wenn Du mich dafür, daß ich nach bestem Wissen und Gewissen mein Bestes thue, zur Hölle senden willst, so bist Du ein erbärmlicheres und niedrigeres Wesen, als ich selbst bin, und daher hätte ich Dich nicht zu fürchten. Mag ich vor Dich hintreten, wann es auch sei, — ich werde stets nur in meiner aufrichtigen, wenn auch vielleicht irrigen Ueberzeugung vor Dir“

heimen. Verdamme mich dann zur Hölle, aber — auf Deine Gefahr! Thust Du Dies, so werde ich an Deinem Urtheil erkennen, daß ich größer und stärker und weitherziger bin als Du. Und im Geiste der Besten meines Geschlechtes, im Geiste der heroischen Lebenden und der gewaltigen Toten, die uns noch aus ihren Gräbern regiren, werde ich den Himmel und nichts als den Himmel um mich herum schaffen. Ich werde das Böse verderben lassen und das Gute ewig-unzerstörbar machen; ich werde alle Sterne am Himmel zwingen, daß sie einstimmen in das Hohenlied der Glückseligkeit, in den Lobgesang der Liebe!" Eines Irrthumes, den ich mit Saladin gegenüber zu Schulden kommen ließ, will ich mich selbst zeigen. Herr Dr. Friedmann wird ihn für entschuldbar halten müssen, so er ihn selbst nicht bemerkt hat. Ich habe von Saladin gesagt: „Er citirt gelegentlich ein Wort von Tyndall (Tindal), einem der bedeutendsten englischen Frei denker des achtzehnten Jahrhunderts († 1783).“ Der Satz kann ohne Schaden für das Ganze wegfallen; es ist also nicht schlimm, daß er irrig ist. Aber er ist irrig. Das Citat Saladins stammt, wie das englische Original mich hätte lehren können, wenn ichs an dieser Stelle eingesehen hätte, aus einer berühmten Rede, die der englische Physiker John Tyndall († 1893) im Jahre 1874 in Belfast gehalten hat. Ich berichtige diese Flüchtigkeit um so lieber, weil es mir eine Freude gewesen ist, vor etwa Jahresfrist Tyndalls „Fragmente aus den Naturwissenschaften“ kennen zu lernen, die diese Rede enthalten. Einem so auftretenden Naturforscher verdanke ich nicht, daß er kein Christ sein wollte; und — Dies gegen den Eingang der Kritik des Herrn Dr. Friedmann — dem Darwinismus als zoologischer „Entwickelungstheorie „im Namen des Glaubens“, hier also im Namen der altisraelitischen (oder babylonischen) Traditionen entgegenzutreten, würde mir eben so wenig einfallen wie eine religiöse, hier also pseudoreligiöse Bestreitung der Kant-Laplace'schen Theorie über die Entstehung unseres Sonnensystems oder der großen Entdeckung Robert Mayer's.

8. Ueber die prinzipielle Frage, ob ich als Christ überhaupt im Namen der Wissenschaft reden könne, und über die persönliche Frage, ob ich ein „personelles“ oder ein normales wissenschaftliches Gewissen habe, gedenke ich mit Herrn Dr. Friedmann nicht zu debattiren. Nur Dreierlei bemerke ich. Erstens: Wenn Herr Dr. Friedmann sagt: „Es war demnach keine „unehrliche Verschlebung des Streitpunktes“, sondern eine folgerichtige Antwort, als Haedel in seiner „Erklärung“ bemerkte, sein Standpunkt sei von dem des Gegners im tiefsten Grunde verschieden, Loofs sei noch in dem naiven Wunderglauben des Mittelalters befangen [und nehme insbesondere für die Erzeugung Christi einen übernatürlichen Vorgang an, „die Ueberschattung durch den Heiligen Geist“], eine Erörterung könne daher zu keiner Verständigung führen,“ so hat er klug gethan, die in Klammern von mir eingefügten Worte der Erklärung Haedels wegzulassen; denn sie beweisen, daß Haedel nicht auf dem von Herrn Dr. Friedmann abgekehrten Umwege, sondern durch Verkennung der Position, die ich ihm gegenüber verfocht, zu seiner Behauptung über meinen Standpunkt gekommen ist. Zweitens: Wenn ich in einem Vortrage vor hallischen Studenten, denen ich die Nothwendigkeit geschichtlicher Kritik der Heiligen Schrift nicht erst zu beweisen brauchte, gesagt habe: „Spräche ich vor Solchen, bei denen ich nicht voraussetzen könnte, daß sie von der Berechtigung geschichtlicher Kritik auch

Das Symbol des Lebens.

Auf dem Franzensquai in Prag, von dem man über den breiten Raabestrom die herrliche, über alle Beschreibung herrliche Aussicht über die ehrwürdige Karlsbrücke und den mittelalterlichen Stadttheil „Die Kleinfeste“ hinweg auf den mächtigen Grabschrein und den Weitsdom genießt, auf diesem Quai pflegen einander um die Dämmerstunde stets die selben Menschen zu begegnen: Spaziergänger, die einen Tag nicht voll nehmen, wenn sie nicht einmal wenigstens auf den Grabschrein geblickt und den Weitsdom begrüßt haben. Diese Spaziergänger, ehrsame Bürger, Professoren der Hochschulen und auffällig viele Männer mit wallenden Haaren und sehnsüchtigen Augen, Dichter und Künstler, beide Nationen angehörig, wandeln auf diesem kurzen Quai, Jahre lang, Tag vor Tag, ohne daß sich Gelegenheit bietet, die sie persönlich nähert. Sie scheinen einander stets nur einen kurzen Augenblick an; etwas Verwandtes in ihnen scheint sich einen Uidschlag lang zu begrüßen, während sie würdevoll und fast ablehnend an einander vorüberwandeln. Nur, wenn sich im geliebten Bilde der Kleinfeste etwa durch eine Thurmrenovirung oder einen allzu grellen Anstrich der Uferhäuser Etwas zum Schlimmen ändert, findet sich wohl ein Paar, das kopfschüttelnd am Ufergitter stehen bleibt und seinen Schmerz in Worte setzt, als wäre an ihrem gemeinsamen Besitze Etwas von vandallischen Händen zerstört worden und als gelte es, eine Gefahr von dem kostbaren Bild abzuwenden.

Um eine der Uferbänke an der Moldau, schon hinter dem kleinen Park um das Franzensmonument, pflegte sich allabendlich im Sommer eine Gesellschaft von jungen Männern zu sammeln, die sich keinen schöneren Versammlungsort wünschen konnte als diese Bank, um ihre Kunstgespräche zu führen; junge Künstler und Dichter. Sie mochten wohl an Renaissancefürstenthöfe, an Florenz und Ferrara oder an die Gärten des Vatikan denken, wenn sie an blauen Sommerabenden hier zusammenkamen, um von Kunst und Kultur zu sprechen, schweigend zum Grabschrein und zum sternbesäten Himmel emporzuschauen oder träumend einem Kellaterrachen auf der Moldau zu folgen, das seinen melancholischen Schein über die Wellen warf; junges Volk, das seit je her vom geheimnißvollen Spiegelbilde der Sterne im Wasser eher Antwort auf seine vielen Fragen erwartet als von den klaren Sternen am Himmel selbst, junge Maler, die noch die Schilberung ihrer keimenden Bildentwürfe mit großen Armbewegungen begleiten, als wäre nur die Unendlichkeit würdig, ihre Bilder zu rahmen, und junge Dichter, die mitten in den Alltag hinein ihre pathetischen Worte sprechen und über den hohen Klang dieser Worte erschrecken, wenn sie der Lärm der Welt daran gemahnt, daß das Leben nüchtern und ohne Ueberschwang ist. Hier aber, auf dem Ufer der Moldau, im Anblick der märchenhaften Stadt jenseits des Stromes, die sich, von der Burg gekrönt, im Dämmerlicht wie eine herrliche Blüthe ihrer eigenen Phantasie aufbaute, an dem Ufer des Stromes, der mit seinem rauschen ihre großen Worte milderte, fühlten sie sich nicht im Alltag. Und darum saßen sie hier und standen am Stromgeländer viele Stunden lang und schwärmten, wie nur je junge Leute mit warmem Herzen geschwärmt haben.

Heute war es schon spät geworden und auf der Karlsbrücke drüben hatte das Wagengeratter und das Drängen der Fußgänger längst aufgehört; die jungen Leute aber wollten sich noch immer nicht von dem schönen Bilde und von ihren Gesprächen trennen. Sie hatten wieder einmal die Burg der alten Kunst mit kühnem Handstreich genommen und auf ihren Bännen die Flagge der neuen Kunst aufgerollt, sie hatten sich über die abscheulichen Anekdotenmaler und Miszellen-dichter erregt und Einer von ihnen, Andreas, hatte das Wort „Symbol“ hingeworfen; darüber waren nun die Anderen hergefallen, um es recht von allen Seiten zu betrachten und zu erledigen. Nur Andreas schwieg zu ihren Bemerkungen, obgleich seine gespannt dreinblickenden Augen verriethen, welchen Antheil er an dem Gespräch nahm. Er war ein Maler, aber seine Freunde hielten ihn für einen Dichter, denn er war voll großer Phantasien, voll erhabener Ideen, zu denen seine Bilder in betäubendem Gegensatz standen. Er fühlte das Zwiespältige seiner Begabung tief und schmerzlich und war nie glücklicher, als wenn er seinen Freunden seine Bilder beschreiben konnte; glaubte nie fester an sein malerisches Können als in den Augenblicken, ehe er vor die Leinwand trat, um seinen großen Entwürfen Leben im Bilde zu geben. So hatte er mit klugem Vorbedacht das Wort Symbol ausgesprochen, denn seine Seele war wieder einmal von einem großen Bilde erfüllt und es drängte ihn, darüber zu sprechen, es vor seinen Freunden zu schildern, um während des Erzählens vielleicht für seine Vorstellungen eine Form zu finden, darin sich seine Sehnsucht banen ließe. Und er lauschte gespannt den Worten der Freunde, um jetzt, da der letzte zu dem Thema gesprochen hatte, vorzutreten und, mit dem Rücken ans Geländer gelehnt, vor den Freunden zu sprechen.

„Ich will Euch von einem neuen Bild erzählen“, begann er, „oder eigentlich von einer Idee, die mich seit einigen Tagen nicht mehr losläßt. Es soll endlich mein Bild werden; es ist groß und erhaben, aber ich fühle: diesmal wird aus meinem Wunsch ein Bild; und ich müßte vergehen, wenn ich es nicht fassen könnte!“

Die Freunde, auf deren Gesichtern der weiße Mondenschein lag, schauten ihn ernst an; sie vermieden es, einander in die Augen zu blicken, denn sie hatten schon, ach, zu oft solche Worte aus Andreas' Munde vernommen. Sie rückten nur enger auf der Bank zusammen, die Stehenden beugten sich über die Lehne der Bank, um ihre Körper zu stützen, oder lehnten sich an die Bäume neben der Bank; und vor ihnen stand Andreas in jenem halb unbewußten Gefühl der schönen Pose, das durch die Aufmerksamkeit gespannter Blicke so leicht erzeugt wird. Er sprach erst stockend, bald aber wurden seine Worte freier und seine Begeisterung machte seine Stimme klingend und voll, so daß die Anderen mit Genuß und doch mit tiefem Mitleid seiner Erzählung lauschten, die so ganz seinem Wesen entsprach und die Grenzen seiner Begabung absteckte.

„Ich könnte einfach sagen: ich will ‚das Symbol des Lebens‘ malen; mich beschäftigt ein Frauenkörper, könnte ich etwa sagen, der sich weiß vom blauen, mit Sternen durchwirkten Himmel abhebt. Aber wenn das Bild dann fertig wäre, würdet Ihr vielleicht den Akt gut finden oder mir einzelne Fehler nachweisen, während es mir vor Allem um den Gehalt meines Bildes zu thun ist. Und deshalb will ich Euch lieber erzählen, wie ich zu meinem Bilde gekommen bin, und dann sollt Ihr mich ruhig für einige Zeit verschwinden lassen, denn

Ich will mich dann einschließen und nur malen. Ich fühle es — lächelt nicht! — diesmal fühle ich wirklich, daß ich Etwas schaffen werde. Also hört an!

Vor einigen Abenden kam ich in meine Stube und träumte, auf der Bette sitzend, vor mich hin. Das große Drängen war in meiner Brust, der Wunsch: „Ich möchte so gern etwas Großes, etwas Echtes schaffen!“, den ja Alle, Maler und Dichter, kennt, die Sehnsucht nach einem Werk, darein man die ganze Seele ausgießen könnte. Ihr habt Das Alle hundertmal empfunden und jeder Künstler kennt die seltsame, sehnsüchtige Verträumtheit, in der er Welten in seiner Brust fühlt, obgleich er noch den Punkt nicht kennt, von dem aus er diese Welten bewegen könnte. Und in dieser Stimmung sagte mir eine Stimme: Male das Leben! Nicht das plumpe, läppiſche Leben um Dich; sondern Dir das Symbol des Lebens, um es im Bilde festzuhalten! Schau, Wunder geschehen nicht mehr, an Wunder wollen die Menschen nimmer glauben; man heiligenbilder zu malen, verbietet Dir Dein Unglaube; sie würden nicht heilig werden, weil Dir die Einfalt und Frömmigkeit fehlt. So male Etwas, woran die Welt noch glaubt, woran Du selbst glaubst, male das Leben, wie ein Heiligenbild, fülle es mit Deiner ganzen Sehnsucht, mit Deinem heißen Glauben an das Leben, auf daß es ein Heiligenbild werde, davor die Menschen anbeten können!

Ich sprang von meinem Bett auf: so klar war mir, was für einen Sinn das Heiligenbild eines Menschen unserer Zeit behandeln müsse. „Das Symbol des Lebens“, sang es in mir, male das Symbol des Lebens, aber groß und überwältigend in seiner Klarheit, in seiner Güte und Unerforschlichkeit, male das Wunder des Lebens! Wie ein Hauch kam es über mich: so deutlich sah ich das Ziel unserer neuen Kunst vor Augen. Ich kniete in meinem Zimmer vor dem Fenster nieder, die Arme hoch emporgehoben gegen den Mondschein, der ins Fenster strahlte, und weinte vor Glück, daß mir endlich der große Wurf gelingen würde.

Das Symbol des Lebens! Ich lag in dieser Nacht in einem halbschlummer, habe den nächsten Tag Stunden lang vor mich hingeträumt und habe nur manchmal über meine Lippen, wie ein Echo meiner Seele, die Worte „Das Symbol des Lebens“ huschen gefühlt. Und so bin ich Tage lang herumgegangen wie in einem Halbtraum und habe das Symbol des Lebens gesucht. Eine Flucht von Ideen und Vorstellungen jagte durch meinen Kopf; immer wieder aber ließ ich den Vorhang darüber niederfallen, denn es waren wohl Symbole, aber ich hätte unter mein Bild mit großen Lettern „Das Symbol des Lebens“ schreiben müssen, damit es die Menschen verstünden. Keins der Bilder hatte die Kraft, die zu Boden zwingt oder der Seele Schwingen verleiht. Und eine unsägliche Angst erfaßte mich, daß ich das Ersehnte nicht finden würde, daß ich wieder einmal einen großen Einfall gehabt habe, ohne ihn verdichten zu können...

Aber gestern in der Nacht — ich weiß nicht, ob ich nur geträumt habe oder ob meine wache Phantasie mirs eingab, — gestern in der Nacht, als ich mich gequält und zermartert aufs Lager geworfen hatte, sah ich mich auf einem weiten Felde auf der Erde knien und mit weit vorgestreckten Armen den Himmel um Erlösung anflehen; den Himmel, weil er unendlich ist und der Räthsel voll und weil auf seiner blauen Leinwand Tag und Nacht die großen Bilder der Ewigkeit sich darstellen. Zeige mir das Leben! flehte ich zum Himmel empor, gieb Du mir ein Bild des Lebens, daß ich es festhalte! Und ich öffnete meine

Hände, als müßte eine gütige Hand vom Himmel her mir das ersehnte Symbol auf die Handfläche legen.

Und da, im Mondschein, als keine Antwort an mein lauschendes Ohr schallte, als ich den sehnsüchtigen Blick traurig vom Himmel niedersenkte, da sah ich auf meinen Händen aufrecht ein nacktes, feines, zierliches Mädchengebild stehen; nackt und zierlich und aufrecht stand sie auf meinen Händen, die ihren Druck gar nicht verspürten, mit geschlossenen, schlanken Beinen; und die feinen Finger bedeckten Scham und Brust. Die kleinen Hügel ihres schneeweißen, kaum erblühten Busens hoben und senkten sich bei ihren Athemzügen und ihre rosigen Knospen leuchteten zwischen den Fingern hindurch. Und ich schaute sie an, lange; erst war reine Bewunderung über das entzückende Ebenmaß dieses Mädchentörpers in meiner Seele. Dann aber, da mein Auge sich an seiner Schönheit gesättigt hatte, stieg eine Bitterkeit in mir auf und ich schrie zum Himmel empor: Ist Das Deine Antwort auf mein Flehen? Sind Deine Antworten so schal und nichts-sagend, Deine Symbole so wohlfeil, so kindlich? Oder höhnt Du mich? Schickst Du mir dieses Symbol des Lebens, um mir meine Ohnmacht zu zeigen?

Ich kniete auf den Schollen der Erde, auf den vorgestreckten Händen die zierliche Mädchengestalt, und weinte in bitterem Groll vor mich hin. Was höhnt Du mich so, grausamer Himmel? Ich suche das Symbol des Lebens, das Symbol des ewigen Erblühens und Welkens, das Mysterium des ewigen Frühlings und Herbstes, die Schmerzen und Freuden des Seins ausgebrückt in einem Symbol: und Du reichst mir dies zierliche, niedliche Figürchen, das nichts sagt und nichts bedeutet, das mit verwunderten Kinderaugen auf den Träumer blickt, der hinter seinen kindlichen Formen ein Ewiges, Unbedeutendes sucht. O Himmel: das Symbol des Lebens! Hörst Du mich nicht?

Dreimal rief ich den Namen des Lebens, als könnte ich damit den Himmel beschwören. Und siehe da: meine Hände wurden schwerer, und als ich aufblickte, sah ich hinter dem Schleier meiner Thränen, wie die zierliche Gestalt wuchs, wie die Formen des Mädchens reifer wurden; sah mit maßlosem Staunen ihre Hüfte sich runden, ihre Schultern breiter werden und immer stolzer den Ausdruck ihres Gesichtes. Und nun war sie schon so groß wie ich selbst und war eine herrliche Mädchengestalt. Ihre Hand reichte nicht mehr hin, ihren Busen zu bedecken, voll und rund hob die Fülle ihrer Brust ihre Hand empor, während ihr Körper sich nach vorn neigte, um der anderen Hand beim Verdecken des Schoßes zu helfen. Und schon war sie groß und königlich, ein voll erblühtes Weib, und ich staunte sie mit andächtigem Erbeben an und straffte die Muskel meiner Arme, um sie zu erhalten. Meine Arme waren wie aus Stahl, als ob eine ungeheure Kraft von dem Weib auf meine Hände ausströme, — und doch mußten sie sich zu den Schollen senken, denn immer größer und erhabener wuchs sie im Mantel ihrer golden fluthenden Haare in die Lüfte. Ich lag ausgestreckt auf der Erde; und so überwältigend und doch so selbstverständlich schien mir das Wunder, das da eine Armweite vor mir sich ereignete, daß ich es mit ruhigen Augen ansah, wie etwas Alltägliches, und auch nicht staunte, als ihre linke Hand ihre Brust nicht mehr verbedete, sondern die schwer gewordene stützte und als ihr Blick sich mit unsäglichlicher Liebe und Hingebung auf die dunkle Brustwarze senkte, darauf sich weiß und im Mondlicht schimmernd ein Tropfen zeigte. Die Brust war zum Brunnen geworden . . .“

Und nun reckte sich der begeisterte Maler vor seinen Freunden in die Höhe, seine Augen leuchteten aus dem erregten Gesicht und er zeichnete in der silbernen flimmernden Luft über dem Strom mit großen Zügen das Bild des mächtigen, erhabenen Frauenleibes, dessen Vision er hatte, er zeichnete es auf der Hintergrund der jenseits des Stromes schlafenden mittelalterlichen Stadt mit ihren Thürmen und Dächern. Ihr Haupt überragte die Burg und den Dom der drüben. Sie reichte hoch, hoch in den Himmel.

„Die Brust des Weibes war zum Brunnen geworden,“ wiederholte er, „und Das ist das wunderbare, zu Boden drückende Symbol des Lebens, das große Wunder, das ich malen werde.“

Die jungen Künstler auf der Bank und an den Bäumen sahen ihn ergriffen an, da er nun schwieg und sich von seinem Traum ernücherte. Keiner sprach ein Wort; sie schauten nur mit schimmernden Blicken in die Mondlandschaft und vor ihren Seelen stand groß das Symbol des Lebens. Sie schwiegen und fühlten in ihren Herzen, daß der arme Freund sein Bild nicht malen könne, weil das Symbol des Lebens eben jene ewige Umwandlung der Knospe zur Frucht, der Jungfrau zum Weibe, des Busens zur Brust bedeutet, das kein Künstler je ausschöpfen kann.

Und sie gingen schweigend heim. Und nur der junge Dichter, der drüben jenseits der Brücke, wohnte und lange von der Brücke in die Wellen des Stroms geblickt hatte, sagte still vor sich hin: „Ich hörte noch nie so fromm die Madonnen preisen wie heute durch den Mund dieses ungläubigen Regers!“ Und er ging nachdenklich und wie in einem Märchen durch die hallenden Gassen seiner Wohnung zu.

Viele, viele Jahre sind seit jenem Sommerabend verfloßen; der Strom hat sich viele, viele Male mit Eis bedeckt und hat im Frühling die Mauern seines Kerkers gebrochen, um wieder die Sterne des Himmels spiegeln zu können: die Bäume auf dem Ufer sind ehrwürdiger geworden und haben im Herbst ihre wellen Blätter in den Strom geschüttet, wie Schollen ins Grab, und haben im Lenz neue Knospen angelegt; und das Symbol des Lebens hat der arme Andreas nicht gemalt. Der Dichter aber, der damals auf der Brücke stand und in den Strom hinabschaute, geht immer noch Abend für Abend über den Franzensquai und sieht mit leuchtenden Augen auf das geruhige Bild jenseits des Stromes und träumt von Schönheit und Größe. Und allabendlich bleibt er an der Bank stehen, vor der damals sein inzwischen verschollener, gestrandeter Freund Andreas stand; und wenn die Sonne hinter dem Pradschyn untergeht, dann sieht er das mächtige Weib in den Lüften die Burg überragen und träumt von Werden und Vergehen, von Vergehen und Werden und beugt sein Haupt und denkt an das Symbol des Lebens . . .

Prag

Hugo Salu.



Selbstanzeigen.

Beschlecht und Charakter. Wilhelm Braumüller, Wien.

Ich glaube, in diesem Buch das psychologische Problem des Geschlechts-
gesetzes gelöst und eine abschließende Antwort auf die sogenannte Frauenfrage
gegeben zu haben, — freilich nur, sofern sie eine Frage des verschiedenen seeli-
chen Lebens und nicht eine Frage der sozialen und wirtschaftlichen Gestaltung
ist. Es handelte sich also darin nicht um eins unter den gesellschaftlichen Massen-
phänomenen, sondern um das Einzelindividuum und die möglichen Formen und
Zwecke seines Daseins. Zu diesem Ziel ist der Weg steiler als zu dem anderen,
niedriger gelegenen, historisch-politischen; er führt durch beinahe alle psychologi-
schen und philosophischen Probleme der Welt und des Menschen. So kommt
es, daß man in dem Buch psychologische und logische Analysen auch scheinbar
ferner liegender Dinge findet, wie des Unsterblichkeitsbedürfnisses, der Erotik
(insbesondere in ihrer Form als Madonnenanbetung), des Judenthums und
der Genialität; und auch Probleme wie Urtheil, Begriff, Gegenstand der Er-
kenntniß in ihrem Zusammenhang mit den obersten Grundsätzen des Denkens
und dem Begriff der Wahrheit, wie die Theorie des Werthes, des Schönen, des
Komischen, das Verhältniß der Kunst zur Natur, des Künstlers zum Philosophen,
Phänomene wie der Irtsinnige, der Religionstifter, der Verbrecher, der große
Imperator und Politiker, die Beziehungen der Moral zur Einsamkeit, die
Psychologie der kantischen Ethik, das eigentliche Wesen von Individualismus
und Altruismus, die Möglichkeit einer präzisen Fassung der christlichen Begriffe
der Erbsünde und des ewigen Lebens mußten mehr oder weniger eingehend be-
handelt werden. Dennoch meine ich, was mir als Aufgabe vorschwebte, geleistet
zu haben: eine völlig phrasenreine, bis zum letzten Ende menschlichen Wissens
geführte Erforschung des Wesens der Frau und die Hebung der Streitfrage über
die Emanzipation auf ein Niveau, auf dem die bisherigen Erörterungen sich nicht
bewegt haben. Unter die Antifeministen eingereicht zu werden, scheue ich nicht;
denn ich habe dem weiblichen Einfluß im heutigen Kultur- und Geistesleben überall
nachzuforschen und ihn zu bekämpfen gesucht. Aber mir liegt daran, hier aus-
drücklich zu betonen, daß ich trotz der Statuirung der größtmöglichen Ungleichheit,
die im Bereich des Denkbaren überhaupt zu erreichen ist, dennoch vom ethischen
Standpunkt nur die völlige Gleichstellung für gerechtfertigt halte.

Wien.

Dr. Otto Weininger.

Flagellanten. Ein Epos. Leipzig, Verlag von Paul List.

Das Epos, neben dem Drama, allem Naturalismus zum Trotz, die voll-
endetste Kunstform der Dichtung und ohne Zweifel die ursprünglichste des Deutschen,
ist mehr und mehr in Verruf gekommen. Im Hasten und Jagen des Tages
muß ja dem modernen Menschen auch der Literaturgenuß so glatt und bequem
wie möglich gemacht werden. Vom romantischen Postwagen zum D-Zug, von
der gemüthlichen langen Pfeife zur Cigarette, vom Epos zur Novелlette! Das
ist der Lauf der Welt. Wie kann man sich noch durch lange Romane durch-
arbeiten, — falls es nicht hochrealistische oder Moderomane sind à la Jörn Uhl,

nach dessen Bekanntheit man sich gesellschaftlich erkundigt, wie man früher fragte: Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehn? Wie kann man noch Epen von vier Centimeter Dicke, à la Jordans Nibelungen, bewältigen oder sich gar noch mit Versen abmühen! Tompi passati. Wehe dem thörichten Dichter, der so geschmacklos ist, dem deutschen Volk von Dichtern und Denkern mit einer tiefer angelegten Vers-Erzählung zu kommen: er wird entweder überhaupt totgeschwiegen oder als ein Nachahmer des „großen“ Julius Wolff betrachtet. Wird er aber wirklich — wie es mir hier und da schon gelungen ist — von der Kritik anerkannt: wo bleibt sein und des Verlegers wirklicher Lohn für alle Mühe! . . . So sollte jeder Ependichter denken und schleunig vom mühsamen Verseschmieben zu leichterem Handarbeit übergehen, die mehr rentirt. Aber es giebt eben noch unpraktische Menschen, die ihrer alten Liebe nicht untreu werden können. Zu ihnen gehört leider auch der Verfasser der „Flagellanten“, der aber in einem Punkt diesmal praktischer sein und seine Dichterwaare hier selbst anzeigen möchte. Die Handlung stellt das uralte, ewig neue Thema von Schuld und Sühne, von Sinnenslust und wahrer Liebe an zwei ungleich gearteten Brüdern dar, hat die große Zeit der Hanfa zum Hintergrund und spielt in einem Jahr, das wohl als Höhepunkt des deutschen Mittelalters gelten kann, — jener kraftstrotzenden Zeit voll wüster Roheit und tiefer Innigkeit, voll jauchzender Weltfreude und starrer Weltentjagung, voll Himmelssehnsucht und glühender Fleischeslust, die alle Bande sprengt.

Fritz Löwe.



Parcival. Die frühen Gärten. Gedichte. S. Fischer Verlag, Berlin.

Meleager und Atalanta:

Und so bei Tag und Nacht durch Moor und Steppen,
Durch Wälder, die von finstern Schreden tief,
Riß das Gespann, das zitternd schnob und scheute,
Ihn und vom Haupt der grauvollen Beute
Stets hinter ihm die schmale Blutspur lief —
Wie jetzt empor die glatten Marmortreppen:

Durch stummer Diener Reihen, kühle Flure
Zur Herrin Purpurbett und Schlafgemache,
Wo ihn zum letzten Mal zu stehen zwang
Und steinern hielt sibyllischer Gesang
Und leises Zauberwort der großen Hure . . .
Da, wie am Boden wuchs die schwarze Lache,

Schwand ihm der Laumel von erhitzten Dästen.
Aus schwülem Leuchten der entblößten Hästen
Und heißen Fleisches gräßlichem Betrug
Stieg ihm zum Herzen namenloses Grauen
Und er erkannte — ohne es zu schauen —
Des Vaters Haupt, das er in Händen trug.

R. G. Bollmoeller.



Katharina, Gräfin von Armagnac, und ihre beiden Liebhaber.
Schauspiel in drei Akten. S. Fischer Verlag, Berlin.

Dritter Akt, zweite Scene:

Katharina: Verweilt noch, Tristan! Fühlt, wie dieser Abend,
Mit aller Süße derer, die vergangen,
Und aller künftig möglichen uns labend,
Uns Beide täuscht . .

Tristan: Nun seh' ich, wie vor langen
Sternnächten schon mein Schicksal offen lag.

Katharina: Ich fühle, wie ich gut und milder werde.

Tristan: An einem gelben Sommernachmittag
Kam ich mit staubigem Helm und müdem Pferde

Dem Ziele nah und sah herab vom Berge
Montmartre nach der großen Stadt Paris.
Der Heimath ferne, meines Sterns gewiß
Gab ich die letzten Heller einem Zwerge,

Der da am Weg mit andern Bettlern kroch.
Dann ritt ich langsam nieder von dem Hügel;
Da läuft der Zwerg mir nach — ich seh' ihn noch —
Bis zum Sankt Martinsthor, hält sich am Bügel

Und flüstert: Hört, Chevalier, jener Rahme,
Der bei mir saß und aus Gesichtern rät,
Blies mir ins Ohr, als er Euch kaum erspäht:
,Der stirbt durch Liebe einer großen Dame'.

Das war am Martinsthor. Ich ließ den Schimmel
Am Brunnen saufen. Ueber allen Häusern
Hing — ein Juwel von Gold und Blau — der Himmel.
Durch stille Straßen kam ich von der äußern

Umwallung bis zum Fluß, und wie im Märchen
In Traum versenkt, sah ich nicht Weg noch Leute
Noch Brücken, Wagen, Volk, geschmückte Pärchen —
Da weckte mich unirdisches Geläute

Vor Notre-Dame. An einen von den Ringen
Band ich den Gaul und trat ins heilige Dämmern.
Dann hört' ich plötzlich alle Engel singen,
Denn ich sah Euch

R. G. Bollmoeller.



Der Wurm im Ruhrrevier.

Frühlingsturm im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. In dichten Schaaren ziehen die Bergleute durch die Straßen; aber nicht zur gewohnten Arbeitstätte trägt sie nun der hastige Schritt. Die Förderkörbe bleiben unbenutzt, denn heute ist Feiertag. Nicht ein von Staat oder Kirche vorgeschriebener: nach freiem Entschluß hat das Proletariat den Arbeitmittel abgethan. Die Ubertausende, die Klopfsenden Herzens in festlich ernstern Versammlungen den Rednern lauschen, fühlen, daß der gewählte Weg entweder in noch tiefere Knechtschaft oder in die Freiheit führen muß. Aus kleinen Anfängen war die Strikebewegung ins Ungeheure gewachsen. Am zweiten Mai hatten die ersten Untertagarbeiter die „Broden“ hingeworfen und schon acht Tage danach zählte das Heer der Strikenden hunderttausend Mann. Hier und da wurden Arbeitwillige herangezogen. An der Grube „Molte“ bei Gelsenkirchen kam es zu blutigen Zusammenstößen. Die Regierung wurde nervös, auf beiden Seiten häuften sich der Zündstoff und es fehlte nicht an ungeschickten oder verbrecherischen Händen, die einen unabehrbaren Brand entfachen konnten. Jede Nacht brachte den Behörden neue Sorge, jeder Tag den Arbeitern neuen Harm. Der Philister träumte im Angstschweiß von der sozialen Revolution und rief erwachend nach dem Belagerungszustand. Da, plötzlich, wurde es still. Der junge Kaiser, der ein Jahr erst auf dem Thron seiner Väter saß, hatte sich bereit erklärt, eine Deputation der Bergarbeiter zu empfangen. Ludwig Schröder, Friedrich Bunte, August Siegel stiegen am vierzehnten Mai, im Festkleid der Bergleute, unsichere Hoffnung im Herzen, die Treppe zum Audienzsaal des Alten Schlosses hinan. Sie harren. Aus der Thüre tritt der Kaiser im Waffenrock der Gardes du Corps, den Adlerhelm auf dem Kopf; er stützt die Hand auf den schweren Pallast und betrachtet die Drei. Ludwig Schröder spricht: „Wir fordern die achtstündige Schicht. Auf die Lohnerhöhung legen wir nicht das Hauptgewicht. Die Arbeitgeber sollten mit uns unterhandeln. Wir sind nicht starcköpfig. Euer Majestät brauchen nur ein Wort zu sprechen: dann wird sich sofort die Stimmung der Unternehmer ändern und manche Thräne getrocknet werden.“ Der Kaiser antwortet. Was seine scharfe Kommandostimme spricht, tönt den Arbeitern nicht gerade wie Musik in die Ohren; schon klingt leise die Tonart an, die später in Vielesfeld vernehmlicher wurde. „Ihr habt Euch ins Unrecht gesetzt. Die Bewegung ist ungesetzlich, weil die vierzehntägige Kündigungsfrist nicht eingehalten ist, nach deren Ablauf die Arbeiter gesetzlich berechtigt sein würden, die Arbeit einzustellen. Ihr seid also kontraktbrüchig. Ferner sind Arbeiter, die nicht striken wollten, mit Gewalt oder durch Drohungen verhindert worden, ihre Arbeit fortzusetzen. Was Eure Forderungen betrifft, so werde ich sie durch meine Regierung genau prüfen. Sollten aber Ausschreitungen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung vorkommen, sollte sich der Zusammenhang der Bewegung mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so würde ich nicht im Stande sein, Eure Wünsche mit meinem königlichen Wohlwollen zu erwägen, denn für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind. Merke ich daher, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen und zu ungesetzlichem Widerstand ansetzen, so würde ich mit unnachsichtiger Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht

— und sie ist groß — zur Anwendung bringen.“ Nach der Freisinnigen Zeitung hatte der Kaiser zum Schluß noch gesagt: beim geringsten Widerstand gegen die Behörden lasse er Alles über den Haufen schießen; verhielten die Bergleute sich aber ruhig, so könnten sie seines Schutzes sicher sein. Bald stehen die drei Kaiserdeputirten wieder auf dem Schloßplatz und blicken einander an. Hatten sie Besseres erhofft? . . . Aber sie haben nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Man holt sie in den Reichstag; dort, in dem prunklosen alten Bau, wird, unter Assistenz zweier freisinnigen Abgeordneten, mit dem Nationalliberalen Hammacher, dem Vertreter der Bergwerke, lange verhandelt und schließlich ein zehn Paragraphen umfassendes Protokoll aufgenommen.

Inzwischen wächst die Strikebewegung weiter. Beim Fürsten Pleß und auf den fiskalischen Gruben in Schlesien legen 18000 Mann die Arbeit nieder; auch im Saargebiet gährt es. Am sechzehnten Mai empfängt der Kaiser eine Deputation der Grubenbesitzer. Diesmal ist sein Ton milder. „Ich möchte Sie bitten,“ sagt er, „dafür zu sorgen, daß den Arbeitern Gelegenheit gegeben werde, ihre Wünsche zu formuliren, und sich vor allen Dingen immer vor Augen zu halten, daß die Gesellschaften, die einen großen Theil meiner Unterthanen beschäftigten und bei sich arbeiten lassen, auch die Pflicht dem Staat und den betheiligten Gemeinden gegenüber haben, für das Wohl ihrer Arbeiter nach besten Kräften zu sorgen und zu verhüten, daß die Bevölkerung einer ganzen Provinz wieder in solche Schwierigkeit verwickelt werde. Es ist ja menschlich natürlich, daß Jedermann versucht, sich einen möglichst günstigen Lebensunterhalt zu erwirken. Die Arbeiter lesen Zeitungen und wissen, wie das Verhältnis des Lohnes zum Gewinn der Gesellschaften ist. Daß sie mehr oder weniger daran ihren Theil haben wollen, ist erklärlich.“ Am siebenzehnten Mai wird die Einigung erreicht, am einundzwanzigsten fahren die Bergleute wieder in die Gruben und am selben Tage brechen die Unternehmer ihr Wort: ein Führer der Strike wird gemauthet. In der Nacht vor dem siebenundzwanzigsten Mai, wo der Strike wieder beginnen soll, wird das Strikekomitee wegen Vergehens gegen das Vereinsgesetz verhaftet. Die Masse ist führerlos, der neue Strike vereitelt.

Das geschah 1889. Die Spekulation tollte durch das ganze Reich. Fette Jahre kamen und im Genuß hoher Bühne vergaßen die Bergarbeiter ihren alten Groll. Jetzt sehen wir wieder gefährliche Wetterzeichen. Seit Monaten strömen die Bergknappen den Verbänden zu. Jeder Sonntag bringt erregte Versammlungen und die Führer müssen ihren ganzen Einfluß aufbieten, um einen Strike zu verhindern. Noch immer, vierzehn Jahre nach der Mahnrede, die der Kaiser den Arbeitgebern hielt, müssen die Arbeiter für die damals aufgestellten Forderungen kämpfen. Die Dividenden der Bergbaugesellschaften sind beständig gestiegen und selbst heute, in der Zeit des Niederganges, noch hoch genug. Hibernia: 10, Harpener: 10, Konsolidation: 27, Schalker: 30, Arenberg: 35, Nordstern und Schweiler: 16, König Wilhelm: 17, Kölnischer Bergwerksverein: 25 Prozent. Und der Aufsichtsrath wird nicht minder reichlich als die Aktionäre bedacht. Hibernia zahlte pro Kopf 19310 Mark und die anderen Gruben nicht viel weniger. Im „Vorwärts“ wurde im Herbst 1901 ausgerechnet, einzelne begnadete Herren hätten aus ihren Aufsichtsrathsstellen 200000 bis 600000 Mark im Jahr bezogen. Und der Arbeitslohn? Das Gesamteinkommen sämtlicher preußischen

Bergarbeiter hat sich von 1895 bis 1901 von 281 auf 519 Millionen Mark gehoben; in der selben Zeit aber ist die Belegschaft von 331500 auf 482566 Mann gewachsen. Wer nur auf Ziffern sieht, kann sich freilich damit trösten, daß der Durchschnittslohn 1895 nur 848, 1900 aber 1138 Mark betrug. Doch 1901 war er schon wieder auf 1076 Mark zurückgegangen und ist seitdem noch weiter gesunken. Das Organ des Gewerkevereins christlicher Bergarbeiter, „Der Bergknappe“ — ich citire absichtlich ein nicht sozialdemokratisches Organ —, hat festgestellt, in den letzten dreißig Monaten sei der Durchschnittsverdienst pro Mann und Schicht um rund 90 Prozent vermindert worden; wegen der vielen Feiertage habe im vorigen Frühjahr mancher Bergmann 25 bis 40 Mark weniger als sonst im Monat heimgebracht. So haben die Grubenbesitzer den Rath des Kaisers befolgt; sollten auch sie nur so lange loyal sein, wie es nie nichts kostet? Und während die von ihnen inspirirten Börsenblätter, im Interesse der spekulirenden Aufsichtsräthe, die Aktien als billig anpreisen, singen die Herren selbst den Arbeitern Klagelieder und jammern über die theuren Ersetzungskosten, trotzdem alle Materialien im Preis gesunken sind, — nur eben nicht die Kohle, die durch Betriebseinschränkungen und Feiertagen vor jedem Preissturz gerade jetzt ängstlich bewahrt wird.

Aber auch die preussische Regierung hat nicht auf die Mahnung des König gehört. Die Behörde kann ja das Lohnverhältniß heute nicht unmittelbar regeln, aber sie konnte und mußte die fiskalischen Gruben zu Musterbetrieben machen und über die Lohngestaltung im Bergbau öffentlich klare Auskunft geben. Die Lohnstatistik ist noch immer ganz unzulänglich. Fast nie ist klar zu erkennen, ob — wie in den meisten Fällen — das erhöhte Einkommen nicht Folge einer gesteigerten Arbeitsleistung ist, und ganz unkontrollirbar bleibt die Dauer der Schichten, die zwischen acht und zwölf Stunden schwanken soll. Mit Recht sagt Richard Calwer in seinem Buch „Das Wirtschaftsjahr 1902“ (Fischer's Verlag in Jena): „Wenn der Effekt einer amtlichen Statistik der ist, daß sie den Sachverhalt und Thatsbestand geradezu irrig darstellt, so ist es nothwendig, auf eine Besserung der Aufnahme hinzuwirken.“ Calwer erinnert an die alte Klage der Bergleute über diese Statistik und an die Kritik, die Viktor Böhmert 1889 an der unbrauchbaren Methode übte. Alles umsonst. Die Behörden haben keine Lust zu Aenderungen. Die Grubenbesitzer aber haben die Zeit der Krisis — die ihre Einnahmen nicht merklich geschmälert hat — schlau benutzt und die Arbeiter mußten knirschend ins Joch kriechen. Doch Calwer sagte voraus: „Daß die in der Krisis durchgeführten Veränderungen der Arbeitsbedingungen, so weit sie den Arbeitern zum Nachtheil gereichten, bei einer günstigen Wendung der Konjunktur Differenzen herbeizuführen geeignet sind, hat die Vergangenheit bewiesen.“

Auch der Erscheinung, die jetzt die Gemüther so tief erbittert, ist die Regierung nicht mit der nöthigen Energie entgegengetreten: der Wurmkrankheit. Ungarische Arbeiter, die als Lohnrücker herbeigeholt wurden, haben die Krankheit ins Rheinland eingeschleppt. Sie wurde zuerst kaum beachtet, erzwang sich allmählich aber Aufmerksamkeit. Schon 1897 veröffentlichte Dr. Venhold eine Studie über den Gesundheitszustand der Bergarbeiter im Ruhrrevier; als er im September 1902 aber in einer Sitzung rieth, die Gruben mit Kalkmilch zu desinfiziren, betonten manche Arbeitgeber die Kosten solcher Maßregel. Der Arzt

blieb tapfer auf seinem Standpunkt, konnte aber kein durchgreifendes Verfahren erreichen und im März dieses Jahres hatte die Wurmkrankheit bereits zwanzigtausend Bergarbeiter gepackt. Da, endlich, schien sich die Behörde aufzuraffen: am vierten April 1903 begann im preussischen Handelsministerium eine Konferenz, deren Vorbereitung, Verlauf und Folgen ungemein bezeichnend für unsere amtliche Sozialpolitik sind. Die Arbeitgeberverbände waren durch ihre Vertrauensmänner vertreten, die Organisationen der Bergarbeiter aber von vorn herein ausgeschlossen und nur ein paar Knappschaftskräfte zur Vertretung der Arbeiterinteressen herangezogen. Was in der hochumer Bergarbeiterzeitung über den schlechten Zustand mancher Grubenaborte gesagt worden war, wurde nun natürlich entkräftet bestritten. Zwei niedliche Episoden verdienen Erwähnung und brauchen keinen Kommentar. Ein Knappschaftsvertreter rieth, mit der nöthigen Devotion, die Sanitätsvorschriften auch in polnischer Sprache anschlagen zu lassen, damit die vielen polnischen Arbeiter sie lesen und befolgen könnten. Darauf Herr Möller, Excellenz, Handels- und Staatsminister in Preußen, anno 1903: „Auf solche Konzessionen können wir uns jetzt in Preußen nicht einlassen; eher werden die polnischen Arbeiter von der unterirdischen Grubenarbeit ausgeschlossen werden; darin (worin?) verstehen wir keinen Spaß mehr.“ Noch ein zweites Mal wagt ein Vertreter der Arbeiter eine Anregung; er meint, kürzere Arbeitszeit und reichlichere Ernährung könnten der Ausdehnung der Epidemie immerhin entgegenwirken. Darauf Herr Möller, Excellenz: „Wir Alle sind darin einig, daß wir die Wurmkrankheit mit allen Mitteln bekämpfen wollen. Ich glaube aber nicht, daß die weitausschauenden Mittel, die der Herr Vorredner angeführt hat, hier zu einer weiteren Erörterung geeignet sind, und bitte, von einer Besprechung der Ernährungsverhältnisse Abstand zu nehmen. Die Herren Aerzte werden zu geben, daß die Ernährung mit der Wurmkrankheit nichts zu schaffen hat“ . . . Und das Ergebnis dieser denkwürdigen Konferenz? Man wird die weitere Entwicklung der Seuche abwarten und inzwischen mit echt preussischem Bureaukrateneifer „alle einschlägigen Fragen studiren“. Wir haben 25 000 wurmkrankte Arbeiter; auf einer Seite wurden neulich von 745 Arbeitern 305 als der Krankheit verfallen erkannt. Und die königlich preussische Staatsregierung begnügt sich mit dem Streben, den kranken Bergleuten Almosen zu verschaffen. In der kölnischen Zeitung lasen wir eben einen Lobgesang auf die Sozialpolitik der Unternehmer. Heißt es etwa, sozialpolitisch handeln, wenn man wurmkrankte Arbeiter, bei denen die Abtreibungsversuche erfolglos blieben, auf die Straße setzt? Jetzt werden in der Presse neue „Maßregeln gegen die Wurmkrankheit“ verheißen; fraglich ist nur noch eine Kleinigkeit: wer die Kosten tragen soll.

Nur zu begreiflich ist aber, daß die Bergarbeiter auf die Hilfe des Fabrikbesizers und Ministers Möller nachgerade nicht mehr hoffen als auf die von den Bergbeamten zu spendende. Einzelne dieser Herren sitzen ja selbst im Aufsichtsrath der Bergwerksgesellschaften; Beispiele: die Herren Oberberggrath Harz und Bergassessor Eilmann in Dortmund, Herr Geheimrath Schulz in Bochum. Die Arbeiter erleben wieder einmal die Wahrheit des marxischen Wortes, das sie auf ihre eigene Klassenkraft verweist. Diese Kraft ist seit 1889 beträchtlich gewachsen und die Bourgeoisie sollte nicht vergessen, daß heute das Heer der Knappen im Ruhrrevier eine Viertelmillion wehrfähiger Männer umfaßt. Plutus.

Geheimrath und Kanzler.

„Gute Freunde eines portefeuilletüfternen Geheimrathes, der noch eine Zeit lang Geld machen will, ehe er seine schätzbare Kraft dem Staate widmet, verbreiten schon seit Monaten, daß, Bernhardt, wie sie im anmuthigen Roseton den Reichskanzler nennen, jedenfalls den Winter nicht mehr in Berlin erleben werde. Der ‚kommende Mann‘ verfügt über eine stattliche Anzahl von Bewunderern, die seinen Worten lauschen wie einer höheren Offenbarung. Auch wenn der Nachfolger des Grafen Bülow nur den Platzhalter für jenen Geheimrath darstellen soll, der, wenn er genug Finanzgeschäfte gemacht haben wird, sich der Leitung der Reichs- und Staatsgeschäfte widmen möchte, vermögen wir diesen Treiberen wenig Geschmac abzugewinnen.“

Vossische Zeitung vom zwölften August 1903.

Buhelos schritt der Geheimrath über den Samantheppich seines Arbeitszimmers. Der Regen prasselte an die Fensterscheiben, aber der Wanderer, auf dessen Stirn kalter Schweiß perlte, achtete jetzt nicht auf Wind und Wetter. Hastig durchmaß er den fürstlich ausgestatteten Raum und fuhr erst zusammen, als sein Arm bei einer schnellen Wendung die Kiste mit den Biermarkigarren von dem Intarsia-Tischchen gestoßen hatte. Tief schöpfe er nun Athem. Entlarvt!... So sein Schienen die Karten gemischt. Eine Zeit lang Finanzgeschäfte (nicht länger; ein anschlägiger Kopf verdient heutzutage im Handumdrehen seine Million); dann den Staat und das Reich. Schon hat er eine stattliche Anzahl von Bewunderern, schon ist auch für die Uebergangsepöche der Platzhalter gefunden und nichts Anderes mehr nöthig als Bernharths Sturz, — eine Kleinigkeit also, denn Bernhard ist arglosen Kindergemüthes und ahnt die Gefahr so wenig wie Duncans Kämmerling den drohend gezückten Dolch des Mörders. Und plötzlich dieser Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Der Geheimrath erbebt. Noch ist sein Name zwar nicht genannt; doch Jeder lieft ihn zwischen den Zeilen und morgen wird er in Aller Mund sein. Die Angstperlen rollen ihm über die bleiche Stirn. Ein Druck auf den Klingelknopf. Der Diener eilte herbei. „Ayala!“ Hatte der Kerl in seinem braunen Frack nicht gegrint? Sicher war die gräßliche Geschichte schon Domestikengespräch. Die dicke Melagrino flog in den Aschenbecher und erlosch zischend im Wasser. Undankbare Menschheit! Gerade von dieser Seite hätte er den Streich nicht erwartet. In Stadt und Land, glaubte er, würde das Bürgerthum jauchzen, wenn Einer der Ihren, ein Mann der Arbeit, der nicht am Grünen Tisch ergraut, nicht in der staubigen Bureaukratie zur Altkennmumie verknöchert ist, die allzu lange schon am Boden schleifenden Bügel d Staatswagens ergriffe. Liberal wollte er sein, aber auch konservativ, quieta non move und doch das Kulturwerk des Kruppanals, die höchste Aufgabe, die deutscher Politi je gestellt ward, mit eiserner Faust dem frechen Uebermuth der Funkefronde abstroße. Und nun! Er sank in den weichen Armstuhl vor dem Schreibtisch — einem Diplomatenisch! — und brütete Minuten lang vor sich hin. Wie Napoleon in Moskau. Wie ei schief liegender Kohlen Großhändler, den der englische Stallmeister schon als kleinen Mar

millionär behandelt. Diese Erinnerung an fremdes Leid erregte seine Laclust; aber das Lachen klang fast wie das Geföh'n eines waidwunden Thieres, das, nach der Verletzung des Gescheides, nur noch mit den Hinterläufen zuckt. Nervös krallten die Finger sich in das Zeitungsblatt, das den Uriasbrief gebracht hatte. Wo sind heute die guten Freunde, wo ist in dieser schweren Stunde die stattliche Anzahl von Bewunderern? Wer weiß, ob man ihn auf der Börse morgen nicht zu tippen magt! Der ist's, werden die aus Fischel's, Heringsdorf und dem Gelobten Westerland Heimgekehrten zischeln, der, wenn er genug Finanzgeschäfte gemacht haben wird . . . Er konnte die Entfesselung des Terminhandels versprechen, überhaupt ein Handel und Wandel endlich wieder wohlgefälliges Regime. Schließlich hatte er ja noch mehr als ein Eisen im Feuer. Das Kästermaul seines verkommenen Bruders gestopft zu sehen, der ein Schandblatt herausgab und für ein ordentliches Stück Geld stramm gouvernemental werden würde, wäre manchem Mächtigen gewiß nicht unwillkommen. Und das Bisch'sche Diplomatie, Excellenzhofuspokus und Parlamentsmesserchluderei lernt ein Mann spielend, der in einem knappen Fährchen Finanzgeschäfte genug gemacht hat, um übermorgen Kanzler werden zu können. Welche Thorheit, sich so schnell einschüchtern zu lassen! *À la guerre comme à la guerre.* Daß Bernhard den Winter gern noch in Berlin verleben, dreimal zu deutschem Selt und Museumsbildern laden und nicht mit Pension und Domherrngehalt in Venedig herumlungern möchte, kann man ihm am Ende nicht verdenken. Er schießt eben zurück, um sich seiner Haut zu wehren. Aber unser Köcher ist noch lange nicht leer. . . Das zweite Glas schmeckt besser. Wer sich nicht selbst aufgibt, ist nicht verloren. Und wer den heroischen Entschluß gefaßt hat, dem Wohl des Reiches sein Leben und seine Finanzgeschäfte zu opfern, Gehalt, Lantieme, Aufsichtsrathsstellungen und Privatpekulation: Der wird nicht über einen Papiersegen stolpern. *Excelsior, Excellenz!* Der Geheimrath wischte den letzten Schweiß von der Stirn, warf einen Blick in den mit einem Riesenopal geschmückten Nokolohandspiegel und ging dann, beinahe völlig beruhigt, an das Werk, neue Treibeereien zu erfinden. Und bald legte sich um seine dünnen Lippen das lauernde Lächeln, das diesen Fürsten der Finanz seit Monaten zum Räthsel der ganzen berliner Gesellschaft machte. Er knöpfte den mit schwerem Nips gefütterten Kammgarnrock auf, zog aus der Westentasche einen winzigen goldenen Schlüssel, schob einen Gobelin weg, öffnete geräuschlos die Tapetenthür, die dahinter sichtbar wurde, horchte mit verhaltenem Athem einen Augenblick hinaus und schlüpfte dann über die Hintertreppe ins Freie. Niemand ahnt, daß der Herr nicht zu Hause ist. Rasch, um nicht aufzufallen, eine Drofsche zweiter Klasse. Zum Platzhalter. Sicher harren dort einige Getreue der höheren Offenbarung. . . Von der nahen Kirche her schlug die Thurmuhr Mitternacht.

Um die selbe Stunde, da der Geheimrath mit den finsternen Mächten rang, drückte in der Wilhelmstraße ein Leidender das silbern glänzende Haupt in die Kissen des Ruhebettes. Schon auf der Seefahrt nach Bremen hatten sich, wie am Wahltage, gastrische Zustände eingestellt und es war dem Kanzler schwer geworden, den halbständigen Kronrath, in dem über das Zukunftschicksal einer preußischen Provinz und über die nächsten Aufgaben deutscher Politik die Entscheidung fiel, sehnhaft zu überdauern. Und nun ward ihm, nach solcher Anstrengung, noch immer nicht Rast gegönnt. Tiefe Schatten umlagerten das sonst so gebieterisch, so siegesgewiß leuchtende Auge und das Zaubrerlächeln, dem kein böser Wille je widerstand, schien von der müden Lippe geflohen. Die abgekehrte Hand kraute den Kopf Mohrchens, des

treuen Pudels, der auf seiner gestickten Decke mitleidig mit dem Schwanz webelt. Liegend hatte der große Staatsmann den wichtigen Vortrag des Wirklichen Geheimen gehört und jedesmal, mit der gewinnenden Höflichkeit, die nur wahrer Herzensthat verleihet, Entschuldigung erbeten, wenn er für kurze Minuten das Zimmer verlassen mußte. Jetzt überkam er — wie oft schon! — den Inhalt des Vernommenen. Es sei höchste Zeit gewesen, die Preßmeute loszukoppeln. Denn man dürfe sich über die Wählerarbeit des geheimrätlichen Strebers keiner Täuschung hingeben; er ist jährlich, gerade weil er stets das Lob des Kanzlers singt, überall erklärt, ein besserer Mann sei mit der Lupe selbst nicht zu finden, und Jedem tabelt, der leichtfertig genug ist, den Grafen anzugreifen. Das sind die Schlimmsten. Das sind die Leute, die sich erfreuen, Euer Excellenz im Kreis ihrer Intimen schlantweg „Bernhard“ zu nennen. Vor solchen ersten Aufgaben aber bewähre sich die Wachsamkeit des Aushärtigen Amtes auch in der Hundstagszeit, wenn die verehrten Chefs der Kunst pflegen und ein schlichter Mühlberg die Last der Reichsgeschäfte trägt. Der Plan des ganzen Minenkrieges ist, nebst den Namen der angeworbenen Generalstabsoffiziere, in unseren Händen, wir kennen die Zufuhr- und Abfuhrhandl- und . . . (Der hohe Chef kam nach einer kleiner Pause, blaß, aber sichtlich erleichtert, zurück) und mit Gottes Hilfe und dem Aufgebot aller Kräfte werde es gelingen, den türkischen Angriff abzuschlagen. Vielleicht, hgtte der Kranke gehauht; doch das Vermögen eines Geheimrathes, der noch eine Zeit lang Geld machen will und bereits einen Platzhalter gefunden hat, sei nicht zu unterschätzen. Einsam lag er nun sinnend; auch Mohrröden schien die Gefahr zu wittern, denn es spitze die Ohren, bellte heiser und froch zitternd in sein Röhrchen zurück. Einsam; von allen stärkenden Cellaten gemieden. Das ewige Los des Genies. Da hat man nun, als ein wahrhaft moderner Mensch, einem ganzen Volk neuen Lebensinhalt gegeben, mit einer unerschöpflichen Fülle fruchtbarer Gedanken das Land gebüngt, eben erst am Nordseestrand eine echt bismärckische Rede gehalten, den kölnen Dom das herrlichste Gotteshaus der Welt genannt und sich eine Gardinenpredigt mit dem Grundtext Sankt Peter und San Marlo zugezogen, — und findet dafür solchen Lohn. Die mühsam eroberte Position von allen Seiten unterminirt. Der nächste Erbe, der Platzhalter, am Ende schon im Haus oder nur ein paar Schritte weit. Was war dagegen alle Gefahr, die von den Mantaußel, Arnim, Waldersee, Boetticher, von Augusta selbst dem früheren Bewohner dieser Räume drohte und deren Ueberwindung ihm allzu lauten Ruhm eintrug? Ein Geheimrath, der, wenn er genug Finanzgeschäfte gemacht haben wird. . . „Unser alter Familienspruch: ‚Der ist nicht flugs ein Edelmann, der geboren ist aus großem Stamm oder der Geld und Reichthum hat und thut doch keine reblige That. Die Tugend und die Höflichkeit adelt den Menschen allezeit. Ist Solches eine reblige That? Ein neuer Miquel! Willst Du denn ewig leben? Habe ich dazu Anseh'n an die Getreuen von Lebbin gesucht, freundlich in Hyänenaugen mit Irisflecken geblickt, den somper Augustus Stein zu Diners im engsten Cirkel geladen, Levysohn Beileid telegraphirt, daß mir ein Händler und Wandler nun durch meine künstlichsten Wirbel töble? Bin ich ganz verlassen und schuzlos dem Ansturm preisgegeben? Nein! (Kraftvoll griff die Hand nach der Zeitung, die Unheil und Hilfe zugleich gebracht hatte.) Noch nicht ganz. Nur ein dünnes Blatt. Doch klarer als je erkenne ich jetzt, was ein Stück Papier unter Umständen werth sein kann“ (Fortsetzung folgt).



Berlin, den 29. August 1903.

Die Große Therese.

Wölf Tage lang ist vor dem pariser Schwurgericht in Sachen wider Friedrich Humbert, seine Ehefrau Therese, seine Schwäger Emil und Romain Daurignac verhandelt worden. Wir haben nicht viel davon gehört. Die Prozeßberichte waren zu kurz, die Feuilletons zu sehr von eiler Sucht gefärbt, sich allen an der Hauptverhandlung Mitwirkenden überlegen zu zeigen, als daß ein klares, vor nüchterner Nachprüfung bestehendes Urtheil möglich wäre. Das ist kein Nationalunglück; statt uns, nach der Art kleiner Hinterhäuser, über die Skandalgeschichten der Nachbarschaft zu ereifern, sollten wir von der eigenen Thür den gehäuften Unrath wegkehren. Ob Therese Daurignac im Ehebett geboren oder ein „natürliches“ Kind ist, ob ihr Schwiegervater, der frühere Justizminister Humbert, ein Gauner war und ob der jetzige Justizminister, Herr Vallé, von dem Wucherer Cattani an einer goldenen Kette gehalten wird: das Alles braucht uns nicht zu bekümmern. Wir haben nur zu fragen, was wir aus der tausendmal beschnüffelten und beschwasteten Geschichte lernen können. Der Thatbestand ist einfach; er schien nur komplizirt, weil die Taktil der Hauptangellagten und ihres Verteidigers ihn in dichte Schleier zu hüllen suchte. Zwanzig Jahre lang hat das Ehepaar Humbert mit seiner Tochter Eva und den Geschwistern der Frau, Emil, Romain, Marie Daurignac, auf größtem Fuße gelebt. Ihre jährlichen Ausgaben betrugten ungefähr vierhunderttausend Francs. Sie waren im Élysée willkommene Gäste, der Präsident der Republik kam mit seiner Frau zu ihnen, Minister, Generale, Künstler, Gelehrte, Parlamentarier, Würdenträger aller Grade drängten sich an ihren Tisch, und wo Tout-Paris Feste feierte, war Frau

Therese Humbert im dichtesten Haufen zu finden. Sie ließ die berühmtesten Welschneiderfirmen, Worth, Paquin, Doucet, für sich arbeiten, trug die theuersten Pelze, kaufte Landgüter, Weinberge, umworbene Bilder, Bibeln, Poterien und galt als eine der reichsten Frauen der üppigen Lutetia. Dabei verbarg sie den Freunden nicht, daß sie oft in Geldverlegenheit war. So geht Einem, wenn man allzu gewissenhaft ist. Ein Erbschaftsprozess um hundert Millionen. Die Prozeßgegner, zwei angelsächsische Brüder Crawford, sind echte Gentlemen, verkehren intim mit den Humberts und schlagen einen durchaus annehmbaren Vergleich vor. Aber sie verbinden damit Heirathpläne, für die Eva zu jung ist und gegen die Maries Mädchenempfinden sich lange sträubt. Schließlich mag man ja auch nichts geschenkt nehmen. Der Verständige und Anständige ist, dem Recht seinen Lauf zu lassen. Wenn das Tempo dieses Laufes nur nicht gar so langsam wäre! Seit Jahrzehnten schleppt die Sache sich durch die Gerichtsinstanzen und noch ist kein Ende abzusehen. Therese muß den Prozeß gewinnen, hat ihn eigentlich schon gewonnen. Der beste Beweis dafür ist, daß die hundert Millionen in ihrer Geldschrank liegen. Doch sie sind ihr noch nicht in letzter Instanz zugesprochen; und das Vermögen vorher anzugreifen, würde eine Dame von so strenger Rechtlichkeit Frevel dünken. Lieber entleiht sie einstweilen das zum Leben nöthige Geld. *Dantur opes nulli nunc nisi divitibus*, sagt Martial; und sein nunc reicht bis in unsere Tage. Warum soll man den Humberts nicht borgen? Das Geld ist da. Jeder kann sehen: gute Staatsrentenbriefe ruhen in Thereses Eispinn. Die ersten Anwälte Frankreichs vertreten die Prozeßparteien und bestätigen, daß die Sache für die Crawfords schlecht steht und im schlimmsten — kaum denkbaren Fall — der Familie Humbert ein fetter Vergleich sicher ist. Die beste Gesellschaft von Paris verkehrt bei den Leuten, ihr politischer und gesellschaftlicher Einfluß wirkt weithin, sie sind im größten Maße wohlthätig, haben, um dem kleinen Mann durchs schwere Leben zu helfen, die Rente Viagère, das von jeder Gewinnabsicht freie Leibrenteninstitut geschaffen und kein Verdacht wagt sich auf ihre reine Höhe. Auch war Frankreichs Vater Justizminister und als das Muster eines sauberen, der Pflicht getreuen Staatsdieners bekannt. Wer trotzdem noch zaubert, wird durch Thereses Reden gereizt, durch Thereses Binsangebote bezwungen. Die knechtet und fellscht nicht erst lange: jeder Prozentsatz wird dem Darleher bewilligt. Die Schuldscheine werden so ausgestellt, daß der Gläubiger noch auf seine Kosten kommt, selbst wenn er einen Theil des vorgestreckten Geldes in den Rauchfang schreiben muß. Kleine und große Wucherer langen nach

der profitlichen Ehre, mit Madame Humbert Geschäfte machen zu dürfen. So werden in zwei Jahrzehnten nach und nach ungefähr fünfzig Millionen zusammengeborgt; dringt Einer auf Rückzahlung des Geliehenen, dann ist schnell immer ein Anderer bereit, das Loch zu stopfen. Die Entscheidung, der Triumph der guten Sache naht ja. Die Crawfords sind schon recht mürr; und wenn Marietchen, das gute Kind, sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, die Frau des Kammerpräsidenten Deschanel zu werden, der sie allerdings auch zärtlich umwirbt . . . Spät erst erwacht das Mißtrauen. Herr Waldeck-Roussseau, damals noch der Kempner von Paris, der juristische Berather der stärksten Kapitalisten, nennt die Sache Crawford contra Humbert in einem Plaidoyer den größten Schwindel des Jahrhunderts. Der geistreiche Antisemit Drumont eröffnet in seiner Libre Parole einen Feldzug gegen Theresie und ihre Sippchaft. Und endlich setzt der levantinische Wucherer Cattani, den der jetzige Justizminister Vallé vertritt, einen Gerichtsbeschuß durch, wonach der Geldschrank von Amtes wegen zu öffnen und der Inhalt zu prüfen ist. Der Schrank ist leer. Sämmtliche Humberts und Danrignacs sind am Abend vor der Ausführung des Gerichtsbeschlusses entflohen. Nach Monaten werden sie in Madrid gefaßt und ins pariser Untersuchungsgefängniß eingeliefert. Während der langwierigen Voruntersuchung schweigt Theresie, die längst als der allein leitende Kopf, der Nenner vor den Nullen erkannt ist, hartnäckig und erwidert auf alle Fragen des Richters nur, erst vor den Geschworenen werde sie sprechen. Dann aber so ausführlich und rückhaltlos offen, daß die Schaar ihrer Feinde vernichtet sein und sie, unter dem Jubel der Menge, als Siegerin aus dem Schwurgerichtssaal schreiten werde. Die Hauptverhandlung beginnt. Von allen Gläubigern hat nur einer, Cattani, sich dem Verfahren der Staatsanwaltschaft angeschlossen; die anderen — kein Wucherer hat gern mit den Gerichten zu thun — erklären im Verhör, daß sie keine Ansprüche an Frau Humbert haben, und einzelne geben ihr sogar Ehrenatteste. Auch die Leibrentner zeigen sich befriedigt und Theresie kann triumphirend fragen, wem sie, außer einem abgefeymten Hallunken, denn eigentlich klagbaren Schaden zugefügt habe. Sie ist sehr redselig, stellt sich, wie eine Henne vor die bedrohten Küchlein, als Schützerin vor die drei Jammermänner, nimmt alle Verantwortlichkeit auf sich, giebt sich, je nach dem Bedürfniß der Stunde, sentimental oder pazig, beschuldigt den Vorfigenden schändlicher Parteilichkeit, schmeichelt den Geschworenen, leugnet, entstellt, verdreht Alles, auch das unzweideutig Bewiesene, biegt allen heiklen Fragen gewandt aus, sucht unangenehme Ausagen mit Wortschwällen wegzuz-

schwemmen und verkündet immer wieder, hundertmal mit der selben Emphase: wenn der letzte Zeuge vernommen, das letzte Plaidoyer beendet sei, werde sie Alles sagen. Wo die Crawfords, wo die Millionen sind. Je dirai tout. Et tout sera payé. Dann werde man staunen. Ein Familiengeheimniß. Auch ihr geliebter Friedrich ahne nichts. Aber die Freisprechung sei sicher wie das Amen in der Kirche . . . Als es so weit ist, vernehmen die athemlos Aufhorchenden ein wirres Gefasel. Kindische Phrasen über das den allerehrlichsten Menschen Frankreichs angethane Unrecht. Ein endloses Geföhln über das Weh einer der Pflicht stets treuen Frau, die durch niederträchtige Zettelungen um ihre Habe gebracht und in den Straßentoth geschleift worden sei. Und schließlich, nach langem Zögern, der bluff: Crawford heiße Régnier und sei der Better des in der französischen Legendengeschichte berühmten Schuftes, der, in Bismarcks Auftrag, Bazaine in Metz zum Verrath lockte. Und weil die hundert Millionen aus so schmutziger Quelle kamen, habe sie, die zuverlässigste Patriotin, geschwiegen, geleugnet, die Thatfachen anders dargestellt, als sie sind. Maintenant je dirai tout. Et tout sera payé. Wo die hundert Millionen sind? Crawford-Régnier wird sie schon bringen. Ein sinnloses Märchen. Eine von den Geschichten, die der Franzose contes à dormir debout nennt. Starr sehen Richter, Geschworene, Zuschauer einander an. Das ist die große, lange verheißene Enthüllung? Ein Richern geht durch die Reihen. Doch Therese ist nicht zu beirren. „Sie werden uns freisprechen. Sie müssen. Ich werde heute nachts bei meiner Schwiegermutter schlafen. Die Qual ist beendet. Schnell, meine Herren Geschworenen! Wir haben volles Vertrauen zu Ihnen, denn Sie sind unabhängige und gewissenhafte Bürger. Schütteln Sie das Gewicht der ungeheuren Verantwortlichkeit ab, das seit zwölf Tagen auf Ihrem Herzen lastet!“ Schluß der Debatte. Zweihundertachtundfünfzig Schuldfragen werden verlesen. Die Jury zieht sich ins Berathungszimmer zurück. Nach sieben Stunden verkündet der Schwurgerichtspräsident: Fünf Jahre Zuchthaus für das Ehepaar Friedrich und Therese Humbert, zwei und drei Jahre Gefängniß für Emil und Romain Daurignac.

So ungefähr sieht das Skelett der Sache aus. Ungefähr; ich habe die Verhandlungstenogramme im Journal mit heißem Bemühen gelesen, trieb dieser unersprießlichen Arbeit Manches aber vielleicht nicht ganz genau widergegeben. Unerwähnt blieb, zum Beispiel, daß Friedrich Humbert Abgordneter war und im Palais-Bourbon, wie überall, den träumerischen Künstler, das weltfremde Kindergemüth mimte und daß der entscheidende Gerichtsbeschuß und die Flucht der ehrenwerthen Familie Folgen der R.

nonade waren, die Herr Walbec-Roussau in der Zeitung Le Matin gegen sie beginnen ließ. Hundert allerliebste Einzelheiten; deutsche Leser würden schon mit heiterem Staunen vernehmen, welche Summen Mama Theres jährlich für Hüte ausgab. Die lange genährte Hoffnung auf eine politische Senfation wurde getäuscht. Staatsanwaltschaft und Vertheidigung hatten sich von vorn herein geeinigt, das Aktenbündel nicht aufzuschüren, das die Bettelbriefe und Dankschreiben bekannter Politiker enthielt; und da auch die Geschworenen sich nicht neugierig zeigten, erfuhr man nichts von der schmierigen Schachermakei, die Jahrzehnte hindurch Ämter, Pfründen, Titel, Bändchen und Palmenabzeichen vergab. Kein Mensch kümmerte sich diesmal um den dossier secret, dessen Entseigelung anno Dreyfus so stürmisch begehrt worden war (natürlich: damals sollte der Große Generalstab, jetzt konnte die regierende Bourgeoisie bloßgestellt werden). Und doch stand an der Barre der selbe Vertheidiger, der in den Fällen Zola und Dreyfus so wundervoll gegen Geheimnißkrämerei und Vertuschung gewettert hatte: Herr Fernand Gustave Gaston Labori. Herr Henri Robert, der berühmteste Kriminalanwalt von Paris, hatte, als er die Akten kannte, das Mandat zurückgegeben; mit dieser Sache und dieser Hauptklientin schien ihm nichts zu machen. Herr Labori plagte kein Strupel; er, der in Deutschland mindestens acht Tage lang der populärste Mann gewesen war, in der Heimath aber alle einträgliche Praxis verloren hatte, brauchte einen Riesenprozeß, der seinen verehmten Namen säubern und wieder in der Leute Mund bringen konnte. Ist Dir, lieber Leser, nicht aufgefallen, wie kühl in der Presse der Mann nun behandelt ward, den Du vor vier Jahren als das größte forensische Genie rühmen hörtest? Das Räth'el ist leicht gelöst: Labori hat sich mit den Häusern Reinach und Dreyfus verzanft, in seiner Grande Revue unbrqueme Coulistengeheimnisse ausgeplaudert, Herrn Alfred Dreyfus vorgeworfen, daß er sich, statt für sein Recht zu kämpfen, begnadigen ließ, — kein Grund also mehr, für einen so unzuverlässigen Herrn sich heute noch zu erhitzen. Der Advo'at aber hat sich nicht verändert. Ein starkes Temperament, volksthümliche, von einer klingenden Stimme unterstützte Beredsamkeit, schlaufte Berechnung aller der Rabulistenkunst erreichbaren Wirkungen und eine cränerie, die Händel mit dem Gerichtshof sucht, nicht meidet. Ein großes Talent kleinen Stiles; und als Vertheidiger für den Angeklagten eine Lebensgefahr. In Versailles redete er Zola ins Verderben. In Rennes flehte die Familie Dreyfus ihn an, zu Gunsten seines Klienten auf das Plaidoyer zu verzichten. Als Anwalt der Humberts hatte er eine unbegreiflich thörichte Taktik gewählt. Die Jury, sagte er, müsse freisprechen, weil nicht unzweideutig

bewiesen sei, daß die Crawfords mit ihren Millionen nicht doch irgendwo leben. Ein tollkühner Witz, mit dem selbst das Gewissen wohlwollender Laien richter nicht zu tödern war. Und schließlich halber Frau Humbert gar noch bei ihrer blickdummen Enthüllung, bereitete den Fehlschlag mit Siegermüde rhetorisch vor und stellte sich, als ob er fest an die läppische Mär glaube. Dazu hätten Berryer, Lachaud und die anderen großen französischen Barreauredner sich nicht hergegeben. Den geächteten dreyfusard aber mochte gerade dieser Schlußeffekt reizen. Bazaine, Régnier, in doppelter Gestalt also der gallische Phantastie unentbehrliche traitre, im Hintergrund Bismarck als Versuchter und Satanas: da kann der Patriot sich im Hengallicht zeigen. „Der Name, den Sie hören werden, weckt in jedem Franzosenherzen wehes Erinnern und heiße Empörung. Das furchtbare Geheimniß, das meine Klientin Ihnen entschleiern will, wiegt eben so schwer wie die ganze Anklage. Die Crawfords leben. Die hundert Millionen sind vorhanden.“ Die Klientin aber kam über dunkle Andeutungen nicht hinaus; wahrscheinlich wollte es der Vertheidiger so. Waren die Millionen der Sündenold für den meger Verrath? Ist Therese, deren Heimathpapiere nicht in Ordnung sind, Régniers Tochter, ein „Kind der Liebe“, und erfand sie den Crawford-Roman nur, weil sie sich schäme, Leben und Vermögen einem Landesverräter zu danken? So rührende Zweifel sollte die Jury ins Berathungszimmer mitnehmen... Der Obmann der Geschworenen hat einem Interviewer gebeichtet, dieser legte Streich habe dem Faß den Boden ausgeschlagen. Das Gefabel war allzu dumm. Friedrich und Therese wurden der Fälschung und des Betruges schuldig gesprochen.

Kläglicher konnte eine Sache nicht enden, die durch die Großartigkeit des Schwindels selbst redlichen Leuten imponirt hatte. Das Gerüst der Tragikomödie ist aus alten Brettern zusammengesügt. Und wer den Stoff auf die Bühne bringen will, sollte vorher die Volpone von Ben Jonson, den Turcaret von Le Sage, Balzacs Mercadet, Becques „Raben“ und Zolas Héritiers Rabourdin durchstudiren. Neu ist nur der Umfang des Betruges. Der junge Schiller ließ seinen Fiesko rufen: „Den Betrüger adelt der Preis. Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren; es ist frech, eine Million zu veruntreuen; aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ So dachten auch die Pariser, da sie Frau Humbert mit dem Ehrennamen der Grande Thérèse schmückten. Auf blauen Dunst fünfzig Millionen zusammenzupumpen, ohne einen Heller eigenen Vermögens den asinus aureus für sich arbeiten zu lassen, mit Wuchergeld politische Macht zu erwerben, Minister, Abgeordnete, die Häup-

ter der Gelehrtenrepublik am Fäßchen zu lenken: Das dünkte sie groß. Den Betrüger adelt der Preis. Und statt eines starken Schlußakkordes nun das Leiterlastenlied vom Patriotenschmerz und von Judas, dem argen Verräther, und seinen durch Zins und Zinsezins gemehrten Silberlingen. Statt eines wuchtig niederfaulenden Streiches das Gestammel einer Duzendhochstaplerin. Die Große Theresie ist uninteressant geworden, wie irgend ein raseur, dessen undämmbarer Redestrom empfindliche Leute aus seiner Nähe scheucht.

... Doch — zu spät fällt mirs ein — hier sollte ja nur gefragt werden, was wir aus der Geschichte lernen können. Nicht viel Neues für unsere Erkenntniß des Menschen als politischen Thieres. Seit Apulejus die Metamorphosen schrieb, hat das Wesen des aufrechten Vierfüßers sich wenig geändert; auch der in einen Esel verwandelte Held des Numidiers fand Gauner als thronende Herrscher, Böcke als Gärtner, Schafe als Staatschützer, am Altar geile Affen, auf dem Richterfiz würdevoll glotzendes Rindvieh. Und unter den Dächern, die der Sinkende Teufel abdeckte, sah es nicht wesentlich anders aus als in den Stuben der Humberts und Daurignacs. Der alte Adam hat sich nicht so völlig gewandelt, wie unsere Wissenschaftstuzer vor der Homunkelphiolo wähen, ohne des weisen Wortes zu achten, das ein abgesetzter Gott den goethischen Teufel gelehrt haben könnte: „Wer lange lebt, hat viel erfahren; nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn.“ Der Herkunft gleichenden Besitzes und fühlbarer Macht wurde nie ängstlich nachgefragt; stets schwieg die Moral, wenn Gewinn gier in Brünsten schrie; und das wichtigste aller Sittengesetze heißt, seit den Tagen des listigen Odysseus: Laß Dich niemals auf Schmugglerpfaden ertappen! Neu war nur die Größe der erschwindelten Summe (aber mußte man nach Bontour, Vessèps, Herz, Arton das Handwerk nicht ins Große treiben, um Kunden zu fangen?), neu besonders die Technik des Betruges. Ein Jahrzehnte lang mit Aufbietung höchsten Juristencharffinnes geführter Civilprozeß, der an Gebühren und Sporteln mehr als eine Million verschlingt, alle Gerichtsinstanzen beschäftigt und in dem Alles erfunden ist: das Objekt und die Gegenpartei. Das, hat man uns oft erzählt, wäre in Deutschland nicht möglich; deutsche Richter und Anwälte hätten die Crawfords mit den hundert Millionen zu sehen verlangt und den Schwindelversuch schnell durchschaut. Wirklich? Auch in unserem Civilprozeß erscheinen die Parteien nicht persönlich vor der Kammer; ein richtig ausgefülltes Vollmachtformular berechtigt zur Vertretung; und mit der Laterne mag man den Anwalt suchen, der, wenn er hunderttausend Mark Vorschuß bekommen hat, an der Leibhaftigkeit eines so solventen Wesens zweifelt. Solcher

Klient lebt, weil er zahlt. Rechtslehrer sollten ihren Seminaristen die Aufgabe stellen: Wäre der Prozeß Humbert c/a Crawford im Bereich des Bürgerlichen Gesetzbuches möglich? Die Antworten könnten unserer Zivilprozeßordnung eben so großen Nutzen bringen wie Dostojewskijs Verbrecherroman einst der russischen Strafrechtspflege. Statt uns wieder einmal in der Herrlichkeit deutscher Zustände zu sonnen, sollten wir unsere Richter dringend bitten, sich ein Beispiel an der Behandlung zu nehmen, der in Paris Angeklagte und Vertheidiger sich freuen durften. Kein barsches Wort, kein Bemühen, dem Angeklagten die Pein seiner Lage zu schärfen; joviale Milde, an den heikelsten Stellen laise Ironie und immer eine nicht zu erschöpfende Geduld. Damit sie sich so sicher und frei fühle wie früher, durfte Theresie auf der Sünderbank Spizenschleier und weiße Handschuhe tragen. Sie wurde nicht eingeschüchtert, nie angefahren, wenn sie nervös aufkreischte; sogar der Grobheiten nahm der Vorstehende mit lächelnder Ruhe hin, weil er sich sagte: Hier kämpft mit übermächtigen Menschen ein entwaffnetes, im Kerker zermorschtes Geschöpf um sein Wischen Leben und solcher Kampf heischt stets ehrfürchtiges Mitleid, — mag der Kämpfer auch zur Ausschußwaare der Schöpfung gehören. Man muß vor berliner Richtern gestanden, muß die niederziehende Schmach einer Lage empfunden haben, in der jedes leidenschaftliche, jedes den groben Ankläger mit den guten Waffen stolzer Satire befehdende Wort wie die Frechheit eines Strolches geahndet wird, um den Werth so humaner Behandlungsform schätzen zu können. Auch wer nicht einer ehrlosen Handlung bezichtigt ist, kann sich bei uns nicht frei seiner Haut wehren. Jedes Zufallswörtchen erzürnt die Richter, jagt den Prokurator von seinem Stuhl, trägt dem Angeschuldigten am Ende gar eine Ordnungstrafe ein. Nicht wie ein Gebildeter zu Gebildeten darf er reden, komisches Mißverständnis nicht witzig lösen; die Wimper darf ihm nicht zucken, wenn er von einer dicken Null in der Sammetstreifenrobe, ein Wehrloser, wie ein Spizbube gescholten, wie ein lästiger Landstreicher beschimpft wird. Dann schweigt der Vertheidiger; der Ankläger nimmt ja nur seine berechtigten Interessen wahr, spricht, wie des Landes der Brauch ist, und ein Protest des Anwaltes könnte die Stimmung des Gerichtshofes verderben; man macht sich also grün, um nicht von den Ziegen gefressen zu werden. Dabei sind Niemand Böses; so war es immer; und wer als Gentleman behandelt werden will, soll sich vor Anklagen hüten. Doch Niemand bedenkt auch, wie furchtbar der Mensch, der da im Käfig hockt, vielleicht schon während des aufreibenden Vorverfahrens gelitten hat, wie das Bewußtsein, hier als ein Wesen zweiter Klasse zu gelten, seine Vertheidigung lähmt; daß er erregbarer und

erregter ist als seine Richter, die in ihm den zweiundzwanzigsten Fall ihres Wochenpensums sehen; daß er, fast schon verzweifelt, um Freiheit und Lebensluft ringt; und daß Menschenwürde zur Schonung des Unbewehrten verpflichtet . . . Die Moabiter könnten aus der pariser Prozedur Manches lernen.

Einen Mangel aber hatte diese Prozedur; einen, der nur ungerügt bleiben konnte, weil er die Möglichkeit zu Laboris billigem Patriotentrumpf schuf: kein ärztlicher Sachverständiger wurde vernommen. Ist die Frage nach Thereses strafrechtlicher Berechnungsfähigkeit gar nicht aufgetaucht? Sie hat zwanzig Jahre lang eine Rolle gespielt, die nur eine annähernd genitalische Intelligenz ausfüllen konnte, und an den letzten Tagen der Hauptverhandlung dann wie ein dummes Waschweib geschwaht. Die albernsten Lügen; ein kindisches, ganz unnöthiges Ableugnen klar bewiesener Thatfachen. Vielleicht saß Misogynie zu Gericht; vielleicht dachten Juristen und Laien: So sind alle Weibsen. Sie könnten sich auf Schopenhauer berufen, der gesagt hat: „Die Natur hat dem Weibe nur ein Mittel gegeben, sich zu vertheidigen und zu schützen: die Verstellung; es ist für eine Frau so selbstverständlich, zu lügen, wie für ein Thier, sich seiner natürlichen Waffen zu bedienen.“ Lombroso, der in Frankreich jetzt mehr Anhänger hat als bei uns, citirt in seinem schwächsten Buch — „Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte“ — noch stärkere Ausprüche: der Weiberverachtung. Das Gesetzbuch des Manu entzieht dem Frauenzeugniß jede Beweiskraft. In Birma dürfen Frauen nur auf der Schwelle des Gerichtssaales ihre Zeugenaussage machen, die denn auch nicht für vollgenommen wird. „In vielen Sprachen hängt das Wort ‚Eid‘ und ‚Zeugniß‘ (ἕρκος, testis) mit dem zusammen, das die Hoden des Mannes bezeichnet“; danach wäre also nur der Zeu-ger zeugnißfähig. Im Türkenreich gilt eines Mannes Rede gleich der zweier Weiber. Zola: „Frauen sind nicht im Stande, präzise auszusagen; sie belügen Jeden: den Richter, den Geliebten, die Gose, — sich selbst.“ Als Eidgenossen werden noch Seneca, Molière, Balzac, Flaubert, Stendhal angeführt. Auch hartnäckiges Leugnen soll bei Weibern viel öfter als bei Männern vorkommen; so habe eine des Giftmordes Angeklagte steif und fest behauptet, die schädliche Wirkung des Arsens sei ihr unbekannt gewesen. Man denke . . . Mit so kirchenväterlicher Asiatenweisheit ist im Kulturkreis des Weltwestens nichts anzufangen; und im Lande der galanten Gallier ist selbst den verstaubtesten Altenwägern solches Vorurtheil nicht zuzutrauen. Warum aber hat man die Humbert nicht untersucht und beobachtet? Nicht Wignys schwächliches, zwölfmal im Jahr unreines Kind war, mit seinen spezifischen Weibeigen-

schaften, zu erforschen: den besonderen, vielfach determinirten Menschen, der da tobte und greinte, fluchte und säufelte, mußte ein Sachverständiger, einer aus der Schule Bernheims oder Sullys, bis in des Wesens Kern präsen. Dann aber kam Fernand Gustave Gaston Sabori um seinen Rednertriumph.

Ich mußte, während das Auge sich durch die Nefenpalten der Stenogramme quälte, immer wieder an ein kleines Buch denken, das ich vor zwei Jahren gelesen hatte. Es heißt: „Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler; eine Untersuchung des allmählichen Ueberganges eines normalen psychologischen Vorganges in ein pathologisches Symptom“; der Verfasser ist Herr Dr. Anton Delbrück, Forels früherer Assistent und selbstständigster Schüler. Ein Anfang erst; doch einer, der weit in dunkle Provinzen der Psyche hineinleuchtet. Auf der dritten Seite schon stehen Sätze, die im Katechismus keines Kriminalisten fehlen dürften: „Daß es zwischen der vollständig normalen Geistesbeschaffenheit und geistiger Krankheit überall keine scharfen Grenzen giebt, ist eine Thatsache, die zwar oft hervorgehoben, jedoch durchaus noch nicht allgemein anerkannt ist. Und doch ist die richtige Beurteilung gerade dieser Zustände praktisch, namentlich in forensischer Beziehung, von der allergrößten Wichtigkeit.“ Aus dieser Betrachtung ergiebt sich die Nothwendigkeit, den Begriff verminderter Zurechnungsfähigkeit in die Rechtspraxis einzuführen. Doch ich will nicht mit erborgter Wissenschaft prunken, die Laienirrtum vielleicht um den stärksten Theil ihrer Wirkung brächte, sondern einfach berichten, was ich in dem schmalen Buch gefunden habe. Zunächst einen „Fall“ aus der schweizerischen Irrenheilanstalt Burghölzli. Ein Dienstmädchen. In Oesterreich geboren. Findelkind; nach anderer Angabe die Tochter armer Winger. Ein Geistlicher empfiehlt die knapp Zwanzigjährige einem Grafen als Kindermädchen. Sie liest Romane, vernachlässigt die ihrer Obhut anvertrauten Kleinen und erzählt Jedem, ders hören will, sie sei Prinzessin von Spanien und werde nächstens einen Palast und ein großes Vermögen erben. Gewöhnliche Aufschneideri? Doch nicht. Sie wird nach einem Starrkrampf ins Spital geschafft und als bleichsüchtig und hysterisch erkannt. Aus dem Krankenhaus kommt sie in die Schulschwesternanstalt. Der Graf entläßt sie aus dem Dienst, weil sie unbrauchbar ist und das Blaue vom Himmel lügt. Als sie von Spanien genug hat, redet sie einem ihr befreundeten Hausmädchen vor, sie sei die außereheliche Tochter des Königs von Rumänien und ihr Onkel der Cardinal-Primas von Ungarn. Dieser Kirchenfürst schreibt an die Freundin seiner Nichte oft Briefe; Briefe mit groben grammatischen Fehlern zwar: aber ein ungarischer Cardinal braucht doch nicht

gutes Deutsch zu schreiben. Die Briefe kommen nie mit der Post vom Magyaren-globus; die Nichte selbst bringt sie der Freundin: sonst könnte einer unterschlagen werden und den Aufenthalt der gehassten Thronprätendentin verrathen. Deshalb schiebt sie der Cardinal durch Boten, die mit ihrem Leben für die richtige Bestellung haften. Forel und Delbrück haben die Briefe gelesen. Viel pastoraler Schwulst, geringe Schulbildung. Die Schrift von Frauenhand, aber nicht von der des Kinderwädchens. Nach einigem Zögern leiht die Freundin der Pseudoprinzessin eine für ihre Verhältnisse beträchtliche Summe. Als sie sich dann wieder unglaublich zeigt, wird sie mit Dolch und Revolver bedroht und muß auf das von zwei Kerzen beleuchtete Kreuzifix schwören, nie zu verrathen, daß die Nichte des Cardinals ihr Geld schulde. Die Suggestivkraft der Kranken ist so groß, daß ein Arzt, zu dem sie ins Haus kommt, all ihre Märchen, Kraft-Ebing später noch einzelne glaubt. Neue Wahngelbde folgen; aber auch neue Abenteuer. Ein ungarischer Grundbesitzer nimmt die Darbende auf; auch er hält sie für eine Königsstochter. Um nicht entdeckt zu werden, trägt sie Männerkleider, manchmal die Uniform eines Jägeroffiziers, und trinkt und raucht wie ein im Kasino Erwachsener. Mit dem Dienstbuch eines Knechtes flieht sie in Dienerlivree nach der Schweiz, giebt sich dort zuerst für einen armen Studenten, später für einen reichen Erben aus, entlockt einem Pfarrer neunhundert Franken, wird verhaftet, als Weib relognosziert, zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt, nach Burghölzli gebracht, dann an Oesterreich ausgeliefert und von Kraft-Ebing in Graz untersucht. Seine Diagnose lautet: „Typischer Fall von originärer Paranoia.“ In Burghölzli hatten Forel und Delbrück, neben konträrer Sexualempfindung, festgestellt: „überschwängliche, das klare Denken störende Phantasie, als Folge davon instinktiver Hang zu Lüge und Täuschung.“ Sie war unerschöpflich im Erfinden wüster Wundergeschichten; dabei überall beliebt und im Besitz einer besonders von Frauen kaum abzuwehrenden Gewalt über den Menschenwillen. Vor Gericht, als ihr hundert Schwindeleien nachgewiesen sind, nennt sie sich das Opfer schönen Truges, verwahrt sich gegen die Annahme einer Psychose und jammert, daß man ihr, die stets im besten Glauben gehandelt habe, jetzt die Ehre rauben wolle... Paranoia oder strafbarer Betrug? Dr. Delbrück antwortet: Ein Grenzfall; das Wahnsystem knüpft sich an einen bewußt ausgeführten Betrug und aus dem ersten wirren Gesträhn wird, weil dem Phantasieleben alle Hemmungen fehlen, schnell pathologische Lügensucht. Der Arzt schildert auch leichtere Fälle, Menschen mit normaler vita sexualis, die dennoch zu psychisch abnormen Schwindlern werden, erinnert an die „retroaktiven Halluzinationen“, die

Gottfried Keller, nach eigener Knabenerfahrung, seinen Grünen Heinrich erleiden ließ, und an das Wort, das Goethe über seinen Jugendhang zum Renommiren und Fabuliren sprach: „Wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, die Lustgestalten und Windbeutelien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderischen Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben. Betrachtet man diesen Trieb (ersundene Märchen als Erlebnisse zu erzählen) recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem Jeden fordert, er solle Dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte.“ Das gut äquilibrirte Gehirn, sagt Delbrück, scheidet hier den Dichter vom „abnormen Schwindler“. Von schwerer Allgemeinerkrankung bis zu verminderter Zurechnungsfähigkeit und hypertrophischer, alle anderen Hirnfunktionen überwuchernder Phantasie geleitet der Psychiater und schlägt schließlich vor, die Fälle, wo Fälschung des Erinnerns sich bewußter Lüge mischt, unter dem das wichtigste Symptom klar bezeichnenden Kennwort pseudologia phantastica zusammenzufassen.

In diese morbide Reihe gehört Frau Therese Humbert. Alle Symptome, die Forel und Delbrück aufzählen, sind an ihr sichtbar. Sie mußte ein Genie sein, wenn sie bewußten Sinnes zwei Jahrzehnte lang das Lügengeknäuel auf- und abgewickelt hätte, und eine unheilbare Paranoika, wenn sie wirklich dem Wahn verfallen wäre, ihre Schwurgerichtstaktik könne zur Freisprechung führen. Eine Schwerkranke wäre hundertmal aus der Rolle gefallen; eine NormalSchwindlerin hätte pariser Geschworenen nicht täglich zugemuthet, die Humberts und Daurignacs für die ehrlichsten Leute Frankreichs zu halten. Staunend lauschten Hunderttausende dem wirren, sinnlosen Gedröhn und fragten, fast ärgerlich, dann: Das ist die Große Therese, die den geriebensten Wucherern fünfzig Millionen abgeloct hat?... Sie war nie groß, war, mit all der suggestiven Gewalt, die man so oft an hysterischen steht, ein kränkliches Hirn, das Wahrheit und Lüge kaum noch zu unterscheiden vermochte, und wurde zur blöden Schwägerin, als in der Gefängnißzelle die Nachtwandlerischerheit von ihr wich. Die Große Therese, das den skeptischen Parisern durch weitwirkende Autosuggestion aufgezwungene Wahngebild, hat nie gelebt. Psychisch abnorme Schwindlerin Therese Humbert wird, als ein Mustschulfall, aus den Lehrbüchern der Psychiater nie wieder verschwinden.



Wirthschaft und Politik.*)

Unendlich reich an Schattirungen ist die Reihe verschiedenartiger Erscheinungen, die im geschichtlichen Leben von Vorgängen unbewußter Entwicklung zu solchen bewußter Willenshandlung hindüßführt. Trotzdem stehen die polaren Gegensätze klar da: auf der einen Seite die That des Einzelnen, des persönlichen Mikrokosmos, auf der anderen die Entfaltung des Volkes, der regelmäßigen Einheit menschlicher Gesellschaft. Und suchen wir von diesen Gegensätzen her einen der Hauptunterschiede zwischen geschichtlich bewußten und unbewußten Vorgängen aufzustellen, so wird sich sagen lassen, daß die unbewußten Vorgänge meist, wenn nicht immer, ein anderes Zeitmaß ihrer Entfaltung aufweisen als die bewußten. Rasch ist die That, langsam, mit vegetativer Ruhe, reifen die Zustände. Dieser Gegensatz erklärt, warum die Zustände, auch insofern sie schon geworden sind, so spät

*) Herr Professor Lamprecht, von dessen „Deutscher Geschichte“ (Geyfelders Verlag) auf diesen Blättern so oft rühmend gesprochen wurde, hat die geradlinig vorwärtsführende Arbeit an seinem Lebenswerk für eine Weile unterbrochen. Methodologische Untersuchungen und Kämpfe, in denen er, wie heute auch in Deutschland fast nur noch von älteren Junstrivalen bestritten wird, Sieger blieb, nahmen ihn zunächst in Anspruch. Auch fühlte er mehr und mehr die Nothwendigkeit, den Rahmen des Werkes zu erweitern, in der Darstellung neuer und neuer Zeit nicht nur das Gerippe, sondern auch Nerven und Muskeln zu zeigen. Dazu kam ein psychologisches Moment. „Als ich“, sagt er, „zur Darstellung der Geschichte des nationalen Seelenlebens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gelangte, zeigte sich, daß die psychologische Charakteristik des individualistischen Zeitalters bei seinem Ausgang im achtzehnten Jahrhundert in der Tiefe und Klarheit, die als Ziel vorstehen mußten, nur erreichbar war unter durchaus eingehender Kenntniß schon des nächsten, subjektivistischen Zeitalters, das in der deutschen Entwicklung mit der Periode der Empfindsamkeit einsetzt. Und als ich zunächst das seelische Wesen dieser Periode festzulegen suchte, ergab sich wiederum, daß Das vollständig nur möglich war unter ganz anschaulicher und ganz genauer Kenntniß der psychischen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts, vor Allem auch der jüngsten Zeit und der Gegenwart.“ So entstanden zwei Ergänzungsbände, deren erster die neuzeitliche Entwicklung der Tonkunst, Dichtung, Bildenden Kunst und Weltanschauung schilderte und deren zweiter von der Evolution unseres Wirthschaftslebens, von sozialen Neubildungen, Umbildungen und deren Gegenwirkungen sprach. Diesen Bänden, die sehr viele Leser fanden, läßt Lamprechts bewundernswerthe Arbeitskraft schon jetzt einen dritten folgen, der Ende September erscheinen soll und aus dem hier ein Bruchstück veröffentlicht wird. Er erzählt (unter dem Gesamttitel der Ergänzungsbände: „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“) von der Entwicklung der Parteien, der Reichsverfassung, der Wirthschafts-, Sozial-, Schul-, Kirchen- und Kolonialpolitik, von den Anfängen imperialistischer Expansion und schließlich mit einer Darstellung der Ergebnisse neudeutscher Weltpolitik.

und erst auf höheren Kulturstufen Gegenstand bewußter Kenntniß werden; es bedarf eines systematisch angewandten Gedächtnisses und vieler Voraussicht, um ihre Wandlungen zu spezifiziren. Heute freilich bezweifelt Niemand, auch kein politischer Historiker mehr, daß die Zustände in gewaltigen Umschwüngen ständig wechseln und daß eben dieser Wechsel die Kernbewegung des historischen Lebens ausmacht.

Und liegen schließlich in der Entwicklung des Individuums, des Einzelmenschen und des Einzelorganismus überhaupt, nicht die gleichen Verhältnisse vor? Mit den unabänderlich und uns unbewußt verlaufenden Bewegungsvorgängen von der Kindheit zur Jugend und von der Jugend zum Mannes- und Greisenalter sind wir eingeschrieben in den Entwicklungsprozeß des Alls; Niemand kann seiner Länge eine Elle zusehen; und wo wäre der Biograph, der sich der Lebensentheilung seines Helden in die großen Perioden natürlichen Blühens und Welkens zu entwinden vermöchte?

Es kann keine Geschichte der That in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit — und am Wenigsten der politischen That — gedacht werden ohne deren eingehendste Fundamentirung in den unbewußten Lebensprozessen der menschlichen Gemeinschaft, der sie angehört, soll anders die politische Geschichte nicht in zu befriedigende Neugier und zu verstärkenden Klatsch verlaufen. Welche aber sind diese Lebensprozesse?

Die volle Antwort auf diese Frage würde eine Abhandlung erfordern, in der die einzelnen geschichtlichen Ereignißgruppen und Zustände auf den regulären Grad ihrer Unbewußtheit zu untersuchen und nach ihnen zu klassifiziren wären. Hier sei nur der Geschichte des Wirthschaftslebens und der sozialen Entwicklung gedacht.

Man kann die gesammte Wirthschaftsentwicklung als einen Prozeß der Intensivirung der menschlichen Arbeitsweise und der Kapitalbildung ansehen, falls man unter Kapital wirthschaftliche Machtmittel, gleichviel, welcher Art, ob nun in Klima und geographischer Lage, ob in Grund und Boden, ob in mobilem Kapital gegeben, versteht. Ja, man kann von diesem Standpunkt aus, der sich vielleicht von dem Nationalökonom der modernen Wirthschaft, sicherlich aber nicht von dem Historiker mehrerer innerlich verschieden gearteten Wirthschaftszeitalter umgehen läßt, um noch einen Schritt weiter vorrücken. Man wird sagen dürfen, daß am Ende nur die Intensivirung menschlicher Arbeitsweise den Inhalt der Wirthschaftsgeschichte ausmache. Denn wenn Geschichte Seelenleben in statu nascenti, Seelenleben der Entwicklung ist, so sinkt das Kapital zu einer bloßen Bedingung der Auswirkung dieses Seelenlebens herab, in welcher Art von natürlichen, nicht psychischen Gegebenheiten, im Wechsel oder Nichtwechsel der Jahreszeiten, im Vorkommen von Mineralschätzen, in der Ausbeutungsfähigkeit von natürlichen

Energien des Dampfes oder Wassers es auch bestehe. Und würde eine solche Ansicht, wie sie ähnlich schon Robbertus vorgetragen hat, nicht mit einer psychologischen Theorie der Wirthschaftsstufen zusammentreffen, die den Inhalt der Wirthschaftsgeschichte in dem Fortschritt jener seelischen Spannung erblickt, die zur Ueberbrückung der zwischen Wirthschaftsbedarf und Wirthschaftsgenuß liegenden Trennungsmomente ausgelöst werden muß? Auslösung seelischer Spannungen zur Befriedigung von Wirthschaftsbedürfnissen: Das heißt eine Betrachtung des Wirthschaftslebens wesentlich vom Standpunkt der Gütervertheilung; Intensivirung menschlicher Arbeit: Das heißt eine — in unserem Fall inhaltlich fast identische — Betrachtung des selben Lebens vom Standpunkte der Gütererzeugung. Aber anschaulicher und darum für die erzählende politische Geschichte vielleicht brauchbarer bleibt eine Betrachtung, die sich an die beiden Faktoren der menschlichen Arbeit und der Kapitalbildung anschließt.

In welchem Verhältniß standen nun diese beiden Elemente im deutschen Mittelalter? Skizziren wir mit flüchtiger Feder, so läßt sich Folgendes sagen. Die menschliche Arbeit hatte unter den Germanen um Christi Geburt die Intensität erreicht, daß sie schon im Uebergang von der bloßen Jagd- und Weidenutzung in die agrarische Nutzung des Bodens begriffen war. Dabei wurde der Anbau zunächst nach sozialistischen, ja, kommunistischen Grundsätzen betrieben, weil der Boden noch als ein im Krieg gewonnenes Gut erschien, dessen Genuß allen Kameraden — und welcher Germane war nicht Krieger? — in wesentlich gleicher Weise zukommen müsse. Der agrarische Kommunismus der deutschen Urzeit ist also nicht originären Charakters, sondern aus einem anderen Moment der germanischen Verfassung, aus der Heeresverfassung, abgeleitet. Aber da diese Heeresverfassung wiederum auf der Sippenverfassung beruhte, so hat die Agrarverfassung, mittelbar den konservativsten aller seelischen Mächte der Geschichte, den durch Zeugung hervorgerufenen menschlichen Zusammenhängen, angehörend und unmittelbar auf der konservativsten aller historischen Bedingungen, auf dem Wesen des Grundes und Bodens beruhend, in fast ungeschwächtem Dasein Jahrhunderte und in stattlichen Resten Jahrtausende überdauert: und erst die Verkoppelungen und Gemeinheitstheilungen des neunzehnten Jahrhunderts, und selbst sie nicht einmal völlig, haben ihr und ihrer Umbildung zur Marktgenossenschaft ein Ende gemacht.

Dennoch trat schon um die Mitte des ersten Jahrtausends der christlichen Aera die feindseligste aller Gewalten, die Einzelpersönlichkeit, gegen den Agrarkommunismus in die Schranken. Wer wollte verkennen, daß es auch unter den Germanen faule und fleißige, habgierige und verschwenderische und vor Allem leichtsinnige und ernste, vorausblickende und thörichte Wirthe gegeben haben muß? Mit erreichter voller Sehfähigkeit, unter Umständen, in denen die Besitz- und Nutzungsverhältnisse für jeden Einzelwirth endgiltig

konfolidirt waren, begannen diese Unterschiede, zu wirken. Es kam dazu, daß schon das siebente und achte Jahrhundert eine Landaristokratie sah, von der die Zeitgenossen sagten: per diversa possidet, — Leute, die landreich geworden waren in verschiedenen Dörfern. Sogenannte Großgrundherrschaften bildeten sich im Streubefiß von einzelnen Bauernhufen über weite Flächen hin; im neunten und zehnten Jahrhundert war es nichts Seltenes, daß ein Herr solche Anwesen zu Tausenden in Hunderten von Dörfern und gelegentlich zu Duzenden in einem Dorfe besaß: und damit ganze Gegenden seines Einflusse zu unterwerfen begann. Denn gänzlich falsch wäre es, zu glauben, daß der Grundherr von seinem Besiß, der an zahlreiche Grundholde zur Nutzung gegen Naturalzins und Frohnden ausgethan war, nur einen Verbrauchsgenuß habe erzielen wollen. Diese Grundherren, nun der ausgebildeten hohen Adel der deutschen Kaiserzeit, lebten keineswegs bloß im luxuriösen Verzehr der Einkünfte ihrer Höfe und Hufen: nein, ihr Bestreben war, was sie einnahmen, zum besten Theil produktiv zu verwenden. Natürlich in einer Weise, die dem Wirtschaftsleben ihrer Zeit angemessen, ja, in ihm allein möglich war. Was erworben werden konnte, war das vornehmste und, weil jüngste, so auch rentabelste Kapital dieser Zeit, war Grund und Boden. Nutzbarer Erwerb und nutzbare Verwerthung des Bodens aber hieß Kolonisation noch brachliegender Strecken der Heimath durch anzusetzende Grundholde, hieß Erwerb schon bestehender Hufen zu grundholder Bebauung: hieß in Summa Vermehrung der grundholden Existenzen innerhalb der eigenen Grundherrschaft. Was haben da die Grundherren nicht Alles gethan, um dies Ziel zu erreichen! Vor Allem war Ausdehnung der räumlichen Einflusssphäre der Grundherrschaft das Feldgeschrei. Da wurde Bauer auf Bauer gegen Zusagung von Schutz in jenen friedlosen und oft auch rechtlosen Zeiten in den Bereich der Grundherrschaft aufgenommen, sei es als schwerer belasteter Grundholder, sei es als freier gestellter Vogteimann: und zu diesem Zwecke die Grundherrschaft langsam in eine Schutzwalt der Gegend selbst mit kriegerischen Institutionen umgebildet. Da wurden, zu Recht und zu Unrecht, der Benutzung noch nicht erschlossene Wälder der Grundherrschaft einverleibt, um theils dem Gewinn durch Jagd, Fischfang und Jukerei, theils der Ausbeutung durch neuen Anbau zu dienen. Da wurde in Nothfällen auch durch Ankauf erworben, durch Tausch arrondirt, durch Lehnsübernahme einverleibt: bis eine geschlossene Einflusssphäre agrarischen Besitzes und landwirtschaftlicher Nutzung entstanden war, auf der als ökonomischer Grund lag sich, wenn das Glück lächelte, seit den Zeiten der Staufer ein wirklicher Kreis um Staat, ein Territorium und die Reichsstandschaft des späteren Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erheben konnte.

Zeichnen wir jetzt die verzackten und verzwickten Umrisse, in de n

dieses Bild im Lauf des neunten bis dreizehnten Jahrhunderts in tausend Exemplaren hervortritt, in einige monumentalere und zusammenfassende Konturen um, so ist das Ergebnis im Grunde einfach genug. Nach anfänglich kommunistischer Bewältigung eines neuen, gewaltigen Kapitals der Volkswirtschaft, des Grundes und Bodens als landwirthschaftlich genutzten Landes, beginnt die Zuthellung und Bewirthschaftung dieses gemeinsam gewonnenen Kapitals an die Einzelnen je nach deren persönlichen Fähigkeiten. Viele dieser Einzelnen werden darauf bald landarm, andere halten sich im herkömmlichen Besitz, wenige, eine künftige Landaristokratie, werden landreich. Sie produziren mehr, als sie verbrauchen; sie werden auf Grund ihrer Erwirthschaftung, ihrer Ueberschüsse expansiv: sie benutzen den Boden als Produktivkapital; sie erwerben neue Landnutzung: und indem sie Dies thun, entwickeln sie ein Leben erst der wirthschaftlichen, dann der politischen Machtstellung. Dabei ist der Uebergang zur politischen Machtstellung kein Zufall. Wie soll wirthschaftliche Expansion innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft gewährleistet werden, ja, auch nur zu Stande kommen, wenn sie nicht von der obersten Gewalt, dem Staat, gegenüber jenen Gleichheitgelästen des Ganzen geschützt wird, die niemals aussterben und darum in jeder revolutionären Bewegung von Neuem emporlodern werden? So erstrebt jeder Angehörige der Expansion ohne Weiteres staatlichen Schutz; und er sieht ihn am Besten gesichert, wenn er selbst politisch Etwas gilt, wenn er, in Zeiten schwacher Staatsgewalt, eigene Souveränitätsrechte entwickelt. Es giebt keine individualistische Richtung in der Volkswirtschaft, die sich nicht alsbald ins Politische, in Das, was wir heute im allgemeinsten Sinn dieser Wörter Expansion und Machtpolitik nennen, umsetzte.

Das mittelalterliche Wirthschaftsleben wurde, nach gewissen Intermezzi des vierzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts, seit dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert durch ein neues wirthschaftliches Zeitalter abgelöst, das ihm in mancher Hinsicht diametral entgegengesetzt war. Das für die heutigen Formen des Wirthschaftslebens schließlich — wenn nicht entscheidende, so doch — besonders charakteristische Moment der Umbildung war darin gegeben, daß einer durch zunehmende Ersparnisse, durch wachsende Erwirthschaffungen der Nation immer intensiver gestalteten Wirthschaftsthätigkeit aus dem Schatze der Naturkräfte binnen kurzer Zeit von Neuem ungeheure Kapitalien zugeführt wurden, deren Einfluß an Mächtigkeit und Eindrucksfähigkeit auf die Zeitgenossen die Wirkungen der Landergreifung und Seßhaftmachung von zwei Jahrtausenden wohl so ziemlich erreicht hat.

Diese neuen Naturkräfte stellte die Entwicklung der Wissenschaften zur Verfügung. Man weiß, wie sich das wissenschaftliche Denken, im Mittelalter fast ganz an die Ueberlieferung gebunden, seit dem fünfzehnten Jahr-

hundert dieser zu entwinden begann, wie dann im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert die Wiegenzeiten eines selbständigen Denkens, der modernen Wissenschaft hereinbrachen. Dabei wurden besonders die Naturwissenschaften rasch gefördert; einfacher als den Geisteswissenschaften erschlossen sich ihnen die Geheimnisse ihres Gegenstandes, namentlich die der anorganischen Natur. Indem aber deren Agentien in stetig steigendem Siegeszuge enthüllt und gebändigt wurden, indem der Ausbildung der Mechanik die ältere Physik, der Physik die Chemie und dieser die Elektrizitätslehre folgte, eröffnete sich der wirtschaftlichen Verwerthung ein ungeheures Gebiet neuer Kräfte und eine Technik von intensiver Arbeit baute es mit unerhörtem Erfolg an.

Wem aber fiel der wirtschaftliche Genuß der neuen Kraftbeherrschung zu? Auch hier kann man wohl von einem kommunistischen Stadium der Ausbeutung sprechen. Die Wissenschaft, deren Wesen Etwas in sich trägt von der Freiheit der Luft und des Wassers, gedeiht nur in einer Arbeitatmosphäre, die nichts kennt von praktischen und begrenzten Zwecken: in kommunistischer Sorglosigkeit ihrer Aufgaben und Erfolge muß sie dahingleben, nur dem einen Ziel zugewandt, das an sich nichts gemein hat mit den Wirtschaftszielen einer Beherrschung der Naturkräfte, dem Ziel der Wahrheit. Und nur indem sie diesem einen Ideal nachjagt, gelingt ihr die Eroberung der Natur und der Welt. So in ihrer Richtung klar begrenzt, kann sie nicht zugleich der Ausbeutung ihrer Eroberungen leben; und darum steht sie zu diesen im Verhältnis des Kommunismus: es ist ihr gleichgültig und muß ihr gleichgültig sein, wem die wirtschaftliche Nutzung ihrer Erfindungen zufällt. Das sind Umstände, die sich während der ganzen Dauer der Entwicklung der mechanischen Naturwissenschaften nicht wesentlich geändert haben, trotz den Patenten und Monopolen einzelner Forscher.

Um so rascher konnte sich die Aneignung der neuen Naturkräfte, des Dampfes, der Elektrizität, der chemischen Verfahren u. s. w., durch die Volkswirtschaft vollziehen. Mit einem jähen Emporschnellen der wirtschaftlichen Arbeitintensität begann sie; in einem rapiden Aufsteigen der Erfolge gerade auf dem heimischen Boden führte sie aus dem Deutschland der Großväter in das der Väter und Enkel: das Deutschland der Eisenbahnen und Telegraphen, der modernen Hochöfen und der Fabriken, der agrarischen Erzeugung auf künstlich gedüngtem Feld und der Brennerei und Zuckerrüben- als agrarischer Nebengewerbe. Und diese Aneignung der neuen Kräfte vor sich fast ungehemmt durch irgendwie stärker bindende politische und soziale Mächte. Der Entwicklung der Naturwissenschaften war, ihr im Tiefsten, die Zunahme verbunden, die Entfaltung einer individualistischen und schließlich subjektivistischen Kultur parallel gegangen, als deren Folge wie Voraussetzung sich die Wirtschaftsformen des freien Wettbewerbes, allen voran

deren Formen der Unternehmung, entwickelt hatten, um im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zur Entfaltung ihrer höchsten Blüthe zu gelangen. Die diesen Formen des Wirtschaftslebens Angehörigen waren es dann, die sich, unter Verwendung von immer leichter und umfangreicher erwirtschafteten Produktivkapitalien, der Herrschaft über die neuen Naturkräfte bemächtigten und sie zu einer vollen Umwandlung des ererbten Wirtschaftslebens, zur Heraufführung des modernen Wirtschaftszeitalters benutzten.

Wer weiß heute nicht, was diese Umwandlung besagte? Bis in die kleinsten Einzelheiten des wirtschaftlichen Alltagslebens macht sie sich geltend: keine Wirtschaftsvorstellung der Gegenwart, die nicht mit ihr verquickt, von ihr durchdrungen wäre. Und keineswegs an der Grenze des Wirtschaftslebens hat sie Halt gemacht. Neue soziale Schichten sind aus ihr entsprungen: hier die Unternehmer, dort der vierte Stand, der sich schon wieder in neue Gruppen zu theilen beginnt; und alle alten Stände haben unter ihrer Einwirkung ihren Charakter gewandelt: die Nation als Ganzes, in den Abstufungen ihrer sozialen Organisation wie in der seelischen Verfassung des Einzelnen, ist eine andere geworden.

Und eine solche Allgewalt der modernen Entwicklung sollte nicht auch politisch von größter Bedeutung geworden sein? Nur weniger Erwägungen wird es bedürfen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß innere wie äußere Politik etwa der letzten beiden Menschenalter und namentlich der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch die wirtschaftlichen und in deren Gefolge die sozialen Entwicklungen ihrem ganzen Wesen nach entscheidend bestimmt worden sind.

Das moderne Wirtschaftsleben, in seiner Bedeutung für die politische Entwicklung gemessen, zeigt überraschende Ähnlichkeiten mit der analogen Entfaltung der Grundherrschaft. Sehr begreiflich: der Ausgestaltung Beider liegt der selbe Gedanke zu Grunde: Expansion der Herrschaft über neu erungene Naturkräfte; wirtschaftliche Expansion zunächst und dann, zu deren Stützung und Vergrößerung, politische Expansion, Machtpolitik. Denn der Geist des modernen Wirtschaftslebens heißt: quantitative Produktion hinaus über das nächste Bedürfnis der Konsumenten, Erwerb neuer Absatzgebiete und, zur unbegrenzten Erweiterung des Marktes, freier Wettbewerb, offene Thür überall. Oder, aus der objektiven in die subjektive Fassung übertragen: Umsichgreifen, Einflußerwerb, wo nur immer möglich, ewiges Vorwärts und, zum Ausschluß der Konkurrenz, Verwandlung wirtschaftlicher Vormundschaft in politische. Bedarf es da noch des Vergleiches dieses Programmes mit dem der grundherrschaftlich-mittelalterlichen Zeiten? Nur die Mittel haben gewechselt, nicht die Tendenz: *Coelum, non animum mutavimus*.

Doch haben in der jüngsten Vergangenheit neue Mittel auch neue

politische Folgen gehabt. Während der Horizont der mittelalterlichen Grundherrschaft noch ein geschlossener war, während das hauptsächlichste Machtmittel im Grund und Boden gesehen wurde und schon deshalb der Blick an der heimathlichen Erde und ihrer nächsten Nachbarschaft haften blieb, während das ganze Wirthschaftssystem der Grundherrschaft noch der Hauswirthschaft und ihren engen räumlichen Grenzen angehörte und darum das Ziel und das Ergebnis günstig verlaufender Machtbestrebungen schließlich nichts Anderes war als das Territorium des späteren Mittelalters und des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts: wiesen die Mittel der neuen wirthschaftlichen Expansion hinaus über Heimath und engeres Vaterland, wiesen hinein in die Bereiche des großen Vaterlandes und der Welt. Wie hätten dem Absatzbedürfnis der voll entwickelten Unternehmung die engen territorialen Grenzen mit ihren Zollbäumen an jeglicher Straße genügen können? Schon im achtzehnten Jahrhundert forderten vereinzelt Stimmen von den Fürsten die Gründung einer neuen Hansa, tauchte ahnungsvoll die Forderung eines deutschen Zollvereins auf. Im neunzehnten Jahrhundert aber sind es eben die wirthschaftlichen Ausdehnungsbedürfnisse der Unternehmung gewesen, die leise seit den vierziger, machtvoll und entscheidend seit den fünfziger und sechziger Jahren der nationalen Einheit zugedrängt haben: und noch heute, zusammenhaltend und zusammenschweißend, im unitarischen Sinn fortwirken. Haben sie aber innerhalb der Marken des neuen Reiches ihr Genügen gefunden? Nein. Einem starken Geruch gleich, der kein Maß seiner Verbreitung kennt als den Raum selbst, haben sie die staatlichen Grenzen durchbrochen, haben sie sich heimisch gemacht in der weiten Welt, sind sie vorgebrungen bis an die Säume der Dekumene. Und ist all Dies etwa nur mit wirthschaftlichen Mitteln und auf wirthschaftlichen Wegen geschehen? Der wirthschaftliche Machtsinkt hat sich in den politischen umgesetzt und der Einheitsbewegung folgten jüngste Zeiten der Weltpolitik.

Erscheint so der Inhalt der äußeren deutschen Politik der jüngsten Vergangenheit seinen Hauptpunkten nach durch die wirthschaftliche und soziale Bewegung bestimmt, so gilt Das nicht minder, ja, eher noch mehr von der inneren Politik. Die mächtigste Wirkung, die auf diesem Gebiet zu verzeichnen ist, besteht in der Demokratisirung der Gesellschaft. Welche Aufsumme von Theilmotiven der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung wäre hier nicht anzuführen, um dies Ergebnis immer und immer wieder zu Tage treten zu lassen: die Rationalisirung des praktischen Denkens durch das geldwirthschaftliche Motiv des mobilen Kapitalismus, die Uniformirung der wirthschaftlichen und auch politischen und geistigen Bedürfnisse durch das quantitative Erzeugung- und Absatzprinzip des Unternehmens, der Zug zur Großproduktion mit seinen Folgen abnehmender Zahlen selbständiger Betriebe und

zunehmender Zahlen der wirthschaftlich Unselbständigen, — tausend anderer, mehr ins Einzelne gehender Zusammenhänge nicht zu gedenken. Und dieser moderne Demokratismus, wie er weit entfernt ist von dem rein nivellirenden Demokratismus der Zeiten der absoluten Monarchie, empfängt auch im Besonderen wiederum seinen Charakter von der wirthschaftlichen Bewegung. Er ist nicht mehr der Demokratismus der Einzelindividuen, die, ungebunden durch engere gegenseitige Beziehungen, neben einander stehen, ein Haufe gleichmäßiger Sandkörner (nach einem bekannten, in diesem Zusammenhang immer wiederholten Vergleich), von Sandkörnern, die jeder Winnhauch bewegt; er ist vielmehr ein sozialer Demokratismus, innerhalb dessen sich der Einzelne als Subjekt fühlt, als wirkend und leidend, in dem Tausende und Aber-tausende von wirthschaftlichen Beziehungen den Einzelnen mit dem Ganzen und wiederum auch mit jedem Einzelnen an sich verbinden: in der Feder seinen Werth er'ennt in der Ueberzeugung, daß ohne ihn im Grunde auch das Ganze niemals bestehen könne.

Das ist die politische Grundanschauung, die unsere Vorstellungen von der Monarchie völlig geändert hat. Gewiß: wie jede demokratische Lebenshaltung weiter oder gar aller Schichten in einem gut regirten monarchischen Staat hat sie zunächst die Autorität des Königthums erhöht: wie sollte in Zeiten einer Tendenz sozialer Umwandlung nicht die eine politische Spitze besonders hervortreten! Zugleich aber hat sie diese Monarchie doch auch einbezogen in den Grundton ihrer Betrachtungart. Auch der Monarch erscheint jetzt nur als ein — freilich besonders wichtiges — Organ des staatlichen und nationalen Ganzen, auch er ist Theil, hat bestimmte Funktionen, ist nur soziales Subjekt gleich dem niedrigsten der Staatsbürger. Und nichts zeigt die unwiderstehliche Wucht dieser Auffassung mehr als die Thatsache, daß sich die Träger der Kronen selbst gemäß dieser Auffassung fühlen: die Funktionen auf sich nehmen, die ihnen der moderne Demokratismus, er freilich wieder nur als Quintessenz der wirthschaftlichen und sozialen Lage, zuthellt.

Kurz zu erwähnen ist hier auch wenigstens die Einwirkung des modernen Wirthschaftslebens auf die soziale Schichtung. Da treten uns zunächst zwei gänzlich neue Schichten entgegen als unmittelbarste Ausdrücke, als Schöpfungen gleichsam der wirthschaftlichen Bewegung: die Unternehmer, eine neue Aristokratie der Industrie, des Verkehrs, des Handels und des Bankwesens, und der vierte Stand, der Stand der modernen Arbeiter in ihren Abstufungen von dem schon behäbig lebenden qualifizirten und gut gelernten Arbeiter bis hinab zu Denen, die nichts als ihre Muskelkraft zum Wirken mitbringen. Es sind Schichten, die sich leise seit den vierziger Jahren zu entwickeln begannen, die in den fünfziger und sechziger Jahren ihr besonderes Standesbewußtsein ausbildeten und die seitdem als Faktoren eigenen Werthes ein-

traten in die innere Politik. Neben ihnen stehen die alten sozialen Schichten aus den Zeiten vor der Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens. Es versteht sich, daß keine von ihnen von dieser Entwicklung unberührt geblieben ist. Aber sehr verschieden im Einzelnen war das Maß und die Art dieser Berührung. Wo ist die alte ehrfame Nahrung des Handwerkes und des Kramhandels geblieben? Nur zum Theil ist sie noch erhalten, im Uebrigen umgestaltet zum Kleinunternehmen und damit dem modernen Wirtschaftsleben eingegliedert; oder deklassirt, herabgesunken in andere Schichten, vornehmlich die des vierten Standes. Und die noch bestehenden Theile verkörpern auch nicht mehr das Leben von ehedem: denn auch sie haben eine moderne Prägung, ein Stigma hinein in die Gewohnheiten des Unternehmens erhalten. Und die Kopfarbeiter von einstens? Ist nicht ihre jüngste Schicht, das Litteratenthum, wie es seit dem achtzehnten Jahrhundert aufkam, das freie Dasein des Journalisten, des Schauspielers und verwandter Berufe ganz mit dem Geiste des modernen Wirtschaftslebens durchtränkt? Es sind Klassen, die in besonderem Maße der Zeit dienen; und so ist die Zeit ihre Herrin. Aber auch die alten, konservativen, aristokratischen Berufe der Kopfarbeiter, die Männer, die ihre Bildung den großen geisteswissenschaftlich-polytechnischen Fakultäten der Universität, der theologischen und juristischen, verdanken, haben der neuen Zeit mancherlei Zugeständnisse gemacht: widerwillig und schließlich, so in der Schulreform, oft halb gezwungen. Was die anderen Fakultäten und ihre Jünger angeht, die Mediziner und das vielgestaltige Volk der Philosophen, so nehmen sie eine Mittelstellung zwischen den freien geistigen Berufen und der theologischen und juristischen Bureaukratie ein; und nicht wenige der ihnen Angehörigen können als Großunternehmer der Wissenschaft und wissenschaftlichen Kunst bezeichnet werden. Bleibt schließlich die älteste und ehrwürdigste aller noch blühenden Nahrungen: die Landwirtschaft. Auch sie hat — und wie stark! — den Einfluß des modernen Wirtschaftslebens erfahren. Es braucht dabei nicht von den gleichsam äußeren und mechanischen Schädigungen die Rede zu sein, die ihr seit den siebenziger Jahren übermächtiger Wettbewerb von außen, ein Erzeugniß modernen Wirtschaftslebens im Ausland, zugefügt hat. Die eigentlichen Umbildungen, oft recht schmerzlicher Natur, liegen tiefer und sie gehen unmittelbar aus von dem Eindringen moderner Wirtschaftsanschauungen in die alten Stände des Landbaues. Da sind die Großgrundbesitzer vornehmlich des Nordostens im Grunde schon seit spätestens der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu Unternehmern geworden und für richtig ihr Gesinde, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, einem agrarischen vierten Stande. Da hat sich der Kleinbesitz, wo er gel ganz unternehmerisch auf den Vertrieb von handelsmäßigen Landeserzeugnissen gelegt und, wo er nicht gedieh, ein starkes Rekrutierungsgebiet gelieft

die Heeresmassen der industriellen Arbeiter. Da hat sich der Bauer nach der Decke strecken müssen: bis auch er, im Wandel der letzten Menschenalter von Großvater auf Vater und von Vater auf Sohn, modern ward und, landwirthschaftlich gelehrt und produktiven Kredites bedürftig, als Letzter hineinwuchs in das jüngste Leben der Wirthschaft.

Das Alles waren soziale Wandlungen tiefster Art; kaum ein Zeitalter deutscher Geschichte wird, im Ganzen gerechnet, größere gesehen haben. Wie haben sie auf den Gang der öffentlichen und verfassungsgeschichtlichen Entwicklung der Nation, auf den Gang der inneren Politik gewirkt?

Zunächst fällt in die Augen, daß der Einfluß der Stände, die dem neuen Wirthschaftsleben fern blieben, gering gewesen und immer geringer geworden ist. Haben Kramhändler und Handwerker seit vierzig Jahren noch politisch viel bedeutet? Agitirt haben sie stark, aber kaum mehr als die Wahrung ihrer Interessen — und auch die durchaus nicht immer in dem von ihnen verstandenen Sinn — ist ihnen gelungen. Fast noch bezeichnender aber ist das allmähliche Zurücktreten der politischen Bedeutung der Kopfarbeiter, insbesondere derjenigen hervorragend aristokratischer und archaischer Haltung. Was bedeuteten nicht die deutschen Universitäten in der inneren Politik der beiden ersten Menschenalter des neunzehnten Jahrhunderts! Im dritten haben sie geschwiegen, wenn sie auch in den seltenen Fällen, da sie redeten, gehört worden sind. Die eigentlich politisch aktiven Stände aber sind die neuen Stände des modernen Wirthschaftslebens geworden, die Unternehmer, die Arbeiter und die dem neuen Wirthschaftsleben besonders nahestehende Schicht der landwirthschaftlichen Stände, die Großgrundbesitzer: denn erst neben ihnen — und vielfach von ihnen geführt — kommen die Bauern in Betracht.

Wie aber haben sich nun diese Schichten ausgewirkt? Eine doppelte Möglichkeit, wirtschaftliche und soziale Motive in politische Machtbestrebungen zu verwandeln, stand ihnen offen: an die Monarchie konnten sie sich wenden und an den Demokratismus, der seit dem Bestehen des Norddeutschen Bundes im allgemeinen Stimmrecht und in den auf dieses gestützten Parteien seine verfassungsmäßige Ausprägung empfangen hatte. Es ist eine Zweiseitigkeit von Möglichkeiten, der all diese Schichten ohne Ausnahme nachgegangen sind. Doch stellte sich bald heraus, daß der vierte Stand so besonders enge Beziehungen zum Demokratismus hatte, daß er, anfangs von den begabtesten seiner Führer mehr nach der Seite des Königthumes gezogen, diese Beziehungen rasch fallen ließ und schließlich sogar ein der Monarchie völlig entgegengesetztes politisches Programm des Republikanismus mehr oder minder schroff ausprägte. Die beiden anderen Stände dagegen, die Aristokratien der modernen Unternehmung und der ländlichen Großwirthschaft, hielten an den doppelten Beziehungen fest oder suchten sie eifrig herzustellen. Die eine

wichtige Folge davon war eine sehr merkwürdige Umbildung der Parteien. Die aus der ersten Hälfte und den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts herkommenden Parteien hatten sich nach abweichend gearteten Idealen des gesammten Staatslebens geschieden: der Liberalismus schwärmte für die konstitutionelle Monarchie, der Konservatismus war im Grunde noch absolutistisch. Jetzt traten nun diesen beiden Denominationen des politischen Denkens früherer Jahrzehnte die neuen Aristokratien der modernen Unternehmung und der ländlichen Großwirthschaft mit ganz anderen Unterscheidungen politischen Denkens nahe: sie wollten an erster Stelle Verwirklichung ihrer Interessen, sie trieben soziale Machtpolitik. Und was entscheidend wurde: sie waren die jungen, die werdenden, die aufstrebenden Kräfte. So blieb schließlich nichts Anderes übrig: die Parteien nahmen diese Einflüsse in sich auf und wandelten sich Dem gemäß ab, erhielten leise einen agrarischen Charakter und einen Charakter der Unternehmung. Und vollzog sich diese Bewegung im Liberalismus und Konservatismus so allmählich, daß ihr Ergebnis erst seit Ende der siebenziger Jahre deutlicher hervortreten begann, so war schon seit Gründung des Reiches fast kein Zweifel daran möglich, daß der vierte Stand seine sozialen Interessen klipp und klar in der Sozialdemokratie, wenn auch verbunden mit einem rein politisch-republikanischen Ideal, zum Ausdruck bringen werde. Was aber ist nun das Gemeinsame all dieser Erscheinungen? Ein Vorgang trat ein, den man die Sozialisirung der Parteien nennen könnte: die Machtpolitik der einzelnen sozialen Schichten drang triumphirend vor gegen die staatspolitische Fundamentirung der alten Parteien.

Noch eigenartiger war der Erfolg der Machtpolitik der sozialen Schichten gegenüber der Monarchie. Hier war es zunächst von größter Bedeutung, daß der vierte Stand sich an dem Wettbewerb nicht betheiligte; nur insofern nahm er an der Entwicklung Theil, als er jenes allgemeine politische Diapason der Zeit, den Demokratismus, verstärken half, der an sich zugleich eine Erhöhung des Gegenprinzipes der Krone bedeutete. Im Uebrigen aber waren es der Hauptsache nach nur die beiden Schichten der Unternehmer und der ländlichen Großbesitzer, die die Krone für ihre Bestrebungen zu gewinnen suchten. Welch unerhört glückliches Schicksal für die Träger dieser Krone! Zwei Aristokratien ungleicher Art warben um ihre Gunst; es war möglich, bald die eine, bald die andere in den Dienst der eigensten wie der allgemeinsten Bestrebungen zu stellen: und eine stetig steigende Erhöhung der monarchischen Autorität war die unausbleibliche Folge.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Südwestafrikanische Skizzen.

I. Walffischbay.

Der Kampf zwischen Sur und Briten hat nur matte Reflexe nach Südwestafrika geworfen. Die gewaltige Kalahari, eine geographische Brücke, aber politische Scheibe, spielte das schlimme Walten in Südafrikas Ostlanden nicht zu uns herüber. Nur ein englischer Militärarzt ist aus Betschuanaland über die Grenze gestolpert und eine Rote bedrängter Burenkrieger fand den Schutz der schwarzwehrothen Neutralität.

Weit vom Schuß konnte sich der magistrat unserer englischen Enklave, die kein niederdeutsches Drogenschiff bedrohte, dem weiteren Ausbau seiner schon recht zahlreichen Familie widmen. So dachte er nämlich; aber es kam anders, wie wir nachher sehen werden.

Mr. Blumpubbing überwachte seit neun Jahren mit anerkennenswerther Beharrlichkeit den unaufhaltbaren Rückgang des ihm anvertrauten kolonialen Kleinstaates. Seine Kurzsichtigkeit schuf Swakopmund. Dank seinem Wirken ist Walffischbay, früher ein Gegenstand englischen Kolonialneides, heute ein in südwestafrikanischem Fleisch verkapselter Fremdkörper.

Walffischbay!... Ueber gelbe, in Nachtschweiß gebadete Dünen huscht der erste fahle Schein aus Osten. Mit röthlichem Bittern überkostet er — doch vergeblich — die in ewigen Starrkampf versenkte Natur. Ein Flamingo — Jugendstil vom Schnabel bis zur Schwimmhaut — stelzt gravitatisch dem Uferstrand einer der häufigen Salzlagnen zu. Sie ziehen sich, einer Perlschnur in den Sand gespuckter Riesenquallen gleich, am Strande entlang. Eine eifertige Wöbe streicht, zu dicht für die Makellosigkeit ihres Steuers, über den frisch getheerten Landungsfleg. „Wie unangenehm!“ denkt ein alter Pelikan, der zuschaut, und drückt gränlich an einem widerspenstigen Kragenfisch. Um ein Wellblechklein herum bemühen sich sechs Holzbuden, dem Namen Walffischbay einen Ort zu geben. Nicht mehr, als was so etwa am dritten Tage nach Weihnachten bei Kanzleiraths von dem Inhalt einer Aufbausachtel ganz geblieben ist. Aber Alles auch schon leicht ramponirt. Davor schlägt ein cholertischer Ozean einen Buchten bildenden Haken um Pelikan-Point herum. Das ist Walffischbay. Seine Bewohner sind Scheinlebende. Einst hat hier die Harpune geschwirrt und der Thran gebrodelt. Das liegt dreißig Jahre zurück. Phosphoreszirende Walffischrippen, zu Hauf am Strande, erzählen davon. Wer wagt von Weltende zu sprechen und hat diese Küste nicht geschaut!

Aus der leicht gekräuselten Oberfläche der Bucht ragt flügelarm der ruhige Rumpf eines Schiffes, der „Oceanic“, hervor und markirt „Hafen“. Das ist nicht immer so. In Walffischbay ist „was los“! Statt Kohlen nach dem Kap zu bringen, schwankte sie mit gebrochener Schraube um Pelikan-Point herum und rührte sich nicht mehr. Das Unzulängliche, hier war das Ereigniß: für die zwölf Bewohner von Walffischbay nämlich, die das Erscheinen der Arche Noah nicht gewaltsamer aus der Starre über Täglichkeit gerissen hätte.

Aber gemacht: es sollte noch toller kommen; noch toller in Walffischbay! Aus Abend und Morgen ward abermals ein Tag in Walffischbay. In

blühender Lächter Kreise sitzt bauchig um die bauchige Kaffeekanne Mr. Plum-pudding, der magistrate. On Her Majesty's Service. Das Gespräch dreht sich — wie Das so an des Atlantischen Ozeans Stieflüste zugeht — gewissermaßen um seine eigene Achse. Das Thema „Oceanic“ war erschöpft; mit ihrem Kapitän aber nichts anzufangen, denn der war teatotaler. Sonst hätte er ja nicht die Schraube gebrochen, meinten die hieheren Irländer, die von Liverpool ab — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — nicht einen Whiskytröpfchen gerochen hatten. Die haben es nachgeholt in Walfischbay! Aus der Lagune, über die der Blick vom Frühstückszimmer schweift, erhebt sich der „fällige“ Flamingo . . .

Da wird die Thür aufgerissen. Ein Hottentottenbengel stürzt herein und deutet, unfähig zu einem Laut, auf einen Reiter, der sein ermüdetes Pferd durch den Sand schleift. Ein Eilbote aus Swakopmund. Das hat Etwas zu bedeuten. Die five sisters Plumpudding fahren mit einheitlichem Ruck vom Kaffeetisch auf. Dabei fällt der Kates-Teller klirrend zu Boden. In der Aufregung achtet Niemand darauf, daß der Hottentottenbengel sich bückt und hastig grapscht. Dem magistrate ruscht die Pfeife in die Zahnlücke. „Was ist los?“ schreit er und bringt sie mit raschem Griff wieder in Positur. „Die Buren aus Südwesafrika wollen Walfischbay überfallen!“ So Der mit dem müden Pferd. Tableau! Der Hottentottenbengel brückt sich mit gefülltem Lendenlag zur Thür hinaus. Natürlich nimmt er auch den Zucker mit.

Old England for ever! Sie sollen Helden finden! Die Streitkräfte, sieben zerlumpfte Hottentotten, werden mobil gemacht. Der Kapitän holt seine Signalkanone von Bord. Von patriotischen Frauenhänden gehißt, steigt der Union-Jack den Mast hinan. Die Irländer wittern Government-Whisky — der im store war längst alle — und lassen sich langsam bis an die Bühne bewaffnen. Mr. Plumpudding — On Her Majesty's Service — tabelt nach Kapstadt um Truppenmacht und beginnt, nach berühmten Mustern um sein Territorium Draht zu ziehen. Fußangeln und Fallgruben müssen die Blockhäuser erzeugen.

Als man gerüstet ist, schreibt der afrikanische Tartarin einen pathetischen Brief an die Behörde in Swakopmund: er warne davor, sich nachts der Grenze zu nähern, und rufe die deutsch-englische Solidarität gegen Horden an, die sich jenseits vom Völkerrecht stellen.

Dann lehrt Ruhe und Fassung wieder ein — in Walfischbay —. Auf des Hottentottenbengels Antlitz knallt es bereits. Drei Stücke Zucker fliegen aus den Bäckentaschen in den Sand. Und aus dem Lendenlag rollt der letzte Albert-Kate.

Wie war das Alles gekommen?

In Swakopmund hatten die ernsthaften Leute — darunter natürlich der Verfasser — von Anfang an das Gerücht als Das bezeichnet, was es in Wi-
keit war: ganz gewöhnlicher Wachtfeuerklatsch. Mit Hilfe der in südafrikani-
Steppen schon längst bewährten „drahtlosen Telegraphie“ hatte er seinen
überraschend schnell bis an die Küste gefunden. Der Entstehung war leicht
zuspüren. Sagen da irgendwo ein paar Buren und Kolonialproleten
licher Weile am Schenkwagen um die knisternde Bluth herum. Das Gesp-
kommt natürlich auf den Krieg. Man gedenkt der „Brüder“, die sich „da drü-
für die „große Sache“ in die Schanze schlagen. So Etwas wie patric-

Gewissen erwacht in den stumpfen Gemüthern. Der Blick fällt auf die Bläthe, die dort am Dornbusch lehnt: *Im . . . Ja . . . Sakrament . . . man müßte doch eigentlich . . . „Nach Walfsischbay rücken“,* plagt da der Prolet dazwischen, „den Landungsteg kaputt machen, den Kondensator ins Meer stürzen, dem englischen Halsabschneider den Whisky austrinken“ — die Leute hatten von den Irländern keine Ahnung —, „die Oceanic mit ihrem Kohlenvorrath in die Bay versenken und — last not least — Mr. Plumpudding mal gründlich das phlegmatische Fell gerben!“

Der Plan war gut. Am Morgen trennt man sich. Der Eine zieht hierhin, der Andere dorthin. Der Abend bricht abermals herein. Neue Wachfeuer flackern auf. Und da hier zu Lande die Gerüchte (stories) im Quadrat der Entfernung von ihrer Quelle wachsen, standen schon nach wenigen Tagen, dank ihrer bekannten Schnelligkeit, zu mobilisiren, sämtliche Buren von Südwestafrika vor der Walfsischbay aufmarschirt.

Wer sagt da noch, daß uns die Tragoedie ultra Kalahari nur mittelbar berührt habe!

Nach acht Tagen traf eine Compagnie Volunteers mit drei Offizieren aus Kapstadt in Walfsischbay ein.

... „Damned!“ knirschte Mr. Plumpudding in sich hinein, als er nach drei Monaten seine drei Schwiegeröhne an Bord brachte; „ich hatte bestimmt auf fünf gerechnet!“

II. Auf Menschenjagd.

Acht Uhr. Feierabend in Afrika. Ich sitze am Schreibtisch und lese: „Wilhelm Boelsche, Hinter der Weltstadt.“ Das paßt so schön in unsere eigene Hinterderweltstadtstimmung hinein. Im Wohnzimmer klappert der Bambuse verheißungsvoll mit Geschirr.

Mein Blick fällt durch den Thürspalt. Tief senkt Johannes' Beigefinger sich in den Marmeladentopf. Bambusen werden, falls sie nicht „Spidaal“ oder „Sauerthohl“ heißen — man merkt die Symbolik —, stets biblisch benamt. Bei dem sich anschließenden „Durchzieher“ kledert Johannes, da ihn mein Pavian gerade durch die Hosen kneift, auf den vor ihm stehenden Teller. Der Junge ist übrigens sonst sehr geschickt. Mit erstaunlicher Zungenfertigkeit fährt er über den Teller und giebt dem Pavian einen Tritt. Ich bin wie aus allen Boelsches gefallen und drücke die eingezogene Unterlippe empört gegen die oberen Schneidezähne: der phonetische Anfaß zu dem Wort „Ferkel“. Jedermann kann sich durch einen Versuch leicht davon überzeugen. Fiff . . . Weiter kam ich aber nicht, denn auf einmal tönt es: Bum! Bum! durch die Abendstille. Ein langgezogenes Geheul folgt und der Bambuse läßt den Teller fallen. Der Teller fällt dem Pavian auf den Schwanz. Der Pavian seht kreischend durch das Fenster. Dabei schmeißt er zwei Bierflaschen um.

Mit einem Satz bin ich zur Thür hinaus. Vom Licht des Vollmondes übergossen, kniet ein Polizist auf einer schwarzen, am Boden hingestreckten Gestalt. Aus dem Tonfall seiner Stimme entnehme ich, daß er ihr keine Märchen erzählt. Eine zweite Gestalt saust hart an mir vorbei zum Thor hinaus. Ich brauche nicht erst zu fragen, was die Glocke geschlagen habe: die schwarzen

Gefangenen brechen aus! Ein Griff in mein Schlafzimmer nach den soeben zu abendlicher Behaglichkeit abgethanen Reitstiefeln. Ein zweiter nach dem Revolver an der Wand; und dann in die Mondnacht hinein!

Wir schließen sich einige Leute an. Durch das Klippengeröll und die Dornen geht es, in der Richtung auf das Gebirge, die unwegsame Zufluchtsstätte aller Ausreißer von Alters her. Rechts und links, vor uns blitzen Schüsse auf. Die Polizisten sind den Flüchtlingen auf der Spur. Wir kommen zu den Hintersten heran. Er weist auf einen schwarzen Kerl am Boden. Die Revolverkugel war ihm durch den Hinterkopf zur Stirn hinausgedrungen. Au weiter! Dort blitz wieder ein Schuß auf. Wir stürzen vor. Ein zweiter Polizist, völlig außer Athem, steht mit der rauchenden Waffe vor uns. Er hatte soeben zwei der Ausreißer zwischen den Felsen im Dornengewirr verschwinden sehen. Einen glaubte er getroffen zu haben. Da er am Ende seiner Kräfte war, mußte er sie laufen lassen. Wir schlagen die angegebene Richtung ein. In der dünnen Luft der Hochsteppe reicht aber der Athem nicht weit. Wir müssen stoppen. Von den Flüchtlingen ist nichts zu sehen. Ein weiteres Folgen ist aussichtslos: es hieße, auf dem Tempelhoferfelde nach einer Stecknadel, unter Bogern nach einer fühlenden Brust suchen. Ich sende einen Mann nach Pferden zurück und spähe vergeblich in das magische Halbdunkel hinein.

Nach einer Viertelstunde klirren acht Pferdehufe in rasendem Lauf gegen das dicht gesäte Felsgeröll. Der eine Reiter springt ab; ich hinauf, — und im Galopp geht es gegen das Gebirge, um den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden. Rängs des Rivieres, das sich den Bergen zuwendet, reißt sich Werft an Werft. Der Schein ihrer Feuer leitet uns. Wir stoßen auf die ersten Pontoks. Alles liegt in tiefem Schlaf. Aus dem Viehtraal nur tönt ein Schnaufen. Das steife Ochsenfell, das die niedrige Eingangspforte für die Nacht verstellt, flieg zur Seite. Mein Begleiter kraucht in den ersten Pontok, schnauzt ein „Morroo...“ in die stickige Atmosphäre hinein, zündet ein Streichholz an und leuchtet die frösteln, Bündeln gleich, unter ihren Fellen gegen die Wände gedrückten Gestalten ab. So geht es von Pontok zu Pontok; dann von Werft zu Werft. Nirgends ist eine Spur der Gesuchten.

Ueberall aber bringt die Nachricht weiter, denn ich verspreche eine gute Belohnung. Ein Holländisch radebrechender Kaffee wird aus dem Schlaf gestöckelt. Ein Stück Papier ist vorhanden, doch kein Bleistift. Wir reißen einen Feuerbrand aus der Gluth, begießen ihn mit Wasser. Mit der so improvisirten Kohle schreibe ich auf einem Spaten als Unterlage eine kurze Nachricht. Dem Kaffee wird ein Geldstück in die Hand gedrückt und er muß, unter murmelndem Protest, geraden Weges in die düstere Steppe hinein, um zwei Leute, die da draußen am Transportweg einen Brunnen graben, in Kenntniß zu setzen. Drei bis vier Stunden hat der Kerl über Stock und Stein ohne feste Richtung laufen müssen, seinen Auftrag aber ausgeführt. Vor Papier hat der Schwarze einen abergläubigen Respekt. Eine mündliche Nachricht hätte er nicht überbracht, sondern sich hinter unserem Rücken wieder zu seinem Pontok zurückgeschlichen.

Um zwölf Uhr nachts waren wir bei der entferntesten Werft angelangt. Trotz der empfindlichen Nachtkühle beschloßen wir, draußen zu nächtigen. Wenn man sich in den Pontok zu den Eingeborenen legt, schläft man wohl wärmer,

aber unruhiger; der lästigen Gesellen wegen, die die Zuthat bilden. Wir machten uns also ein Feuerchen an, zogen die Sättel herunter, schichteten ein Wischen Kraut zur Unterlage auf und warfen uns dicht an der Gluth nieder. War man vorn ordentlich durchgeglüht und hinten eben so gründlich durchgefroren, dann machte man „changez“ und schlief wieder einen Abzug. Da ich, so wie ich am Schreibtisch gefessen, mich aufs Pferd geschwungen hatte, mußte der Mondschein zum Zubeden genügen. Und nicht einmal meine Pfeife hatte ich in der Eile zu mir stecken können. Ein afrikanisches Lager ohne Pfeife... Undenkbar!

Unsere Pferde banden wir an einen Baum und warfen ihnen Gras vor. Sonst läßt man sie weiden. Das Konzert der frechen Hyänen, mit denen bei Nacht nicht zu spaßen ist, hielt uns aber davon ab. Unter Umständen hätten wir zu Fuß laufen können. Als der Morgen graute, warfen wir die Sättel auf, schüttelten den Frost von uns, hielten die Beine an das Feuer, nießten einmal zum Frühstück und machten uns hinter einem schwarzen Führer auf den Weg. Eine große Heerde schwarzer Paviane, die mit „affenartiger Behendigkeit“ an den glatten Felshängen herumkletterten, gerieth durch unsere Morgenvisite einigermaßen aus dem Konzept. Ein alter Pavianpapa wurde zuerst wieder Herr der Situation. Er theilte rechts und links Ohrfeigen an seine junge Schaar aus. Dann schaute er mißtrauisch von sicherem Felsenhort uns nach, wie wir über das Geröll hinweg uns nach der Steppe durchtappten. In großem Bogen querfeldein reitend, erreichten wir den Weg und waren um neun Uhr früh wieder auf der Station... Es ist erstaunlich, wie schnell, trotz der Ausdehnung des Landes und seinen schlechten Verbindungen, doch Nachrichten umlaufen. Als ich etwas übernächtig in die Station einritt, lagen mitten auf dem Hof drei Opfer ihres Freiheitsdranges in verschränkten Stellungen starr und steif neben einander. Die beiden noch fehlenden Flüchtlinge sahen bereits am Abend wieder hinter Schloß und Riegel. Der schwarze Häscher aber strich grinsend seinen Lohm ein. Nach vier Wochen war das neue Gefängniß bewilligt.

Fritz Treffer.



Selbstanzeigen.

Eine Seemannslaufbahn. Von Albert Fürsten von Monaco. Deutsch von Alfred H. Fried. Berlin, Boll & Pickardt.

Ein dicker, schön ausgestatteter Band von 365 Seiten. Den Deckel ziert ein Wappen, auf dem zwei Tempelritter in mittelalterlicher Tracht ihre Schwerter über einer Fürstenkrone schwingen; unter der Krone steht die Inschrift: Doo juvante. Das Wappen ist das der Grimaldis, eines der ältesten souverainen Fürstengeschlechter Europas, deren Abkömmling, Fürst Albert I. von Monaco, das Buch geschrieben hat. Verspricht der Titel die Schilderung nautischer Verhältnisse, weltler Fahrten auf fernen Meeren, so verheißt das Inhaltsverzeichnis

Beschreibungen von Jagden, wissenschaftlichen Unternehmungen, arktischen Expeditionen. Den Tiefseeforscher, den Ethnologen und den Freund bunter Abenteuer wird das Buch befriedigen. Sein Hauptwerth scheint mir aber in der Weltanschauung des Verfassers zu liegen. Diese ethische Grundlage fesselt unsern Blick nicht nur deshalb, weil der Verfasser das Vändchen beherrscht, das der Treffpunkt der nicht gerade besonders ethisch veranlagten Kreise der modernen Gesellschaft bildet, sondern, weil Kaiser Wilhelm die Widmung der deutschen Uebersetzung angenommen und sich so zum Protektor der darin ausgedrückten Ideen und der an manchen modernen Institutionen geübten Kritik gemacht hat. Der deutsche Botschafter in Paris, ein Freund des fürstlichen Verfassers, hat im vorigen Jahr angefragt, ob der Kaiser die Widmung des damals erst in französischer Sprache vorliegenden Buches annehmen werde, und konnte Ostern, als er auf des Fürsten Schloß am Felsen zu Monaco als Gast weilte, die bejahende Antwort werden.

Die Widmung feiert den Kaiser zunächst nicht, wie man es bei einem Seemannsbuch annehmen müßte, als den Beschützer der Schifffahrt, den Erbauer und Mehrer der deutschen Kriegsmarine, sondern als den „Souverain, der Arbeit und Wissenschaft beschützt und so die Verwirklichung des edelsten Wunsches der Menschheitgewissens vorbereitet: den Wunsch nach Vereinigung aller Kulturkräfte zur Herbeiführung der Herrschaft eines unverletzlichen Friedens.“ Darunter versteht Fürst Albert, der Schützer und Förderer der internationalen Weltfriedensbewegung, nicht den „bewaffneten“, sondern einen auf Rechtsvereinbarungen begründeten und durch ein wohlverstandenes Erkennen der gemeinsamen Interessen gesicherten und gefestigten Frieden mit dem internationalen Schiedsgericht als krönendem Oberbau. Er verhehlt auch seine Antipathie gegen die Kriegsmarine nicht; „das Bild der Verführung und des Todes, das vom Kriegsmaterial nur einmal unzertrennlich ist, vertrat sich durchaus nicht mit meinen wissenschaftlichen Neigungen“, sagt er; „und von der dem ‚Gott der Schlachten‘ zugeschriebenen grausamen Rolle war ich niemals erbaut.“ Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an „unseren großen Allirten“ und an den „Herrgott von Denneswiz“, den Kaiser Wilhelm so oft pries? Der Fürst spricht auch von „den grausamen Lügen kriegerischen Ruhmes, von denen die Menschheitsfamilie sich so oft täuschen ließ“, und tadelt den Erobererfanatismus, der, in seiner Unwissenheit, „die ganze Erde mit Armeen, Kanonen und Flotten bedroht“. Das Alles — nebst Dem, was über die Idee der Gerechtigkeit, über Menschheitsolidarität und moderne, vom Rechtswahn des Stärkeren befreite Fürstentpflicht gesagt wird — muß der Kaiser gebilligt haben, da er die Widmung annahm. Auch über die Art, wie in den Kolonien das Christenthum propagirt und geübt wird, spricht der Fürst hart, nur allzu wahre Worte. Als junger Fähnrich hatte er in der spanischen Marine auf den Antillen Gelegenheit, das Sklavenwesen der Pflanzler und ihr unmenschliches Treiben kennen zu lernen. Anschaulich schildert er die fragwürdige Thätigkeit, die der armen Neger harrte, wenn die spanischen Seeleute sie den Händen der Sklavenhändler entriffen; zuerst wurden sie getauft und dann an Bord gebracht, „wo sie die Laster der Wildheit ablegen sollten, um die Laster der Civilisation anzunehmen“, und wo man sie als Heizer an den Kesseln braten ließ, — „er nur, um sie von ihrem Fettschismus zu reinigen.“ Alles, was hier über das Scheinchristenthum, doppelzüngige Moral, Vergiftung und Korruption er

angeblich der ewigen Seligkeit gewonnenen und aus der Barbarei erlösten Heiden gesagt wird, verdient um so ernstere Beachtung, weil Wilhelm der Zweite diesen Gedanken sein Imprimatur gegeben hat. Alfred S. Fried.

Ueber die Liebe. Von Stendhal (Henry Beyle). Deutsch von Arthur Schurig. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig 1903.

Das Buch bringt Selbstbekenntnisse eines „melancholischen Epikuräers“, wie Paul Bourget in einem seiner vorzüglichen psychologischen Essays sagt. Wir in Deutschland kennen den französischen Dichterphilosophen Stendhal noch wenig, obgleich sich Burckhardt, Nietzsche und Heyse für ihn begeistert haben und obgleich schon Goethe in einer Zeit, wo Stendhal kaum in Frankreich Verehrer hatte, mit seinen klaren Augen das Genie eines Mannes richtig erkannte, der selbst von sich sagte: „Ich werde erst nach 1880 gelesen werden“. Diese Voraussetzung hat sich erfüllt; heute bewundert ihn eine Schar von Enthusiasten jenseits wie diesseits des Rheines, seit Taine ihm zur Auferstehung verholfen hat. Das Buch „Ueber die Liebe“ gilt in Frankreich neben dem Roman „Roth und Schwarz“ als Stendhals bestes Werk. Gerade in unserer Zeit, wo der überarbeitete Berufsmensch nicht mehr die Zeit, den Muth und die Spannkraft besitzt, sich einer Leidenschaft völlig hinzugeben, der Weltmann aber blasirt über die Liebe spottet und sich eines offenen Bekenntnisses schämen würde, selbst wenn er echter Empfindungen noch fähig wäre, — in unserer Zeit ist es um so werthvoller und lehrreicher, zu sehen, wie ganz anders einst ein freier, vornehmer und reichbegabter Mann über dieses Thema gedacht hat, der im Gefolge des großen Napoleon als Offizier und Diplomat, als Kunstfreund und Lebemann das Glück hatte, die schönen Frauen in allen Winkeln Europas bald als Don Juan, bald als Werther studiren, anbeten und lieben zu können.

Arthur Schurig.

Lieder aus dem Minnstein. Mit Umschlag von Hans Baluschek. Verlag Karl Henschel & Co., Leipzig und Berlin 1903. Eine Mark.

Was heute gewöhnlich „Gassen- und Dirnenlieder, Bagenten- und Straßenbichtung“ genannt wird, ist weit entfernt von Echtheit, Tiefe, Kraft und wirklicher Lust, Leidenschaft und Ueberlichkeit. Entweder ist es süßlich, wie so viele Wanderlieder unserer Väter. Oder es ist zur Noth ein Bißchen schlüpfrig, wie die Erzeugnisse heutiger Großstadtjünglinge. Seit Jahren habe ich nun das Echte gesammelt. In den Herbergen, wo ich eine Zeit lang leben mußte, hörte ich Lieder von seltsamem Klang. Wie so viele meiner wandernden Genossen, schrieb ich sie auf. Sie wurden der erste Stamm dieser Sammlung. Später kamen Dirnenlieder, die ich von „solchen“ Mädchen erhielt, und kam Alles hinzu, was irgend mit der echten Landstraßenbichtung zusammenhing. Besonders eifrig suchte ich auch von den alten Volksliedern Alles zu retten, was wegen seiner Lebendigkeit und Derschheit unterdrückt worden war. Dazu kamen feine Sachen aus der Schäferzeit, die herrlichen, ungeschminkten, von Lebenslust strotzenden Gefänge der wandernden Kleriker und vieles Moberne, was noch ganz unbekannt oder doch nur engen Kreisen nicht fremd ist. Der amerikanische Tramp Martin Drescher, ehemaliger preußischer Referendar, und Margarethe Deutler,

die so prächtige Großstadtbilder malt, lieferten mir sehr viel, auch Ungedrucktes. Ferner enthält das Buch Lieder von Contradi, Karl Hendell, Franz Dieberich, Peter Hille, Hans Hyan, Frank Wedekind, Leo Greiner, Emanuel von Bodmann, F. G. Maday, Georg Vah, Else Lasker-Schüler, Levekov, Erich Mühsam, Robert Keigel, F. J. David, Otto Krille, Uda Christen, Fritz Binde, Joh. Chr. Gänther, Georg Büchner, Goethe, Schiller und Heine. Ich denke, diese Sammlung, die Bierbaums „Deutsche Chansons“ ergänzt, wird ein Brevier sein, das jedem lebensfreudigen Menschen einen Genuß bereitet und dazu dem Literaten, dem Philologen und manchem anderen Gelehrten Anregungen bietet, — trotzdem es kein gelehrfames Buch ist.

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.

Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Ueberwindung der sozialen Noth. Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Preis: 2,50 Mark.

Ueber Bodenreform wird jetzt ziemlich viel in der Tagespresse gesprochen. Die Veranlassung dazu gab die geplante Verschmelzung der Freisinnigen Vereinigung mit der nationalsozialen Partei, die unter ihren führenden Männern viele Bodenreformer zählt. Herr Eugen Richter wird nicht müde, in der Freisinnigen Zeitung festzustellen, daß die Bodenreform etwas durchaus Antiliberales sei, und selbst Blätter der Freisinnigen Vereinigung glauben, ihre Seele durch eine ausdrückliche Verwahrung gegen die Bodenreform salviren zu sollen. Und dabei wird man das einigermaßen beschämende Gefühl nicht los, daß alle die „großen“ Blätter, die hier die Mitglieder ihrer Parteiorganisation belehren wollen, selbst gar keine klare Vorstellung von der Bodenreform haben, zumal von der deutschen Bewegung und Lehre. Da trifft es sich vielleicht — wer weiß allerdings, ob Manchem wirklich willkommen — gut, daß von meiner Schrift nach Jahresfrist eine zweite, wesentlich erweiterte Auflage erscheint. Ich bin nun seit mehr als zehn Jahren Leiter des offiziellen Organes der Deutschen Bodenreformer und seit sechs Jahren erster Vorsitzender der Bundesorganisation. Da mein Buch das einzige ist, das im Zusammenhang unsere Lehre darstellt, wie sie sich auf deutschem Boden entwickelt hat, habe ich wohl ein gewisses Recht, die Herren, die heute über uns schelten oder uns vertheidigen wollen, einzuladen, zuerst einmal dieses Buch kennen zu lernen. Für junge Nationalökonomien hat der Hinweis gewiß Interesse, daß der als Besitzer der ersten Uhrensammlung der Welt bekannte Herr Marfels einen Preis von dreitausend Mark Dem ausgesetzt hat, der einen grundlegenden Irrthum in diesem Buch nachweist. (Die näheren Bedingungen dieses Preisausschreibens sind durch das Bureau des Herrn Marfels, Berlin, Zimmerstraße 8, kostenfrei zu beziehen.) Die Haupttheile des Buches ist auch in der Neuauflage die gleiche geblieben: 1. Weder Kapitalismus noch Kommunismus! 2. Die Bodenreform in den Städten. 3. Die Bodenreform und das Agrarproblem. 4. Die Bodenreform und Israel. 5. Die Bodenreform in Griechenland. 6. Die Bodenreformkämpfe in Rom und in Lehren. 7. Henry George. 8. Die Hohenzollern und die Bodenreform.

Adolf Damaschke.



Regenzeit.

Als es begann, war man guten Muthes, denn die Julischwüle hatte sich angekündigt und auch dies grüne Kesseltal durchglüht und versengen gewollt. Den ersten Tag fühlte man sich erquickt; man sah, wie das Gras sich inniger und leuchtender begrünzte, wie die Rosen, die hier eben erwachten, frühlicher und duftender ausbrachen. Abends vermischte man wohl das leuchtende Spiel der Glühwürmchen, die eben ihren schönen und anmuthigen Flämmchenreigen zu führen angehoben hatten. Dessen mochte man entzathen, denn man schlief desto besser, gewiegt von der immer gleichen Musik der Regentropfen, die eintönig niederfielen. Bald schärfte sich aber das Ohr. Und man lernte die Laute immer deutlicher unterscheiden, aus denen sich diese trostlose Musik zusammensetzt. Erst glitten die Tropfen übers Dach und die Mauer, wie mit begehenden und leisen Kasenpödtchen; dann trappelten sie darauf, wie mit ungedulbigen Kinderfüßchen.

Aus dem Fallen ward ein immer lauterer Sturz. Aus dem Rieseln ward ein Glucksen. Das scholl zu einem begierigen, heiseren Schmaßen. Setzte es einmal aus, dann war es nur, als müsse der Regen selber Athem holen von der immer gleichen Anstrengung, mit der er auf diese Welt niederfiel, die noch vor Kurzem ihr schönstes und farbigstes Sommergewand an sich getragen; und man erschrak beinahe ob der plötzlichen und beklemmenden Stille.

Gleich Gespenstern in ihren grauen Umhüllen schlichen die Menschen durch das Thal. Man wagte kein lautes Wort neben dem monotonen Raunen, Wehzen und Stöhnen, das durch das All ging. Und die grauen Nebel hoben sich; sie krochen ängstlich an den Berglehnen empor, verbanden sich mit den Wolken, die grau, mühsällig, schwerfällig, wie schwanger von immer neuem, unerschöpflichen Unheil, niederhingen, irrten in Fesseln an den Fängen entlang und stiegen beklemmend nieder zu den Menschen.

Rosenblätter auf allen Wegen, an den Umfriedungen der Gärten. Es giebt nicht leicht Etwas, das so entmuthigt, so sehr an manches Menschenschicksal mahnt wie ein Rosenblatt vom wilden Wasser verschwemmt und gar ziellos in den Roth getreten.

Man spähte nach dem Barometer. Er stand hoch, eigensinnig hoch; nicht anders, als wolle er dies allgemeine Elend verhöhnen. So stieg er lustig zu Höhen, während man sich immer mehr auf die gebahntesten und sichersten Wege beschränkt und um jede Sommerlust, mit der man nach den Mühsalen des Winters rechnen gedurft, betrogen sah.

Es fiel Neuschnee. Der gilt so recht für ein günstiges Zeichen und trog diesmal dennoch, obwohl er viel tiefer hernieder kam, als der Jahreszeit gemäß war: bis weit unter die Baumgrenze. Jegliches Zeichen wurde beachtet; und jedes trog. Man kam sich nicht klüger vor als alte Weiber, die im Kaffeekas ihre Offenbarung suchen; und es war eine hilflose Bornigkeit in den Gemüthern.

Versuchte man einen Spaziergang, und wars nur, um der feuchten Kälte zu entrinnen, die Einem das Innerste durchtränkte, dann verlegte der Anblick träger Lämpel, die immer wuchsen und so häßlich gluckften. Ueberall machten

fie sich breit: sie schollen mächtiglich; aus den Kellern, die längst überfluthet waren, hoben sie sich ans Licht, darin zu sehen sie Niemand verlangte.

Ein grünes Wasser geht durch das Thal. Es hat oftmals uns schweres Unheil gebracht, trotz aller Mähe und allen Opfern, die Menschen daran setzten, es zu meistern. Das scholl nun von Stunde zu Stunde; es überfluthete die Wehr, mit der man es dienstbar und gefügig machen gewollt. In einem Satz, in vollen, graugrünen Wischten mit schmutzigem Weiß bekrönt, versprühend sprang es darüber und brüllte immer gewaltthätiger, immer fordernder und zorniger.

Und die Wetterbäche, die ein Regentag zu erzürnen und zur Vernichtung anzustacheln vermag, stürzten mit dumpfem Tosen nieder. Es ging wie ein ewiges Grollen durch die Welt, auf die ein erbarmungsloser, bleifarbigter und unsäglich niedrig gespannter Himmel drückte. Ein Leichentuch war ausgebreitet. Man verbrachte die Nacht, die Keinem rechte Erquickung mehr spendete. Denn mitten im Schlummer erwachte man und horchte. Immer das gleiche schläfernde Trommeln gegen die Fensterscheiben; jener Frost, der Einem die Seele bekriecht.

Alles Maß der Zeit verlor man. Eine Stunde glich so ganz der anderen. Man ward müde vom ewigen Starren in den grauen Schleier, der, einmal dichter, einmal dünner gesponnen, niederhing. Manchmal meinte man, es erhöbe sich endlich, endlich der Wind, der dies Gewölk zerreißen und dem Lichte, das man immer schmerzlicher entbehrte, einen Zugang in die Welt bahnen könnte. Ein Baum erbebt in schmerzlichem Schauern, aber es ging keinerlei Wehen: er schrak nur zusammen unter der Wucht der Regenmassen, die sein Laubwerk beschwerten und völlig durchseuchteten.

Man wird theilnahmlos. Das Einzige, was Einen beschäftigt, ist die Frage: wie lange diese Eintönigkeit der Tage noch währen wird. Mit gehrimem Gruseln hört man die Berichte vergangener Hochwässer: wie hoch die Fluth da und dort gestanden sei und welchen Schaden sie gestiftet habe. Und man verspürt jenes lästerne Krabbeln dabei in sich, das eine nahende Gefahr zu wecken pflegt. Kein Gedanke spannt sich zu weiterem Flug; gleich den Sperlingen mit dem klebenden Gefieder hüpfen sie über den dampfenden Boden, zitzen ängstlich und voll Klage und thun manchmal einen hastigen Ausblick nach dem bleiernen Himmel, ob er noch nicht heller werde.

Eine Legende fällt mir ein. Ich weiß nicht: hatte man sie mir in meiner märchenreichen ersten Jugend erzählt, die gewiegt war von Sagen und Gebräuchen, oder flog sie mir sonst zu?

Es heißt danach, daß keine Thräne verloren gehe, die hier auf Erden geweint wird. Eine ganze Anzahl Engel, die diesen Dienst nicht lange aushalten, so sehr anstrengend ist er, ist damit beschäftigt, sie zu verzeichnen und einzutragen in ein großes, großes Buch.

Ihre Zahl aber steht in einem gewissen, geheimnißvollen Verhältnis zu Zahl der Regentropfen, die in einem Jahre niedergesendet werden zur Erde. Und man erkennt ganz gut aus der Art der Regengüsse, welcher Beschaffenhe und welchen Ursprunges die Zähren waren, denen sie entsprechen. Zum Beispiel: ein leichter Strichregen, hinter dem schon die Sonne vorlächt und ei Regenbogen gaukelt bunt dahinter. Dies sind jene Kinderthränen, die ohne recht

Grund fließen und denen ein herzhaftes Lachen und die volle Lust der Jugend folgen. Oder: es giebt Thränen des Dankes und der Freude. Die fließen selten genug, — fast so selten, wie sich die Himmel öffnen, wenn die Fluren und alles Geschöpf nach Erquickung schreien.

Endlich: man weint aus Born, aus Groll, aus Verzweiflung. Und Dies sind jene endlosen Regengüsse, die wahllos niederstürzen, die Saaten verderben, die Blüthen zornig und verderblich machen. Und ihrer sind mehr, viel mehr als von den anderen beiden Arten; und sie beklemmen uns mit einer Ahnung jener Sonnenlosigkeit, die nach dem letzten Ende alles Geschaffenen über uns herandämmern wird. Und dennoch meine ich, es stünde hier noch nicht das richtige Verhältniß oder es sei mindestens noch nicht ergründet. Denn anders wäre es mir unklar, daß noch immer nicht die Sinißluth heringebrochen sei mit zornigem Drausen und unwiderstehlicher Gewalt.

Wien.

F. J. David.



Anleihenoth.

Slangsam, aber stetig sinkt wieder einmal der Kurs unserer deutschen Anleihen. Nie, hört man, werden an einem Börsentage Anleihenstücke in großen Posten zum Verkauf angeboten, immerhin täglich aber so viele, daß schließlich eine hübsche Summe verkaufter Staatsrente zusammenkommt. Vor diesem unveränderlich gleichen Angebot von Konsols und Reichsanleihen scheinen die Banken Furcht zu haben; jedenfalls thun sie nichts, um das Sinken der Kurse aufzuhalten. Um so eifriger ist die Presse am Werk. Die Hundstage sind vorüber, der heimgekehrte politische Redakteur hat den Lokalreporter, der Monate lang allein herrschte, entthront und das Publikum wünscht, endlich wieder Anderes zu hören als die lieben alten Geschichten von der Seeschlange und dem Riesenwalfisch. Wo aber den Stoff hernehmen? Jedes Aörnlein wird dankbar begrüßt; und mit wahrer Wonne stützen die Männer des Zeitartikels und der Handelsrubrik sich auf das bewährte Thema des Rentenrückganges.

Spaß bei Seite. Die Wichtigkeit der Sache ist nicht zu unterschätzen. Seit Miquels Konversionen hat der Besitzer deutscher Renten selten fröhliche Tage gesehen. Ihr Kurs ist mit einer Beharrlichkeit, die auf allen übrigen Gebieten unseres nationalen Lebens vermißt wird, gefallen; die dreiprozentigen stehen jetzt schon auf 90, also unter dem Kurs der letzten Emission. Natürlich sind die Staatsrentiers übler Laune. An diese Thatsache könnte der Politiker interessante Betrachtungen knüpfen; sind die Rentenbesitzer nicht mehr die festesten Stützen der Gesellschaftsordnung? Und siehe: sie schelten laut oder leise; und eine andere Klasse von unbedingt Getreuen, die der Offiziere, beginnt eine öffentliche Erörterung ihrer Lohnfrage. Das sind zwei Symptome, die man nicht übersehen sollte. Der Wirtschaftskritiker hat sich freilich nur um die finanziellen Folgen dieser Unzufriedenheit zu kümmern. Er sieht, daß die Kapitalisten heute

mehr denn je geneigt sind, ihr Geld in andere Klassen zu tragen als in die Preußens und des Reiches. Schon die Herabsetzung des Zinsfußes auf drei Prozent hat die Zahl Derer verringert, die sich in unserem armen Lande noch den Luxus leisten können, ihr Geld in Staatsrente anzulegen. Und wer sich mit drei Prozent begnügt, will dann wenigstens vor Verlusten sicher sein. Man vergißt zu leicht, daß die Psyche des Aktienkäufers von der des Staatsrentiers sehr verschieden ist. Der Aktionär rechnet, wenn er nicht etwa ein reiner Thor ist, stets mit der Möglichkeit eines Kursfalles. Braucht er in einer Zeit schlechten Kursstandes für eine Weile Geld, so kann er seine Aktien beleihen lassen; die sechs oder sieben Prozent Zinsen sind leicht zu verschmerzen, wenn bei steigender Konjunktur ein sechsfach höherer Kursgewinn winkt. Staatsrente aber kauft man oft gerade in der sichereren Hoffnung, sie unter allen Umständen, auch wenn man plötzlich Geld nöthig hat, mindestens ohne beträchtlichen Verlust verkaufen zu können. Soll man aber bei $8\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen für den Fall plötzlichen Geldbedarfes 10 Prozent Verlust riskiren, dann dankt man für Dacocht und wählt ein anderes Anlagepapier; vielleicht nicht gleich auf dem gefährlichen Gebiete der Industrie oder der ausländischen Anleihen: man kann ja Erste Hypotheken oder Hypothekenspfandbriefe erwerben. Jeder Staat hat also ein Interesse an der Stetigkeit seines Rentenkurses; und wie jeder Geschäftsmann, sollten deshalb auch die Finanzminister auf die Wünsche ihrer Kundenschaft alle irgend mögliche Rücksicht nehmen. Das mag auch der neue Reichsschatzsekretär bedenken.

Der Rückgang des Rentenkurses ist durch hundert verschiedene Gründe erklärt und hundert verschiedene Heilmittel sind gegen das Leiden empfohlen worden. Jeder Journalist, der auf sich hält, hat ein sicher wirkendes Rezept in der Tasche und begreift nicht, daß der deutsche Erdkreis es nicht begeistert anerkennt. Am Bequemsten haben es die Leute, die von je her den dreiprozentigen Typus verdammen: sie können ihm nun alle Schuld aufbürden. Deutschland, sagen sie, ist für eine so niedrige Verzinsung eben noch nicht reif. Dieser kritiklos verallgemeinernden Ansicht kann ich im vollen Umfang nicht beistimmen. Mir scheint, wie ich hier schon früher sagte, daß man in Preußen und im Reich mit der Konversion zu lange gezögert und den richtigen Zeitpunkt verpaßt hat. Der Verzicht auf höhere Staatszinsen wurde — Das war die Folge des Raubens — dem deutschen Kapital in einer Zeit zugemuthet, wo der industrielle Aufschwung begann und von allen Seiten große Kursgewinne und Dividenden lockten. Natürlich wurde damals viel Material frei, die früher sehr gut klassirten deutschen Anleihen kamen in den Besitz minder potenter Personen und man konnte voraussehen, daß diese Verschlebung nicht im Sinn stetiger Kursgestaltung wirken würde. Seitdem aber hat die Industrienoth unsere Kapitalisten beten gelehrt und sie könnten sich an den niedrigen Zinsfuß der Staatsrenten allmählich gewöhnen haben. Man erstrebt heute eine bessere Placirung der Anleihen und auf den Einfall gekommen, nach französischem Muster gewisse öffentliche Cass zur Anlage ihres Geldes in Konsols und Reichsanleihe verpflichten zu wollen. Der Gedanke besticht den ersten Blick. Nur wird dabei vergessen, daß wir etw solchem Anlagezwang Aehnliches ja schon haben, da unsere Anleihen als sichersten der mündelsicheren Papiere gelten. Man könnte die Zahl dieser piere verringern; was aber wäre die Folge? Der Kurs der gedächeten, in

lich aber nicht schlechter gewordenen Werthe würde sinken und eine Menge solcher Anleihebesitzer, die nicht verpflichtet sind, gesetzlich für mündelsicher erklärte Papiere zu kaufen, würde verleitet, ihre Rente gegen reichlicher zinsende Werthe auszutauschen. Doch man will nun einmal durchaus, daß zur Aufrechterhaltung des Rentenkurses Etwas geschehe. Die Seehandlung oder das Preußentonsortium sollen die auf den Markt gebrachten Anleihestücke aufkaufen. Das verlangt man und bedenkt gar nicht, daß eine Aktiengesellschaft gegen das Interesse ihrer Aktionäre handelt, wenn sie Riesenposten eines Papiers erwirbt, das, wie die Erfahrung lehrt, ein recht beträchtliches Risiko läßt. Das verlangt man und fragt nicht, ob es vernünftig wäre, das Geld, das der preußische Staat sich auf dem Anleihemarkt verschafft hat, um es flüssig zu haben, nun wieder festzulegen. Vor allen Dingen aber: das ganze Mandat würde nicht ans Ziel führen. Immer wird an die Hypothekenbanken erinnert, die den Kurs ihrer Pfandbriefe selbst reguliren. Das ist richtig: nur darf man nicht übersehen, daß erstens die Verlosungen die Stückzahl der einzelnen Pfandbriefkategorie beständig verringern und daß zweitens die Hypothekenbanken in ihren Bonifikationen ein Mittel haben, die Pfandbriefkäufer auf viel längere Zeit festzulegen, als es ein Anleihekonfortium vermag.

Die empfohlenen Heilmittel setzen sämmtlich voraus, der Rückgang des Rentenkurses sei durch Zufallserscheinungen und vorübergehende Umstände bewirkt. Die wahre Ursache aber sehe ich an einem anderen Punkt. Richtig ist, daß Miquels verspätete Konversion große Summen, die früher in Staatsrente angelegt waren, in Bewegung gebracht hat. Dieser Fehler wäre aber längst nicht mehr fühlbar, wenn man nicht ein so hastiges Tempo für die Aufnahme von Anleihen gewählt hätte. Wir pumpen mit Hochdruck. Pumpus von Perusia und Therese Humbert sind, im Vergleich mit unseren Finanzgenies, harmlose Stümper. Wollbampf voraus, gehts in die vierte Schuldenmilliarde. Seit dem Statsjahr 1889 hat sich die Zinslast der Reichsschuld von 34 $\frac{1}{2}$ auf 99 Millionen erhöht. Ich will von den Ansprüchen, die damit an die Steuerkraft des Landes gestellt werden, absehen und nur erwähnen, daß dieser Mehrung der Reichsschuld die Sparkraft des Volkes sich nicht anzupassen vermochte. Das wurde lange nicht bemerkt, weil das Ausland unsere Anleihen kaufte. Jetzt kommt die Rente in ihre Heimath zurück und man beginnt, nach und nach zu erkennen, daß die ungeheure Anleihefabrikation unseren Verhältnissen, unserer Finanzkraft nicht entspricht. Und da der weitaus größte Theil des Geldes für Heer und Flotte ausgegeben worden ist, kann das suchende Auge auch kein Aktivum von greifbarem Werth entdecken. Ich halte es nicht für einen Zufall, daß der Rentenkurs gerade jetzt, wo eine neue Militärvorlage droht, die unaufhaltsame Neigung nach unten zeigt. Man fürchtet die neue Anleihe: Das ist der wahre Grund des Kursrückganges. Wer ihn hemmen will, muß dafür sorgen, daß Herr von Rheinbaben und Herr von Stengel, Thielmanns Nachfolger, gegen neue Ausgaben und neue Anleihen sich eine Weile energisch wehren.

Plutus.



Notizbuch.

Zwei neue Oberpräsidenten und ein neuer Staatssekretär: kein riesiges Revirement, feufzt strebsame Jugend, die auf den unteren Sprossen der Staatschrenleiter ungebulbig neuer Klettermöglichkeiten harret; und keins, das solcher Jugend Hoffnurgfreuden bereiten kann. Jung ist von den Beförderten nur Einer: Herr von Windheim, der als Oberpräsident nach Kassel geht. Früher Polizeipräsident von Berlin, dann Präsident der Regierung in Frankfurt an der Oder. Das war kein Avancement; und ein Schütteln der Köpfe empfing die Ernennung. Denn man wußte, daß Herr von Windheim zu den Lieblingen des Kaisers gehört. Des Räthfels Lösung war einfach. Konflikt Phili Eulenburg-Hochberg & Pierson. Friktionen im Ministerium des königlichen Hauses. Herr von Wedel-Piesdorf sollte über Bord und seine Nachfolge war Herr von Windheim verheißten. Doch der Hauswedel wurde noch einmal gestützt und durfte im rosigen Licht weiterathmen. Natürlich mußte Herr von Windheim entschädigt werden. Daß er vom Alexanderplatz scheiden werde, war schon bekannt, Besseres im Augenblick nicht frei: vorläufig also Frankfurt. Kurze Uebergangszeit, hieß es zum Trost. Jetzt Kassel; trotzdem die Ernennung des dortigen Regierungspräsidenten, des Herrn von Trott zu Solz, fast schon sicher war. Herr von Windheim hatte eben die festere Zusage. Wahrscheinlich wird er auch in Kassel nicht lange bleiben. Er ist längst außersehen, eines Tages Herrn von Lucanus abzulösen, und könnte vorher noch im Ministerium des Innern gastiren, wo der Freiherr von Hammerstein schon jetzt nicht mehr hausen würde, wenn die geschickt ausgenützte Pressehebe ihn nicht noch ein Weilchen hielte. „Zwingen lasse ich mich nicht.“ „Noch herrschen in Preußen nicht die Zeitungschreiber.“ In Berlin hat Herr von Windheim seine Sache gut gemacht; er soll auch ein tüchtiger Landrath gewesen sein. Dauern nützliche Leistung ist aber von Verwaltungsbeamten nur zu erwarten, wenn man sie lange auf ihrem Posten läßt und sie sich in die Bedürfnisse des Kreises, der Provinz einleben können. Das ist nicht mehr Mode. Heute hier, morgen dort. Beispiel: Graf Robert von Zedlitz und Trützschler. 1881 Präsident in Oppeln, 1886 Oberpräsident von Posen, 1891 Kultusminister, 1898 Oberpräsident von Hessen-Nassau, 1903 Oberpräsident von Schlesien. In sechzehn Jahren vier völlig verschiedene Aufgaben. Selbst für einen so gewissenhaften und menschenverständigen Mann zu viel. Graf Zedlitz ist kein Bureaukrat, wird aber, wie in Posen, Berlin, Kassel, auch in Breslau zunächst auf die Geheimrathsroutine angewiesen sein. Warum ließ man ihn nicht in Posen? Da hätte er nützlich gewirkt. Jetzt ist er für die Pflichten einer neuen, schwierigen Verwaltung zu alt. 1837 geboren. Nur Männer von ganz ungemeiner Vitalität lernen im siebenundsechzigsten Lebensjahr noch neue Verhältnisse meistern. Sind wir an braven Durchschnittsmandarinen so arm, daß Greife an die wichtigsten Stellen befördert werden müssen? So scheint's; denn auch der Freiherr von Stengel, der zum Staatssekretär des Reichsschatzkanzlers ernannt worden ist, gehört zum Jahrgang 1837. Ein Versuch mit untauglichem Mittel. Daß der neun Jahre jüngere Freiherr von Thielmann müde sei, wußte man. Um ihn ist es schade. Ein sehr begabter, gründlich gebildeter Mann, den Kurt von Schloezer schon in Washington schätzte und von dem Lothar Bucher zu Bismarck sagte: „Das wird mal ein Finanzminister.“ Ein kultivirter Mensch, der die Welt kennt und nur allzu bequem geworden ist; ganz anderes Kaliber als die preußische Dugendercellenz. Erstens aber ist er kein Redner: und Graf

Pofadowsky — auf die Herren Bülow und Richthofen ist ernstlich nicht zu rechnen — kann die Handelsverträge nicht allein durch den Reichstag schleppen. Zweitens hat er Caprivi's Russenvertrag im Parlament vertreten und ist zu stolz, um jetzt seine eigenen Argumente zu bekämpfen. Drittens will er eine durchgreifende Reichsfinanzreform, will, wie jeder Berufsbefähigte, eine höhere Besteuerung von Bier und Tabak: und das Streben nach solchem Ziel wäre einstweilen aussichtslos. Vor allen Dingen: begoutirt und der ewigen Wirrungen satt. Seinem Nachfolger ist nur eine gute Eigenschaft nachzusagen: er ist ein Bayer, wird also vielleicht die süddeutschen Finanzinteressen kräftiger wahren. Wäre er das ragende Talent, als das er vom Gefinde jetzt angeschwärmt wird, dann hätten die Bayern, bei ihrem Mangel an brauchbaren Männern, ihn nicht zwanzig Jahre lang als Stellvertreter im Bundesrath schimmeln lassen. Ueber Speyer, Würzburg, Augsburg, München, Berlin amtlich nie hinaus gelangt. Und, wie gesagt, viel zu alt, um sich in schwierige Materien noch hineinarbeiten zu können. Das nennt sich bei uns Revirement . . . Der Kaiser hat an den Prinz-Regenten von Bayern telegraphirt: „Deine Beamtenerschaft möge von Stolz erfüllt sein, zu so hohem, verantwortungsvollem Amt einen Beamten der Ihren haben stellen zu können.“ Darob Stauern in Bayern. Stolz, weil ein Bayer Staatssekretär wird, also erreicht, was in Preußen ein Schelling und Richthofen erreichen kann? Der Kaiser scheint zu glauben, die Stellung des Reichsschatzsekretärs sei höher als die des Finanzministers in einem Bundesstaat. Das wäre ein Irrthum, den Bismarck noch in seinen letzten Tagen energisch bekämpft hat. Staatssekretäre sind nach der Verfassung dem Kanzler untergeben; sind im Grunde seine ersten Vortragenden Räte. Die Minister der Bundesstaaten aber sind Kollegen des Kanzlers als preussischen Ministerpräsidenten. Was die Minister oder deren Vertreter im Bundesrath beschließen, haben die Staatssekretäre auszuführen und im Reichstag zu verteidigen. Herr von Riedel ist auch jetzt noch mehr als Herr von Stengel. Darum fand Bismarck es unschicklich, daß die Konferenz der deutschen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs tagte, der ihr Organ, nicht ihnen vorgelegt ist. Und darum darf man den Freiherrn von Tschelmann loben, trotzdem er den aller Wirthschafterkenntniß unzugänglichen Kanzler nicht zu einer vernünftigen Reichsfinanzpolitik zu stimmen vermocht hat.

* * *

Pichelswerder ist eine zweihundertundfünfzig Morgen große, bergige und bewaldete Havelinsel, auf der einst Floßwärter wohnten. Jetzt findet der Wanderer dort vier Schankwirthschaften und eine Villa. Berliner Kultur. Neulich wurde nun im „Vorwärts“ ein Höflichkeitsplan ausgeplaudert, der darauf ziele, Pichelswerder in kaiserlichen Privatbesitz zu bringen. Dann solle ein großes Schloß gebaut, die Insel streng abgesperrt und zu einem eigenen Reichstagswahlbezirk umgewandelt werden. So werde der Kaiser vor Aufruhr und Straßenputzchen sicher sein, auf der öbberigen Heerstraße schnell Truppen heranziehen können und sich den Schmerz ersparen, den Wahlbezirk seines Wohnortes von einem Sozialdemokraten vertreten zu sehen. Der Plan gehe von dem Hofmarschall Herrn von Trotha aus und der Burgenbaumeister Bobo Ebbhardt habe schon ein Projekt ausgearbeitet. Das las man ohnehin: allzu große Verwunderung. Vielleicht ist's wahr, vielleicht nicht. Daß der Kaiser mit der nahen Möglichkeit eines Bürgerkrieges rechnet, wissen wir leider; viele Reden deuten solche Möglichkeit an. Vor zwei Jahren, als er die neue Kaserne des Gardegrenadierregimentes Kaiser Alexander einweihte, sagte Wilhelm der Zweite, er brauche in seiner Nähe eine „feste Burg“ und eine

persönliche Leibwache, die „Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen“; denn „wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bajonnette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben“. Seitdem ist die Macht der Sozialdemokratie, die der Kaiser eine „hochverrätherische Schaar“, eine „Rotte vaterlandloser Gesellen“, eine feige Mördertruppe genannt hat, noch beträchtlich gewachsen. Warum sollte der Bericht des „Vorwärts“ also nicht wahr sein? Irgend ein Höfling mochte den Plan erkonnen und der Kaiser gesagt haben: „Legen Sie mir ein Projekt vor.“ Das wäre sein unbestreitbares Recht; und wir hätten, wenn, wie angenommen werden muß, die gesetzlichen Vorschriften beachtet würden, nichts dreinzureden, hätten höchstens wieder einmal zu bedauern, daß dem Monarchen Wesen und Streben der an Stimmenzahl stärksten Partei so unwahrhaftig dargestellt werden. Da kam das norddeutsche allgemeine Dementi: die Geschichte sei „eine lächerliche Hundstagsphantasie“; die Herren von Trotha und Ebhardt wußten nichts von dem ihnen zugeschriebenen Plan. Der Redakteur des „Vorwärts“ hielt seine Behauptung aufrecht und erklärte, Herr von Trotha müsse entweder von seinem Gedächtniß im Stich gelassen sein oder die Wahrheit verschwiegen haben. Zwei Hausuchungen in der Redaktion, Expedition, Druckerei des sozialdemokratischen Centralorgans. Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß sie bei solcher Streife im Haus kluger Männer etwas finden können. Das Blatt wurde beschlagnahmt, der Verantwortliche Redakteur, Herr Leib, verhaftet. Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß der Proletarier, der sozialdemokratische Blätter zeichnet, eine mehr als formale Verantwortung trägt. Herr Leib soll Groben Unfug verübt und sich der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht haben. Auch die Todfeinde der Sozialdemokratie haben in dem inkriminierten Artikel keine Spur eines dieser beiden Delikte zu finden vermocht. Von einer Majestätsbeleidigung könnte selbst dann nicht die Rede sein, wenn behauptet worden wäre, der Kaiser habe den Plan gebilligt; und für die Verübung Groben Unfuges durch die Presse hat die neueste Jubilatur des Reichsgerichtes Normen geschaffen, die in diesem Fall die Verurtheilung unmöglich machen. Sollte der ruhige und gewissenhafte Oberstaatsanwalt Henkel den großen Aufwand veranlaßt haben? Kaum glaublich. Er muß mindestens wissen, daß nicht der geringste Grund zur Verhaftung des Herrn Leib zwang, der erstens einer Straftat nicht dringend verdächtig, zweitens nicht in der Lage ist, den Thatbestand zu verdunkeln, und sich drittens eben so wenig wie irgend ein anderer sozialdemokratischer Redakteur den Folgen der That durch die Flucht entzogen hätte. Einerlei. Daß es sich nur um eine „lächerliche Hundstagsphantasie“ gehandelt habe, glaubt Niemand mehr. Und das Verfahren kann, nach Allem, was man vermuthen darf, merkwürdige Ueberraschungen bringen. Adjutanten, Hofbeamte, Bewohner von Pichelsweeder werden nach Moabit marschiren und schwören müssen. Aber findet der Leiter uns— internationalen Politik, daß auf solchen Wegen das Prestige des Deutschen Reichs gestärkt werden kann? Daß es nützlich ist, dem Erdkreis zu zeigen, welche — schlimmsten Fall — winzige Unklugheit bei uns die Behörden zu alarmiren und hochnothpeinliches Verfahren zu bewirken vermag? Der Frage sollte er nachden und der Sache ein Ende machen, ehe es zu spät wird. Schon reiben die Sozialdemokraten die Hände. Bleibt ihr neuester Märtyrer in Haft, dann werden sie bald Bibelstil zu den Regirenden sprechen: Was Ihr Leib thatet, wird Euch Leib t



Berlin, den 5. September 1903.

Witte.

Vor zehn Jahren, in grauer Herbstdämmerstunde, zeigte Herr Sergej Julitsch Witte mir die Bilder seiner Vorgänger. In dem mit Orange-farbe angestrichenen Miesensteinkasten, der an einem dünnen Wasserärmchen die Verwaltung der Finanzen, des Handels und der Industrie herbergt, hingen in einem Vorfaal elf Männerportraits. „Rußlands Finanzminister; elf in fast hundert Jahren: eigentlich ist's nicht viel.“ Er nannte die Namen — einzelne, Neutern, Abasa, Bunge, kannte ich — und stand ein Weilchen stumm vor dem gelben, faltigen Spekulantenkopf Zwans Wshhnegradsky, des Letzten in der Reihe der „Hohen Excellenzen“. Dann wies sein Finger auf den weißen Fleck an der Wand. „Ein Platz ist noch frei. In ein paar Monaten, vielleicht auch erst in ein paar Jahren — wer weiß? — werde ich da als Zwölfter hängen“. Jetzt wird das Bild bestellt werden. Serow, dessen feinfarbiges Damenportrait in der Berliner Sezession den Kennern gefiel, würde Witte gut malen; den wägenden Blick, die echt russisch gestülpte Nase, die langen, schmalen Hände, die beredter sind als Auge und Zunge des in strenger Selbstzucht gefühlten Mannes. Zehn Jahre und ein halbes hat der Zwölfte sich gehalten. Jetzt ist Sergej Julitsch nicht mehr Finanzminister. Er soll noch den Handelsvertrag mit Deutschland abschließen, ist aber schon am vorletzten Augusttag entamtet und zum Präsidenten des Ministerkomitees ernannt worden. Zum Ministerpräsidenten, las man in einzelnen Zeitungen und vernahm, solche Beförderung sei ein Beweis höchster Gunst. Das ist ein Europäerirrtum. Einen Ministerpräsidenten giebt es in Rußland nicht, kann es in keinem selbstherrlich regierten Staat geben. Titel und Vollmacht eines Ministers waren im Zarenreich

bis 1802 überhaupt unbekannt. Peter „der Große“ hatte für seine nach westlichem Muster gebaute Staatsmaschine nur ein Gefänge zur Transmission des kaiserlichen Willens gebraucht; der Senat und ein paar Kollegien mußten die motorische Kraft des Alleinherrschers auf die Räder und Nädchen der Reichsverwaltung übertragen. Erst Alexander Pawlowitsch, Saharpeß leicht bestimmbarer Schüler, den die Krüdener zu mystischem, die Marishkin zu erotischem Spiel locken konnte, entschloß sich, unter der Einwirkung Speranskis und Kotschubeijs, diese Maschine zu modernisiren. Napoleon, den Alexanders irrlichtelirender Sinn wie einen Gott anstaunte, hatte einen Staatsrath und Minister: ein so großes Vorbild mußte Nacheiferung wecken. Der Reichsrath (Gossudarstvenij Sovet) wurde geschaffen; er sollte den Senat ersetzen, der mählich zum Reichsgericht wurde, das Budget prüfen, das Rechnungswesen überwachen, die neuen Gesetze redigiren, ungefähr also die Arbeit leisten, die in unserer Kulturzone den Parlamenten zufällt. Das ging nicht. Erstens ist im Reichsrath das Volk nicht vertreten und neben Hoffstranzen und müden Greisen sitzen Streber, die gern wieder ins Amt möchten und sich deshalb mit allen erdenklichen Künsten bei den Machthabern einzuschmeicheln suchen. Und zweitens hat dieser Reichsrath nur eine beratende Stimme und nicht einmal, wie unser armes Parlament, das Recht, Vorlagen der Regierung abzulehnen; nicht Beschlüsse seiner Mehrheit, sondern alle im Lauf der Berathung geäußerten Meinungen werden dem Zaren vorgetragen. Nicht viel stärker ist die Stellung der Minister, denen ein Ukas vom Jahr 1802 die Arbeit der Kollegialbehörden Peters übertrug. Damals schrieb Graf Worontsow warnend an Kotschubeij, die neue Institution könne sich nicht bewähren; denn jeder Minister werde ein unbeaufsichtigter, unbeschränkter Autorität sein. Ganz so schlimm ist's nicht geworden. Auch die Minister sind nur willenslose Werkzeuge in Väterschens eiserner Hand; der Uebereifer bureaukratischer Vormundschaft läßt aber den Vortheil strafferer Centralisation kaum noch zur Geltung kommen. Den Neuerern erstand früh ein mächtiger Gegner. Karamsin, der 1803 zum Hofhistoriographen ernannt worden war, warnte in einer Denkschrift, die als Panславistenbibel fortlebt: jede Einschränkung der Selbstherrlichkeit und alle Verfassungfiktionen müßten einem Volk von Analphabeten unverständlich bleiben; es sei unklug, künstlich Bedürfnisse zu wecken, die ungestört noch Jahrhunderte lang schlummern könnten; und die Staatsraison heische schleunige Rückkehr zur nationalen Ueberlieferung. Bonaparte hatte sich als ungetreuen Freund erwiesen und Alexanders Stimmung war dem Slavenevangelium günstig. Speranskij wurde

nach Perm verbannt, die dünne Europäertünche abgekratzt, die Fensterausficht gen Westen vermauert. Solche Wandlungen haben sich nach dem Tode Nikolais des Ersten und Alexanders des Zweiten wiederholt. Der Reichsrath und die Minister sind aber geblieben. Unschädlicher Modepuß. Rußland hat Minister; ein Ministerium kann es einstweilen nicht haben. Das komitet ministrow, dessen Name den Europäerirrtum erzeugt, ist nur ein engerer Staatsrath. In diesem Komitee sitzen neben den Ministern die Sektionschefs der kaiserlichen Kanzlei, die Häupter des Reichsrathes, der Procurator des Heiligen Synod, Würdenträger aller Art, sogar der Direktor des Reichshauptgefüttes. Mit solcher schwerfälligen, uneinheitlichen und unverantwortlichen Gesellschaft ist nichts zu machen. Alexander der Zweite stellte Walujew, den begabten Gegner der Slavophilen, Alexander der Dritte den früheren tüchtigen Finanzminister Reutern an die Spitze: vergebens; das Ministerkomitee blieb ein Reichsornament ohne Bedeutung und die Präsidenschaft eine Sinecure für einen Günstling oder verbrauchten Minister, dem der Zar, als Lohn für treue Dienste, eine fette Pfründe gewähren will. Auch Wjshnegradskijs Vorgänger Bunge war Präsident des Ministerkomitees; und ihn löste Durnowo ab, der sich als Minister des Innern unmdglich gemacht hatte. Dieser Thatjachen mußte man sich erinnern, als die Kunde kam, Sergej Julitsch Witte sei zum Mitgliede des Reichsrathes ernannt und zur Leitung des Ministerkomitees berufen worden. Rußlands zwölfter Finanzminister, der kühnste, modernste und stärkste der Reihe, ist politisch bis auf Weiteres tot; und sein Bild kann für die Leichenhalle der Hohen Excellenzen gemalt werden.

Bis auf Weiteres... Er ist, mit all seinen Schwächen und Wesenssprüngen, ein schöpferischer Geist; und der auf Spiritistenweisheit schwörende Monomachos, der ihn, mit der Rücksichtslosigkeit des reichen Erben, aus fruchtbarer Arbeit riß, ähnelt in manchem Zug dem liebenswürdig schwächlichen Alexander, der seinen Speranskij bald aus der Verbannung zurückholte. Witte kann eines Tages — er ist erst fünfundfünfzig Jahre alt und hat Zeit — wieder mächtig werden; dem neuen Rang aber wird er die Macht nicht verdanken. Für einen Michelieu oder Bismarck, einen Peel oder Cavour ist in Rußland kein Raum. Das hat schon Veroy-Beaulieu gesagt und an das Wort eines russischen Journalisten erinnert: „Unser Premierminister könnte nur ein Großvezier sein.“ Ungefähr so haben ja auch Gortschalow und Loris Melikow ihr Amt aufgefaßt. Mit noch geringerem Recht als in Preußen (wo der Ministerpräsident den Ressortchefs nicht dreinreden darf) kann man in Rußland von einem homogenen Ministerium sprechen. Jeder Minister

arbeitet für sich, sucht beim Immediatvortrag seine Sonderwünsche durchzusetzen und erfährt von den Plänen der Kollegen gewöhnlich erst, wenn sie gelungen oder gescheitert sind. Fast immer arbeiten die Ressorts, meist auch noch die politischen Persönlichkeiten gegen einander. Nicht selten kommts zu offenem Krieg, wie 1881 unter Alexander dem Dritten, wo das milde Triumvirat Boris Melikow - Milutin - Abasa von Pobedonoszew und Ignatiew, denen der Großfürst Wladimir und Katlow halfen, überrannt wurde. In stilleren Zeiten bleibts beim Minientrieg. Der Zar hört heute den einen, morgen den anderen Minister und müßte, wie Bonaparte, drei Atlanten im Kopf haben, um stets voraussehen zu können, welche Wirkung die Maßregel, der er zustimmt, auf die verschiedenen Zweige der Landesverwaltung über wird. Ein Wille soll herrschen, einer allein; doch die Einheit dieses Willens, der täglich von heterogenen Wünschen umbuhlt und umschmeichelt wird, ist gelähmt, die Räder der Staatsmaschine laufen sich heiß und die ewige Reibung, aus der warmes Leben entstehen sollte, gebiert schließlich nur ein kraftlos schwüles Chaos. Das ist die unvermeidliche Folge jedes Absolutismus; und Nikolai Alexandrowitsch hat feierlich gelobt, die Autokratie unangetastet zu bewahren. Ein russischer Minister muß vor jeder Laune des Herrn, vor jedem Einfall des flinkeren Kollegen zittern und darf nicht einmal seine Entlassung erbitten; denn die Erben des Großhanates der Goldenen Horde denken heute noch, wie weiland der Bey von Tunis, ein Sklave sei nicht befügt, von dem Posten zu weichen, auf den des Herrn Gnade ihn rief. Und gegen diese Zustände soll das zur Ohnmacht erschaffene Ministerkomitee mit seinem Rathgeberstimmen aufkommen? Unmöglich; selbst die leuchtende Geniekrast des stärksten Staatsmannes würde da nutzlos verglimmen.

Darüber täuscht sich Witte gewiß nicht. Er hat zu lange unter diesen Verhältnissen gelitten; auch in den Tagen, da der Reich ihm allmächtig hieß. Der Mann, der Physik und Mathematik studirt, über Eisenbahntarife und über Friedrich List Brochuren veröffentlicht hatte und mit neununddreißig Jahren schon Ministerialdirektor geworden war, wurde immer innig gehaßt. Ein Deutscher, der sich als Slaven verummumt (der Minister, der aus Tiflis stammt, sagte mir, er könne mit einiger Mühe zwar unsere Zeitung entziffern, aber keinen deutschen Satz sprechen, und seine Vokale zeugten für die Wahrheit dieser Angabe). Ein Abenteurer, ein Noturier, den schon seit Mesalliance unmöglich machen sollte und der ganz in den Händen des französischen Bankdirektors Rothstein ist. Ein Grobian, der Männern vom Namen Wanowstjts, Jermolows, Abasas über den Mund fährt und mit dem Bar-

nichts zu thun haben will. So redete man in Petersburg schon 1893 in verriegelten Stuben über ihn. Und er waffnete noch gefährlichere Feinde wider sich. Sein Ullaß gegen die Baissespekulation in Rubelnoten traf die russischen Bankiers empfindlich und ärgerte auch in Berlin manchen großen Arbitrageur. Seine Reorganisation der Reichsbank hinderte zahllose Wuchergeschäfte, zu denen Geldzwischenhändler den Staatskredit benützt hatten. Wenn im Ministerkomitee ein Vorschlag umständlich beschwagt wurde, sagte er ruhig: „Wozu? Ich weiß ja, wie der Kaiser darüber denkt.“ Er wußte es wirklich. Die zähe Energie und der praktische Blick des Ministers gefielen Alexander dem Stillen und er hielt ihm die Treue, trotz allem Gewähl und Gezettel. Später zog Witte sich noch den Haß der Armeehäupter zu, die in ihm den Anstifter der Friedensaktion sahen. Nicht ohne Grund. Sergej Julitsch hatte als Beamter der Südwesibahn unter Johann Bloch gebient, der ihn schon damals für den Gedanken des Weltfriedesgerichtes erwärmt haben mag. Jedenfalls hat Witte dem jungen Herrn Nikolai das Buch Blochs über die Kriege der Zukunft gebracht und als Finanzminister in jeder Budgetentschreibung betont, daß dem hungernden Volk nicht zu helfen sei, so lange die Kostenlast für das Heer ins Unerträgliche wachse. Das war ein neuer Ton. Bisher hatte der Glaube geherrscht, der Anspruch der Armee müsse allen anderen vorgehen und fürs Militär habe selbst der Unterthan pflichtgemäß zu schwärmen, der, wie in Custrines Tagen der Großfürst Konstantin, den Krieg verabscheut, „weil er die Mannszucht und die Waffen öde ruinirt“... An Gegnern fehlte es dem Finanzminister also nie; aber er wurde mit ihnen eben so bequem fertig wie einst mit den Tschinowniks, die ihm auf einer entlegenen Bahnstation die Dienstwohnung des Vorstehers verweigert und den lästigen Chef gezwungen hatten, acht Wochen lang in einem Waggon zu hausen. Und allmählich sprachen seine Thaten so laut für ihn, daß sie alles Geraun über-töntten. Daß seine Eisenbahntarifpolitik ein Meisterwerk asiatischer Schlaueit ist, hat unser Wirthschaftskörper seit 1894 oft genug erfahren. Daß er den Export von Papierrubeln verbot, ist ihm von berliner Spekulanten verdacht, von seinen Landsleuten aber als nützliche Leistung angerechnet worden. Er hat die Schwankungen des Rubelkurses beseitigt, die Valuta verbessert, für die dem Notenumlauf genügende Goldbedeckung gesorgt, die Reichsbank sanirt, im Budget wenigstens äußerlich das Gleichgewicht hergestellt, wichtige Konversionen mit Erfolg durchgeführt und die Transsibirische Bahn gebaut. Für zehn Jahre ist's nicht wenig; ohne die Kraft raubenden Alltagsfraktionen wäre das Werk noch beträchtlicher geworden. Immerhin: einen Mann, den

solche Schöpferarbeit lobt, mußte auch der Feind vorsichtig behandeln. Was Sergej Julitsch will, geschieht, hieß es in Petersburg und Moskau. Er schien unangreifbar. Und wars doch nicht mehr, seit Nikolai Alexandrowitsch die weite Mütze des Monomachos auf seinem unklaren Schwärmerköpfchen trug.

In den Zeitungen wird ihm noch immer nachgesagt, er sei eigentlich ein Deutscher, gebe sich für einen Russen nur aus. Kein Psychologe könnte so urtheilen. In seinem Handeln ist Witte ein echter Russe: Einer, der, bei aller nüchternen Fähigkeit, die schwere Kunst des Wartens nie zu lernen vermochte. Rußland, sagt Custine, ist das Reich der Kataloge: alle Titel sind angegeben, nur fehlen die Bücher; unter den in großen Lettern prangenden Ueberschriften sucht der Leser vergebens die verheißenen Kapitel. Im Grundbesitzverzeichnis stehen Wälder, wo der Wanderer nicht das zu einer Pfeife nöthige Holz finden würde, in der Rangliste Regimenter, deren Cadres der Wind umblasen könnte, auf der Landkarte Städte, für die kaum erst die Parzellen abgesteckt sind. Das gilt heute noch beinahe so wie 1839. Was nicht rasch wachsen will, wird von der Ungeduld ins Leben dekretirt. So hatte es Peter gemacht und so sollte es bleiben. Vor hundert und fünfzig Jahren erschien in Petersburg ein Buch, das, unter dem Titel *Origines gentis et nominis Russorum*, nachwies, die Moskowiter seien kein slavischer Stamm. Unerhört; und obendrein wurde die Kezerbehauptung eines deutschen Dr. Müller noch durch die Zustimmung eines urredussischen Akademikers gestützt. Das durfte nicht geduldet werden. Der Akademiker bekam, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, hundert Peitschenhiebe als Lohn für seine Ethnologie; und der wackere Müller, den man, als einen Ausländer, mit so treffenden Argumenten nicht überzeugen konnte, wurde eingesperrt, bis er sich zu dem Zugeständniß entschloß: die Russen seien Enkel der edlen Rogolanen, die dem König Mithridates das Leben sauer gemacht hatten. Seitdem stand es fest: die Russen sind Rogolanen. Als dann wieder, abermals von einem deutschen Gelehrten, die These von der finisch-tatarischen Abstammung der Russen verfochten wurde, dekretirte Katharina einfach: „Dieser Glaube irrt. Den besten Beweis dafür, daß wir mit den Finen nichts gemein haben, liefert der Abscheu, den uns schon der Gedanke an solche Gemeinschaft einflößt.“ Damit war der Fall erledigt; und nur ein so arger Schalk wie Mirabeau ließ sich von Katharinas Erlass zu der Glossen verleiten: *Les Russes ne sont Européens qu'en vertu d'une définition déclaratoire de leur souveraine*. Die geniale Astanierin hatte sich schnell dem russischen Geisteslima angepaßt. Die Staatsbahnentafel genügte ihr nicht; die Fremden, besonders ihre Freunde von der Encyclopädie,

sollten erfahren, welche Höhe die Volksbildung in Rußland erreicht habe. Geschwind wurden überall Schulen gegründet. Natürlich blieben sie leer. Katharina aber wies alle Klagen mit dem pompösen Wort ab: „Nicht für uns, sondern für die öffentliche Meinung Europas, die uns den Rang giebt, habe ich die Schulen geschaffen; daß Niemand hineingeht, ist ein unschätzbares Glück: wenn unsere Bauern anfangen, Etwas zu lernen, würden sie mich bald von meinem Platz jagen.“ Potemkins Liebste brauchte wirklich keinen Hofdekorateur. Der ganze Peter, wie er, auf Falconets prachtvoll leckem Denkmal, im Galopp den Felsen stürmt, stolz auf die Newa und die Festung deutet und gar nicht zu ahnen scheint, daß ein Fluß und eine Burg noch keine Hauptstadt machen. Aber auch der ganze Witte. Rußlands zwölfter Finanzminister hat die alte, bewährte Moskowitermethode zu neuer Ehre gebracht. Sie gab seinem Namen den hellsten Glanz. Sie hat ihn von steiler Höhe gestürzt.

Vielleicht sprach Mitleid in seiner Asiatenseele das erste Wort. Er sah das Elend des Volkes: hungernde Bauern, verarmende Grundbesitzer; ein Häuflein steinreicher Großkaufleute, die ihr Geld unverzinst in der Truhe bewahren. Und keine Hilfe, ringsum keine Möglichkeit, dieses breitstirnige Millionenheer, „das so geduldig ist und so voll Kraft“, zu sättigen, ihm auskömmlichen Erwerb zu sichern. Keine Möglichkeit? . . . Von Westen her drang ein Zauberwort ins aufhorchende Ohr: Industrie! Wie war Großbritannien, Amerika, Deutschland reich geworden? Sergej Julitsch verfügte: Wir müssen in kürzester Frist eine nationale Großindustrie haben. So hatte Peter die Mongolensitten der Bartrussen mit Europäerland gefirnigt und seine Moskowiter mit einer funkelnagelneuen Sumpfhauptstadt beglückt; so hatte Elisabeth eine Stammeslegende, Katharina eine Volksbildung dekretirt. Die Sache würde schon gehen. Und an Eifer ließ der Finanzminister es nicht fehlen. Er stärkte den Staatskredit, setzte die Tarife für Personen und Fracht herab, baute neue Verkehrswege, radirte das alle Gläubiger schreckende Defizit aus dem Budget, milderte den Paßzwang, griff sogar nach dem Branntweinmonopol. Geld, Unternehmer, Arbeiter, Absatzgelegenheit: Das Alles würde sich mit der Zeit finden. Das Alles hätte sich auch gefunden. Die Rechnung schien richtig. Der russische Industriekrach bedeutet nicht viel; solche Kinderkrankheit hat fast jedes Großgewerbe durchgemacht. „Im Boden des Zarenreiches schlummern Märchenschätze. Ganz Asien steht uns offen, wenn die Transsibirische Bahn fertig ist. Nur ausreichenden Zollschutz für die ersten Jahrzehnte: und das Riesenwerk muß gelingen. Und dann befruchtet ein Goldstrom das Land“... Ein schöner, reiflich bedachter Plan, den man nicht von oben herab eine

Utopien nennen darf. Nur Eins hatte der kluge Rechner vergessen: die besonderen Lebensbedingungen der Autokratie. Katharina von Anhalt-Zerbst kannte die Russen besser als der tsifler Parvenu; sie wußte, daß ihr Thron wanken würde, wenn die Bauern aus frommer Thierheit erwachten. Der Finanzminister Mikolais, dieser moderne, rasch auffassende und assoziirende, in Theorie und Praxis erfahrene Geist, begriff nicht, daß Industrie nur auf einer bestimmten Kulturstufe möglich ist, daß sie selbst sich eine Kulturzone schafft und daß im Klima dieser Zone ein Selbstherrscher aller Neuzen nicht athmen kann. Er wählte am Ende wohl gar, in dem industrialisirten Reich werde das Zarthum fester wurzeln als in dem morschen Agrarstaat, der an Geldmangel und rückständiger Wirthschaft dahinsiechte. Diesen Wahn küßt er nun. Daß die Staatsschuld sich häufte, die Staatsbahnen Jahrzehnte lang keine Rente abwerfen konnten, in Nord und Süd neue Unternehmungen zusammenbrachen, ward ihm verziehen. Ungehört verhallte die Klage der Grundherren über Mißernten, Kreditnoth, Landpauperismus, ungehört die Beschwerden der Altmoskowiter, der Finanzminister habe nur noch für die Reichsperipherie, fürs fernste Asien Rath und Geld. Nach allen Fehlschlägen der letzten Jahre war Witte noch so stark, daß er die militärische Eroberung der Mandchurei hindern und die Wahl des stilleren Merkantilistenweges durchsetzen konnte. Das war sein letzter Sieg. Als die mandchurische Diktatur verkündet wurde, blieb ihm nichts zu hoffen. Die Arbeiterbewegung hatte begonnen. In Moskau und Odessa, in Jelisewetgrat und Baku, in Kiew, dem russischen Rom: überall entstanden Organisationen, Gewerksvereine. Zum ersten Mal hörte der Ruschik das Fremdwort „Strike“, vernahm er, daß auch die Schwachen, wenn sie sich zusammenschaaeren, mächtig werden. Die Anfänge der Industrialisierung hatten die Aermsten in die Städte gelockt: Rekruten für die Proletarierbataillone, deren Muth die sozialistischen Werber mit listiger oder lyrisch überschwingender Rede schürten... Das war Wittes Werk. Und nun war der einst allmächtig Gescholtene nicht mehr unangreifbar, nun brauchte kein Plehwe ihn in Gatschina anzuschwärzen. Sergej Julitsch mußte fallen.

Er fiel weich. Viel geringere Sünde wider den Heiligen Geist der Theokratie wurde oft schon ein Leben lang im sibirischen Totenhaus gesühnt. Sergej Julitsch Witte hat dem Erzfeinde des Absolutismus die Grenzen geöffnet: der durch Dampf oder elektrische Kraft bewegten modernen Maschine. Was sind dagegen alle Gräueltaten der Nihilisten? Unter das Bild des zwölften Finanzministers sollte man schreiben: „Der Organisator der russischen Revolution“.



Zur Physiologie der Moral.

Wir Christen.

Wir Alle, getauft oder ungetauft, bekennen uns zu der einen Sittenlehre der Evangelien. Und wir üben sie aus in unserer Weise, nämlich so, daß wir mit unserem Nächsten uns nicht befassen; gegen unsere Feinde scharf vorgehen; Reichthümer sammeln, so viel uns Andere nicht wegchnappen; Den, der uns auf den rechten Backen schlägt, niederschließen und über die geistig Armen lächeln. Diese Thatsachen sind bekannt und in Büchern beschriebenen. Die Diskrepanz zwischen Vorschrift und Handlungsweise pflegen Einige von uns mehrmals in jedem Jahr sich zu Gemüth zu führen und die Abweichungen, die wir nach orientalischer Sitte Sünde nennen, zu konstatiren. Solches Erlebnis ist häufig von einem gewissen theoretischen Unlustgefühl begleitet, das die kirchliche Sprache mit dem Ausdruck Zerknirschung bezeichnet. Auf die fernere Lebensführung ist dieser Zustand ohne Einfluß, während andere, reuevolle Sorgen, wie erlittene Krankheit, leichtsinnige Geldschulden, Zurücksetzung oder Verluste, oft ernste, manchmal verhängnißvolle Entschlüsse wecken.

Wie die Popsdespoten von ehedem ihr Bildniß im römischen Imperatorenhabit meißeln oder gießen zu lassen liebten, während sie doch niemals eingewilligt hätten, auf dem Marktplatz ihrer Residenz sich mit bloßen Armen zu zeigen: so wünschen wir die Mißgestalt unserer Menschlichkeit von dem Himmelsmantel christlicher Sittlichkeit umflossen zu sehen, — wenn man uns portraittirt. Es ist aber besser, wenn unsere Enkel erfahren, wie wir unser Leben lang in modifarbigigen Erdenkleidern umhergelaufen sind, zufrieden, wenn sie haltbar und undurchbringlich die Brust umschlossen und nur den Kopf freiließen. Was verschlägt es uns, daß noch heute ein Mann im Osten lebt, der polternd die Sittenlehren eines reinen Christenthumes predigt? Welcher Staatsmann wird um feinetwillen eine Note seiner Kanzlei, welcher Geschäftsmann eine Ziffer seiner Konten revidiren? Papier wird bedruckt, gelbe Umschläge erscheinen in den Läden, — und der Connaisseur goutirt das literarische Opus.

Das praktische Christenthum ist uns, was es uns immer war und immer sein wird: dekorative Kunst.

Sicherlich haben niemals die Sittenlehren einer Religion eine so unbedrücktere Passivität, ja, eine so vollkommene Gleichgiltigkeit bei den Bekennern gefunden wie die Botschaften des Christenthumes. Und niemals hat eine Religion, ohne Blut und Krieg zu verkünden, einen so unerhörten Siegeslauf vollbracht. Wie kam Das?

In ethischer Hinsicht verlangten die Religionen — darf man Göttersagen und Priesterkulte so nennen? — des Hellenismus so gut wie nichts. Sie blieben ein Spielzeug und wurden zum Ueberdruß.

Das Judenthum baute Gesetz auf Gesetz und umzäunte den Bau mit Vorschriften, Lehren und Auslegungen. Seine Dogmatik war plausibel und deshalb uninteressant, seine Gesetze komplizirt, doch eiserner Willenskraft und eifernder Glaubensstärke nicht unerfüllbar. Wehe der Religion, die erfüllt werden kann! Ihre Pharisäer müssen Heilige und Wunderthäter sein, wenn sie nicht sammt ihrer Lehre selbst zum Spott werden sollen. Die jüdischen Heiligen aber waren den Völkern ein Abscheu und Aergerniß; daher konnte das Judenthum keine Proselyten bekommen und blieb Stammeserbbschaft.

Ewig unerfüllbar bleibt nur das Christenthum. Hier weht der Aetherhauch der höchsten Transszendenz. Eine Welt, so düster, daß nur der Stern der Erlösung ihr Licht beschert. Ein Leben, so werthlos, daß nur ein Jenseits sein Dasein rechtfertigt. Ein Gott, so fern, daß nur ein Mittler seinen Willen kundet. Eine Lehre, so erhaben, daß nur die Hand der Gnade der Schwäche emporhilft. Alle Geisteskräfte werden gehändigt: durch das Opfer der Weltflucht der Wille, durch das Opfer der Liebe das Herz, durch das Opfer des Glaubens der Verstand. Die schlechteste Schwäche und der schönste Trieb der Seele war gewonnen: der Tropfen Sklavenblut, der in uns Allen kreist, lechzt nach Unterwerfung, das lobende Streben nach dem Unerfüllbaren, das uns abelt, verlangt Transszendenz. Wie mußte das feine Orientgift des Sündgedankens die reinen Völker des Nordlands ergreifen! Zwischen Sünde und Erlösung eingespannt, wie zwischen Jügel und Sporn, bebten die erregten Seelen und begehrten nicht nach anderen Jochern.

So siegte denn das Dogma durch seine Transszendenz. Größer kann die Erhabenheit des intellektuellen Opfers nicht dargestellt werden als durch die kirchenväterlichen Worte: Verisimile est, quia ineptum est, verum, quia impossibile; credo, quia absurdum.

Niemals wird, so lange der Sternenflug des Geistes daran verzweifelt, tiefer in den Weltenraum der Jenseitigkeit einzudringen, achtungsloser die Irdischkeit unter sich entschwinden zu sehen, niemals wird christliche Dogmatik und Sittenlehre neuen Verkündigungen weichen. Aber eben diese Erdenhaftigkeit verschließt ihr die Welt des Handelns. Des Mittlers Reich ist nicht auf dieser Welt; nicht das soziale, nicht das mythische, noch weniger das politische Reich. Seine Lebenslehre hat nur Märtyrer gezeugt und Indifferente; Jünger waren ihr nicht beschieden. Kein ethisches Merkmal unterscheidet den Arier christlichen Glaubens von dem moslemitischen oder buddhistischen Stammesbruder. Von christlicher Lehre oder Lebensanschauung, besonders

christlichem Gemüthszustande mag man sprechen, aber nicht von christlicher praktischer Sittlichkeit.

* * *

Sittenbekenntniß.

Und dennoch sind wir nicht morallos. Tausend ungeschriebene Gesetze lenken und zügeln jeden Schritt unseres Handelns. Viele dieser Gesetze sind den christlich-orientalischen Sittenlehren, viele den römisch-abendländischen Rechtsfazungen fremd, ja, entgegengesetzt. Kein kategorischer Imperativ, kein Daimonion, kein Ehrentodex und kein Gewissensinventarium kann die Kasuistik dieser geheimen Lehren erschöpfen und dennoch sind sie allen Stämmen arifirender Kultur gemeinsam und eigen und im Strom der Zeiten, Bräuche und Religionen starr und standhaft geblieben.

Nur zwei Wege scheinen mir zu einem Ueberblickspunkte zu führen, zu dessen Füßen sich die verworrene Menge der Einzelfälle ordnet: der Weg der Bewunderung und der Weg des Abscheues. Gibt es Handlungen, die wir Alle und immer lieben? Gibt es solche, die Jeder verurtheilt?

Wir, die im Norden wohnen, sind im Bewundern, selbst im Anerkennen karg. Wir demonstrieren nicht: oder nur im Unwillen. Die lobende Stimme des Volkes vernehmen wir kaum im Theater, es sei denn bei Ringkämpfen, Pöffen oder Virtuosenstücken. Auch ist der Einzelne im Beifall allzu suggestibel: man läßt sich von einer schön geschilderten Mildthätigkeit rühren, die man grundsätzlich thöricht findet, oder man ergötzt sich bei Lampenlicht an einem Martyrium, das man bei Tage unsittlich und abgeschmackt schilt.

Unbestechlicher scheint mir das Urtheil des Mißfallens, der Entrüstung, des Abscheues. Dit haben wir die Pflicht, nicht selten die Neigung, es zu hören und auszusprechen. Die Kunst des Erziehens, des Regirens und leider die Kunst der Unterhaltung hat unsere Verurtheilungsfähigkeit also fleißig geübt und abgeschliffen, daß wir kaum in einem Punkt mit unseren Mitmenschen uns so einig fühlen wie in diesem. Ja, es will fast scheinen, als sei die Verachtung, die eigene wie die der Anderen, das eigentliche — vielleicht zuletzt das wahre — Agens unseres sittlichen Thuns.

* * *

Die eine Todsünde.

Wie beschaffen sind nun die Handlungen und Zustände, die wir Alle — ich meine Menschen westlicher Kultur — verabscheuen, hassen, verachten?

Die Verbrechen und Vergehungen der göttlichen und menschlichen Codices sind es nicht; ein Totschläger kann ein Halbgott, ein Räuber ein Held sein. Ehebrecher sind besungen, Auführern Denkmäler errichtet worden. Ein Mann, der auf ein Stück Papier ein Zeichen kriegelt, das den Namen

eines anderen bedeutet, ist uns verabscheuenswerther als Einer, der auf offener Straße überfällt. Wer in Gegenwart gewisser Amtspersonen eine alte Sanktformel ausspricht, um eine willkürliche Behauptung zu bekräften, ist schlimmer, als wer einem Weibe Gewalt anthut. Und dies Alles mit Recht, seit unendlichen Zeiten und, so Gott will, in Alle Zukunft. Denn eine gemeinsame Wurzel giebt es Dessen, was uns alle sittlich empört, eine Essenz des Bösen, die das an sich Indifferente erst zur Verwerflichkeit würzt; es giebt eine einzige Todsünde: die eine, die alle zehn Gebote zu nennen sich scheuen. Für dieses Salz der Sünde erkläre ich die Lüge.

* * *

Die Wurzel der Lüge.

Viele glauben, die ersten Menschen seien aus dem Paradiese vertrieben worden, weil sie von den Früchten des verbotenen Baumes genossen hatten. Ich sage, daß jene Weiden Recht thaten. Die Schlange war die erste Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes: die Sekte der Ophiten wußte es und betete sie an. Wehe dem Menschen, der den Baum der Erkenntniß vor sich sieht und nicht tausend Lode daran setzt, um von ihm zu kosten! Die Uebertretung war leicht; sie hätte der Herr verziehen. Die Erbsünde wurde erst am Abend jenes Tages vollbracht. „Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes des Herrn unter die Bäume im Garten.“ Da war die erste Lüge über die Welt gekommen.

Lüge ist Knechtschaft. Der Lügner ist Sklave des Belogenen. Weh ihm, wenn er nicht sich und seine Gedanken vor dem Herrn verbirgt, wie der Hund den gestohlenen Knochen; wenn er nicht die Gedanken seines Herrn mit- und vorausdenkt, damit er auf jede neue Frage mit einer Erfindung aufzuwarten bereit sei. Im Dienste seines Gebieters muß er ein zweites Leben, das seiner Fiktion, im Geiste führen, ähnlich wie ein Industriestapler unserer Zeit eine ganze imaginäre Buchführung und Korrespondenz, ein gesamntes zweites Geschäftswesen zur Tröstung seiner Gläubiger in Bereitschaft zu halten und vorzuweisen pfliegte.

Knechtschaft verachten wir, weil sie von der Furcht geboren, von der Furcht am Leben gehalten wird. Furcht aber ist vom Ursprung an das wahre Ziel der Verachtung, vielleicht das einzige, so daß man sagen kann: Furcht löst Verachtung als Reflexempfindung aus, wie etwa Wohlthun Dankbarkeit, Uebelwollen Haß, Kraft Bewunderung.

So ist denn Furcht, Knechtschaft, Lüge die Stammtafel des Abscheus; und also der Unmoral.

* * *

U m s c h a u.

Haben wir die Furcht, die wir bei Männern Feigheit nennen, als Grund der Sünde erkannt, so zeigt uns ein Umblick, daß Uebelthaten nach dem Maß ihrer Feigheit zuwider sind.

Wer einen ebenbürtigen Feind im Kampf erschlägt, ist ein Held. Wer Schwache und Wehrlose überfällt, wer vorbedacht und vorbereitet den Gegner schwächt, den Kampf umgeht, Der heißt ein Mörder. Nichts ist uns so verächtlich wie Missethaten gegen Wehrlose: Weiber, Kinder und Greise sind sakrosankt.

Alle Heimlichkeit verräth Furcht. Was in einsamer Heimlichkeit geschieht, ist gemein. Wer seine Thür verriegelt, treibt Hehlerei, Diebstahl, Fälschung, die Thaten der Finsterniß. Wenn es den Muthigen nach Habe und Gut seiner Nächsten geküßet, so wird er drum kämpfen, spielen oder wetten. Lug und Trug sind die Waffen des Furchtsamen.

Von diesem Punkt müssen wir Ehre und Ehrenhändel betrachten; denn diese enfants terribles unserer christlichen Kultur verkünden in ihrer heidnisch aufrichtigen Sprache am Lauteften und Lautersten unser ungeschriebenes, wahrhaftiges Sittenempfinden. Zunächst bestätigen sie, daß auf der Meinung der Anderen die hergebrachte Sitte ruht: denn nicht, was ich bin, sondern, wofür man mich hält — meine eigene ehrliche Ansicht zählt freilich mit —, schafft mir Ehre. Dann: wie es nur eine Lasterhaftigkeit giebt — die Feigheit —, so giebt es nur einen Vorwurf: die Beschuldigung der Feigheit. Denn welche Schmähung der Eine dem Anderen anthun mag, ihr Sinn ist immer der gleiche: „Ich bin berechtigt, Dich zu beurtheilen und zu tadeln, und Du bist gezwungen, mein Urtheil zu vernehmen, denn Dir fehlt der Muth und die Kraft, mir zu wehren.“ Deshalb kann nie ein Dritter, ein Richter oder Schiedsmann die Beleidigung sühnen: nur der Kampf fährt den Beweis der angezweifelte[n] Kardinaltugend; und ist der Kampf unmöglich, so bleibt nur der Nachweis des Todesmuthes übrig, den man in Japan Harakiri nennt.

Daher kommt es, daß Kirche und Staat dem Zweikampf in so betrüblicher Hilflosigkeit gegenübersehen: denn er ist der letzte und höchste Ausdruck unserer herrschenden antichristlichen Moral.

Zwei weitere Paradoxe lösen sich bei dieser Betrachtung auf. Erstlich das Phänomen der Beschämung und Blamage. Wir sind blamirt, wenn man uns bei lügenhafter Anmaßung oder Ueberhebung ertappt. Die Ueberführung der Lüge — diese Ueberführung allein heißt schon „Strafe“ der Lüge — ist der tiefste aller rein ethischen Schmerzen und selbst in später Erinnerung zuckt er mit stets erneuter Schärfe auf. Ferner: die Schmach der Bitte. Ein Mann bittet ungern und fleht nie. Denn Dies ist Anechtenschaft, Schwäche und Furcht. Eine Ausnahme nur ist uns gestattet: vor

Frauen erbitten und erflehen wir ohne Scham die letzte Günst. Denn im Stillen wissen wir, daß wir vor der eigenen Kraft knien, daß wir aus Stärke schwach sind und durch Knechtschaft erobert. Die armen Weiber freilich wissen es nicht und staunen, wenn nach Augenblicken der Sklave zum Despoten, die Herrin zur Magd geworden ist.

* * *

Virtus.

Ehedem, wenn man Menschen schilderte, zählte man ihre Tugenden und Laster auf. In späterer Zeit beschrieb man ihre Neigungen, Fähigkeiten, Leidenschaften, Gewohnheiten, Stärken und Schwächen und nannte es Charakter. Zuletzt bestimmte man die Atmosphäre, die Scholle, und was man sonst mit dem Worte Milieu bedeutet. Doch stets, so will mir scheinen, ist bei solchen Betrachtungen eine tiefere und geheimere Kraft zu kurz gekommen, für die ich einen Namen suche, einen Namen, der etwas mehr besagt als Temperament und etwas präziser ist als Lebenskraft (die einen fatalen mesmeristischen Beigeschmack hat). Aus Noth will ich den unzulänglichen Ausdruck „Vitalität“ gebrauchen.

Unter Vitalität soll verstanden werden der Inbegriff aller geistigen Energiequellen. Die Quellen der Lebensfreudigkeit, der Willensstärke, der Beharrlichkeit, des Selbstvertrauens, der Begeisterungsfähigkeit, der Ueberzeugungstärke, der Arbeitslust, der Gedankenintensität, der Konzentrationgabe, der Entschließungskraft, der individuellen Einheitslichkeit fließen hier zusammen. Zu den Geistesfähigkeiten, der Unterscheidung- und Kombinationkraft, der Stärke der Vorstellung und Abstraktion, der Phantasie und Kritik verhält sich die Vitalität wie eine Quantitätsgröße zu einer Potentialgröße, wie die Breite eines Stromes zu seiner Geschwindigkeit. Den Begriff des Temperamentes übertrifft sie insofern, als sie alle Mächte des Willens und der Entschließung mit umfaßt. In ihr liegt der Knotenpunkt, in dem geistige mit leiblichen Kräften, vor Allem mit den verborgenen Gewalten der Sexualität sich verstricken; hier liegt auch die Grenzmark, die männliches von weiblichen Wesen unterscheidet. Deshalb spiegelt weit mehr als geistige Begabung sich Vitalität in der körperlichen Erscheinung; und Einer braucht nur ein halber Physiognom zu sein, um die Zeichen starker und schwacher Vitalität aus den Zügen der Leiblichkeit zu lesen.

Bei Menschen gleicher Fähigkeit entscheidet nur diese Kraft und Anlage, ob Trägheit oder Thatenlust, Optimismus, Zweifel oder Pessimismus, Zuversicht, Mißtrauen oder Vertrauensfähigkeit, Begeisterung oder Kritizismus den Weg des Lebens bestimmen wird. Sie ist das Gestirn, das die Stunde unserer Geburt beherrscht; Mars, Jupiter, Saturn und alle Planeten erhalten ihr Licht von der Sonne der Vitalität.

Angemerkt sei hier, daß führende Geister in Wissenschaft und Kunst selten den Gipfel der Vitalität verkörpert haben; in ihnen muß Empfänglichkeit und Impuls, Phantasie und Kritik, männlicher und weiblicher Geist einander durchdringen. Deshalb sind sie selten fähig, ihr eigenes Leben, niemals, das Leben Anderer zu beherrschen, und die „Gelehrtenrepublik“ wird stets eins der thöricht widerwärtigen Gespinnste bleiben. Die stärkste Vitalität schafft Feldherren, Staatsmänner und Gesetzgeber; aber auch ihr Uebermaß setzt der Herrschaft Grenzen. Die vitalsten aller Genialitäten waren bessere Minister als Souveraine, und wo sie schrankenlos herrschen mußten, da haben sie schlecht geendet oder beklagenswerthe Zustände hinter sich gelassen.

Wir Alle kennen Menschen, denen jede Verrichtung des Lebens ein Quell der Freude ist; aus tiefstem Schlaf erwachen sie gestärkt und des Tageswerkes begierig; sie arbeiten mit Lust und gleichsam getrieben durch das Bedürfniß, gesammelte Energien zu befreien; die Ernährung ist ein Fest ihres Tages und die Verdauung ein mildes Nachspiel; Sport und Uebungen müssen die überschießenden Kräfte entladen; unerschöpft und zum Sieg bereit bleibt das Rüstzeug des Liebeskampfes; und sie entschlummern in der Vorfreude des neuen Tages. Und wiederum giebt es Solche, die unter der Existenz wie unter einer Kreuzeslast zusammenbrechen, die der Genuß schmerzt und die Arbeit zermalmt. Einen kannte ich, den das Einerlei der Lebensfunktionen und Gewohnheiten, namentlich der trivialsten, des Essens und Kleidens, der Reinigung und Verdauung, zum äußersten Ueberdruß, zum Verzicht auf das Leben trieb. Es giebt Menschen, die jeden Schritt ihres Lebens aus Furcht thun, und andere, die jeden Entschluß aus Wagemuth fassen. Es giebt Menschen, denen vor jeder fremden Thür das Herz klopfte und die jeden Brief zitternd erbrehen, und es giebt Menschen, die lachen, statt zu erschrecken, und sich Gefahren schaffen, wenn sie keine finden. Da hilft es nichts, von Trägheit und Schlassheit zu reden und gute Lehren mit sittlicher Betrachtung zu würzen: die Vitalität ist keine Tugend, die sich auswendig lernen läßt. Sie haftet am Körperlichen, sie wird mit uns geboren, lebt mit uns und wird mit uns, manchmal vor uns, begraben.

Die Zeit wird kommen, in der wir die rein körperliche Funktion der Vitalität messen und in Kalorien der Verbrennungswärme, Millimetern des Blutdruckes oder Mikroampères der Nervenströme ausdrücken lernen. Dann werden auch die tiefen Zusammenhänge der Geisteskräfte und der Quellen des sexuellen Lebens zu Tage treten. Denn aus ihnen mußten die Wurzeln der Vitalität verborgene Nahrung saugen. Das sagt uns nicht nur die registrirende Erfahrung, sondern ein ahnendes inneres Begreifen. Daher vielleicht das Geheimnißvolle und Veräüßende der vitalen Eigenschaften: Phantasie und Wille sind uns wichtiger als Verstand, Begeisterung und Ueber-

zeugung werthvoller als Kritik. Der Verstand an sich ist uns uninteressant: die Vitalität erst giebt ihm die Färbung, die Qualität, den Charakter. Er bestimmt, ob er in Zweifel oder Zuversicht, in Vorsicht oder Kühnheit, in Bejahung oder Verneinung ausklingen soll. Optimismus und Pessimismus sind zuletzt nur verschiedene Ausdrücke des körperlichen Befindens.

Wir sprachen von Furcht als letzter Ursache aller Unmoral. Daß sie nichts Anderes ist als ein Defekt an männlicher Vitalität, braucht kaum noch erwähnt zu werden. So ergiebt sich die abenteuerlichste aller Thesen: es giebt kein moralisches Handeln, sondern einen moralischen Zustand; ~~Ethik ist körperliche Verfassung, die Qualität männlicher Stärke.~~ Und ein anscheinend Absurdes wird zur evidenten Selbstverständlichkeit: daß wir nämlich mit den selben Waffen der Verachtung, des Abscheues und des Hohnes, die wir gegen den Freveler zücken, daß wir mit den selben Waffen leibliche Mängel ahnden, die scheinbar außerhalb der Sittenbezirke liegen: körperliche Schwäche und sexuelle Unfähigkeit. Man sage nicht, daß wir diese Defekte wie Unthaten nur behandeln: nach unseren Moralbegriffen sind sie es.

Noch einmal sei es ausgesprochen: im Frevel haßen wir Heimlichkeit und Lüge; in der Lüge die Feigheit; in der Feigheit die Schwäche und Unmännlichkeit. So haben wir den Stammbaum der Sünde zu ergänzen.

Die Sprache der Römer fand für diesen Zusammenhang den Ausdruck; sie nannte, was wir Tugend heißen: Virtus; zu Deutsch: Mannheit.

* * *

Weibertugend.

Wenn Männertugend Mannheit ist: wo bleibt die Tugend der Weiber? Eine spitzfindige Laune und Zufälligkeit des Sprachgeistes giebt die Weisung. Das starke Wort Virtus verdrängte gallische Zungen in „La vertu“; und also, daß es nichts Männliches mehr bedeutete, vielmehr, für Weibertugenden eine passende Bezeichnung wurde. „Vertu“ aber bedeutet Keuschheit.

Man denke sich einen verspielten, gefräßigen Mann, mit Hang zum Wechselfältschen, als dramatischen Helden zwei Stunden über die Bühne schreiten: wer zöge nicht das Tollhaus diesem Anblick vor? Das ledermäulige, lägenhafte Weib Nora aber rührt uns zur Sympathie. Ein Mann, der sich fürchtet, ist uns zuwider, ein geängstetes Weib hat einen Reiz mehr. Viele verlangen vom Weibe Koketterie; was ist sie anderes als feine Lüge und Verstellung?

Die lobenden Namen: „ein ehrbares Weib“, „ein tugendhaftes Weib“ bedeuten nicht die Ehrbarkeit und Tugendhaftigkeit der Seele; sie meinen nichts Anderes als „ein keusches Weib“. Die tadelnden: „ein gefallenes Weib“,

„ein lasterhaftes Weib“, „ein verworfenes, ehrloses Weib“ bedeuten nicht mehr als „ein unkeusches Weib“. Keinem, ausgenommen etwa einem Theoretiker der Kanzel, wird einfallen, unter einem ehrlosen oder lasterhaften Mann einen darzustellen, der gegen die Gebote der monogamen Sittlichkeit verstoßen hat.

Weshalb ist es dem Weibe verliehen, diesem Gefäß der Schwachheit, der Unbeständigkeit, der Unklarheit, uns zu läutern und hinanzuziehen? Kraft dieses Gesetzes, daß das keusche Weib aller Sünde rein ist.

Schwäche ist die Todsünde des Mannes, Unkeuschheit die Todsünde des Weibes. Daher wird sie geächtet mit der gleichen Strafe, mit der einzigen unerbittlichen Strafe, die das wahrhafte Sittenbewußtsein der Menge verhängt: der Verachtung. Mannheit ist die Tugend des Mannes, Weiblichkeit die Tugend des Weibes. Alle anderen Tugenden sind offizielle Redensarten, Verbeugungen vor dem Pergament. Fleiß, Hingebung, Demuth, Güte, Genügsamkeit, Besonnenheit sind bürgerliche Qualitäten, des Erfolges sicher und mit Abneigung hochgeschätzt. Aber nicht zu Theil ist ihnen die Kraft, unsere Seele zu erleuchten, es sei denn, daß sie von der Sonne des Muthes, der Wahrheit oder der weiblichen Keinheit bestrahlt werden.

* * *

Anmerkung über das Tragische.

Zu dem Kampf unseres wahren Sittenempfindens mit dem konventionellen liegt die Wurzel der Tragik. Der tragische Mensch ist unserem instinktiven Moralbewußtsein sündlos, daher nehmen wir an seinem Geschick und Wesen Antheil; vor dem Richterstuhl des erlernten Gewissens ist er schuldig, daher verurtheilen wir seine Stärke und verlangen und fürchten zugleich seinen Untergang. Die Tragik liegt nicht in ihm, sondern in uns: in dem erschreckenden und unerklärten Zwiespalt unserer wahren und unserer konventionellen Seele. Wir begreifen nicht, wie wir zu gleicher Zeit lieben und verurtheilen und doch nicht verachten können. Wir selbst sind Virginien und Brutus; wir leiden, indem wir Gerechtigkeit üben. Und wenn im Lauf der letzten Generationen das tragische Gefühl in uns so geschwächt ist, daß der Sinn für Trauerspielbildung zu schwinden droht: so liegt es am Ende daran, daß die offizielle Moral an Kredit verloren und daß es uns leid ward, nach ungleichem Kampf ihr, der Anmaßenden, die alten Siegesopfer zu bringen. Das Gespenst der Gerechtigkeit verblaßt, das Leiden gewinnt an Gewalt, und statt im göttlichen Schauer blicken wir in unmuthvoller Enttäuschung zur tragischen Bühne empor.

Bisher mochte die antike Tragik uns ungerechter und brutaler erscheinen: denn hier scheiterte der sittliche Mensch an dem felsenharten Willen des despotischen Gottes. Die Stärkere ist sie, wenn wir erkennen, daß auch die sitt-

liche Forderung unserer erlernten Weisheit nichts Besseres ist als die Stimme eines toten Götzen.

* * *

Das Erbtheil der Stämme.

„Tugend ist Kraft und Muth, Sünde ist Schwachheit und Furcht“: das Gesetz führt uns hinab in die Ferne der Zeiten. In jenen Aeonen waren unsere Götter nicht geboren noch die Vorfahren unserer Götter. Durch Stärke herrschte der Freie und erzwang sich Furcht, Ehrfurcht und Ehr. Aus Furcht stammt unser Sittengefühl und unsere Verehrung; und noch immer birgt höchste sittliche Bewunderung einen Tropfen, der nach Demüthigung schmeckt. Daher wir Verehrung und Dankbarkeit am Liebsten Demen zollen, die abgethan sind oder tot.

Kein Götterkult, keine Priesterlehre, auch nicht das Evangelium, die Heilsverkündung Christi, hat im Strom der Jahrtausende vermocht, dem Gesetz der Unmoral einen Titel zu nehmen oder zu geben. Wir urtheilen, dichten und reden nach geschriebenen und gesprochenen Gesetzen, aber unser Seele weiß von Alledem nichts. Entblößen wir sie von dem Modeltram schriftgelehrter Vorstellung, so tritt sie in den unvergänglichen Götterzügen als Schützerin der Wahrheit und Kraft hervor.

Deshalb irrte jener große Dichter und Prophet, wenn er oft und heftig die christliche Lehre der Schwächung unserer Seelenkräfte anlagte. Diese Lehre hat nichts verschuldet, denn sie hat nichts bewirkt; und wenn wir auch von tausend Kanzeln die östliche Lehre verkünden hören: die Geister sind betäubt, die Herzen bleiben heidnisch. Und gar in Dem, was er erträumte und ersehnte, kam Jener der Tiefe und dem Reichthum des wahrhaft Geschehenen nicht nah: die trotzigigen Halbgötter, die er erzeugen wollte, sind gewaltige, nicht große Gestalten. Wenn es wahr ist, daß die verborgenen Willenskräfte unserer Seelen auf Entwicklung zielen und wirken, so sollen freie, wahr, edle und selbstlose Geschlechter entstehen; denn Freiheit, Adel, Wahrheit sind die Attribute der Stärke. Die Träume aber von eigenstünnigen, eigenwilligen, eigennütigen Sklavenbändigern und Titanen sind nichts Anderes als Ausgeburten der forcirten Schwäche.

Die Ethik unserer Seelen ist alt, aber nicht ewig; weder im Raum noch in der Zeit. Nur wir Abendländer krönen als höchste Tugend Kraft und Wahrheit; andere Stämme schufen sich die Moral der Darmherzigkeit und Frömmigkeit, die Moral der Kalotagathie und Sophrosyne, die Moral der Weltabkehr und Selbstvergessenheit und manche andere Moral, die unangegprochen, ungeschrieben, vergessen und verschollen sein mag. Es giebt Völker, bei denen die Tugend der Wahrhaftigkeit so gering in Ansehen steht, daß sie im Zweifelsfall vorziehen, zu lügen, um die Tugend der Klugheit nicht zu

verlegen. Das weiß Jeder, der die Stämme der Araber besucht hat. Mit Recht steht in vielen Streitschriften zu lesen, daß Jakob, Sohn Isaaks, der Schlaue, nur im Morgenlande zum Patriarchen taugte; und die vielgewandte Listigkeit des vagabundirenden Griechenhelden wäre in unserem Norden nur in Reinekeliedern und Eulenspiegelchwänken ausgeklungen. Ja, ich behaupte: Jesus Christus selbst konnte nur deshalb der Gott germanischer Stämme werden, weil er als ein muthiger Held des bittersten Todes gestorben ist.

Ich denke nicht, die Geschichte oder Geographie der Moral zu schreiben: ich richte mein Auge auf die bestehende, wenn auch latente Moral unseres Himmelsstriches und unserer Zeit und möchte schließen mit einer kurzen Betrachtung zu ihrer Kritik.

* * *

Kritik der Moral.

Wollte man für die Moral des Abendlandes eine Bezeichnung erfinden, so müßte man sie die Moral der Gefinnung nennen. „Gefinnung“ deckt vielleicht am Besten den Begriff Dessen, was Aristoteles das *δυσμοιδης*, das „Muthgeartete“, nannte. Zum Selbstopfer des Altruismus taugt die Gefinnungsethik nicht. Sie zollt dem Herrscher Ehre, dem Genossen Treue, dem Beherrschten Großmuth, sonst nichts. Barmherzigkeit ist ihr fremd. Barmherzigkeit aber und Großmuth sind, wie in ihren Wirkungen, so in ihren Analysen gar verschieden: Liebe ist das Grundelement der Einen, das der Anderen Geringschätzung. Die Ethik der Gefinnung ist keine Ethik der Menschlichkeit und Menschenliebe: aus der Beherrschung der Kraft und des Muthes erwachsen, ist sie eine Ethik des Kampfes.

Die reine Vernunft, die gern auf das Einzelne blickt, wird stets das Lob des Altruismus singen. Sie verfährt wie der sorgsame Gärtner, der den stolzen Baum stützt, damit er dem Sträuchlein am Boden nicht Sonne und Luft schmälere. Dagegen beliebt die umschauende und umfassende Phantasie die Massenerscheinung allein sich vorzuhalten, gleichwie ein Ackerbauer, der den Reichthum der ganzen Ernte fördert, unbefümmert, ob ein paar tausend Halme inmitten des Segens verdorren. Deshalb wird sie die grandiose Erscheinung und Wirkung der Gefinnungsethik als Massenphänomen nicht verkennen. Welche Stärkung in der Summirung kleinster Wirkungen wohnt nicht bei der Gemeinschaft, deren einzelnes Glied nichts Höheres kennt als Kraft und Muth! Welcher Feind ist ihr gewachsen? Welche Naturkraft fürchtbar? Und welcher Macht des Denkens, des Glaubens, der Forschung und der Ueberzeugung ist nicht eine Menge fähig, wenn der Schwächste noch von heiliger Verehrung der Wahrheit besessen ist! Diese Moral allein, die

Moral der Gesinnung lehrt siegen und herrschen, kultiviren und erziehen, verkünden und überzeugen. Marobeurs rettet sie nicht, aber Völker verwandelt sie in Heere und reißt sie fort über Land und Wasser, zur Eroberung von Staaten, Stämmen, Geistern und Seelen. Sie ist das Kreuzesbanner, unter dem die arischen Nationen gesiegt haben und siegen werden.

Wie arm ist unser Land! Wie larg seine Fluren und wie därtig sein Schoß. Der Meeresausblick beengt, die Flanken seiner Grenzen unabwehrt den Feinden hingestreckt. Was erhält uns am Leben und im Kampf? Moralische Mächte: Gesinnung. Mit dem Schwertknauß der Disziplin siegeln wir unsere Verträge; in die Wagschale der Weltenwerthe werfen wir die gesinnungsvolle Treue unserer Beamten, den Wahrheitdrang unserer Forscher und den Muth unserer Krieger. Denn in all seiner Armuth ist unser Himmelsstrich gesegnet mit den männlichsten Männern.

* * *

Die Zukunft.

Und dennoch: täuschen wir uns nicht! Wie die hölzernen Pfeiler Benedigs zermorschen, seit das Meer, dem sie entstiegen, verrinnt: also schwanzt das stolze Bauwerk unserer Moral auf Grundvesten, von denen das schätzbare Element zu weichen droht.

In unseren Reichen herrschen die leiblich Starken nicht mehr und deshalb braucht Niemand mehr sie zu ehren und zu fürchten. Die Schwungräder unserer Maschinen spotten der Kraft des stärksten Armes, unsere Schlachten entscheidet nicht mehr das Schwert, sondern der Kanonengießer, der Ingenieur, der Chemiker, der Schiffbauer; nur auf der Schaubühne noch erringt der Athlet seine unfruchtbaren Siege; und über allen Mächten auf dem alten Thron des Schicksals brüstet sich die Intelligenz.

Ein jugendlich naiveres Volksbewußtsein würde vielleicht in aller Unbefangenheit dem neuen Stande der Dinge Rechnung tragen, die alte Sittenwerthe stürzen und den neuen Mächten opfern, die vor Aller Augen Achtung, Furcht und Ehrung expressen. Und wirklich will, so scheint mir, zumal in der Welt jenseits des Meeres ein junges, verheißungarmes Sittenbewußtsein sich regen, das Verstand und Betriebsamkeit, Findigkeit und Skeptizismus über alle Tugenden erhöht und von der alten Kraft nur die Seite gelten läßt, die wir im geschäftigen Leben unserer Tage als „Energie“ kennzeichnen. Wir aber, die gern unsere Götzen noch eine Zeit lang thronen lassen, selbst wenn wir ihre Mirakel nicht mehr glauben, empfinden ein tiefes Mißbehagen im Pantheon dieser neuen Glorien und suchen die Helden des Verstandes uns dadurch genießbar zu machen, daß wir alle kleinsten Züge der Gesinnung und des Adels, deren man sie zeihet, auf ihre Bilder strichsen und schließ-

lich diese otkroyirten Helden nicht um der Dinge wegen schätzen, die sie groß machen, sondern um derer willen, die sie mit Vielen gemeinsam haben.

Unsere Seelen sträuben sich: denn wir lieben das alte Idol nicht um seiner Gaben, sondern um seines Glanzes willen. Wir trennen uns leichter von Dem, was wir lieben, als von der Liebe selbst; und nichts wünschen wir so leidenschaftlich unseren Nachkommen zu vererben wie unser Lieben, unser Hassen, unser Streben und unser Fürchten. Deshalb bekümmert uns mehr als billig die Zukunftsfrage: Wer wird siegen? Herz oder Geist? Muth oder Klugheit? Gesinnung oder Intelligenz? Alte oder neue Moral?

Der Kampf ist alt. Als Zwiespalt zwischen der hereditären und legitimistischen Macht der Gesinnung und der plebejischen Hydra der Intelligenz beherrscht er alle Geschichte. So oft unruhige Köpfe gegen Monarchien und Aristokratien stürmten, so oft der Beamtenstaat der Kirche gegen die Erbmächte der Dynastien stritt, so oft Städte gegen Adel, Bourgeoisien gegen Höfe, vierte Stände gegen Bourgeoisien rüsteten; ja, selbst so oft wissenschaftlicher Gedanke gegen heilige Lehren, Reformation gegen geweihte Bräuche, sozialer Umsturz gegen überlieferte Rechte zu Felde zog. — so oft diese Kämpfe auf Erden ausgefochten wurden: stets stießen unsichtbar in Lücken die Genien des Intellectes und der Gesinnung die Schilde zusammen. Neben dem einen stand die Verführung des Neuen, die Kraft des Gedankens, die Hoffnung des Kommenden; neben dem anderen die Macht der Erfahrung, die Treue des Empfindens, der Ruhm des Vergangenen. Doch ward ein seltsames Naturgesetz zum Schutz gegen die erneuten Gefahren über das Bestehende gebreitet: die Erblichkeit. Gesinnung pflanzt sich fort, durch Blut und durch Lehre. Deshalb haben alle alten Adelsherrlichkeiten Bestand gehabt und tausend neue auf allen Gebieten des alten Lebens sich zu bilden vermocht. Deshalb haben alle Unterthänigkeiten sich erhalten, selbst in den resoluteiten Gleichheitsstaaten. Deshalb haben alle Moralbewerthungen, die aus solcherlei Menschheitstheilung stammen, besonders die vorhin geschilderten, den Stürmen getrotzt. Die Gabe des Intellectes hingegen verweht ohne Frucht und Samen. Sie wird nicht vererbt, nicht hinterlassen und nicht übertragen. In zusammenhanglosen Impulsen muß sie sich erneuen, wie der Sturmwind in den Wald zwar einbricht und dennoch zerschellen muß an den unendlich leisen, erhaltenden Kräften der Wurzeln und Zweige, weil die sich stets von Neuem erzeugen und gebären.

Und doch offenbart sich, zumal dem westwärts gerichteten Blick, die Bewegung, die das Bild unseres Moralempfindens langsam verschiebt und umgestaltet. Die Ehrfurcht vor Kraft und Muth erbläßt. Ein trügerisches Wortspiel hat den Begriff des „moralischen Muthes“ dem „körperlichen Muth“ gegenübergestellt. Es erhebt sich das Idol der thatkräftigen Energie, der

Klugheit, der Begabung. Die Erscheinung menschlicher Genialität überschattet — und mit Recht — Alles. Grausamkeit, deren die Väter sich erfreuen konnten, wird uns abscheulich, Barmherzigkeit verdrängt Großmuth von dem kargen Platz, den das Zeitalter der Gleichartigkeit ihr gönnen konnte. Treue materialisirt sich als Disziplin und Subordination. Das Recht des Nebenmenschen wird gewissenhaft und unfroh respektirt; wie denn die tausend unsichtbaren Ketten und Schranken des modernen Lebens unser Handeln so zwangsläufig gestaltet haben, daß die freie Regung der Moral in Vorschriften der Zweckmäßigkeit und des Herkommens erstickt. Noch immer — gebe Gott, auf ewig! — thront Wahrheit über Sternen, obwohl voreilige Paladine es wagen dürfen, sie mit dem gemeinen Schilde der Utilität zu schützen.

Vielleicht ähnelt das moralische Bild künftiger Menschen dem Amerikaner von heute: scharf, klug und energisch; muthig aus Sport, gütig im Rahmen der Mittel; subordinirt in Wahrung übernommener Verpflichtung; ein wohlwollender Vorgesetzter in wohlverstandener Interesse, korrekt und wahrheitliebend aus Erfahrung, Tradition und Klugheit.

Entrüsten wir uns nicht! Sollten diese Merkmale wirklich einmal als Erbtheil auch unseren Enkeln beschert sein, so werden auch sie von ihrem Lebensinhalt getrüftet sein, ja, vielleicht ihn so heilig halten wie wir den unseren und verlangen, daß er ihren Nachkommen erhalten bleibe. Denn noch immer hat ein gütiger Gott in milder Ironie dem Menschen die Ueberzeugungen geschenkt, die mit seiner Herkunft, seinem Beruf und seinem Temperament am Friedlichsten sich vertrugen.

Uns ziemt es nicht, zu prophezeien. Wohl aber, zu wissen, daß nicht die theoretische Moral des Christenthumes unser Leben beherrscht; daß vielmehr die uralten Empfindungen arischer Vorfahren noch heute unseren einzigen sittlichen Reichthum ausmachen; daß diese Empfindungen auf der Verehrung des Muthes und der Gesinnung, der Verachtung der Feigheit und Lüge beruhen; daß Zwecke und Wirkungen so gestalteter Moral noch heute uns heilsam sind, wenn auch ihre Ursachen und Wurzeln im Wechsel der Lebensbedingungen an Kraft verloren haben. Dies zu wissen und furchtlos auszusprechen, ist unsere Pflicht gegenüber den Lebenden und den Kommenden; und die einzige Macht, die uns bleibt, Grundanschauungen, die wir lieben, auf einige Zukunft zu stabilisiren, liegt in dieser Erkenntniß und Aussprache.

Renatus.



Die ungarische Armeesprache.

Die neueste Krisis der Donaumonarchie stammt bekanntlich aus der Forderung der ungarischen Unabhängigkeitspartei, in einem Theil der Armee solle künftig ungarisch kommandirt werden. Ueber diese Frage herrscht nun in der europäischen — auch österreichisch-ungarischen! — Presse eine so falsche Auffassung, daß mir eine Berichtigung nöthig scheint.

Irrig ist schon der Glaube, der magyarische Chauvinismus wehre sich gegen die schwarzgelbe Fahne der Armee. Eine schwarzgelbe Fahne giebt es bei keinem Truppenkörper Oesterreich-Ungarns, mit Ausnahme der Infanterieregimenter Nr. 2, 4, 39, 41 und 57, die um bestimmter, mit ihrer Fahne verknüpfter Waffenthaten willen privilegiert sind. Alle anderen k. u. k. *) Infanterie- und Jägerregimenter, 101 im Ganzen, führen auf dem weißen Fahnenblatt vorn das Bild der Muttergottes, auf der Reversseite den schwarzen Adler; die 28 königlich ungarischen Landwehr- (Honved-) Infanterieregimenter auf dem Avers das ungarische Wappen, auf dem Revers die Initialen des Kaisers und Königs, Beides in weißem Felde; die übrigen aus Ungarn rekrutirten Truppen haben gar keine Fahne. Die k. k. (österreichische) Landwehr: Avers schwarzer Adler, Revers ein Kronlandswappen; auch ihre Fahnenblätter sind weiß; die k. u. k. Kriegsmarine endlich hat die roth-weiß-rothe Flagge mit gelbgerändertem, gekröntem, roth-weiß-rothem Wappenschild. Es handelt sich also nicht darum, eine Jahrhunderte alte Fahne abzuschaffen, um die Forderungen der ungarischen Opposition zu befriedigen, sondern darum, Embleme, die vor einem Menschenalter eingeführt worden sind, so abzuändern, daß in ihnen die staatsrechtliche Stellung Ungarns zum Ausdruck komme.

Auch die Einführung der ungarischen Dienstsprache in bestimmte Theile der Armee wäre nicht eine Neuerung, die ohne Präzedenz dasteht. Zum Verständniß der Sache muß die österreichisch-ungarische Heeresorganisation hier kurz geschildert werden.

Die bewaffnete Macht der Monarchie gliedert sich in drei Theile: 1. Das k. u. k. Heer und die k. u. k. Kriegsmarine; Beide „gemeinsam“, Das heißt: österreichisch-ungarisch; 2. Die k. k. Landwehr (österreichisch); 3. Die königlich ungarisch-kroatisch-slavonische Landwehr (Honved). Jeder der beiden Landwehren ist im Kriegsfall der Landsturm des betroffenen Landestheiles angegliedert. Die Dienstsprache ist jetzt deutsch: im k. u. k. Heer, der k. u. k. Kriegsmarine und der k. k. Landwehr; sie ist ungarisch in den Honvedregimentern der Honveddistrikte Nr. I bis VI; kroatisch im siebenten (kroatischen) Honved-

*) K. u. k. (kaiserlich und königlich) ist die Bezeichnung für die Oesterreich und Ungarn gemeinsamen, k. k. die für österreichische Institutionen.

distrikt. Man kommandirt und korrespondirt also heute deutsch: außer in der Kriegsmarine in 118 Brigaden. Man kommandirt ungarisch in 16, kroatisch in 2 Brigaden. Im Fall einer allgemeinen Mobilisirung werden 14 (deutsch kommandirte Artillerie-) Brigadeverbände aufgelöst. Ein Theil der (deutschen, gemeinsamen) Artillerie wird den 6 ungarischen und der kroatischen Truppendivision (= Distrikt) zugewiesen. Das Verhältniß der Brigaden ist dann den drei Dienstsprachen nach 104 : 16 : 2. Wenn nun die ungarische Opposition mit ihren Forderungen durchdränge, würde sich dieses Verhältniß (im Kriege) etwa wie 74 : 46 : 2 gestalten. (Das vorsichtige „etwa“ steht hier, weil die Eintheilung der bewaffneten Macht nach Brigaden nicht üblich und hier nur der leichteren Uebersicht wegen vorgenommen worden ist.)

Wie stünde es heute im Fall eines Krieges mit der Sprachenfrage in der Armee? Die österreichischen Corpsbereiche 1, 2, 3, 8, 9, 10, 11, 14, (15) sind ausschließlich deutsch, eben so das kleine dalmatinische Militärkommando Zara. Zu je zwei Dritttheilen deutsch und einem Dritttheil ungarisch kommandirt man in den Corpsbereichen 4, 5, 6, 7, 12. Deutsch-kroatisch im dreizehnten Corps. Jedem dieser zuletzt genannten sechs Corps ist nämlich — etwa — ein Dritttheil Honved zugewiesen. Was fordert nun die ungarische Minorität? Die ungarische Dienstsprache für die Corpsbereiche 4, 5, 6, 7, 12 und 13. Das heißt: für alle (auch die „gemeinsamen“, bisher deutschen) Truppentkörper, Anstalten und höheren Kommandos, deren Heimath das Gebiet der Stefanskronen ist.

Es ist klar, daß die Bewilligung dieser Forderung — unter gewissen Voraussetzungen — eine Reihe von großen Vorteilen mit sich brächte. Die Einführung der ungarischen Dienstsprache in die magyarischen Truppentkörper böte die Möglichkeit einer leichteren Ausbildung der magyarischen Mannschaft, schüfe ein festes Band, ja, überhaupt erst die rechte Verständigung zwischen dem Vorgesetzten und Untergebenen, gewänne dem Heer den seit einem halben Jahrhundert verlorenen nationalen Boden wieder und brächte endlich einige Ordnung in die — nicht erst zu schaffende, nein: bestehende! — babylonische Sprachenverwirrung der sechs Armeecorps der Stefanskronen. Das ist sicherlich eine prächtige Perspektive. Wie sieht aber die Rehrseite der Medaille aus? Was geschähe, wenn man die ungarische Dienstsprache einfährte? Könnte man überhaupt?

Ja, wenn die Länder der Stefanskronen ein national homogenes Gebiet wären. In der That aber sprechen im ganzen 17,2 Prozent der Monarchiebevölkerung oder 45 Prozent der Bevölkerung Ungarns magyarisch. Angenommen, daß sich das Rekrutenmaterial gleichmäßig auf die verschiedenen Nationalitäten Ungarns vertheilte — was aber nicht ganz stimmt, zu Ungunsten des magyarischen Elementes nicht stimmt! —: dann würden nach

Erfüllung der magyarischen Wünsche 100 deutsch kommandirten Soldaten 62 ungarisch kommandirte, aber 100 Deutsch-Slavisch verstehenden Soldaten nicht einmal 21 Magyarisch verstehende gegenüberstehen. Man überzeuge sich nun durch meine Aufstellung, daß es schon heute 104 deutsch und 16 magyarisch kommandirte Brigaden giebt. Dieses Verhältniß entspricht also fast der Kopffzahl der Magyaren; und wenn irgend eine Nationalität der Monarchie über Mangel an Rücksicht auf ihre Rechte klagen kann: die magyarische ist es bestimmt nicht.

Daß dabei viele magyarische Rekruten in deutsche Truppentkörper eingereiht werden müssen, ist, so lange es keine deutschen, rumänischen, kroatischen, serbischen, slovakischen Ghettos in Ungarn giebt und die Nationen vermischt leben, nur natürlich.

Nun ist aber bekanntlich die magyarische Nation eine der freisten, freimüthigsten, feurigsten und zähesten auf dem Kontinent. Ihr Charakter ist gesund und nicht byzantinisch. Jeder billig Denkende muß ihr im eigenen Lande einige Vorrechte vor den Slovaken, Rumänen, Serben und . . . Deutschen zugestehen; denn sie ist nun einmal die herrschende in ihrer Heimath und hat sich diese Herrschaft ehrlich erkämpft. Ob die magyarische Dienstsprache, wenn sie bei den ungarischen Corps eingeführt wäre, der wiener Aristokraten-, Hofrath- und Jesuitenclique gefiele: Das dürfte den Magyaren und der übrigen Welt, so weit sie nicht unmittelbar daran interessiert ist, Heluba sein, da ja die berühmte „Großmachtstellung“ der Monarchie unter der Neuerung nicht allzu sehr litte und viele ihrer Nachtheile durch bedeutende Vortheile nahezu aufgewogen würden. Selbst wenn die Personalunion morgen Wahrheit werden sollte, wäre das ungarische Heer ein für den Dreieund alliancefähiger und verlässlicher Faktor.

Aber es ist auch diesmal wieder: viel Geschrei und wenig Wolle. Die Magyaren sind nicht im Stande, ihr Verlangen durchzusetzen. Es wird nie eine magyarische Dienstsprache im k. u. k. Heer geben. Einfach, weil die Magyaren nicht Herren im eigenen Lande sind. Ihre Herrscherstellung ist künstlich konstruirt, — mit dem Zirkel der Wahlbezirksgeometer. So lange man nicht die Heeresergänzung den Komitalsvicegespanen und Stuhlrichtern überläßt, sondern k. u. k. Ergänzungsbezirkskommandanten, giebt es nur eine verschwindende Anzahl kernmagyarischer Truppentkörper. Dagegen stehen in Kroatiens-Slavonien 17 rein kroatische Regimenter, die sich gegen das erste ungarische Kommandowort mit den Waffen in der Hand auslehnen werden. Wer sich erinnert, wie die Kroaten vor zwanzig Jahren die ungarischen Wappen von den Aemtern gerissen haben, wie sie, wo sich nur das Endchen einer roth-weiß-grünen Tricolore auf ihrem Gebiet zeigt, zu den Säusen greifen, wird mir — der ich dort zu Hause bin und zehn Jahre aktiv in kroatischen Regimentern gedient habe — glauben.

Und da die Dynastie Das eben so gut weiß wie die ungarische Opposition, wird es eben zur Einführung der ungarischen Dienstsprache nie kommen. Die Dynastie wird nicht darein willigen, weil sie nicht muß; und die Opposition, die das Geschrei nur aus wahltaktischen Gründen erhoben hat, wird froh sein, rechtzeitig unter irgend einem Vorwand Chamade schlagen zu können. Für den guten Vorwand sorgt die Regierung schon, indem sie dem budapester Parlament den Almosenbroden einer „weitgehenden Berücksichtigung der maggarischen Sprache im militärischen Erziehungswesen“ hinwirft.

Ich erinnere nur an die heftigen Kämpfe, die die Opposition Jahrzehnte lang um die Honvedartillerie geführt hat. Heute, da der Kaiser-König sicher bereit wäre, die Honvedartillerie ohne ein Wimperzucken zuzugestehen, spricht die Opposition keine Silbe davon; und in Wien hütet man sich natürlich, das Wort nur zu erwähnen. Wozu ist also die ganze Komödie aufgeführt worden? Wahltaktik! In dem Augenblick, da das Ziel erreichbar ist, thut man klüglich, als wäre man nie danach gelaufen. Denn die Honvedartillerie kostet Geld, rund 20 Millionen Kronen allein für die Aufstellung; und diese Ziffer wäre geeignet, die Begeisterung der Wähler beträchtlich abzukühlen.

So steht es auch mit der Dienstsprachenfrage. Niemand wäre unangenehmer überrascht, Niemand schlimmer geschlagen als die Opposition, wenn man in ihre angeblichen Wünsche willigte. Alle vom alten Kossuth, von Benedek und Deak für das maggarische Element errungenen Privilegien gingen zum Teufel in dem Bürgerkrieg, der offen ausbrach und den die Magyaren allein, ohne ihre neunundvierziger Bundesgenossen von Mailand, Prag, Wien, Neutra, Trentschin und Lemberg, führen mußten.

Wie übereilt die Scheinforderung der ungarischen Dienstsprache aufgestellt worden ist, ersieht man schon daraus, daß weder an die okkupirten Provinzen noch an die Kriegsmarine auch nur gedacht worden ist.

Und schließlich . . . hat die Armee — die Husaren ausgenommen — nicht genug maggarische Offiziere, um mit ihnen auch nur die General- und Stabsoffizierstellen besetzen zu können.

Wien.

Roda Roda.

Der selbe Autor bittet um Veröffentlichung der folgenden Zeilen:

„Dr. Blaban Georgewitsch hat in der ‚Zukunft‘ jüngst die Regierung Alexanders von Serbien geschildert; seine Darstellung muß selbst Denen tendenziös erscheinen, die keinen Grund haben, den Obrenowitschen nachzuweinen. Einen Abschnitt der Ausführungen des Herrn Ministers, den wichtigsten vielleicht, meine ich mit starken Beweisgründen bekämpfen zu sollen. In Belgrad lebte vor mehreren Jahren ein Herr X — der Name thut vorläufig nichts zur Sache —, der zu den vertrautesten Vertrauten des Königs Milan zählte. Wenn einmal eine Geschichte des Spitzelwesens geschrieben wird, muß ein ganzes Kapitel sich mit den Thaten des

braven Herrn X befaßen. Nur ein Beispiel für viele: König Milan wollte einst Etwas über die Thätigkeit des serbischer Komitees erfahren, das damals noch sehr geheim und vorsichtig arbeitete. Niemand war vermöge seiner Intelligenz und Eindringlichkeit geeigneter zu diesem Spionendienst als X, zugleich aber auch Niemand ungeeigneter als er; denn die Späßen piffen von den Dächern Belgrads, in welchem Verhältniß Herr X zum Konal stehe. Was thun? X war keinen Augenblick in Verlegenheit. Ein Scheinprozeß wurde in Szene gesetzt und X wegen angeblicher Unterschlagung von Amtsgeldern verurtheilt. Nach zwei Monaten ‚entwich‘ er aus dem poscharewazer Gefängniß, ‚floh‘ nach Bulgarien und wurde dort als ‚Opfer der Willkür Milans‘ mit offenen Armen aufgenommen. Nachdem er einige Monate lang als Sekretär des serbischer Komitees fungirt hatte, ließ er sich von Milan ‚begnadigen‘ und kehrte heim. Herr Vladan Georgewitsch wird, wenn man ihm diese Episode erzählt, ohne Besinnen den Namen dieses X nennen können. Nun schießt Knezewitsch auf Milan. Knezewitsch ist ein Feuerwehmann und die belgrader Feuerwehr eine königlich serbische Institution. Als man ihn nach seinen Mitschuldigen fragt, schweigt der Attentäter beharrlich; Milan aber will sie aus begrifflichen Gründen kennen. Sofort erinnert er sich des Herrn X und macht ihn zum Feuerwehkommandanten. Warum gerade ihn? X ist einer der brutal-energischsten Menschen der Neuzeit, ein richtiger Konbottiere. Wenn zufällig Niemand da ist, der ihn besser bezahmt, wird er seinen Hals für Milan riskiren. Gibt es also in der belgrader Feuerwehrmannschaft Verschwörer, so wird er und nur er sie entlarven. Was immer man Milan nachsagen mag: dumm hat ihn noch Keiner gescholten. Hätte Milan auch nur den geringsten Schatten der Möglichkeit gesehen, daß König Alexander mit Knezewitsch in Verbindung stehe, so hätte er sicher nicht einen X mit der Erforschung der Affaire betraut. Jeder, der Herrn X kennt — und Herr Georgewitsch hat ihn so gut wie Milan, so gut wie der ganze Balkan gekannt —, weiß, was geschehen wäre, wenn damals die Mitschuld Alexanders am Attentat festgestellt worden wäre: X hätte das werthvolle Material einfach dem Peter Karageorgewitsch verkauft und mit der Herrschaft der Obrenowitsch war es schon damals vorbei. Vielleicht klingt diese Beweisführung dem früheren Ministerpräsidenten, der Alexanders Mitschuld behauptet, nicht überzeugend genug. Nun: X lebt ja noch heute; nicht in Serbien, wo er unmöglich geworden ist, sondern im türkischen Auslande. Ich kann Herrn Georgewitsch die Adresse des Mannes geben, der wie kein anderer Zeitgenosse in die Geheimgeschichte des Knezewitsch-Attentates eingeweiht ist. Seine Hände haben prägend alle Fäden und Verknüpfungen nachgeföhlt. Wie leicht und lohnend wäre es jetzt für ihn, König Peters Stellung zu festigen, wenn er wirklich die neue Enthüllung bestätigen könnte! Seit hier behauptet wurde, Alexander sei Mitwisser des Attentates gewesen, sind Monate vergangen. Der Ministerpräsident a. D. kann doch nicht der Einzige sein, der von dem angeblichen Skandal weiß. Warum melden sich keine Gehbelfer, — heute, da jedes gegen das ehemalige Regime geschleuderte Wort mit Gold und Ehren aufgewogen wird? Warum? Einfach: weil die ungeheuerliche Beschuldigung, Alexander habe seinen Vater er morden lassen wollen, vollkommen unhaltbar ist.

Wien.

Roda Roda.“



Sensation!*)

„**N**ach, wenn doch bloß mal ein Unglück passirte“, pflegt ein mir bekannter **N**achschmitt mit sechszwanziger, fast ruhmloser Diene zu sagen. In dieser Aeußerung verräth sich die Sucht nach Sensation oder, um es beschönigend auszudrücken, der Durst nach Romantik, der so manche Frau quält. Er schweigt oft eine Weile: immer, wenn sie selbst Romantik erlebt. Aber vor und nach dieser Zeit, ehe das eigene Erleben beginnt und wenn es aufhört, wenn die Frau sich mit der Rolle einer Zuschauerin begnügen muß, statt selbst Schauspielerin zu sein, dann flammt die Sucht nach Sensation wieder auf. Viel, besonders unverheirathete Frauen verläßt sie ihr ganzes Leben lang nicht.

Eine liebenswürdige, unterhaltsame Vertreterin dieser Art ist die Schriftstellerin Modeste Halleen. Ihr Beruf stillt ihr Sehnen nach Romantik nicht; er beschäftigt ihr Geist und Gedanken nicht mehr, als es der Haushalt thun würde. Sie lebt in geordneten Verhältnissen bei ihren Eltern, die sich in geachteter Stellung befinden und ihr gutes Auskommen haben. Auch Modeste hat durch ihre Arbeit für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichende Einnahmen und wird durch sie wirthschaftlich unabhängig. Es ist gerade die richtige Wirtin, nicht zu viel und nicht zu wenig; der Nährboden, auf dem die guten Staatsbürger gezüchtet werden. Und eine gute Staatsbürgerin ist Fräulein Halleen auch; sie zahlt willig alle Steuern und schilt nie auf die Obrigkeit und das Militär. Das Militär liebt sie sogar, weil die schneidigen Lieutenant's sich so nett zu Romanhelden verarbeiten lassen. Mit den Romanen, deren Held ein Offizier ist, hat sie bei militärfrommen Familienblättern und deren Lesern das meiste Glück. Natürlich verdient der Held stets seinen Namen; er ist ein Held und ein Herzenbezwinger dazu.

Modeste gehört nicht zu den Großen, nicht zu den Genies, die eine ganz Menschheit vorwärts bringen und führen; sie ist eine geschätzte Journalistin, die, wenn auch nicht Lorber, so doch klingenden Lohn erringt. Sie besitzt Fabulistentalent; in ihren Romanen geschieht viel und sie erregt niemals Anstoß. Alles ist gebildet und wohlgezogen, aber blutleer und ohne Temperament. Erlebt hat

*) Zwei Tage vor der Weihnacht 1902 ist, im fünfundsünfzigsten Lebensjahr, Gertrud Chales de Beaulieu gestorben. Außer ihren berliner Skizzen hat sie den Roman „Alte und neue Menschen“ und eine Reihe novellistischer Arbeiten veröffentlicht. Ihr Salon war bis zu ihrer Erkrankung ein beliebter Sammelplatz für junge Künstler und Schriftsteller, die ihr vielfache Förderung und Anregung verdankten und denen sie stets hilfreiche Theilnahme erwies. Heldenmüthig ertrug sie das schwere Leiden, das seit Jahren allmählich ihren Körper lähmte, während ihr Geist ungetrübt blieb. Bis zuletzt hat sie sich mit literarischen Arbeiten beschäftigt; sie mußte diktiren, da sie die Feder nicht mehr halten konnte. Die vornehme Bescheidenheit ihres Wesens wird den Freunden unvergeßlich bleiben. Ihre Arbeiten zeichnen sich durch feine Beobachtung und intime Kenntniß der berliner Bevölkerung aus, deren Typen sie oft humoristisch darzustellen vermochte. Kurz vor ihrem Tode schickte sie dem Herausgeber der „Zukunft“ die Skizze, die hier jetzt erst abgedruckt wird.

sie nichts Romantisches noch Romanhaftes. Das scheint unglaublich, entspricht aber der Wahrheit. Es giebt sogar viele Mädchen der „Gesellschaft“, denen es eben so ergeht. Die Wohlerzogenheit deckt einen Schleier über diesen Mangel. Um eine große Leidenschaft zu wecken . . . Nein: dazu fehlte Modeste das Dämonische und der Liebreiz des Weibes. Bewerber fand sie nicht, da die Männer ihres Kreises sich, wie häufig in Deutschland, vor der Schriftstellerin fürchteten. Und in anderer Absicht wagte Niemand, ihr zu nahen; sie lebte ja hinter dem Gartenzaun der guten Familie. Auch besaß sie nichts Vordendes, obwohl sie nicht häßlich genannt werden konnte; sie war und blieb ein braves, gutes Mädchen.

Weiß man, wie sehr diese Bezeichnung die Gelobte peinigen kann? Gutes, braves Mädchen! Das bedeutet in diesem Falle keine geniale Schriftstellerin, kein liebreizendes Weib.

Dennoch hat diese Zensur der Gesellschaft Fräulein Hallen nicht bitter und bissig gemacht. Im Gegentheil: sie hat sich, trotz ihren zweiunddreißig Jahren, trotz ihrem Mangel an romantischen Erfahrungen — oder vielleicht gerade deshalb? — eine Naivetät bewahrt, um die manche Jüngere sie beneiden könnte. Ihrer Selbstlosigkeit scheint es zu genügen, Andere genießen zu sehen.

Ist man mit ihr zusammen, so staunt man über ihre Zufriedenheit mit sich selbst und über ihre Ehrfurcht vor den Erlebnissen Anderer. Je toller, desto besser, ist ihr Motto.

Hat sie von ihren Erfolgen erzählt, in einer kindlich harmlosen Weise, die nicht verlegt, wenn sie auch ein Wenig zum Gähnen reizt, so spricht sie von ihren neuen Bekannten. Sie hat immer neue Bekannte. Sie jagt stets nach dem Interessanten. Was sie so nennt. Interessant sind die von dem ihren abweichenden Schicksale. In klaren Verhältnissen lebende Menschen langweilen sie; mit Denen giebt sie sich nicht ab. Streng verpönt sind besonders unverheirathete Damen, die, gleich ihr, nicht mehr in der ersten Jugendblüthe prangen. Geduldet werden Ehepaare, wenn der Gemahl irgend eine Rolle in der Oeffentlichkeit spielt, eine „neue Richtung“ vertritt oder ein Künstler ist. Am Liebsten sind ihr alleinlebende Männer. Sie knüpft mit ihnen Freundschaften an, die dauerhaft bleiben, weil Modeste nicht zu den Frauen gehört, in die sich ein Mann verliebt. Ihre hagere, edige Gestalt, ihr lebhaftes Gesicht, das viel zu früh runzelig und well geworden ist, reizen die Männer nicht; sie merken auch bald, wie vollkommen temperamentlos und ohne Leidenschaft Modeste ist. Was die Reizlosigkeit begann, vollendet der Mangel an Sinnlichkeit. Daher halten sie gute Freundschaft und Kameradschaft mit ihr und erzählen ihr die erlebten Abenteuer; auch die heiklen. Vielleicht mit Vorliebe gerade die, weil sie merken, wie Das die Freundin entzückt. Wie ihre lebhaften schwarzen Augen gierig auffunkeln, wenn sie etwas recht Tolles, Gewagtes vernimmt! Modeste ist immer ganz genau von allen Beziehungen ihrer Freunde unterrichtet. Mit dem selben Eifer, womit die Backfische in der Schule Goethes „Lieben“ auswendig lernen: mit dem selben wissenschaftlichen Interesse bewahrt Fräulein Hallen die Beziehungen der jungen Männer ihrer Bekanntschaft in ihrem Gedächtniß.

Sind es Schriftsteller, so erhält der Fall noch eine literarisch-kulturgeschichtliche Bedeutung. Was künftige Backfisch-Geschlechter dereinst in der Literaturstunde erst lernen müssen, weiß Modeste schon jetzt, während es noch ge-

schleicht. Ist sie nicht besonders bevorzugt? Mitten in der Nacht hätte man sie wecken können, um sie die Abenteuer ihrer Freunde zu „überhören“: sie würde keinen Fehler gemacht, Alles genau gewußt haben.

Ging einer ihrer Schützlinge mit einem „Verhältniß“ durch, nach Rom, Rom oder Paris, dann entfaltete Modeste ihr Talent für die zärtlichen Angelegenheiten Anderer in überraschender Weise. Dann vertheidigte sie ihn, begeisterte sich für sie, nahm, so zu sagen, die ganze Sache in Entreprise; der Vorgang wurde ihre Sache, ihr Werk. Endete die Entführung mit einer Heirath, so war sie enttäuscht: der prosaische Schluß ernüchterte sie ein Wenig; doch sie wurde sofort damit ausgesöhnt, wenn Leute wagten, die Ehe anzugreifen.

Männer sind ihr also als Freunde besonders willkommen. Sie begnügt sich aber auch mit Frauen; nur müssen sie einen gewissen Hautgout haben. Geschiedene Frauen interessieren sie am Meisten, weil der Scheidung, in der Regel, eine romantische Geschichte zu Grunde liegt. Auch Frauen, die ihren Mann verlassen haben und mit einem Anderen hausen, Mädchen, Künstlerinnen, die das Herrenrecht in Anspruch nehmen, jenseits von Gut und Böse zu leben, sich ihre eigenen Moralgesetze zu schaffen, — sie Alle reizen Modesten. Trifft sie solche Frauen in Gesellschaft, so nähert sie sich ihnen gleich und umschmeichelt sie. Fragt man dann: „Mit wem sprachen Sie da?“ so antwortet sie strahlend: „Kennen Sie Die nicht? Das ist ja die interessante K., von der man so viel gehört hat. Entzückendes Wesen! Die Augen! Die Haltung! Und wie geistreich!“

Nur ein Abweichen von der gut bürgerlichen Sitte liebt Modeste Hälleen nicht: die Armuth. Wird die Zigeunerei häßlich, rauschen die Abenteuer nicht in Seide, dann nähern ihnen selbst die tollsten Streiche nichts.

Modeste besitzt nur so viel, wie sie braucht; eingreifend zu helfen, vermag sie nicht. Und sie gehört zu den Leuten, die nicht Nein sagen können. Wenn nun Einer erscheint und Geldhilfe begehrt, dann muß sie Nein sagen. Das verdirbt ihr, für Tage, die Stimmung zum Schaffen. Sie kommt sich danach selbst hartherzig und schlecht vor und grollt Dem, der Anlaß zu dieser Empfindung gegeben hat. Alles: Rath, Theilnahme, Einladung, ja, Begeisterung, — Alles bietet sie ihren Freunden, nur nicht schönes Gold; und die Klugen unter den Interessanten wissens und richten sich danach.

Natürlich hält Modeste Hälleen einen Salon und bemüht sich, möglichst viele Sterne um sich zu versammeln. Das gelingt ihr auch. Ein Stern lockt den anderen herbei. Die Größen der Literatur und Kunst haben gern ein neutrales Gebiet, wo sie bequemer als bei Theaterpremierern einander treffen können. Auch ist Modeste stets so glücklich über Leben. Und man findet bei ihr wirklich eine bunte, unterhaltende Gesellschaft. Zwang herrscht dort nicht. Eine Begegnung bei der Hälleen verpflichtet zu nichts, ist keine Bekanntschaft. Und mehr Sterne, um so heller leuchtet Modestes Blick. Dann ist sie, im Bewußtsein ihrer gesellschaftlichen Talente, überfelig. Dann hat sie ihre Senation.

Gertrud von Beau lieu.



Die Logik der reinen Erkenntniß.

System der Philosophie. Erster Theil: Logik der reinen Erkenntniß.

Von Hermann Cohen, Professor in Marburg. Bruno Cassirer, Berlin.

Ein philosophisches Buch will ich Allen empfehlen, die um vertiefte Bildung sich Mühe geben. Das Buch kann nicht leicht und nebenhin gelesen werden; wer es aber verweilend aufnimmt, schöpft Vertrauen aus der Lecture. Ihm wird freier und froher zu Muth sein gegenüber den Zweifeln und den lauten, verwirrenden Strebungen an der Oberfläche unserer Tage. Cohens Logik beschreibe ich nicht durch eine Uebersicht ihres Gehaltes: Das wäre unmaßlich auf schmalem Raum. Ich will das Buch mehr literarisch kennzeichnen als dialektisch bewertben. Dabei bin ich freilich überzeugt, daß im Lobe des Schriftstellers die Geltung des Denkers sich ausdrückt.

Erkenntniß bedeutet erstens den einzelnen Erwerb der Forschung, zweitens im Unterschied vom Einzelnen das Allgemeine des Wissens, drittens das Erkennen, viertens die reine Erkenntniß, deren Ansicht in Platons Idee sich vorbereitet. So entfaltet „das wichtigste Wort der Sprache“ seinen Inhalt und theiligt uns gleich an allem Ernst und aller Hoffnung der logischen Probleme. Cohen belauscht hier den Sprachgebrauch und erschließt aus dem vierfachen Sinn einen vierstufigen Fortschritt des darin geborgenen Anspruches; dann wieder mal begrenzt er selbst die Bedeutung eines Wortes, um bedrohlicher Vieldeutigkeit zu entinnen; und wenn Sachverständige die Terminologie bestimmen sollen auch für die Rede der Laien, möchten wir „Bewußtsein“ künftig nur wie Cohen gebrauchen. Viel mühtiger Streit wäre dann beschwichtigt; die Helligkeit des Denkens und die Sicherheit des Vollens wären überall im Vortheil. Wo suchen wir das Bewußtsein? Da, wo Erkenntniß, Wille, Gefühl als Wissenschaft, als Sittlichkeit und als Kunst sich versammeln. Nun wird die Ethik durch die Erkenntniß formulirt, die Aesthetik setzt Wissenschaft und Sittlichkeit voraus, die Wissenschaft empfängt ethischen Antrieb vom Zug zur Wahrhaftigkeit, das ästhetische Gefühl wirkt in seine Voraussetzungen hinein. Zusammenhang, Kollision und Einklang der drei Gebiete hat die Psychologie zu verwalten, die eben damit als viertes Glied des philosophischen Systems bestätigt wird. „Die drei Glieder, die vorausgehen, behandeln drei Objekte; die Psychologie allein hat zu ihrem ausschließlichen Inhalt das Subjekt, die Einheit der menschlichen Kultur.“ Auf das Kulturbewußtsein wird also der Terminus Bewußtsein eingeschränkt. Das ist aber kein Geschöpf spekulativer Erfindung, sondern ein historisch erwachsenes Wesen. „Historisch erwachsen“: da finden wir einen Halt. Wir sehen ernsthafte Geister von Parmenides bis auf Heinrich Herz in thätigem Verein, ein Weitergeben verketteter Probleme und Hypothesen. Diese gleichsam verabredete Entwicklung ist das intelligible Phänomen, zu dem wir uns wenden: „Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten.“

In der Mathematik wird das Erkennen wie im freien Fall demonstret, in der mathematischen Naturwissenschaft verwirklicht. Die Projektion des logischen Bildes rückt die Geisteswissenschaften nach dem Mittelgrund; sie sollen in den folgenden Bänden des Systems lebhafter hervortreten. Was wir im ersten über Geschichte und Recht vernehmen, giebt dazu freudige Zuversicht. Aber selbst

wenn es bei dieser Logik verbliebe: durch die Behandlung der Naturwissenschaften schon bethätigt Cohen die tiefste historische Umbacht, da er „die echten schöpferischen Elemente des wissenschaftlichen Denkens“ in dessen Geschichte abzuwahrt und die „Kraft der Vernunft von ihrer historischen Kontinuität nicht abzutrennen vermag.“ Zuletzt also ein argumentum ad hominem? Nein: ad humanitatem: und hier mögen wir geruhiger stehen als auf dem schwanken Boden der Empfindung. Empfindung, ein unaufhörlicher Anspruch, ein stets erneutes Fragezeichen; so viel, aber auch gar nichts mehr. Natur ist nur, wo die Forschung ihrer mächtig wurde. Das Licht hat seine Heimstatt in der Optik, Erfahrung. Das ist die Wissenschaft Newtons.

„Wie es zugeht, daß wir Blau und daß wir eis empfinden, darf uns nicht weiter interessieren, so wenig es uns interessieren darf, wie es zugeht, daß wir Substanz und daß wir Kausalität denken.“ Sieht es denn aber überhaupt unzulässige Fragen? Ja! Wofern die Geschichte der Wissenschaft nicht Lanne, sondern Folge ist, dürfen wir diese Folge nicht beliebig verkehren. Fragen mag Mancher Bierlerlei; Der aber, dem es um Wissenschaft geht, wird an eine Diresktion der Fragepunkte gebunden. „Wie es kommt, daß der Wurm im Schmeer sich krümmt und daß in Mozarts Gehirn Melodien singen?“ So stellt sich un-reiffe Neugier das Problem des Bewußtseins und meint doch nur Bewußtheit. Eben in der Abwehr von jener mythischen Sorge um Bewußtheit sind wir zum Begriff der Materie gelangt und haben dann die Materie als Erzeugniß des Bewußtseins angesprochen.

Im Bezirk ihrer Bethätigung regt sich die Erkenntniß; sie sucht keine Stütze außerhalb; sie kümmernt sich nicht um ihren Abschluß; ihre Grenze ist nicht irgendwo drauhen abgesteckt. Aber wir wissen, wie sie ihren Weg genommen hat; und so ist ihre Artung, will sagen: die Linie ihres Vorschreitens hingezichnet. „Wir suchen streng und buchstäblich die Unabhängigkeit des Denkens von allen Gaben, auf die es für seinen eigenen Anfang angewiesen sein könnte, festzustellen.“ Cohen äquilibriert die Erkenntniß in ihrem Bereich. Das ist die Leistung, der Reiz dieses Buches; das Gleichgewicht der Erkenntniß in sich verbürgt ihr Recht gegenüber den unwägbarren Instanzen außerhalb des Denkens.

Das Absolute wird ferngehalten und doch leitet uns eine fleghafere Gewißheit, als sie je einen Jünger der Metaphysik erfüllte. Es ist eine Gewißheit der Richtung, nicht des starren Besizes; nicht beharrende Grundlagen geben wir, sondern Grundlegungen schieben wir weiter, auf ihnen erheben sich Gesetze als Gefüge von Bedingungen, die Bewegung wird zuständlich, die Erzeugung selbst zum Erzeugniß, und sofern wir die Welt nur auffassen als Gewinn und Antwarschaft der Erkenntniß, fallen Denken und Sein zusammen. Wer verstehen lernt, wie Cohen denkt, lernt damit auch wie Cohen denken. Eine analytische Stimmung wird uns mitgetheilt; es handelt sich darum, daß man die Unendlichkeit aushält; Stüppunkt zugleich und Symbol dieser Philosophie ist die infinitesimale Realität.

Durch die Gleichung des Erkennens mit dem zu Erkennenden wird die Zeit der „reinen Anschauung“ Kants entwunden und als Kategorie der Antizipation in den Denkprozeß einbezogen. „An die antizipierte Zukunft reiht sich, rückwärts die Vergangenheit.“ Wir befreien damit die Geschichte von der real-

tionären Mitgabe der Romantik sowohl als von dem Schulmeisteramt praktischer Moral. Die Ethik ist ihre Logik, nicht ihr aufzurechnendes Resultat, ihr Gesichtspunkt und ihr Rechtstitel als Wissenschaft, nicht der stoffliche Gehalt ihres Geschehens. Und darf man wohl sagen: die Romantik träumte sich in die Bewußtheit historischen Wesens, so wird hier die Historie, ihrer Ausbildung im verwichenen Jahrhundert entsprechend, dem Bewußtsein zugesellt. Die „rückwärts schauende Prophetie“ ist nun mehr als ein Aphorismus. Alle hergebrachten Centren durchbringt und überwaltet die moderne Idee der Gesellschaft, „durch welche die Geschichte der Völker Weltgeschichte wird,“ deren „kritische Macht das Singuläre und Vergängliche in Staat und Kirche bloßstellt.“ Die Zukunft bietet „den unerforschlichen Schoß der Möglichkeiten“; so ist die Politik mehr denn angewandte Geschichte und doch bewahrt vor metapolitischer Konstitution. Die Aufgabe der Gesellschaft sublimirt den Begriff der Gemeinschaft, auf den das sittliche Individuum orientirt ist, wie „die Gemeinschaft auf das Individuum dirigirt wird.“ Im Einrichten solcher Wechselbegriffe werden viele laute Gegensätze, viele ungebührliche Ansprüche beseitigt; und dabei kommt die einer Begriffsbildung einwohnende Absicht erst rein und sicher zum Ausdruck.

So streng und überschauend die Einheit der Erkenntniß durchgeführt und geordnet wird: keins ihrer Elemente wird verschrägt oder verkümmert. D'Alembert wünscht sich für seine Encyclopädie „un arrangement où les objets se succéderaient par les nuances insensibles qui servent tout à la fois à les séparer et à les unir.“ Das ist Cohen gelungen. Er schattirt fein und konturirt energisch. Und unser Deutsch ist dazu willig. Wir bemerken, wie es athmet in der Höhenluft der Idealität. Auf den steilsten Pfaden schreut uns nie ein hegelscher Barbarismus, beleidigt uns nirgends ein verbauter Satz. Daran erprobt sich Cohens aufrichtige Sachlichkeit; nur wer ins Wesenlose thürmt, kommt nicht aus mit dem Verston und peiniget die Syntax. Die Bildkraft der Worte wird ausgekauft und eben dadurch verführerischer Nebensinn abgewehrt; dramatische Spannung verträgt sich mit epischer Ruhe. In sorglicher Zwietsprache mit den Meistern schreitet die Erörterung vorwärts; hier biegt sie aus, weicht dort einen Schritt zurück, um angestrongter emporzuklimmen; nun wird die entscheidende These hineingerufen, wie von außen, und doch in der Entwicklung rechtlich geboren. Philosophische Originale sind aus der Ansicht heraus geschrieben, zu der sie hinführen sollen. Ihre Sprödigkeit und ihre Anmuth stammt daher. Der Stil verwächst mit der ursprünglichsten Richtung des Forschens. Das wird am Unterschied der Schriftsteller Plato und Aristoteles schön erläutert. Jener blickt auf die Anfänge der Erkenntniß, Dieser sucht das Nothwendige in ihrem Fortgang. Bei Cohen hat sich die Logik platonische Beweglichkeit wieder verdient. Die selbe Kategorie tritt in mehreren Urtheilsformen auf, die selbe Urtheilsform faßt mehrere Kategorien. Aber diese Mannichfaltigkeit durfte erst erschlossen werden, nachdem durch Kant in strafferer Relation Urtheil und Kategorie zu bestimmterer Tendenz erstarrt waren. Das Genie besagt mehr als eine Person in ihrer Epoche. Wir wagen uns über Kant hinaus, aber wir dürfen uns noch zu Kant bekennen und unverkürzte Geltung behalten die Bücher, in denen Cohen den historischen Kant vergegenwärtigt hat.

Gießen.

Robert Arnold Frisße.



Börsenjubil.

Tragikomödien sind seit ein paar Jahren in der Mode. Amerika mag natürlich aber etwas Besonderes haben; und so wird drüben dem jezt ein Stück aufgeführt, bei dem die Schauspieler sich amüsiren, das in Kopf und Busen der Zuschauer schließlich aber wohl tragischen Schrecken erregen wird. Zwei Fachblätter berichten über den amerikanischen Eisenmarkt: Iron Age und Iron Monger; das erste soll zu hohem Ansehen gelangt, das zweite hauptsächlich Offertenblatt sein. So sagten wenigstens die Leute, denen die Berichte des Iron Monger nicht gefielen; und sie hatten an der berliner Börse die Mehrheit. Während das erste Blatt den amerikanischen Eisenmarkt nur in Rosenfarbe malte, schilderte das zweite ihn immer in düsteren Tönen. Ich kenne die Blätter selbst nicht, kann also nicht urtheilen. Ihre Berichte werden an die deutsche Presse geliebt und in den letzten Wochentagen stets eifrig von den Börsianern besprochen. Einmal Tages fing nun auch Iron Age an, wider seine sonstige Gewohnheit die Zustände auf dem Eisenmarkt in dunklen Farben zu malen. Das dauerte eine Weile. Plötzlich aber sahen wir wieder die alte rosenrothe Pracht. Und da geschah das Wunderbare: Iron Monger, der eben noch den Weltuntergang angekündigt hatte, erklärte, die Preise hätten einen Punkt erreicht, wo der Umschwung unaufhaltbar sei. Natürlich vergaß die berliner Gaussespartei sofort alles Ueble, was sie dem „Offertenblatt“ nachgesagt hatte, und schwärmte für den neuen Exponenten ihrer Wünsche. Völliger Wetterwechsel also. Sollen wir nun wirklich glauben, der Vereinigten Staaten stehe ein neuer Wirtschaftsaufschwung bevor? Leider wissen wir, daß zwischen Finanz und Presse ungemein intime Beziehungen herrschen; und deshalb liegt die Vermuthung nah, daß es mit den beiden Eisenblättern geht wie mit dem Mönch und dem Rabbi in Heines Gedicht: daß sie alle beide stinken. Die Dollarpotentaten haben wieder mal das größte Interesse an einer günstigen Stimmung; da genügt die Börsenhaut nicht: auf das seltsame Ding, das man öffentliche Meinung nennt, muß auch mit Industrieberichten gewirkt werden; und daneben bleibt die unmittelbare Beeinflussung der Presse empfehlenswerth. Mr. Gage, der amerikanische Schatzsekretär, hat, ehe er seinen Urlaub antreten konnte, den Befehl gegeben, im Fall einer während seiner Abwesenheit etwa eintretenden Geldklemme den Banken vierzig Millionen Dollars aus dem Staatsschatz als Depositen zu überweisen. Das wurde schleunig nach Europa gelabert. Merkwürdig. Solche technischen Anweisungen pflegt man sonst nicht in die weite Welt zu posaunen.

Durch die berliner Burgstraße klingen Jubelchöre. „Komme, was kommen mag: heute ist Sonntag!“ Ueber die Ursache des Jubels sind die Preßstimmen nicht einig. Die alte Gegnerschaft zwischen der schwarzen und der goldenen Adlerin lebt wieder auf. In der kölnischen Volkszeitung wird von Unterbietungen auf dem Eisenmarkt erzählt, in der kölnischen Zeitung der Zustand des Marktes immer wieder als fest geschildert. Die zweite Melodie tönt lieblicher ins Ohr: also schwört man auf Dumont-Schauberg und schilt Bachem. Ist's bei uns etwa nicht heller geworden? In der Textilindustrie üppiges Leben, — so üppiges, daß der Bedarf kaum noch zu befriedigen ist. Aus dem Chemnitzer Bezirk wird gemeldet, die Maschinensfabriken, die den Werkzeugersatz für die Textilindustrie liefern, seien reichlich beschäftigt. Hoesch, Hörder, Menden & Schwerte geben wieder Divi-

denbe; Hochmer Gußstahl vertheilt sogar mehr, als er vorher geschägt hatte. Nur Thoren können noch zweifeln, daß wir herrlichen Tagen entgegengehen. Auf dem Kassamarkt emsige Arbeit. Die schlesischen Werthe steigen um die Wette; nicht nur die Aktien der soliden Laura, sondern auch die Anteile der überkapitalisirten Werke von Caro-Hegenscheidt. Und das Alles war noch nichts gegen die Rheinische Metallwaarenfabrik, Krupps Konkurrentin, der ihr hoher Gönner, Herr Müller-Zulda, im kommenden Winter den Gewinn aus der neuen Militärvorlage zuwenden wird. Bedenken konnte höchstens der Zwist der Kohlenzechen erregen; man wußte noch immer nicht, was aus dem Syndikat wird. Läßt Daniel seine Bechen beitreten, um Stinnes zum Anschluß zu bewegen? Doch über solche kleine Sorgen hilft man sich schnell hinweg; die hohen Waggonziffern lehren ja, wie gut es mit der Verladung im Ruhrgebiet steht. Daß der Kohlenexport wieder gestiegen ist, der inländische Verbrauch also nicht wesentlich gesteigert scheint, wird eben so wenig beachtet wie die alte Erfahrung, daß die Verladungsziffern keinen Rückschluß auf den Umfang des Verkaufes gestatten, weil man nicht wußte, ob nicht etwa der Wassertransport abgenommen hat. Nur keine Skrupel! Der Bau der übrigen Syndikate ist fest gefügt und der Stahlwerkverband fix und fertig; denn um die Frage der Einschätzung, an der die nur äußerlich vollendete Organisation noch in letzter Stunde scheitern könnte, braucht der Neunmalweise sich nicht zu kümmern.

Für einen Augenblick unterbrach freilich ein Miston die Jubelhymnen: der Reichsbankpräsident verkündete eine nahe Diskonterhöhung. Doch solche Schreckschüsse wirken nicht mehr lange; das Geld braucht ja die wiedererwachende Industrie. Man will vergnügt sein. Mag auf den Orientbahnen ein Bißchen mit Dynamit gearbeitet werden, der Sultan sich weigern, die Urkunde der Unifikation zu unterzeichnen, Ungarn endgiltig seine Wirtschaft von der Oesterreichs trennen und schnöder Verbaht sich an die Sauberkeit der serbischen Finanzen wagen: man will vergnügt sein und die schwere Zeit der Krisis vergessen.

Drei Erinnerungen an die Tage der Noth sind aber erwacht. Erstens: die Dortmunder Union soll eine beträchtliche Dividende geben. Sie giebt stets Dividende, wenn ihre Aktien im Besiz der Diskontogesellschaft sind. Diesmal wirds wohl nicht wesentlich anders werden als bisher. Drei, vier Jahre lang anständige Dividende; das von solcher Solidität entzückte Publikum kauft dem Hansemann-Institut die Aktien ab; die Bankschuld ist inzwischen angeschwollen und wieder wird zusammengelegt und zugezahlt. Les affaires, c'est l'argent des autres, pflegte Georg von Siemens zu sagen; und Adolf Hansemann findet nicht, wie sein Vater David Justus, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöret. Zweitens: die aus Dannenbaum und Differdingen stammende Deutsch-Lugemburgische Bergwerkgesellschaft giebt keine Dividende. Zwar ist's noch nicht sicher; doch Herr Direktor Dernburg, unser Jay Gould, läßt durch seine Offizien bereits den Aktionären den Trost spenden, sie dürften wenigstens auf hohe Abschreibungen rechnen. Worauf, da angeblich Alles neu eingerichtet war, abgeschrieben wird, verschweigt des Sängers Höflichkeit noch. Sollte die Darmstädter Bank in diesem Erbe hinaus eine Dortmunder Union erworben haben? Drittens: Alchermleben ist sanirt. Gründer: Isidor Voewe. Kapital ursprünglich 1¼ Million. Brauchbare Patente, so daß auf schmaler Basis aus der

Maschinenfabrik eine gute Aktiengesellschaft werden konnte. Doch Voewe wollte höher hinaus. Bei den Nileswerken wurden für 800 000 Mark Werkzeugmaschinen bestellt. Böse Zungen zischelten damals: Voewe will Rathenau imponiren (Beide saßen in der Verwaltung von Niles). Aber der große Auftrag half Niles nicht und bekam in Aischersleben der Fabrik eben so schlecht wie dem eilig geschaffenen Elektrizitätswerk. Die Voewe-Gruppe hat die Aktien noch und die Bankschuld ist auf sechs Millionen gewachsen. Jetzt ist, unter Dernburgs bewährter Leitung, sanirt worden. Die Banken, sagt man, bringen Riesenopfer; sie streichen mehr als zwei Millionen ganz, die sie zu fordern haben, wandeln den größten Theil des Restbetrages in Aktien um und lassen sich 90 Prozent Zuzahlung auf ihre Schuld anrechnen. Ich glaube nicht an dieses Opfer. Geltingt die Emission der Aktien, dann bringt das Agio die Summe zurück, auf die man großmüthig verzichtet hat. Und die Bilanz soll so ziellich fristirt worden sein, daß man hoffen darf, bald Dividende geben zu können. Also: Dernburg Triumphator.

Plutus.



Notizbuch.

Vor sechs Wochen erhielt die Eisenbahndirektion der Strecke Konstantinopel-Saloniki einen Brief, den an erster Stelle, im Namen des Makedonenkomitees, Herr Boris Sarafow unterzeichnet hatte. Einen sehr höflichen Brief, der mit der Versicherung tiefster Ehrfurcht schloß und den ein schönes Menschengefühl dikirt zu haben schien. Die Komitees — der frisch mit Balkanbildung gesirnigte Zeitungsschreiber nennt sie seit ein paar Monaten nur noch Komitatschi — beriefen sich darin auf die Thatsache der im Türkengebiet entstandenen Revolution und fuhren dann fort: „Im Verlauf des Kampfes werden wir sicher zu dem Versuch genöthigt sein, die Eisenbahnlinien zu zerstören. Der ergebenst unterzeichnete Generalstab glaubt deshalb, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, wenn er die hochwohlthätliche Direktion rechtzeitig auf diese unvermeidliche Entwicklung hinweist und sie so in dem Stand setzt, die Einwohner während der Revolution an der Benutzung der Eisenbahnzüge zu hindern und durch solche Vorsicht zu verhüten, daß unschuldige Opfer fallen. Um nichts zu versäumen, senden wir diesen Brief durch eigenen Courier.“ Artiger kann man kaum sein. Leider blieb die Warnung unbeachtet. Zwar konnten die Schalterbeamten nicht feststellen, ob Männlein und Weiblein, die ein Bahnbillet forderten, an der Schandwirtschaft schuldig oder unschuldig seien; immerhin aber war durch das seltsame Sendschreiben die Möglichkeit gegeben, die Vintnen in den Bezirken von Monastir und Saloniki vor Dynamitattentaten zu bewahren. Natürlich geschah nichts. Ueberhaupt hat die Unfähigkeit aller türkischen Behörden sich nie deutlicher gezeigt als während des neuesten Aufstandes. Der Massenmörder von Milbiz-Kiosk hat im Aufstandsgebiet hundertundzwanzigtausend Mann zusammengezogen, doch die Leistung dieses Heeres ist so erbärmlich, daß der Zuschauer auf den Gedanken kommen könnte, die Türken wünschten ihrem feigen Tyrannen selbst nicht mehr den Sieg. Dann wären sie klüger und anständiger als die bei uns öffentlich Meinenden. Nachgerade muß man sich schämen, wenn man in Hauptblättern deutscher Intelligenz das freche Gefasel über den Makedonen-

aufzufruh lieft. Ein unsinniges Geschimpf über Ferdinand von Bulgarien, der seine Sache bisher doch sehr gut gemacht hat, die nationale Bewegung, auch wenn er wollte, gar nicht zu hemmen vermöchte und seine Krone nur verlieren könnte, weil er in Europa nicht den geringsten Rückhalt findet. Daß er in gährender Zeit sein Land verlassen hat, wird ihm vorgeworfen. Erstens aber ist er nicht verpflichtet, sein Leben nutzlos aufs Spiel zu setzen — auch die weit vom Schuß ungemein tapferen Federhelden würden eine nahe Gefahr wahrscheinlich weise meiden —, und zweitens empfiehlt manchmal die Klugheit einem Fürsten, zu verschwinden, wenn er für die Volkswünsche nicht offen Partei ergreifen darf. Der Koburger wirkt ja nicht so dekorativ wie der schönbärtige Poseur Alexander von Battenberg, der noch immer der Sieger von Slivniza genannt wird, trotzdem die Bulgaren beschwören, er sei der Entscheidungsschlacht noch ferner geblieben als sonst um ihr Leben besorgte Fürsten, und der ohne den patriotischen Eingriff des Generals von Winterfeldt vor fünfzehn Jahren in die Familie des Deutschen Kaisers geschmuggelt worden wäre. Trotz seiner von allen armsüßigen Sommerwitzbolden ins Tyrannenhafte vergrößerten Nase wäre Ferdinand aber in Sofia und am Rhodope der populärste Mann, wenn er sich zu kräftiger Unterstützung der Makedonen entschlossen hätte. Daß ers nicht that, sollten ihm Alle danken, die für die Erhaltung der Türkenschanze schwärmen. Doch die Zahl dieser sonderbaren Schwärmer wird, so dürfen wir hoffen, allmählich zusammenschrumpfen, — den Preßparalytikern zum Trost, die den elenden Sultan wie einen Hort der Humanität feiern und die Revolutionäre schelten, weil Sarafow und seine Leute gegen unerträglichen Druck sich mit Waffengewalt und graufamer List wehren. Haben wir dem Christenschlächter und Musterschwindler Abd ul Hamid, dessen Tod Millionen wie eine Erlösung begrüßen würden, treue Liebe bis zum Grabe gelobt? Und ist die stolze Europa, die sich in ihrer mythischen Jugend doch nur von einem besonders schönen Dämon verführen ließ, zur Winkelprostituirten geworden? Da unten im Südbosten kämpfen tüchtige Völker um Lebensraum und Lebensrecht; Völker, die nur kluge Führung brauchen, um nützliche Kulturarbeit leisten zu können. Schätze ruhen im ungepflügten, unbestellten, zerstampften Boden. Und Europa hat nur thörichte Haremsgedanken und heult, weil der frevle Versuch gewagt wird, die hamidische Schmach in die Luft zu sprengen. Hätten die drei Kaiserreiche einen staatsmännischen Kopf, dann dürfte man hoffen. Dann würde der Sammergroßherr des Islams sammt seinen Sippen und Magen aus Europa verjagt, Konstantinopel würde unter russischer Herrschaft eine bewohnbare Stadt; Desterreich könnte in einem Großserbien bosnische Wirthschaftskünste zeigen und mit seiner vermehrten Slavenmacht den Uebermuth der Magyaren kirren; und Deutschland fände in Kleinasien endlich eine lohnende Kolonie. Das klingt heute Manchem noch utopisch; und wird, früh oder spät, doch Wahrheit werden. Auch die nationalen Bewegungen in Dalmatien, Slovenien, Kroatien, Armenien, Bulgarien, Makedonien führen, auf einem Umweg zwar, an dieses Ziel. All diese Völker haben gute Wesenseigenschaften, können sich aber nicht selbst regiren und die Türkei hat sich unfähig erwiesen, sie in Ruhe zu halten oder gar zu Frucht verheißender Blüthe zu bringen. Schließlich müssen die Großmächte erkennen, daß hier die einzige Gelegenheit ist, sich Raum zu schaffen, innere Schwierigkeiten zu erleichtern und Stützpunkte für den Konkurrenzkampf gegen die angelsächsischen Weltreiche zu finden. . . Wo stecken denn übrigens unsere frommen Christen? Die Makedonen sind gewiß nicht sämmtlich hehre Helden;

aber sie kämpfen wider den Türken, der, nach Luthers Wort, „ein Diener des Teufels ist und nicht allein Land und Leute verdirbt, sondern auch den Christlichen Glauben und unseren lieben Herrn Jesum Christ verwüftet.“ Und ihr Kampfplatz ist die Stätte bei Thessalonike, wo Paulus die Christenlehre kündete und dem neuen Glauben eine Gemeinde schuf. Ein Kreuzzug wird ja nicht verlangt; freuen aber sollte man sich jeder neuen Gefahr, die den schlotternden Tyrannen am Bosphorus bedroht. Auch die Profitchristen dürften sich mitfreuen; denn sie werden bessere Geschäfte machen, wenn eine moderne Verwaltung und Wirtschaft den natürlichen Reichthum des Bodens Träger Willkür entreißt und zur Steigerung des Massenbedürfnisses verwendet.

Die beiden Parteigrüppchen, denen die Reichstagswahl die schlimmste Enttäuschung gebracht hat, haben sich verbündet: die Freisinnige Vereinigung und die Nationalsozialen. Dieses nicht allzu beträchtliche Ereigniß wird seit Wochen in manchen Zeitungen mit einem Eifer beschwagt, der einer Haupt- und Staatsaktion würdig wäre. Und es war doch längst schon zu erwarten gewesen. Vorbereitet wurde es vor zwei Jahren von Georg von Siemens, der, ehe er im Frühling 1901 nach Karlsbad ging, den nationalsozialen Herrn von Gerlach als Leiter der Propaganda für den Handelsvertragsverein anwarb. Dieses Engagement mußte vom Vereinskommitee bestätigt werden. Siemens war schon schwerkrank und konnte der Ausschusssitzung nicht beiwohnen. Ihn vertrat Herr Geheimrath Herz, der sich heftig gegen die Person des Gewählten sträubte, weil Herr von Gerlach von Börse und Börsianern in seinen Artikeln nicht immer mit der geziemenden Ehrfurcht geredet habe und noch anno 92 ein wilder Antisemit, der wildesten einer, gewesen sei. Der Stellvertretende Vorsitzende wurde mit seinem Anhang von Denen um Gothein überstimmt, die mit Recht betonten, der schlaue Cyniker Siemens werde sicher gute Gründe haben, gerade diesen Kandidaten für den Posten zu empfehlen. Herr von Gerlach wurde jetzt angestellt; und seitdem war die Intimität der beiden Grüppchen dem Oldbesten Auge erkennbar. Der Direktor der Deutschen Bank hat also den Bund geschlossen, der in Göttingen jetzt von einer sehr knappen Mehrheit der Nationalsozialen ratifiziert worden ist. Ohne die Geldmittel des Handelsvertragsvereins hätte die Gruppe des Herrn Naumann die Kosten des Wahlkampfes nicht aufzubringen vermocht. Auch mit dieser Hilfe gewann sie im ganzen Reich nur dreißigtausend Wähler, — ungefähr den neunten Theil der für Antisemiten abgegebenen Stimmen. Das war, nach langen, geräuschvollen und kostspieligen Bemühungen, die kläglichste Niederlage, die sich erträumen ließ. Ob diese kleine Schaar, zu der redliche und begabte Männer gehörten, nun nach Art der englischen Fabier für ihre Gedanken weiterzujagen versuchte oder sich einem Parteiverband anschloß: Das war politisch nicht der Rede werth. Daß sie sich gerade dem Thiergartenfreisinn vermählte, dem Fraktionengen der mobilsten Kapitalisten und Aufsichtsräthe, konnte allenfalls dem Satiriker Freude bereiten. Herr Friedrich Naumann, dessen stilistische und taktische Talente nicht unterschätzen darf, war Stoeders Schüler und hat in der „Zukunft“ evangelisch-soziale Aufsätze veröffentlicht. Dann begann er, für den Kaiser, Flotte, die Großindustrie zu schwärmen. Jedes Schnurrende Maschinenrädchen, jedes qualmende Fabrikfischot begeisterte ihn, jedes Panzerschiff war ihm das sichtbare Symbol deutscher Weltherrschaft und die Persönlichkeit Wilhelms des Zweiten daß ihn so großartig, daß er gar nicht begriff, wie die Sozialdemokraten zögern könn

ihren Frieden mit dem Kaiserthum zu schließen. Evangelium, Exportindustrie, kriegerische Expansion, Sozialismus: Unvereinbares wollte er vereinen; und staunte, da der Masseninstinkt dieses Ragout ablehnte. Jetzt ist der Evangelisch-Soziale der Held des Berliner Tageblattes; und der Mann, der hier die „Sozialen Briefe an reiche Leute“ erscheinen ließ, ist der Parteigenosse des Herrn Dr. Barth, der eine Brochure gegen den harmlosen deutschen Staatssozialismus geschrieben und in seiner Wochenschrift Jahrzehnte lang jedes irgendwie sozialistisch klingende Wörtchen verpönt hat. Stoeckers und Bambergers Schüler setzten fortan also in Reihe und Glied neben einander. Und der Herr Jesus? Früher das erste und letzte Wort des einstigen Pfarrers. Jetzt wohl amortisirt. Denn die Herren Barth, Schrader, Gothein, Peltaohn und Genossen werden keine Lust spüren, für die Heilandsbotschaft zu strecken... Nicht alle Nationalsozialen haben diese Flucht ins Warmhaus der Großbourgeoisie mitgemacht; und Herr Raumann, der den Fehler beging, ungeklärten Geistes und Wollens nach dem Vorbild des Volksführers zu haschen, wird eine halbwegs gescheite Regierung hoffentlich bald zum Vortragenden Rath oder Ministerialdirektor befördern. Vortheil kann die allzu viel berebete Justiz nur Einem bringen: Herrn Eugen Richter. Der Freisinnigen Vereinigung werden die neuen Bundesgenossen, deren antisemitische Herkunft seine Nasen noch riechen, die Juden und damit das Geld verschrecken. Und je lauter Herr Barth (weil er, als ein Machtloser, sich leisten zu können glaubt) den Sozialisten spielt, desto einsamer wirds um ihn werden; bei ihm ausharren werden nur die paar Optimisten, die, so oft in der Sozialdemokratie ein häuslicher Krakehl entsteht, hoffen, übermorgen werde die proletarische Partei zusammenbrechen und die Masse der Arbeiter ihnen, den voll und ganz Sozialliberalen, zuströmen, als habe nie ein Cassalle gelebt und wider Bastiat-Schulze gestritten. Für solchen Wahn ist in Richters engem, aber klarem Klassenbewußtsein kein Raum. Wenn er behutsam ist und ein Bißchen duldsamer wird, kann er den Tag noch schauen, wo die klein- und großbürgerliche freisinnige Heerde vereint wieder unter dem alten Hirten graft.

Der Bericht über die dem jungen Herrn Vanderbilt in Danzig erwiesenen Ehren hat im Deutschen Reich so viel böses Blut gemacht, daß die Offiziosen den Auftrag bekamen, mit dem erprobten Altweibermittel des Besprechens das schleimende Uebel zu heilen. Die Wackeren liehens an Eifer nicht fehlen; doch leider waren sie klug genug, nicht klug zu sein: sie leugneten so ziemlich Alles. Da viele Zeitungen dieses offiziöse Gerede verbreitet haben, seien die Thatfachen hier noch einmal angeführt. Herr Vanderbilt, den Prinz Heinrich von Preußen schon in Amerika durch einen Besuch ausgezeichnet hatte, ist an der Weichselmündung im Auftrag des Kaisers und Königs vom General von Madensen und von einem Vertreter des Oberpräsidenten, im Auftrag der Kommune Danzig von einem Stadtrath empfangen worden. Diese Herren haben dem Gast des Kaisers Führerdienste geleistet. Der Kommandeur der Totenkopfbrigade hat ihn ins langfuhrer Fusarentafino geladen, ihm eine Erfrischung angeboten und einzelne Offiziere vorgestellt. Mehr war im Ernst nicht behauptet worden. Darob zu staunen, darf man dem Deutschen nicht wehren, bis ihm bewiesen ist, daß ein Milliardärsohn, der sich keiner nennenswerthen Lebensleistung rühmen kann, jemals schon irgendwo mit ähnlichen Ehren begnadet wurde und daß die Aufgabe, einem reichen Privatmann die Sehenswürdigkeiten einer Stadt zu zeigen, zum Pflichtenkreis der Staatsbeamten gehört. Wenn die Amerikaner nur wenigstens dankbar wären! Aber

Herr Roosevelt läßt, statt sich gefälligst nach Washington ins Weiße Haus zu bemühen, unseren Speck, der sich als neuen Botschafter melden will, in seine Sommervilla kommen und macht die Ceremonie ohne große Umstände ab. Das ließe der Bevollmächtigte einer anderen Großmacht sich nicht gefallen; wir aber lasen im officiösen Tageblatt: „Es ist das erste Mal, daß die Einführung eines Botschafters außerhalb Washingtons vorgenommen wird, und es wird allgemein als ein Beweis intimier Freundschaft betrachtet.“ Allgemein; was die amerikanische Presse sagt, wird der schweigen. Denn wir wollen uns im Glanze solcher Intimität sonnen. Als neulich den Offizieren eines deutschen Schiffes im Hafen von New Orleans die Cigarren konfisziert wurden, die sie in Mexiko für ihre Verwandten eingekauft hatten, ging eine Beschwerde an Herrn Speck von Sternburg und an den Kanzler des Deutschen Reiches. Der Botschafter antwortete, ein Schiff müsse die Geseze des Landes kennen, das es anläuft (in diesem Fall also eine seit Jahrzehnten obsoleete Bestimmung von 1859; und aus Berlin kam der Bescheid: „Der Reichskanzler wünscht, daß diese Angelegenheit fallen gelassen wird“. Kurz vorher hatten Engländer, die von dem selben Mißgeschick betroffen worden waren, durch einen energischen Eingriff des Londoner Marineamtes ihr Eigenthum zurückerhalten. Womit denn wieder bewiesen wäre, daß Großbritannien mit den Vereinigten Staaten nicht so intim befreundet ist wie das von Specky, dem Lüpfelchen, vertretene Reich.

*, *
 „Wenn auch meine Lehrer, überzeugt von der hohen Aufgabe, die ihnen übergeben war, Alles daran setzten, jede Stunde und jede Minute auszunutzen, um mich für den kommenden Beruf vorzubereiten, so glaube ich doch, daß Niemand von ihnen sich darüber hat klar sein können, welche ungeheure Arbeitlast und welche niederdrückende Verantwortlichkeit Dem aufgebürdet ist, der für achtundfünfzig Millionen Deutsche verantwortlich ist.“ (Wilhelm II. an Goethes Geburtstag in Kassel.) „L was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben, sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.“ (Goethe: Egmont.) „Nur zur Freiheit erzogene Menschen können frei werden. Und diese Erziehung erwirbt ein Volk nur durch Selbstdisziplin, Selbstverantwortlichkeit, Selbstregierung.“ (Buckle: Geschichte der Civilisation.) „Der Fürst, der einsehen wird, daß es am Besten ist, die meisten menschlichen Dinge ungestört gehen zu lassen, muß erst noch geboren werden. Dieser Fürst aber könnte wie Gott regiren; er würde die Vernunft und das Interesse jedes Einzelnen walten lassen und sich begnügen, Allen die Früchte ihrer Intelligenz und ihrer Arbeit zu sichern.“ (Mirabeau: Brief an Friedrich Wilhelm König von Preußen.)

*, *
 „Alles, was geschieht, wird als direkter Ausfluß kaiserlicher Guld dargestellt. Ob es sich um die Pflasterung einer Straße oder um die Verleihung einer wichtigen Eisenbahnkonzession handelt: jede kleinste und größte Angelegenheit wird, über die Köpfe der zuständigen Beamten hinweg, direkt durch kaiserlichen Befehl entschieden und nie verjäumen die Zeitungen, unterthänigst dafür dem Herrscher zu danken, der für des Volkes Wohl seine Tage und Nächte verausgabt, dessen Glück spendendes Dasein das Antlig der Erde beleuchtet u. s. w. Die Journalisten verfügen über ein so groteskes Vokabular schmäuder Epitheten, daß der Leser alle Mühe hat, in dem Bombast Das zu entdecken, worum es sich handelt“. Das wurde in der Bossischen Zeitung am achtundzwanzigsten Juli über die türkische Presse gesagt.



Berlin, den 12. September 1903.

Die große liberale Partei.

Binsenwahrheiten sind es, die ich in meinen Betrachtungen über Staatsverfassung, Parteiwesen, Liberalismus hie und da, auch in der „Zukunft“, manchmal ausgesprochen habe; Binsenwahrheiten, die jeder Gebildete kennt, die er aber, wenn er praktischer Politiker ist, sich und den Anderen auf das Sorgfältigste verbirgt; denn die Kunst der praktischen Politik besteht ja zumeist darin, die Kenntniß Dessen, was ist, nicht aufkommen zu lassen. Damit nun aber die Wirklichkeit nicht den Augen Aller im Lügennebel verschwinde, müssen wenigstens die kontemplativen Politiker (auch Eingänger, Eigenbrötler oder verrückte Genies genannt) besagte Binsenwahrheiten einander von Zeit zu Zeit öffentlich zurufen. Reihem wir einige davon aphoristisch an einander!

Liberales Gesinnung ist die Gesinnung des freien Mannes. Diese Gesinnung ist angeboren; entfalten aber kann sie sich nur bei einem gewissen Maß äußerer Freiheit. Diese wird nur durch ökonomische Unabhängigkeit gesichert und deren günstigste Form ist Besitz, namentlich Grundbesitz. Der Magnat hat es am Leichtesten, den Keim der liberalen Gesinnung, die ihm auch oft angeboren ist, zu entfalten. Tiefe und reiche Bildung fördert natürlich die Entfaltung und vermag bis zu einem gewissen Grade den Mangel an äußerer Freiheit zu ersetzen, auch ein bescheidenes Maß solcher zu verschaffen. Die Freiheit verträgt sich mit nichts schlechter als mit der Gleichheit. Zur Freiheit gehört, daß man ungehindert all seine Kraft entladen kann. Wer Behntausende zu beherrschen die Kraft hat, fühlt sich gefesselt, so lange ihm nur Tausende gehorchen. Allgemeine Gleichheit bedeutet also allgemeine Unfreiheit: Beschränkung eines Jeden durch alle Anderen. Die Freiheit Einzelner setzt die Knechtschaft Vieler voraus. Der Widerspruch

zwischen dem Individualbegehren und den Daseinsbedingungen wird dadurch einigermaßen erträglich, daß nicht Alle die selbe Kraft, darum auch nicht das Bedürfnis eines gleich großen Spielraumes und Wirkungskreises haben, daß Unzählige (zunächst alle Kinder und jungen Leuten, dann alle Farbigen, dann fast alle Slaven, so lange sie nicht die Aufklärungsucht westeuropäischer Narren verrückt macht) der Leitung bedürfen und sich bei vernünftiger Leitung und Behandlung in der Abhängigkeit wohlfühlen.

Als Politiker erstrebt der liberale Mann einen Zustand, der keinem Staatsangehörigen mehr Beschränkungen und Zwang auferlegt, als das Gemeinwohl unbedingt erfordert. Versteht man unter liberaler Partei eine Partei liberaler Menschen, so ist die große liberale Partei eine *contradictio in adjecto*; denn liberale Gesinnung ist eine so seltene Tugend, daß wahrscheinlich alle liberalen Menschen, die es in Deutschland giebt, in einem mäßig großen Saale Platz haben würden. Es giebt immer nur einzelne Liberale, niemals eine liberale Partei in dem angegebenen Sinn. Für sich will natürlich jeder „Liberale“ unbeschränkte Freiheit, aber zur liberalen Gesinnung gehört, daß man sie auch dem politischen, dem wissenschaftlichen, dem konfessionellen Gegner, dem wirthschaftlichen Konkurrenten, dem Angehörigen der mit dem eigenen Berufsstande rivalisirenden Stände und Klassen gönne. Weil in jeder großen Menge die Mehrzahl kurzichtig, engherzig, illiberal ist, darum kann keine Partei, wie immer sie sich nennen mag, Hort der Freiheit sein. Jede Partei wird zur Despotin, sobald sie die Herrschaft erlangt. Das höchste erreichbare Maß allgemeiner politischer Freiheit kann nur erreicht werden, wenn viele Parteien einander so in Schach halten, daß keine die andere zu unterdrücken vermag. In solcher Lage pflegen alle über Zeitfahrenheit zu jammern, denn jede fühlt sich unfrei, wenn sie ihr Despotengelüste nicht befriedigen kann. Dagegen wird jede Partei dadurch, daß sie Unterdrückung erleidet, ein Hebel der Freiheit; denn um sich selbst zu befreien, muß sie zunächst die Freiheit für Alle fordern. Bei uns ist in der Zeit um 1848 die sich liberal nennende Bourgeoisie im Bunde mit dem Proletariat, dann, im Kulturkampf, die katholische Bevölkerung, dann, unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes, die sozialdemokratische Arbeiterschaft die Vorkämpferin der Freiheit gewesen; in der zweiten der erwähnten Perioden war der Liberalismus allein, in der dritten war er im Bund mit den Konservativen der Despot (daß Liberal und Konservativ keine Gegensätze sind, kann nicht oft genug wiederholt werden). In Frankreich mögen während der Herrschaft der National-Klerikalen die Juden, Calvinisten und Freidenker ein Element der Freiheit gewesen sein; jetzt sind sie die Unterdrückten und die Klerikale Opposition vertritt die Sache der Freiheit. Doch soll nicht geleugnet werden, daß zur Gründung der liberalen Parteien, besonders in Deutschland, wirklich

liberale Ideen und edle liberale Absichten mitgewirkt haben; nur beruhten sie meist auf Illusionen. Die blendendste, aber zugleich unwahrste dieser Illusionen ist der Vernunftstaat Fichtes. Ein Staat, dessen zehn Millionen Bürger selbständig denkende, vollkommen freie, nur nach ihrem Gewissen handelnde Vollmenschen wären, würde der polnische Reichstag in zehnmillionster Potenz sein. In einem aus lauter Bismarcks oder Niezsches bestehenden Staat müßte ein Krieg Aller gegen Alle entbrennen, der nicht eher ein Ende hätte, als bis Alle totgeschlagen wären oder höchstens Einer übrig bliebe. Gemeinwesen sind nur dadurch möglich, daß sich die Masse in Heerden gliedert, deren jede nicht mehr als einen Leithammel hat. Wer selbständig denkt und will, wird niemals Mitglied einer Partei, außer wenn er Parteiführer werden und seinen Soldaten einreden kann, sie folgten, indem sie ihm gehorchten, ihrer eigenen Ueberzeugung und ihrem eigenen Willen.

Mit Demokratie, Republik, Parlamentarismus hat der Liberalismus an sich nichts zu schaffen. Ob Demokratie oder ihr Gegenteil, ist eine rein technische Frage. Technisch möglich ist die Demokratie nur in kleinen Gemeinwesen, deren Mitglieder an Vermögen und Bildung einander ziemlich gleich sind, besonders in kleinen Bauernrepubliken. Solche sind dann insofern liberal, als jeder Bauer auf seinem Hof und seinem Grund und Boden nach Belieben schalten will und es unerträglich finden würde, wenn ihm eine Bureaucratie dreinreden oder eine nicht von ihm selbst eingesezte Polizeigewalt ihn einschränken wollte. Dagegen in Beziehung auf Religion, Sitte, Kunst und Wissenschaft, allgemeine Kulturangelegenheiten ist ein solches Gemeinwesen höchst illiberal und duldet fremde Einwanderer nicht, die seine hergebrachte Ordnung und Denkweise zu stören drohen. Da der kleine Mann, wenn ihn nicht außerordentliche Begabung über die ihm durch Stand, Vermögen und Enge des Gesichtskreises gezogenen Schranken hinweghebt, nothwendiger Weise kurzsichtig und engherzig, also illiberal ist, so steht die Demokratie, die Herrschaft der kleinen Leute, in einem natürlichen Gegensatz zum Liberalismus, der eine durchaus aristokratische Tugend ist, wenn ihrer auch freilich die meisten der heutigen europäischen Aristokraten, die englischen ausgenommen, ermangeln. Der echte Liberale strebt niemals die Demokratie an, sondern pflegt das demokratische Element nur insofern im Staatsleben, als er dafür sorgt, daß den in den unteren Schichten vorhandenen Talenten das Aufsteigen nicht verwehrt oder übermäßig erschwert, der Zugang zu den Bildungsanstalten nicht gesperrt, sondern erleichtert werde. Bei dieser Gelegenheit mag daran erinnert werden, daß von einem allgemein gültigen politischen Programm des Liberalismus schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil je nach Herkommen oder persönlichem und nationalem Geschmack ganz verschiedene Arten von Freiheit vorgezogen werden. Der liberale Engländer

kräutet sich mit Händen und Füßen gegen den Militär- und Schulzwang, für den der liberale Preusse, Badener, Sachse schwärmt; er weiß nichts von unserem polizeilichen Melde- und Aufsichtswesen, das der liberale Deutsche für einen unentbehrlichen und preiswürdigen Bestandtheil der Gesellschaftsordnung civilisirter Menschen hält; und er findet mit Budele eine glückliche Fügung darin, daß England eine Reihe lächerlicher und unfähiger Monarchen gehabt hat, die das Parlament nicht hindern konnten, die Macht an sich zu reißen, während unsere liberalen Geschichtprofessoren den aufgeklärten Despotismus eines Friedrich und Josef des Zweiten bis in den Himmel erheben. Dagegen würde die liberale Berliner Range den „Sabbath“ der Republik Basel und des freien England, die erzwungene Abstinenz in manchem der United States, wovon ihr die heutige „Verfrommung“ doch nur einen schwachen Vorgeschmack zumuthet, als härteste Sklaverei empfinden. Als die Korporationen vernichtet wurden, die jetzt in anderer Form wieder erstehen, nannten Das die „Liberalen“ Befreiung, die Mitglieder der Zünfte und der Orden Knechtung.

Die Frage „Monarchie oder Republik?“ ist nach der historischen Entwicklung und nach der Volksart zu entscheiden. Nur Unwissende können glauben, daß die zweite ein größeres Maß von Freiheit verbürge als die erste. Die Freiheit, die der Bürger der Vereinigten Staaten bisher genossen hat, verdankt er nicht seiner Staatsverfassung, sondern seinem geräumigen Lande, das es ihm möglich machte, jedem Druck auszuweichen. In dem Maß, wie sich die Bevölkerung verdichtet, schwindet die Freiheit. Am Wenigsten haben die Arbeiter Ursache, sich die Republik zu wünschen. Wird der Gebrauch, den sie vom Koalitionsrecht machen, den Unternehmern allzu unbequem, so werden sie in den beiden großen Republiken diesseits und jenseits des Ozeans so gut füsilirt wie in Oesterreich und in Rußland; in Nordamerika klagt man über unerhörte Kinderausbeutung und die französischen Arbeiter würden einem monarchischen Bismarck, der ihnen die Alters- und Invalidenversicherung brächte, die Stiefel lassen. Die Kammerjakobiner, auch die sich Sozialisten nennenden, suchen mit dem Lärm der Klosterzerstörung, die ja an sich so gerechtfertigt sein mag wie die früheren Klosteraufhebungen, um die Nothwendigkeit einer gründlichen Sozialgesetzgebung heranzufommen. Der in der Presse herrschende „Liberalismus“ aber sorgt dafür, daß die Wuthschreie der genasführten Arbeiter nur in wenig verbreiteten Zeitschriften, wie in der Humanité Nouvelle, laut werden können.

Eine Verfassung endlich muß der liberale Mann fordern, aber nicht den sogenannten Parlamentarismus. Dieser ist ohne Schwindel nur durchzuführen, wo die Abgeordnetenmandate das Privilegium einer Aristokratie sind, das Volk aber von den Wahlen und damit von der Regierung gänzlich

ausgeschlossen bleibt. Das ist nur in einem Lande und nur kurze Zeit der Fall gewesen: in England von der zweiten, der „glorreichen“ Revolution bis zur Regierung der Königin Viktoria. In dieser Periode ist England bekanntlich Weltmacht und ungeheuer reich geworden und hat seine Arbeiterschaft in einem Elend geschmachtet, das in der Weltgeschichte beispiellos ist. Die persönliche Freiheit erfreut sich besseren Schutzes in einer Monarchie, die über den Parteien stehen kann und wo die Staatsgewalt von Personen ausgeübt wird, die die amtliche Verantwortung für ihre Handlungen tragen, als in einer parlamentarisch regierten Monarchie oder Republik, wo das Volk der Spielball der sich um die Gewalt balgenden Parteien ist und die jeweilig unverantwortlich regierende Elite hinter einer Coullisse, der Kammermehrheit, agiert, die aus Hampelmännern, Geld- und Stellenjägern, verächtlichen feilen Wichten zu bestehen pflegt.

Was haben wir nun bei so beschaffener Sachlage in Preußen-Deutschland von der liberalen Bewegung zu erwarten, die mit der letzten Reichstagswahl in ein neues Stadium eingetreten ist? Selbstverständlich nicht, daß sie die große liberale Partei zu Stande bringen werde. Damit ist es vorbei, wenn man mit der liberalen Partei eine bürgerliche Partei meint. Die Truppen, die der Kammerliberalismus, zu dem die Rationalliberalen ja nicht mehr zu rechnen sind, an die Interessenvertretungen: Sozialdemokratie, Centrum, Zünftler, Agrarier, verloren hat, bekommt er nicht mehr wieder. Ganz kindisch ist es, wenn die hellen Sachsen nach Ursachen des Wahlausfalles in ihrem Ländchen suchen. Seit mehr als zwanzig Jahren habe ich von Zeit zu Zeit gesagt: Sachsen muß binnen Kurzem ganz sozialdemokratisch werden, denn es ist rein protestantisch, es ist ein reiner Industriestaat und es hat die beste Schulbildung. England ist dem Sozialismus nicht verfallen, weil in ihm nur die ersten beiden Bedingungen erfüllt sind, das Volk aber aus Analphabeten bestand und in einer haarsträubenden Unwissenheit dahinduselte, die heute noch nicht ganz überwunden ist. Auch hat seine kluge, wirklich liberale Aristokratie dafür gesorgt, daß es nicht durch unnötige und unverständige Polizeihilanen und Verationen gereizt wurde, in denen die sächsischen Gebietenden so groß sind. Das Alles haben ja diese Gebietenden uneingestanden gewußt und deshalb eben haben sie, die sich um 1848 ihres Liberalismus rühmten, den letzten Fegen des liberalen Programmes fortgeworfen und es mit dem Wahlrechtsraub versucht. Durch den Census kann man natürlich alle unbequemen Elemente ausschließen; und eine aus der Vertretung der Reichen bestehende Kammer mag sich dann, je nach Geschmack, Umständen und Hoflaune, konservativ, liberal, sozial oder sonstwie nennen; auf Namen kommt nichts an. Solchen Liberalismus meinen aber die Herren Barth und Genossen nicht; denn sie brauchen die Sozialdemokraten und

müssen daher für das allgemeine Wahlrecht im Reich und für die Erweiterung des Wahlrechtes in Preußen und Sachsen kämpfen. Das ist nun ganz schön und entspricht auch meinen eigenen Wünschen. Freilich: regiren könnte eine solche liberale Mehrheit so wenig wie eine rein sozialdemokratische. Das braucht sie aber auch nicht, da wir ja zum Glück den Parlamentarismus noch nicht haben. Nach Barmhagens Tagebüchern soll der alte Wilhelm seinem Bruder einmal gesagt haben (ich citire das vor vierzig Jahren Gelesene aus dem Gedächtniß): „Für Dich, Frige, ist eine Volksvertretung nichts; Dich würde sie tot ärgern; ich dagegen könnte ganz gut mit einer regiren; ich würde die Perks schwa-gen lassen und, ohne mich zu ärgern, thun, was mir beliebt.“ So lange nicht mein Ideal verwirklicht ist, eine wirkliche, ganz frei gewählte, nach Berufskänden gegliederte Volksvertretung, die nur zu Berathen, zu Berichten und Beschwerde zu führen, aber nicht zu beschließen hat, muß jeder vernünftige Politiker das Reichstagswahlrecht energisch verteidigen, — aus dem selben Grunde, aus dem es seine Gegner hassen und fürchten. Herr Giesebrecht und seine „liberalen“ Konforten nämlich fürchten nicht etwa, daß das Reich zu wenig Soldaten und Kanonen kriegen oder sonst durch demokratische Beschlüsse gefährdet werden würde — sie wissen recht gut, daß solche Gefahren zur Zeit noch nicht existiren —, sondern sie fürchten nur eine nach ihrer Ansicht zu weit gehende soziale Gesetzgebung; und sie hassen die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, weil diese die wirkliche Lage des arbeitenden Volkes, seine Nöthe und Wünsche, zur Kenntniß der Regierung bringt, was sie „hegen“ nennen. Sie wollen das politisch Allerverderblichste: daß die Regierung einseitig, also falsch informirt werde. Und Das ist nun nicht allein wirklich reaktionär und illiberal, sondern auch volksfeindlich und das Gegentheil von „naaterhaltend“. Also „Für das allgemeine gleiche Wahlrecht!“ ist zur Zeit eine gute, wirklich liberale Lösung. Aber die „Freisinnigen“ werden dieser guten Sache wenig nützen, weil ihrer zu Wenige und weil sie unsichere Kantonten sind. Ihre Häupter gehören der Kapitalistenklasse an, und wenn im Großen und Ganzen das Unternehmervohl auch mit dem Arbeiterwohl solidarisch ist, läßt sich der Interessenkonflikt im einzelnen Fall nicht aus der Welt schaffen, daher von Großunternehmern nicht erwarten, daß sie eine politische Entwicklung thatkräftig fördern werden, die das eigene Interesse durch Stärkung der Arbeiterschaft zu schädigen geeignet ist. Den schönen Worten der Zeitungliberalen werden die Thaten der Parlamentsliberalen nicht entsprechen und mit den Sozialdemokraten zusammen wird nur das Centrum der den Vermögenslosen drohenden Rechtsverminderung wirksam wehren, — nicht aus liberaler Gesinnung, sondern weil es sein Dasein der Stimme des gemeinen Mannes verdankt.

Die Nationalsozialen bringen dem Freisinn, mit dem sie sich ver-

heirathet haben, eine gute Gesinnung und zwei böse Schrauben als Mitgift. Die gute Gesinnung ist die soziale, die jedoch bei den manchesterlich gesinnten und durch einen ansehnlichen Theil ihrer Häupter aus Unternehmerinteresse gefesselten Freisinnigen nicht tief eindringen wird; daß man unter Umständen aus der Noth eine Tugend machen müsse, haben sie wohl schon vor der Fusion ein Wenig gelernt. Die beiden bösen Schrauben sind die Flottenfegerei und die Feindschaft gegen die Agrarier. Die erste ist die schädlichste Form des Militarismus, schädlich, weil für uns Deutsche eben so unnatürlich wie für England natürlich, ferner, weil sie uns von der einzigen Bahn ablenkt, auf der wir hoffen können, der drohenden Verkümmern zu entgehen, und weil sie durch den Bau der eben so häßlichen und widerwärtigen wie überflüssigen Kriegsmaschinen den falschen Schein verstärken hilft, die ganze Bevölkerung unseres überbevölkerten Landes könne noch produktiv beschäftigt werden. Die Feindschaft gegen die Agrarier ist insofern eine überflüssige Mitgift, als die „Liberalen“ der großen Partei, von der man träumt und zu der die National-liberalen, wie gesagt, nicht gehören, schon genug davon haben. Die Vernichtung des ostelbischen Grundbesitzes ist kein schönes Ideal. Ein Theil davon sollte allerdings der inneren Kolonisation geopfert werden, aber zur Gesundheit des Volkskörpers ist eine gute Mischung von großem, mittlerem und kleinem Grundbesitz nöthig, wie wir ihn, zum Beispiel, im neisser Kreis noch haben. Was die Agrarzölle betrifft, so habe ich unzählige Male gezeigt, daß die Agrarier auf dem Holzwege sind, wenn sie, um des Augenblicksgewinnes Einzelner willen, die Grundrente künstlich steigern, während nur allgemeine Erniedrigung des Bodenpreises die Krisis der Landwirthschaft mildern, zukünftigen Krisen vorbeugen, den entvölkerten Osten wiederbevölkern könnte. Aber das Loben gegen den Hungerzoll ist nicht weniger verlogen und unsinnig als die Deklamationen der bündlerischen Wanderredner. Daß der Freihandel mit dem Liberalismus nichts zu schaffen hat, weiß jeder Kenner der englischen Geschichte. Die Grenzzöllnerei ist eine der Formen von Unvernunft, an denen der homo sapiens civilisatus, wie es scheint, unheilbar leidet.*) Welches Maß dieses Unsinnns jedes Volk zu erdulden habe: Das ist eine rein technische Frage, die nur der Sachverständige beantworten kann. Ich müßte es ablehnen, wenn ich auch nur eine einzige der vielen tausend Zoll-

*) Unerträglich wird die Unvernunft, wenn beim Bücherleihen über die Grenze die Pakete mit Zolldeklarationen versehen und vom Steueramt abgeholt werden müssen und wenn eine Gärtnerfrau 4 Mark 50 Pfennig Strafe zahlen muß, weil sie eine kleine Flasche selbst gemachten Himbeersaft, den sie ihrer Mutter bringt, durch einen Zipfel österreichischen Gebietes mitnimmt. Das ist meiner Begleiterin auf der Fahrt von Landeck über Tauern nach Reisse passiert.

positionen begutachten sollte. Ob die Zollredner von Rechts und Links in Parlamenten, Versammlungen und Zeitungen mehr von der Sache verstehen, weiß ich nicht. Hat man das Unglück, Minister, Geheimrath oder Abgeordneter zu sein, dann ist man freilich gezwungen, Entscheidungen zu fällen. Man kann sich ja dann auf das Urtheil der Sachverständigen verlassen. Natürlich ist Jeder von Diesen nur sachverständig in seinem allerengsten Fach, in Stiefelschäften oder in Himbeerfaß, und auch da nicht unfehlbar. Wären alle Sachverständigen in ihren Berechnungen unfehlbar, dann säße von den eminent sachverständigen Herren Bankdirektoren kein einziger im Zuchthaus. Kurz: Niemand weiß, was bei einem gewissen Tarif herauskommt; seine Aufstellung ist ein Lotteriespiel. Deshalb ist es fürs Volkswohl im Allgemeinen und für den Liberalismus im Besonderen ganz gleichgiltig, wie der unvermeidliche Tarifunsinn ausfällt, gleichgiltig daher auch, ob ein Duzend „Hungerzöllner“ oder ein Duzend Freihändler mehr bei den Wahlen durchkommt.

Energische Bekämpfung clerikaler Uebergriffe, konfessioneller Unduldsamkeit und planmäßiger Volksverdummung ist nothwendig und nützlich, wirklich liberal und nebenbei auch ganz nach meinem Geschmack. Leider aber besorgen die Jakobiner und sonstigen sogenannten Liberalen dieses nothwendige Geschäft seit anderthalb Jahrhunderten so ungeschickt, daß jeder ihrer Stürme nicht nur mit einem glänzenden Siege der katholischen Kirche endet — darin würde ich noch kein Unglück sehen —, sondern auch die ultramontane Richtung im Katholizismus stärkt.

In Beziehung auf den Schulliberalismus muß man zwischen dem höheren und dem Volksschulwesen unterscheiden. An der Univerſität vermag ein absolut schaltender Kultusminister, der weder dumm noch parteiisch noch engherzig ist, die Freiheit immer noch besser zu schätzen als ein liberaler Professorenklüngel oder eine dito Kammerclique, die Beide, wie die Erfahrung lehrt, stets unduldsam gegen Andersdenkende sind und nur ihre Gewatterschaft und ihre Günstlinge an die Krippe lassen. Was Schopenhauer, Eugen Dühring und Andere von der Unterdrückung der Forschungsfreiheit durch das zünftige Gelehrtenthum sagen, ist zwar übertrieben, aber nicht unbegründet. Wie sachgemäß aber der Liberalismus das Volksschulwesen behandeln würde, wenn er es in seine Gewalt bekäme, haben wir anno 1892 erfahren. Ich habe damals die Verlogenheit der Lärmmacher in den „Grenzböten“ aufgedeckt. Verlogenheit ist vielleicht darum ein zu starker Ausdruck, weil es den Herren gar nicht um die Sache zu thun war, sondern sie diese nur als Vorwand zu einer Agitation gebrauchten, mit der sie die berühmte große liberale Partei zu sammeln gedachten; sie haben sich also wohl gar nicht informirt und ins Blaue hinein Phrasen gemacht. Manchmal waren sie sogar sehr aufrichtig. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, war es der Abgeordnete

Nickert, der — in Breslau, glaube ich — gestand, das Unangenehmste an dem Entwurf sei, daß er Privatschulen zu errichten erlaube; diese Freiheit werde nicht allein den Dissidenten, sondern auch den Katholiken zu Gut kommen. Also das Böschchen Freiheit, das der böse reaktionäre Minister gemährte, war das Anstößige! Was man auf dem europäischen Kontinent liberal nennt. Und parlamentarisch dazu: der Entwurf mußte ja gegen den Willen der Mehrheit zurückgezogen werden. In den letzten Jahren hat man diesen famosen „liberalen“ Parlamentarismus unter dem Namen Obstruktion zum System erhoben: „Die Regierungsgewalt ruht bei der Parlamentsmehrheit; haben aber wir Jakobiner nicht die Mehrheit, dann ruht sie bei der Minderheit. Können wir die Bestrafung solcher Mitglieder der Mehrheit durchsetzen, die gegen den Allerhöchsten Willen abgestimmt haben, dann desto besser!“

Bleibt der Kampf gegen Polizeiwillkür, Polizeichikanen, Klassenjustiz, Bureaukratenzöpfe, Bedrückung nationaler Minderheiten, alberne und schädliche Pruderie, junkerliche Prätensionen, die mit aristokratischer Gesinnung nichts zu schaffen haben. In diesem Kampf leistet ja der sogenannte Liberalismus immerhin noch Einiges, und zwar die verhältnismäßig ehrliche süddeutsche Demokratie mehr als der byzantinisch verfeuchte, kapitalistisch interessierte, von Polizeigeist erfüllte und bornirt unduldsame berliner Freistaat. Es wäre schön, wenn die angestrebte Verjüngung des Liberalismus den paar Kämpfern frische Kräfte zuführte; aber wo sollen Die herkommen? Die Hauptarbeit auf diesem Felde wird wohl nach wie vor die Sozialdemokratie zu leisten haben. Eine Verstärkung der bürgerlichen liberalen Parteien bei zukünftigen Wahlen wäre übrigens, abgesehen von allem Anderen, an sich zu wünschen; nicht wegen ihres Liberalismus (von welcher Eigenschaft auch die besten nur homöopathische Dosen haben), sondern, weil und so weit sie Opposition machen. Denn seit das Centrum aufgehört hat, in größerem Stil zu opponieren, hat unsere Opposition nicht mehr den für die Gesundheit des Staatskörpers erforderlichen Grad von Kraft. Leider ist aus den angegebenen Gründen eine beträchtliche Verstärkung kaum zu erwarten.

Reiffe.

Karl Fentsch.



Verse.

Die Nacht der Gnaden.

I.

In schwarzer Flor umkränzte die Gelände,
 Wie Boote segelten am Himmelsmeer
 Die letzten grauen Abendwolken her
 Und warfen Schattenschleier um die Wände.

Das Zimmer dunkelte. Die heißen Hände
 Der Beiden lagen willenlos und schwer
 In ihrem Schoß und suchten sich nicht mehr.
 Die leeren Worte waren längst zu Ende.

Sie bebten Beide. Und ein Schweigen kam
 Mit banger Schwüle. Er hielt sie umfassen
 Und flehte stillberedt: „Sei mein, sei mein!“

Sie zitterte. Die Blüthe junger Scham
 Erwachte jäh auf ihren blassen Wangen
 Und Thränen stammelten: „Es darf nicht sein!“

II.

Da ließ er sie: „Ich will Dich nicht bethören.
 Sei Du nur mein, wenn Du es längst schon bist!
 Nicht eine Gabe sollst Du mir gewähren,
 Lieb' mir nur Das, was lang mein Eigen ist.

Sei mein, so wie sich mit den Sternenschören
 Der Himmel stehend in die Nacht ergießt,
 Und Seligkeiten werden uns gehören,
 Durch die der Strom der Ewigkeiten fließt.

Willst Du den Kelch der Sünde nicht nur nippen,
 Willst Du Dich ganz an eine Nacht verschwenden,
 So wird ins Dämmern Deiner späten Tage

Ein Leuchten sprüh'n von ungeahnten Bränden
 Aus dieser Nacht!“ — Wie eine bange Klage
 Umfing ein halbes Lächeln ihre Lippen:

III.

„Was alle Andern Schmach und Sünde nennen,
 Wär' mir ein Pfad zu lichten Seligkeiten,
 Wenn nur auf meinem Mund, dem schmerzgeweiheten,
 Die dunklen Male Deiner Küsse brennen.

Du bist ein Horcher in die Ewigkeiten,
 Von denen mich die dunklen Wolken trennen;
 Nur Sehnsucht ließ mich meine Jugend kennen
 Und nicht die Träume, die zum Lichte leiten.

Drum will ich mich nicht Deinem Willen senken,
 Ob auch ein jeder Puls in meinen Gliedern
 Mit seiner Sehnsucht Dir schon angehört.

Ich bin zu arm, Dir Liebe zu erwidern,
 Und bin zu stolz, um Armuth zu verschonen.
 Denn sieh: Ich weiß, ich bin nicht Deiner werth!"

IV.

Da sprach er sanft — und wie von Orgeldröhnen
 War seine Stimme wunderbar bewegt —:
 „Wer so wie Du den Glanz der Güte trägt,
 Ist schon geweiht, ein hohes Werk zu krönen.

O fühlst Du nicht, wie in verwandten Tönen
 In uns der dunkle Taft des Blutes schlägt,
 Wie jede Kraft die Stimme hebt und regt,
 Um sich in unserm Einklang zu versöhnen?

Ich glüh' in Dir, Du glühst in meinem Leben,
 Zu neuer Einheit drängt Dein junger Schoß
 Und will den Ewigkeiten sich vermählen.

Sei mein! Erst wenn uns jäh und groß
 Die Schauer neuer Schöpfungslust durchbeben
 Erwächst die Welt aus unsern starken Seelen!"

V.

So sprach er leise. Und sie Beide standen
 Im Bann des Blutes, wortlos, wie verzagte,
 Verlorne Pilger vor den lichten Landen,
 Wo schon das Frühroth der Erfüllung tagte.

Dann kam ein Seufzen . . . als ob Weinen klagte . . .
 Ein Knistern wie von sinkenden Gewanden . . .
 Ein banger Ruf . . . Und als sein Auge fragte,
 Ob seiner Sehnsucht wildes Wort verstanden,

Ward jählings Glanz in seinen Blick getragen,
 Ein Glanz der Firnen . . . Aus dem Dunkel blühte
 Gleich einer Lilie schlank und nackt ihr Leib.

Da schwieg sein Herz. Er wußte nichts zu sagen.
 Wie ein Gebet durchdrang ihn ihre Güte
 Und diese Nacht ward sie ihm Gott und Weib.

VI.

Ihm aber war in dieser Nacht der Gnaden,
 Als fühlte er die Welt zum ersten Mal,
 Er sah die Sterne auf beglänzten Pfaden
 Wie Boten wandeln durch den Himmelsaal
 Und sah das Leuchten über den Gestaden,
 Der Morgenröthe purpurblaffen Strahl,
 Fühlte die Winde, wie sie duftbeladen
 Sich wiegten in den Wipfeln ohne Zahl,
 Sah Frucht und Blüthe über den Geländen
 Und Saat und Segen. Erst in dieser Nacht
 Ward ihm das Wunder aller Schöpfung wahr.
 Und wie ein Kind, das in die Welt erwacht,
 Nahm er aus diesen milden Frauenhänden,
 Die neue Pracht, die längst sein Eigen war.

Wien.

Stefan Zweig.

Der Held.

Scrillon, der Held, springt vom Lager empor.
 „Bei Gott, Alarm! Oder täuscht mich das Ohr?“
 Er langt nach dem Harnisch. Da bleich ins Gemach
 Stürzt Prinz von Guise: „Gottlob, Du bist wach!
 Wir sind überrumpelt, genommen die Bucht!
 Es bleibt uns kein Heil als schleunige Flucht!“
 Crillon will nicht hören und drängt hinaus.
 Der Prinz wehrt ab: „Umstellt ist das Haus,
 Der Garten noch frei, nun brauche die Zeit:
 Zwei Rosse, für Dich und für mich, sind bereit!“
 Crillon schreit auf: „Wir halten die Stadt!
 Mach Platz, wir müssen hindurch zu den Thoren —“
 Prinz Guise darauf: „Es ist Alles verloren —
 Glaub' mir, der das Unheil gesehen hat!
 Drum wahre Dein kostbares Haupt, komm mit!“
 Crillon sieht ihn an: „Mit Dir keinen Schritt!
 Laß mich, mein Prinz: hält nichts mehr Stand,
 So wähl' ich den Tod, das Schwert in der Hand!“
 Und schiebt den Prinzen mit Macht aus dem Wege.
 Doch Der wirft sich feierlich hin auf die Knie:
 „Einen Helden wie Dich sah die Welt noch nie.
 Vergönn, daß ich Dir zu Füßen mich lege!
 Ich schlug den Alarm — vergieb die List! —,
 Um selbst zu erfahren, wie tapfer Du bist!“
 Crillon, der Held, zieht kraus die Stirne:
 „Spaße, mein Prinz, mit Deiner Dirne,

Wenn zu spaßen Dir schon gefiel,
 Doch einen Mann laß aus dem Spiel!
 Gern trüg' ich die Ehre rein bis zum Grabe;
 Doch wer kann sagen, er wird bestehn?
 Wie leicht — nie hätt' ichs verziehn Dir, Knabe! —
 Wie leicht: und Du hättest mich zittern gesehn!

Prag.

Friedrich Adler.



Hugo Wolf.

Man hat Hugo Wolf einen neuen Schubert genannt. Solche Parallelen haben ihr Mißliches. Schubert war eine rein lyrische Natur. Er wußte nur von sich selbst zu sagen. Der Mällergesell, der Sänger der „Winterreise“, der Totengräber, der Alte im „Nachstück“: das Ich in all seinen Liedern ist die selbe Person, immer der selbe einfach empfindende, herzwarne, elegische, etwas schwarmereische Mensch. Auch Wolf wurzelt im Lyrischen; aber er hat zugleich starke dramatische und epische Kräfte. Er schwärmt nicht selbst in seinen Liedern drauflos, „wie der Vogel singt“, sondern läßt die Dinge sprechen, will sagen: die Menschen, denen er die Zunge löst; er gestaltet bewußt und objektiv. Wolf ist ein musikalischer Plastiker wie Mozart, wie Loewe. Auch seine Ichromantik steht auf einem anderen Boden als die Schuberts und Schumanns und ist durch die neue, klassische Form seiner Komposition klarer und zwingender geworden.

Wolfs Objektivität zeigt sich schon in seinem literarischen Geschmack. Der Deutsche hat im Allgemeinen nicht viel Verständniß für rein künstlerische Werthe; das Interesse an einer künstlerischen Schöpfung als solcher muß ihm meistens erst beigebracht werden, da er immer auf den Inhalt sieht, statt auf die Erscheinung; die Deutschen sind wohl ein dichterisches, aber kein künstlerisches Volk. So finden wir denn auch unter unseren lyrischen Dichtern wenige, in deren Werken der Inhalt reflex in der Form aufgeht. Gerade diese Dichter hat Wolf sich erwählt: Mdrike und den Goethe des Divans; später fesselten ihn nur noch spanische und italienische Dichtungen; und es ist bezeichnend für seine Instinkte, daß er gelegentlich mit dem Gedanken spielte, romanisches Blut in den Adern zu haben. Was ihn sonst von Goethe gereizt hat, waren meist solche Stücke, in denen er charakterisiren konnte, Lieder, in denen eine bestimmte Person zu Worte kommt; und eben so verhält es sich mit seiner Auswahl aus Eichendorff, Keller, Reinick, Scheffel; selbst die Strophen Michelangelos denkt er sich unmittelbar von dem „Bildhauer“ selbst gesungen.

Eine Unzahl von Charaktertypen steht vor uns, wenn wir den Blick über die Verzeichnisse von Wolfs Kompositionen schweifen lassen. Der Held in Reinicks Gesellenlieb, eine Seitenfigur zum Meisterfinger-David und doch ein ganz anderer Dursche; die prachtvolle Gestalt einer Jungfrau in Kellers Alten Weisen, die ihren Schatz („Tretet ein, hoher Krieger“) mit fabelhafter Grazie unter den Pantoffel kommandirt, eine Gestalt, die durch Wolf den wundervollen Frauentypen in Kellers Erzählungen ebenbürtig an die Seite gerückt ist; des selben

Dichters groteskes Trunkenes Röthlerweib; Mörkes Lambour; Eichendorffs fahrende Leute, Landsknechte und Studenten, unter ihnen der ergötliche Scholer, dessen freisinniger Lebensweisheit erst Wolf die Nachtmähe des Bedanten aufgesetzt hat; bei Goethe dann vor Allem der Rattenfänger, der Ritter Kurt, die drei kleinen Bälge, die das Epiphaniastied aussagen, die Schäfer und Schäferinnen; und springen wir gleich noch hinüber zum Italienschen Lieberbuch, so treffen wir da in völlig verwandelter Landschaft zwei lästerne Gesellen, die sich unter der Kutte an das Krankenbett eines Mädchens schleichen wollen; wir sehen den armen Toni in einer Ecke kauern und seinen Liebesgram durch unmenslichen Appetit betäuben; wir hören ein schalkhaftes Mädchen sichern, das endlich den ersehnten Schatz, einen Musikus, gefunden hat, und sehen ihren Schwärmeling daherkommen, wie er zag und dünn auf seiner Geige herumstümpert; und zum Schluß schwirrt noch ein weiblicher Don Juan vorüber, ein Nordstfrauenzimmer, das im Zeitraum einer halben Minute ihre einundzwanzig Geliebten aufzählt und durch ein rasendes Nachspiel beweist, daß ihrer noch lange nicht genug sind ... Es ist nur ein Einziger in der Geschichte der Musik, bei dem eine ähnliche Menschenkenntniß und gleiche Treffsicherheit in der Darstellung von Menschlichkeiten anzufinden ist wie hier: Mozart, der ebenfalls seine klassischen Gestalten mit wenigen Mitteln, in zwei Akten, zum Theil auch, wie den Mohnen in der Zauberflöte, in einem einzigen kurzen Lied scharf und klar umrissen hat. Daß Wolf sich auch in seinen Opem als psychologischen Gestalter bewähren würde, war nach Alledem vorauszusetzen.

Doch mit diesen Charakteren, die zum größeren Theil „Originale“ und mehr oder weniger humoristisch aufzufassen sind, ist es nicht gethan. Auch wo Allgemeinmenschliches in einem Gedicht ausgedrückt wird, steigert Wolf das Ueberallgiltige zu dem unmittelbaren Leben einer einzelnen Person, deren ganze Existenz sich in dem vorgestellten Erlebnis erschöpft. Hierher gehört eine Reihe der schönsten Mörke-Lieder (Das verlassene Mäglein, Agnes, Peregrina, Erstes Liebeslied eines Mädchens), hierher Eichendorffs „Ständchen“, die schon erwähnten drei Selbstgespräche Michelangelos, Vieles aus dem Spanischen Lieberbuch und endlich und namentlich die Gedichte aus Goethes Wilhelm Meister. Wolf konnte sich nicht dazu verstehen, die Verse Mignons und des Harfenspielers von allen inneren Beziehungen zu den Menschen loszureißen, von denen sie gesungen werden und deren Seelenabbilder sie sind. So sehr das „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“, als eine typische Erfahrung, an sich verständlich ist: es gewinnt doch eine ganz andere Macht für Den, der das schuld- und leidvolle Leben des Harfners kennt. Hier packte Wolf seinen Vorwurf. Er begnügt sich nicht mit der Wiedergabe des „Stimmungsgehaltes“, der vorüberwehenden Luft, in der jene Worte erblühten, sondern macht uns Eins mit dem Erdgrunde, aus dem nun die Pflanze mit all ihren Säften und Zweigen herauswächst. Er ist Psychologe; neben Mozart der größte, den die deutsche Musik erlebt hat.

Man prüfe die Mignonlieder, wie Beethoven, Schubert und wie Wolf sie vertont hat. Schön sind sie dort wie hier. Allein das Gesicht Mignons, die zarten, durchsichtigen Züge dieses vorreifen, in seiner Hysterie so ergreifend schönen Kindes sehen wir nur bei Wolf. Eben so steht es mit dem alten Harfenspieler, den Schubert Tenor singen läßt (oder gar Sopran, je nachdem, wenns

unseren Sängerinnen so beliebt); wie unvergleichlich größer, wie ein ganz Anderes die wolfsche Fassung ist, offenbart uns besonders die dritte Strophe des ersten Liedes. In den Worten „Es schleicht ein Liebender laufend sacht, ob seine Freundin allein; so berschleicht bei Tag und Nacht mich Einsamen die Pein“ kommt bei Wolf eine so furchtbare Verfolgungangst, ein solcher Krampf der Vereinsamung zum Tönen, daß man Schuberts schöne Musik daneben nur noch als harmlos empfinden kann.

Wolfs Trieb zur Objektivierung ist im Grunde nichts Anderes als der kunfelerische Trieb zu endgiltiger Formgestaltung überhaupt. In der Form steigert sich das Subjektive zum Absoluten. Deshalb sehen wir Wolf gerade mit Goethe eng verwandt, der auch seine stärksten Empfindungen nur in typischen Charakteren an den Tag bringen konnte, der eines Harfners, eines Prometheus bedurfte, um Anklagen gegen den Himmel zu schleudern, zu denen er für sich allein, er Wolfgang Goethe, nie den Muth gehabt hät. Gerade der objektive Kunfeler schafft die individuellsten Gestalten, während der subjektive, man nehme Schiller, nur allgemeine Kategorien menschlichen Daseins zu verkörpern vermag.

Und nun kommen wir zu den rein lyrischen Poesien in Wolfs Lebenswerk, die naturgemäß dessen umfassenderen Theil ausmachen. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir ihn auch hier, wo wir das eigene Herz des Dichters erhorchen wollen, dinglich werden sehen. In der absoluten Lyrik kann von einer Charakteristik des Sprechenden nicht mehr die Rede sein; er muß ja gerade sein Inneres ohne individuelle Zufälligkeiten geben, damit jeder Hörer sich selbst im Sprechenden erkennt. Was darstellbar ist, ist die Außenwelt, die das innere Erlebnis hervorruft: die Situation.

Ist hier der Pferdefuß? ■

Die Situation! Verhangnisvolle Todeslosung der Musik; endloses Weiterkauen miverstandenener Theorien, ewig eiternde Pusteln wagnerischer Impfprozesse! In der That, man darf sagen: nichts hat die landlufige Musik, die symphonische wie die lyrische, so auf den Hund gebracht wie der Wahn, gleich dem Meister jedwedes Ding aus Himmel und Erde in Tönen abmalen zu müssen. Die Musik, die innerlichste, traumhafteste der Künste, ist durch diesen Wahn einem Naturalismus, einer Veräußerlichung zum Opfer gefallen, den sie in ihrer ganzen Geschichte noch kaum erlebt hat. Sie meint, der Dichtung folgen zu müssen. Blickt der Poet in die Höhe, so geht die Musik in den Diskant, blickt er in die Tiefe, so brummelt im Fa; für nichts genügt das klare, wahre Wort; Alles muß in Schilderungen eingewickelt, ins Extrem getrieben, zwischen Gegensätzen hin- und hergeschleubert werden; nichts behält seine natürliche Lebenssphäre. Mannergesangsvereinsgeschmack.

Getroft: mit dieser Art von musikalischer Situationauschlachtung hat Hugo Wolf nichts zu thun. Wohl hat er ein malerisches Vermögen, das den Vergleich mit Wagner aushalten kann. Was er in einzelnen Kompositionen, zum Beispiel: im „Mummelsee“, an Farbenpracht aus dem Klavier hervorzaubert — aus dem Klavier! —, läßt eine Palette von einer Reichhaltigkeit erkennen, mit der er auch sonst viele Wunder thun konnte, wenn er nur wollte; und er ist ja auch nicht ängstlich, wo es ihm in den Kram pat: sein Feuerreiter, sein Ritter Kurt sind musikalisch illustriert von Anfang bis zu Ende und er machte

sich den Spaß, im „Lambour“ das Sauertraut, in „Gutmann und Gutweib“ den Schnaps geradezu riechbar werden zu lassen. Das aber sind Balladen, Gesänge, die ein Drama vergegenwärtigen wollen und auf malende Schilderung angewiesen sind; auch Voewe arbeitete so. In der reinen Lyrik hat dagegen die Situation keinen realen, sondern nur Vorstellungswert. Nicht, wie sie ist, sondern, wie sie auf den Sänger oder, besser gesagt, im Sänger (und im Hörer) wirkt, ist das Entscheidende. Schon mit der musikalischen Naturschilderung verhält es sich so. Wollte Beethoven wirklich im zweiten Satz der Pastoralsymphonie das Murmeln des Baches darstellen? Bewahre! Wie uns zu Muth ist, wenn wir im Gras liegen und die tausend Geräusche der Natur in unseren Ohren summen: Das hat er in Tönen gesagt. Und so auch all unsere Liedmeister, Schumann, Franz, Brückler, Cornelius. Wolf ist hier von seinen Vorgängern reell nicht verschieden. Wohl aber potentiell, dank einer in jeder Beziehung entwickelteren Technik.

Da kam ihm zunächst der moderne Impressionismus zu Hilfe, der auf allen Kunstgebieten in der Luft lag und in der deutschen Musik (Bruckner) und Literatur (Silkenron) nicht minder ursprünglich ist als in der französischen Malerei. Der Impressionismus war ja nichts schlechthin Neues, sondern nur eine konsequente Anwendung des alten Kunstkniffes, eine pars pro toto zu setzen; freilich gehört immer ein Meisterauge dazu, die charakteristischste pars herauszufinden und so hinzustellen, daß das Resultat als ein totum — pro partibus — wirkt. Schon Schubert hatte von solcher Wirkung eine Ahnung; in der Begleitung des Liedes „Der Einsame“ wiederholt er hartnäckig ein einziges kurzes Motiv, das immer wieder an das Geräusch des Feueranschürens erinnert und dadurch eine ganz entzückende Heimstimmung weckt. Ähnlich läßt Wolf in „Weylas Gesang“ durch die ganze Begleitung nichts als die ruhigen Arpeggien der Harfe Weylas in schlichten Vierteln ertönen; dieses klangvolle Einerlei wandelt sich in der Vorstellung mit zwingender Macht in die majestätische Breite des Ozeans, aus dem in unenblicher Ferne, in Böcklinfarben, die wunderbare Insel, die Heimath der Phantasie emportaucht: „Du bist Orplid, mein Land!“ Ein anderes Beispiel. Die Strophe „Alle gingen, Herz, zur Ruh“ hat einen Begleitungsrhythmus, Achteltriolen abwechselnd mit Achteln auf dem gleichen Tone ruhend, den man Takt für Takt wie Herzklopfen, nein, leiser, wie das Pochen des Pulses im Ohr auf dem Reifen empfindet: die Schlaflosigkeit. Solche Motive, die bei Schubert nur in den Pausen der Singstimme herauspringen dürfen, liegen nun bei Wolf der Entwicklung des ganzen Musikstückes zu Grunde; es entsteht und besteht aus ihnen. Und hierin ist die tiefere Wirkung seiner Schöpfungen begründet.

Das war nur möglich geworden durch das Werk Wagners. Schon Schumann hat ja eine einheitslich intime Stimmungwiedergabe durch die Begleitung angestrebt. Doch war damit einstweilen nichts gewonnen als die Absicht; denn die Begleitung war und blieb untergeordnet und die Deklamation, so frei Schumann sie zu gestalten suchte, blieb musikalisch gebunden. In Wagner aber hat sich nicht nur die Emanzipation der Sprache von der Musik vollzogen, sondern zugleich — und darauf wird lange nicht genug geachtet — die Emanzipation des Melos der Musik von dem der Sprache. Bei der Zusammenkoppelung einer Wortfolge

mit einer Melodie hat nicht nur die Sprache gelitten, zumal die deutsche, die sich in den Opern Mozarts und Meyerbeers obendrein übersetzen und gewaltsam unter die fertigen Noten schreiben lassen mußte, sondern auch die Musik. Die Führung einer musikalischen Melodie, wie sie dem unmittelbaren Bedürfnis des Ohres, dem Geist der sieben alten Töne entquillt, kann unmöglich die selbe sein wie eine Melodie, die in irgend einer Sprache mit schweren und leichten, vollen und spizen Silben, mit kurzen und langen Wörtern und Satzkonstruktionen gesungen werden soll. Diese wird immer rezitativisch beeinflusst werden. Schon jedes musikalische Instrument hat seinen besonderen Charakter, der für die Melodie mitbestimmend ist wie das Material für ein Bauwerk; alle „Arrangements“ sind Sünden. Unsere Musiker, deren Ohren zu Gehörmaschinen verknöchern, haben dafür leider meist kein Gefühl. Wie wäre es sonst möglich, daß sie in hundert populären Konzerten den Schluß der „Walküre“ ausführen mit einer Erregung der Stimme Wotans durch ein Cornet à piston! Was gesungen ins innerste Herz dringt, wird so zu einer seltsamen Serenade. Eine unerträgliche Noheit.

Indem Wagner die dem Gesang natürliche Sprechmelodie freier werden ließ, machte er zugleich auch die musikalische Melodie selbständig: sie führt das Orchester. Dieses erhält erst dadurch, daß es nicht nur harmonischer Hintergrund ist, sondern alle Kräfte der Musik, Harmonik, Rhythmik und Melodik, in sich faßt, die Fähigkeit, mit all der inneren Gewalt, die der Musik eigen ist, ohne den Umweg durchs Bewußtsein unmittelbar ins Gefühl zu wirken: wir schlürfen ihre Klänge, während unser Auge über den Rand des Bechers hin dem Spender des Trankes ins Antlitz blickt. Man sieht, welche Thorheit es war, wenn Anhänger der „absoluten“ Musik Wagner vorwarfen, er habe die Musik zu einer Magd der Poesie erniedrigt; er hat ihr eine Selbständigkeit verschafft, deren sie sich in keiner Arienoper und in keinem Liebe vor ihm erfreuen durfte.

All Das wird Einem erst durch Wolf recht klar. Wohl mit in Folge des knappen Rahmens, in dem sich die Motive der Klavierbegleitung sogleich ausleben können, während Wagner selbst seine Themen vielfach nur wie erinnerungshaft, mit flüchtigen Ausblicken auf fern vergangene oder kommende Szenen, auftauchen läßt und die große künstlerische Ordnung und Komposition meistens durch Färbung und Tempo allein bestimmt, nicht durch die „Durchführung“. In Wolfs Liedern ist der Klavierpart ein in sich abgerundetes Musikstück; die motivische Arbeit, wie eine Melodie sich vorbereitet, wird, wächst, sich ins Außerste steigert und zurücksinkt: Das läßt sich übersehen. Eine Begleitung wie die zu „Komm, o Tod“ ist schon an sich ein lückenloses Kunstwerk; sie sieht einem Adagio Bachs zum Verwechseln ähnlich. Im Klavierpart ist eben bei Wolf die Seele der Dichtung schon enthalten; die Singstimme giebt nur das bewußte Wort.

Auch dieses, das Wort, ist gegen Wagner noch freier geworden. Wagners meisterhafte Deklamation eignete sich nur für den hohen Stil: die Dialoge in den Meisterfingern wirken vielfach schwerfällig. Wie leicht aber hüpfen ein Augenblickswort bei Wolf dahin! Er hat das Natürliche, den Gesprächston, wieder lebendig gemacht und fordert oft, ähnlich wie Mozart, eine fast undeutlich sächsische Zunge. Musik und Sprache sind im selben Maße der Modulation fähig geworden. Seine Deklamation verrät das tiefste Wissen um den Geist der

Sprache, ihrer Klänge und Rhythmen, ihrer Biegungen und ihrer Härten, ihrer ganzen wunderbaren seelischen Belebtheit. Das ist unseren Sängern meistens fatal, denn sie haben wohl singen, aber nicht sprechen gelernt; ein aufmerksames Naturstudium, also ein tägliches Beobachten, wie sich die menschliche Stimme eigentlich beim Sprechen benimmt, und eine ernste Beschäftigung mit Poesien Goethes, Platens und der modernen Dichter, Dehmels namentlich, wäre ihnen sehr anzurathen. Es giebt viele Eigenheiten in Wolfs Sprechmelodie, die nur deshalb sonderbar erscheinen, weil man auf den Tonfall der leidenschaftlich erregten Sprache nicht zu achten pflegt; sie sind so selbstverständlich wie die Luftperspektive und die violetten Schatten in der Malerei, die auch keine Erfindungen, sondern nur Entdeckungen bedeuten. Neu ist Wolfs musikalische Deklamation freilich trotzdem. Das verdankt er, neben seinem Genie, dem glücklichen Umstande, daß er schon in seinen Lehrjahren das beste technische Werkzeug dafür wohlgeschliffen und handlich vorfand: die moderne Chromatik.

Die Chromatik war im „Tristan“ zum zweiten Male zur Welt gekommen. Der Fortschritt gegen die Diatonik ist gerade für den gesanglichen Ausdruck ungeheuer. Daß die Oktave jetzt, statt der früheren sieben, zwölf Töne hat, die in jedem Augenblick verfügbar sind, ist das Wenigste. Aber jeder einzelne Ton erhält ja seine Farbe und psychologische Wirkung erst durch seine Stellung innerhalb des Akkords. Es giebt keine absoluten Töne. Ein c als Grundton hat eine andere Valeur, als wenn es Terz zu a oder zu as ist oder als Sekunde, Quart, Quinte, Sexte, Septime fungirt oder als Vorhalt für h, b oder des gelten soll. Das muß durchfühbar gemacht werden. In Wolfs Lied: „Dereinst, dereinst, Gedanke mein“ liegen die Silben „Gedanke mein“ auf den Noten as — b — a. Der Schritt von as nach b ist nur der einer großen Sekunde; dadurch aber, daß das b den Uebergang nach dem Sextakkord auf as einleitet, bekommt dieser Sekundenschritt den Charakter einer kleinen Terz. Der Sänger muß es wissen und vorausfühlen und das b um eine Schwebung höher nehmen: dann steigert sich die Ausdrucksfähigkeit dieses Wortes gegen das gesprochene in fast räthselhafter Weise. Solches Empfinden der Eigenart jedes Gesangstones in der jeweiligen Harmonie setzt natürlich eine gründliche Vertrautheit mit der Komposition voraus; und insofern gelten die Gesänge Wolfs mit Recht für schwer. Nimmt man die Singstimme allein, so klingt sie oft viel einfacher und leichter als im Zusammenhang mit der Begleitung. Sänger, die nicht sehr musikalisch sind und sich nicht selbst begleiten können, mögen deshalb ernstlich davor gewarnt sein, sich ein Lied ohne die zugehörigen Harmonien einzulernen; sie werden dann nie dahinter kommen, was sie eigentlich zu singen haben. Lieber ganz die Finger davonlassen.

Weil Wolf so für jede Silbe den adäquaten Sington fand, weil er überhaupt in aller von Empfindungen beschwingten Sprache Musik vernahm — Gesang ist ja nur gesteigerte Sprache —, war er im Stande, den Dichtern und ihrem Werken schlicht zu gehorchen. Er war nie der Versuchung ausgesetzt, seinem musikalischen Können die Zügel schießen zu lassen und so dem Text zu schaden. Ja, es scheint, daß sein ganzes Können sich überhaupt nur im Wann eines poetischen Kunstwerkes einstellte. Seine Erfindung reagirt so fein, daß sie, je schwerer und „unkomponirbarer“ der Text ist, um so größere Energie entwickelt, während

sie an Stellen, wo die Worte matt sind, selbst alltäglich wird (ohne darum an Adel einzubüßen); solche Stellen sind das Schlusswort von Eichendorffs Heimweg: „Grüß' Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ und von Mörike's „Anabe und Immelein“: „Nichts Lieblicher's auf Erden, als wenn man herzt und küßt.“

Nie hat ein Musiker sich so mit seinen Dichtern verstanden. Leicht hatte er es ja insofern, als er keine zeitgenössischen Schöpfungen zu vertonen unternahm; ich möchte das Gesetz aufstellen, daß zwei gleichalterige Künstler, wenigstens, wenn sie starke Individualitäten sind, einander nicht decken können, wohingegen sie sehr wohl in einem älteren Künstler aufgehen mögen, der das Allgemeingefühl bereits in seine persönlichen Gleise gelenkt hat. So ist es undenkbar, daß ein Zeitgenosse des dreißigjährigen Goethe dessen „Ganymed“ kongenial vertont hätte; dieses brünstige Aufgehen in der Natur konnte damals günstigsten Falles verstanden und nacherlebt werden. Das aber genügte nicht. Selbst einem Beethoven wäre es noch nicht gelungen; und als ein Menschenalter nach der Entfaltung des Gedichtes der jugendliche Schubert die Komposition unternahm, kam zwar ein reizendes Musikstück zum Vorschein, das aber doch nicht mehr ist als ein musikalisches „Divertissement“. Erst Wolfs Komposition hat in den alten Mythos die Seele des modernen Goethe-Menschen gelegt; es ist etwas in dieser Musik, als ob alle Konturen des Leibes zerflößen: so löst im Emporschweben durch die Wolken die irdische Schwere sich auf und steigt, nur wie ein ätherischer Sonnendampf noch sichtbar, aufwärts an die Brust des allliebenden Vaters.

In jeder Beziehung ist es Wolf von Nutzen gewesen, daß er ein Später war. Er umfaßt und krönt alles Vorhergegangene. Denn es wäre unsinnig, behaupten zu wollen, daß er allein „die“ Form für das moderne Gesangstück gefunden habe. Es giebt dafür so viele Formen, wie es Formen lyrischen Dichtens giebt; und keine von den Formen, die frühere Zeiten ausgebildet haben, vom strophischen Lied bis zur rhapsodischen Phantasie, keine hat Wolf verachtet. Instinktiv erfährt er die innere Struktur eines Gedichtes: und damit die ihm angemessene musikalische Form. Sein Stilbewußtsein ist unfehlbar, seine Vielseitigkeit in formaler Hinsicht ebenbürtig der psychologischen Durchdringung des Inhaltes. Balladen, strophische und durchkomponirte Lieder, Lieder, in denen (wie oft bei Schumann) der mittlere Vers trioartig sein eigenes Thema hat, während Anfang und Ende übereinstimmen; Lieder, in denen mehrere solche Trios eine Art Rondo schaffen; Choräle, Couplets, dramatisch ausgeführte Szenen; weitgriffige Rhapsodien: nie ist, auch in seinen frühesten Schöpfungen, eine Unsicherheit zu bemerken. Die einzige Entwicklung, die sich beobachten läßt, ist die zu immer knapperer und klarer Form, ähnlich wie bei Schubert. Wie Schubert, von der dramatischen Arie ausgehend und sie mehr und mehr zusammenfaltend, schließlich zu einer volksliebhaften Einfachheit kam, so ist auch Wolfs anfangs, in seinen Mörikegedichten, verhältnißmäßig am Breitesten und Freisten; bei den Spaniern zwingt ihn das raffige Temperament zu größerer Prägnanz und Volksthumlichkeit, bis er endlich im Italienischen Liederbuch seine eigenste Liebsform fast in jeder Nummer ausprägt.

Denn um ein Moment hat Wolf das lyrische Lied bereichert. Es ist nur eine Nuance, aber von allertiefster Bedeutung: die Nuance des Werbens. Wenn ein Gedicht beginnt: „Fället wieder Busch und Thal“, so ist es damit

im Grunde fertig; was noch folgt, ist nur ein Weiterschwimmen in einer Stimmung, deren voller Strom uns schon mit der ersten Zeile trägt. Meistlich setzen Schuberts Kompositionen stets mit der fertigen Melodie ein. Es giebt aber auch eine Lyrik, die innerlich dramatisch ist, Gedichte, die in der Mitte, ja, die erst in der letzten Zeile gipfeln. Sie erfordern eine andere Behandlung. Sie fangen unbestimmt an; die einleitenden Takte sind keine Vorbereitung, sondern eine ungewisse Frage; dann wächst die Unsicherheit, der Affekt belet sich, ringt sich mit gesteigertem Pathos zu immer größerer Leidenschaft empor und erst am Ende fließt das Gefühl rein und klar, um dann in einem kurzen Nachspiel, wie das Nachbild der untergehenden Sonne, wieder abzuliegen. Wolf hatte für diese Art künstlerischen Arbeitens ein Vorbild in Goewes „König Eugen“, wo ja auch die „neue Weise“ allmählich in unseren Sinnen entsteht. Das aber war schließlich doch nur ein geistreicher Scherz; Wolf gräbt tiefer. Er ist etwas Dramatisches in seiner Lyrik. Eins der schönsten Beispiele solcher Stimmungsentwicklung ist schon Wörtes „In der Frühe“. „Kein Schlaf noch läßt das Auge mir“; eine schwere Melodie lastet wie Alldruck. Das Fenster hellt sich schon, macht aber die Kammer nur noch enger und trostloser und Nachtgespenster brüten in dem halbawachen, verführten Sinn. Da auf einmal: was ist? In zwei Takten wandelt sich die Melodie (sie wird keine andere, nur eine höchst wunderbare Modulation hat sie unmerklich verändert); und nun erkennt das Ohr in den nachtschweren Tönen den Gesang der Morgenglocken; sie klingen und klingen, es wird Licht, — und so verklingen sie endlich in den hellen, seligen Tag hinein. Ein Wunder ist geschehen.

Man sieht auch in Wolfs versonnensten Kompositionen: es ist zuletzt die Form, die seine Stärke ausmacht. Dem modernen Geist, der neuen Geheimnissen des Lebens, neuen Offenbarungen und Religionen auf der Fahrt ist und das Ungewisse und Vielbeutige liebt, ist er so wenig verwandt wie der modernen Experimentalmusik; er ist gründlich unmodern, wie jeder große Künstler. Dennoch soll nicht unterschätzt werden, was er uns auch inhaltlich an Neuem besichert hat. Namentlich hat er in der katholischen Mystik Spaniens ein Gefühlsgebiet erschlossen, das uns bisher nur aus der bildenden Kunst dieses Landes halbwegs bekannt war; und wie seine Psychologie, so ist auch seine Naturempfindung doch schließlich nur bei einem Menschen unserer Tage möglich. Dann seine Verdienste um die deutsche Poesie! Wie viel Halbvergeßenes hat er wieder jugendlich gemacht, wie zahlreich sind die Gesänge, so werthvoll sie als Gedichte waren, deren Wurzeln doch erst seine Musik so tief geführt hat, bis sie Grundwasser trafen. Vor Allem hat er aber die Einheit künstlerischen und seelischen Empfindens wieder einmal bewiesen und alles Menschliche in zeitlose Gegenwartigkeit gerückt. Er gehört zu den Künstlern, die einen Schlupfunkt haben und deren Werke für immer als Maßstäbe gelten, da ihnen nichts Problematisches anklebt. Er ist der Mozart des deutschen Liedes geworden.

Steglich.

Gustav Schäpl.



Theologische Malerei.

Die Stoffe der nüchternen Alltäglichkeit, der sozialen Umgebung, der gewohnten Natur haben Künstlern und Volk nie völlig genügt. Lauter noch als anderswo äußert sich auf dem malerischen Gebiet der echt menschliche „metaphysische Trieb“, nämlich als Neigung zum Unerhörten, Geheimnisvollen, Paradoxen in Vorwurf und Behandlung. Wir wissen, daß sich das Gefinde vom Lande bei Bauernstücken weniger unterhält als bei räthselhaften, pathetischen Nitterschauspielen. Etwas von dieser halben Absurdität steckt auch im naturwissenschaftlich ernüchterten Kulturmenschen; sonst ist er eben ein Stockphilister, mag er auch zehn Doktorhüte aufhaben.

Der metaphysische Trieb erklärt in der Hauptsache die befruchtende Kraft des nationalen Mythos und der religiösen Ueberlieferung für die Malerei. Volks Sage und biblische Geschichte liefern, eben so wie dem alten Griechen, auch dem Italiener und Germanen eine Fülle schon deshalb unfehlbar packender Stoffe, weil sie die menschlichen Tugenden, Leidenschaften, Triumphe, Leiden in übermenschlicher Mächtigkeit und weltbewegender Tragweite zeigen. Dazu kommt noch, daß die zum Verständniß des Bildinhaltes nöthigen Assoziationreihen sich im Beschauer ohne Weiteres von selbst einstellen. Und die Fähigkeit, viele Assoziationen zu schaffen, wirkt in einem Kunstwerk stets als ein den Genuß fördernder Umstand.*)

Die entwickelungsgeschichtliche Thatsache, daß gerade das christliche Evangelium der Malerei Anregungen von unübertroffener Vielseitigkeit und Nachhaltigkeit gab, ist von den Kunsthistorikern seit dem alten Vasari so oft und trefflich gewürdigt worden, daß ein neuer Beweis nicht mehr nöthig ist. Wenig bemerkt aber wurde bisher ein tieferer Prozeß: wie neben dem anschaulichen Inhalt des Testaments auch die christlich-theologische Spekulation als solche befruchtend auf die Malkunst gewirkt hat und zum Theil noch heute wirkt. Die religiöse Metaphysik hat aber zweifellos seit dem Ausgang des Mittelalters bis ins siebenzehnte Jahrhundert die malerischen Aufgaben umgeschaffen oder mindestens vertieft. Sofort sei hier gesagt, daß die Maler jener Zeit nur zum kleineren Theil die theologischen Probleme wirklich schulmäßig kannten, wenn sich auch gerade solche Probleme im Trecento und Quattrocento einer Popularität erfreuten, von der wir in unserer religiös lauen Zeit uns schwer einen Begriff machen können. Die Maler der Periode, an die ich denke, strebten, bewußt oder unbewußt, danach, gewisse spekulative Lehren über religiöse Personen und Begebenheiten durch anschauliche Mittel zum Ausdruck zu bringen. Das gelang ihnen am Wenigsten mit der Dreieinigkeit, am Meisten mit der Mutter Gottes.

*) Die rein praktische Erwägung, daß der allgemeine Helben- und Heiligenkult dem Künstler ein gewisses Maß von Malaufträgen und einen befriedigenden Absatz sicher, darf nicht vergessen werden; in ihr aber den Schlüssel zur genetischen Erklärung suchen, hieße, die ganze Hälfte einer Wechselwirkung unterdrücken. Wenn die technisch nicht unbegabten Juden der salomonischen Zeit es zu keiner namhaften Kunst brachten, so trug daran das Verbot, Gott bildnerisch darzustellen und ihm gemauerte Kultstätten zu bauen, wohl die Hauptschuld.

Der Kern der Dreieinigkeitlehre, daß ein Gott sei, aber in drei Personen wirke, ist ein Mysterium, dem auch der genialste Maler durch anschauliche Mittel nicht beikommen konnte. Das bloße Neben- und Uebereinanderstellen von Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiligem Geist, selbst mit Dirers Trinität, ist eigentlich dogmenwidrig, weil gerade die Einheit der drei Personen damit verleugnet erscheint. Die Vereinigung dreier Figuren nach Art der Trinitari (womit sich noch ein Fra Bartolomeo abmühte) ist unmalerisch und läuft der Lehre zuwider, daß jede einzelne göttliche Person die ganze Gottheit bedeutet. *) Gerade darin spricht sich das Ueberfinnliche der Trinität aus, daß sie durch Symbol oder Allegorie, überhaupt durch Hilfsmittel der Anschauung niemals begreiflich werden kann. Auch die bildliche Vereinigung zweier göttlichen Personen konnte den Malern nie gelingen; es sei denn, daß man den Heiligenschein über Christi Haupt als Ausdruck der Immanenz des Heiligen Geistes im Gott-Sohn deutet. Ein Bildniß, das Gott-Vater und Gott-Sohn zugleich darstellt, ist unmöglich, weil auch die kühnste Symbolik nicht den Gedanken $1 = 2$ oder $2 = 1$ sinnlich zum Ausdruck zu bringen vermag.

Die Fähigkeit der großen Maler, Spekulative zu veranschaulichen, beginnt bei der Aufgabe, eine einzelne göttliche Person darzustellen.

Gott-Vater ist, im Vergleich zu Gott-Sohn, auffallend selten gemalt worden. Die ewige Unveränderlichkeit Gott-Vaters, dessen Sein und Thun keine Annäherung an menschliches Wesen verträgt, ist ein Vorwurf, an den sich die Kraft auch des begabtesten Künstlers nur zögernd wagt. In Wolken gehüllt, in verschwommenen Konturen angedeutet, thront Gott-Vater inmitten des Engelschor als mächtiger, weiser, zugleich väterlicher Greis. Neben dieser Darstellungsweise hat die Malerei keine weiteren Varianten zu liefern vermocht. Nur ein Einziger vermochte in seinem Gott-Vater auch die Urgewalt des Schöpfers zum Ausdruck zu bringen: Michelangelo in seinen sizilianischen Fresken.

Unvergleichlich dankbarer gestaltete sich die Aufgabe, Gott-Sohn zu malen. Die spekulative Idee, die hierbei anschaulich werden sollte, war die des Mensch gewordenen Gottes als Erlöser. Instinktiv oder bemußt haben alle Christenmaler, von den altchristlichen Stämpnern bis zu Uebe und Max, ihre Aufgabe in diesem Sinn aufgefaßt; doch beschränkte sich, je nach der Eigenart und den Können des Künstlers, die Darstellung mehr auf das rein menschliche Element oder enthielt mehr Hindeutungen auf die göttliche Wesenheit. Daß damit eine wirklich neuartige Vertiefung malerischen Stoffes gegeben war, zeigt ein Vergleich mit der Antike. Dem griechischen Bildhauer schwebte als höchste Aufgabe

*) Wer erinnert sich nicht des köstlichen Scherzgebichtes von Karl Stieler (Drei Buschen), wo ein Landgeistlicher in seinem Eifer, den Bauern die Dreieinigkeit durch einen anschaulichen Vergleich verständlich zu machen, das Bild einer Mistgabel mit ihren drei Zinken wählt? Ein Pedant müßte gegen dieses Bild einwenden, daß die drei Zinken Theile der einen Gabel seien, während die drei göttlichen Personen nicht Theile eines Ganzen bedeuten, sondern jede für sich das volle höchste Wesen erfüllt. Der selbe Einwand ist auch der bekannten spätmittelalterlichen Darstellung der Dreieinigkeit als eines dreieckigen Nimbus mit den Buchstaben P. F. S. (pater, filius, spiritus) entgegenzuhalten.

vor, den Menschen in reichster Vollendung seiner natürlichen Formen darzustellen; die ideale Menschengestalt aber schrieb der Volksglaube den Göttern zu. Dazu traten dann in der Reifezeit die feineren Hinweisungen auf den Charakter der zu bildenden Gottheit, die aphroditische Leppigkeitlinie, die herakleische Muskulatur, die einseitige Formenweichheit der Zeus dienenden Knaben u. s. w. Ob irgend einem der begnadetsten Meister eine psychologisch problematische Weiterführung solcher Ansätze*) aufblühte, ist zweifelhaft; jedenfalls stand dem Griechen im Vordergrund der durch das Künstlerauge verklärte physische Mensch, der sehr wohl als Repräsentant der allzumenschlichen Götterwelt (die lachte und weinte, log und Ehebruch trieb) gelten durfte.

Keinen mächtigeren Gegensatz konnte man hierzu ersinnen als den tiefen, erschütternden Ernst des Lebens und Leidens Christi mit seiner vorwaltend psychischen Bedeutung. Auch der Leib Christi mußte im Kunstwert übermenschlich „schön“ sein; doch diese Schönheit lag nicht in den für Genußleben und Krieg ebenmäßig geformten Linien, sondern verborgen in der anschaulichen Hindeutung, daß der Leib der Ausdruck der Seele des als Mensch wirkenden und leidenden Gottsohnes sei. Christus durfte aber im Sinn der spekulativ-theologischen Forderung nicht etwa als ein Mittelglied oder Durchschnitt zwischen Gott und Mensch aufgefaßt werden. Ein Mensch, der Gott ist: diese unanschauliche Paradoxie war zu malen. Der nie abgestumpfte innere Reiz für die Christus-Maler lag eben in der unmöglich ganz, aber doch in Annäherungen lösbarer Aufgabe, dieses rein Gedankliche sichtbar zu machen.

Die auf die göttliche Wesenheit Christi hindeutenden Merkmale waren bei jedem Maler der Uebergangszeit andere. Mit groben Außerlichkeiten war es dabei nicht gethan, nicht mit überragender Leibesgröße, Hoheit und Milde im Blick, starker Dämpfung der Leidensäußerungen (ein Christus, der sich im Schmerz wälzt, wäre eben nur Mensch), erhabener Ruhe bei der Auferstehung und Himmelfahrt (ohne das Frohlocken des Triumphators). Dazu kamen noch — als Zeichen höherer Stufe — die Magerkeit der Figur, ungeschnittene Haare und Bart, schmucklose Gewandung (Alles Ausdruck der Geringschätzung irdischer Bedürfnisse), endlich das Fehlen von Flügeln (die nur Mittelwesen, Engeln und Teufeln, zukommen). War Christus bekleidet dargestellt, so erschien absichtlich jede nationale Eigenthümlichkeit unterdrückt, während in der selben Zeit Mars in holländischer Rüstung, Vukregia als Venezianerin, Rabbiner als Türken gemalt wurden. Der nackte Christusleib aber sollte bei den reifsten Künstlern das äußere Sinnbild des Seelenschmerzes oder der Erlöserwonnen sein. Auch beim Christusbild (wie bei antiken Götterbildern) lenkt die Nacktheit von dem zufällig Irdischen ab und deutet auf göttliche Wesenheit hin.***) Während aber der minder begabte Maler mit all diesen bezeichnenden Mitteln nicht weit über die Darstellung eines zu Tode gehezten jüdischen Sektirers hinauskam, erhob sich das Können der genialen Meister zu einer Geistigkeit im Ausdruck, die alle grobsinnliche Behand-

*) Nach der sinnlichen Seite wäre vielleicht in der Hermaphroditen-Statue ein derartiges Problem zu suchen.

**) Wird doch auch auf Lizians bekanntem Bilde die nackte Gestalt als die himmlische, die bekleidete als die irdische Liebe gedeutet.

lung der Fleischlosigkeit und Wunden verschmähete und zu den höchsten Feinheiten malerischer Charakteristik griff. Bei den ergreifendsten Vorgängen in Christi Leben, der Kreuzigung, Verkörperung und Himmelfahrt, bot zugleich die Paradoxie des Stoffes die größten malerischen Schwierigkeiten. Die körperlichen Leiden der Kreuzigung betonen das Menschliche übermächtig, so daß die Darstellung des Psychisch-Göttlichen die künstlerische Vollkraft eines Fra Angelico oder Rembrandt fordert. Daß bei der Verkörperung das Aufgehen des Leiblichen im Göttlichen über die Möglichkeit zulänglicher malerischer Darstellung hinausreicht, fühlen wir selbst vor Raffaels Transfiguration.

So blieb denn bis zum fünfzehnten Jahrhundert der predigende, leidende, triumphirende Christus neben der Madonna der vornehmste Stoff der europäischen Malerei; und er wurde erst aus dieser Rolle gedrängt, als die Renaissance mit ihrem ungeheuren Schatz an neuen Motiven und Interessen hereinbrach.

Nur selten wurde dagegen die dritte göttliche Person, der Heilige Geist, Gegenstand künstlerischer Stoffwahl. Hindernde Umstände waren wohl die höchst abstrakte Natur und dogmatische Unbestimmtheit der Gestalt und das überlieferte Tauben- und Flammensymbol; weder das Thier noch das Feuer erlaubte bedeutsame Variationen.

Was aber die Kunst vermag, wenn ihr ein ausdrucksfähiges, anschauliches Substrat zu Hilfe kommt: Das zeigte sich in der Uebergangsepöche am Madonnenbild. Die unererschöpfliche Anziehungskraft dieses Stoffes hängt mit der theologischen Voraussetzung der Aufgabe des Marien-Malers zusammen. Ein Weib, das geboren hat, trotzdem aber Jungfrau ist: diese *contradictio in adiecto* ist in Madonnenbild zu malen. Und die unbefleckte Gebärerin soll Gottesgebärerin sein. Dazu kommt, daß Maria Gelegenheit zur Darstellung der reinsten Frauenschönheit giebt, wenigstens in Antlitz, Hals und Händen, aber auch im bekleideten Leib.*) Die spekulative Paradoxie Jungfrau-Mutter wirkte nicht nur auf die Auffassung, sondern auch auf die Darstellung des Uebergangsmalers. Je nach Vermögen und Persönlichkeit des Künstlers tritt in der Madonna entweder das Jungfräuliche oder das Mütterliche stärker hervor; bei Wenigen sind beide Elemente ausgeglichen. Die Italiener von Botticellis Manier (so ist auch Einzelne sonst bewundernswerth sein mögen) haben eigentlich noch keine Madonnen gemalt, sondern unreife Mädchen, die Kinder im Arm tragen, — vermuthlich fremde Kinder. Künstler in der Art des Del Sarto dagegen sahen Maria frischweg als junge Mutter auf (Madonna del Sacco), wobei die Immaculata zu kurz kam. Vollendete Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze ist Raffael in seiner Granduca (nicht aber in der Seggiola) gelungen.

Die Anschauung-Paradoxa des Gott-Menschen und der Jungfrau-Mutter

*) Warum die Jungfrau Maria niemals nackt gemalt worden ist? Ich glaube: weil Maria zwar heilig, aber nicht göttlich ist, ferner, weil jede Beziehung auf Sinnlichkeit vermieden, dafür die Mutter mit ihrem Pflichtenkreis betont werden muß. Auch genügt zum Ausdrücken der Gefühle und Gedanken Marias das Gesicht. Von leiblichen Verwundungen berichtet das Evangelium nichts und selbst das vom Schwerte durchbohrte Herz wird in Deutschland und Oesterreich unbefangen auf das Kleid gemalt.

hatte die katholische Theologie der Kunst als Fermente geliefert. Und die protestantische Theologie? Es ist kein Zufall, daß die holländische Genremalerei gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts auffallend nüchtern wird und daß auch die mittel- und süddeutschen Maler immer tiefer ins Handwerkmäßige gerathen; der Protestantismus hatte eben keine neuen spekulativen Züge in die Mal-Probleme gebracht und der Katholizismus war in seinen Grundauffassungen abgeschlossen. Ohne Zweifel ist heutzutage die religiöse Dogmatik, eben so wie der nationale Mythos, als kunstförderndes Element noch tiefer in den Hintergrund getreten. Sollen wir klagen? Ob das soziale Problem, das jetzt alle Geister erfüllt, eine gleich anreizende Macht besitzt: die Frage ist noch keineswegs entschieden. Die Antwort können erst die Künstler der Zukunft geben.

Wien.

Professor Dr. Josef Klemens Kreibitz.



Der letzte Hauschlüssel.

Herrschaft, wen laden wir jetzt noch ein?“
 Wie er da stand, unser Anriß und allgemeiner Liebling, auf seinen Spinnebeinchen mit dem kurzen, verwachsenen Oberkörper drauf und dem langmähnigen Denkerhaupt, das jetzt die rothe „Mulus“-Mütze bedeckte! Auf Sekunda, als er mal im Livius „o rex!“ mit „o König!“ übersehte, hatte ihn der Oberlehrer angehalten und gefragt: „Wenn Sie hier in der Zwischenpause reden, sagen Sie da auch: „O Jungens?““

„Nein.“

„Nun, wie sagen Sie denn?“

„Herrschaft!“

Seitdem hieß er der Herrschaftliche.

„Wir wollen den alten Kybas einladen“, schlug Einer von uns vor.

„Warum den Kybas? .. Der giebt ja gar nicht Stunden in Prima?“

„Aber er begiebt sich jedesmal die Nase. Dann singt er das Lied von den beiden Hasen und fängt schrecklich zu weinen an. Und Das ist zum Ärgeln.“

„Ach, Der kommt ja doch nicht!“

„Wieso?“

„Kriegt keinen Hauschlüssel. Die Alte läßt ihn nicht weg.“

„Laden wir die Alte auch ein“, rief der Herrschaftliche und hatte sofort die Lacher auf seiner Seite. Die Frau Professor, mit ihrem strengen, vergrämten Gesicht auf dem Abiturientenkommers, wie sie „Flos floribus!“ schrieb und „Sauf!“ Das schlug durch.

„Der Hüon soll sie anreden“, riefen wir; „da wird sie lirr.“

Der blonde Hüon war ein sechs Fuß langer, bildhübscher, etwas verschämter Bursch von siebenzehn Jahren. Aber wenn es drauf ankam, stand er seinen Mann.

„Gut, wird gemacht“, sprach er; und wir zogen los.

Kybas — Das war natürlich nur ein „Biername“ — bewohnte ein heruntergekommenes, altfränkisches Patrizierhaus mit hohem Portal und schweren

eisernen Stachelketten an jeder Seite zwischen Pflaster und Mauer. Ueber diese Ketten pflegte der Brave in früheren Jahren immer in den Kinnstein zu straucheln, wenn er voll nach Hause kam und, erblich belastet mit der Rahmde, daß an Treppen feste Geländer sein müßten, sich auf diese schwankenden Apparate stützen wollte. Die arme Frau Professor hatte dann, abgesehen von der Fleckenreinigung, meist auch noch ein paar Böcher im Ueberzieher zu flicken gehabt. So war sie denn allmählich durch diese immer wiederkehrenden Unfälle in die Position einer Kanthippe hineingeschreckt worden, mochte von solchen Dingen wie „Hors-kneipe“ und „Abiturientenkommers“ am Liebsten gar nichts mehr hören und hielt den massiven, im Städtchen wohlbekanntesten Hausschlüssel in festem Gewahrsam. Etwas erstaunt, mit sauer süßen Mienen, empfing sie heute oben auf der geräumigen Vortreppe unsere Abordnung.

„Gnädige Frau“, begann Hüon, der Galgenstrick, „wir würden so gern heute auch unseren Lieblingslehrer noch einmal vor dem Abschied unter uns sehen. Wir wissen freilich: der Herr Professor fühlt sich viel wohler und glücklicher zu Hause . . . Und wir können ihm Das auch nicht verdenken.“ Er schob einen treuherzigen Blick auf die Matrone, die durch einen seltsamen Zufall zu erröthen begann. Hüon merkte, er habe gewonnen Spiel, und setzte Alles an Alles.

„Wie wäre es, gnädige Frau, wenn auch Sie heute an unserer kleinen Feier theilnehmen wollten? Sie sollen den Ehrenplatz haben und für beste Verpflegung wird gesorgt.“

Die Aermste wußte nicht, was sagen. Halb witterte sie Unheil, halb war sie von den biedereren blauen Augen gerührt. Der Knirps stieß mir den Ellbogen in die Seite; da öffnete sich die Thür und Rybas, den Schlafrock mit der Linken über einem kaum ganz einwandfreien Unterkostüm zuhaltend, in der Rechten eine lange Pfeife schwingend, trat aus seinem vollaagequalmten Studierzimmer, wie ein Indianerhäuptling aus dem Wigwam. „Ja, was isch denn Los?“ fragte er in seinem breitesten Schwäbisch; „was wolle denn Die da?“

„Ach“, sagte die Gattin ärgerlich und doch lachend, „sie kommen uns zum Kommers einladen. Das heißt . . .“

„Uns?“

Rybas blickte über die Brillengläser hinweg von Einem zum Andern, dann auf seine Gestrenge.

„Hast denn Lußt, Emmale?“

Aber auch Emma fühlte sich nicht mehr behaglich; sie wollte die Szene beenden. „Den jungen Herren ist es ja nur um Dich . . .“

Einige von uns protestirten, Hüon aber fiel schlagfertig ein: „Also der Herr Professor kommt? . . . Abgemacht?“

„Ja, wenn Du meinst?“

„Also auf heute Abend dann!“ riefen wir. „Sie wissen schon, Herr Professor: in der Bürgerhalle, um Acht mit Akademischem. Wir rechnen sehr auf Sie. Tausend Dank, gnädige Frau! Aber Sie hätten unsere Einladung mißig annehmen sollen. Ein paar Gutsbesitzerdamen kommen auch.“

„Das glaub' ich nicht“, hörten wir noch, polterten aber schon die Treppe hinunter, schlugen einander auf der Straße auf die Schultern und waren einig: „Das wird heute fein!“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die Stadt: „Der Kybas kommt auf den Kommerz!“ „Er muß 'ne Red' halten!“ hieß es dann sofort. „Er muß die Hasen singen!“ Alles freute sich, in jenem grausamen Frohlocken der Jugend, alte Herren mal gründlich in die Tinte zu bringen. Der Nachmittag verging wie gewöhnlich an den Examenstagen. Die von der nahen Hochschule herübergekommenen Studenten saßen gleich vom Frähschoppen durch, schoben Regel oder legten sich im Garten der Bürgerhalle ein Bißchen ins Gras, bis der Abend kam und die Hauptsache losgehen konnte.

Damals gab es noch nicht an jeder dritten Ecke einen „Pilsener Urquell“ oder ein „Pshorr“; das Abiturientenexamen war ein Ereigniß. Wie ein altes Chargenpferd, wenn es die Trompete hört, spitzte Alles, was jemals studirt hatte, die Ohren bei dem bloßen Namen „Kommerz“. Der Fortmeister kam regelmäßig in seiner grünen Uniform mit goldenen Fangschnüren; was Farben getragen hatte, brachte sich im Ueberzieher oder in der Hintertasche des Rockes eine bunte Mütze mit, und waren die erst aufgesetzt, so gegen zehn Uhr, dann wurde es furchtbar gemüthlich. Dann bildete sich bald hier, bald dort „die scharfe Ecke“, Abenteuer, Schnurren, Mensurgeschichten wurden erzählt, der Unterprimaner sah zum ersten Mal die Gewaltigen dieser Erde in völliger Entspannung und traute seinen Ohren nicht, wenn er den fehlerfreien Direktor, der Lateinisch reden konnte wie Cicero selbst, beim Philisterhospiz plötzlich anstimmen hörte: „In des Waldibus tieffibus Grändibus“. Die Bierflüßle, in schwarzem Frack mit weißer Schärpe und leinenen Turnhosen in hohen Schmierstiefeln, walteten ihres Amtes. Sie allein durften sich nicht betrinken. „Bernium, ich bin aus Tantalus 'Geschlecht“, hatte Einer mal gesagt. Und Kybas kam. Jetzt schien die Sache in Richtigkeit.

Von vorn herein war die Stimmung famos. Graf Hederling sah da, dessen Junge heute „Examen geschmissen“ hatte und für den vor dreißig Jahren Kybas aus Tübingen als Hauslehrer verschrieben worden war, um dann in jarten Banden hängen zu bleiben. Heute fand er auch einen Landsmann vor, einen Feldmesser mit dem exotischen Beinamen „Kumfarira“. Den hatten die Buben mal belauscht, wie er vor einem Neubau, nach dem Dach hinaufstugend, immerzu fragte, ob keine Rinne 'ran käme („Kumm' la Ri 'ra'?“); und diese wohlklingende Wendung hatte so gefallen, daß Signor Messerfelbo auf sie getauft wurde. Die beiden Schwaben regten einander immer sehr lebhaft an; und der Philologe, das große Kind, wie er aus der langen Pfeife schmauchte, sich die bunte Mütze ins Genick schob und all seiner Schalkheit einmal so recht die Zügel schießen ließ, war ein Bild der Glückseligkeit. Ach, Niemand konnte ja ahnen, daß gerade über diesem Kommerz ein schwarzes Verhängniß waltete und mehr als Einen, schuldig oder unschuldig, in den Strudel hinabziehen sollte.

Es hieß einen Bruder Studio lange vor elf Uhr sich plötzlich erheben und nach Hause begehren. Die „Entreprise“ (zwei Oberprimaner) gekitteten den Würdigen in die Garderobe und versuchten dort, ihn mit einem Ueberzieher zu versehen. Seine Ausjagen waren dürftig; nur grau sollte der Ueberzieher sein. So ward ihm der erstbeste graue Ueberzieher vorgehalten, er schlüpfte, wenn auch mit einiger Mühe, hinein, saßte in die Seitentaschen und erklärte: Ja, Das sei der richtige; aber die Schlüssel? Die gehörten nicht ihm. Die

müßten von Jemandem vertauscht sein. Er könne keine falschen Schlüssel brauchen. Er wolle seine eigenen. Einer der beiden „Entrepreneurs“ — er wurde später Lieutenant — bewährte hier zum ersten Mal seine militärische Begabung für das Nothwendige. Mit schnellen Griffen fuhr er in die Taschen der nächsthängenden Ueberzieher, langte die Schlüssel hervor und breitete sie, immer mehr, immer mehr, mit verbindlichem Eifer vor dem Trunkenen aus, der, sich an der Tischkante haltend, verschwommenen Auges das zappelnde Gewimmel vor ihm durchmusterte. Er wählte zuletzt zwei Schlüssel aus, von denen ein dunkler Instinkt ihm zuraunte, daß sie mit den seinen entfernte Ähnlichkeit besäßen, und die übrigen, darunter auch ein schwerer, altfränkischer, wurden wieder in die Ueberzieher zurückgesteckt, — nur nicht gerade in die, aus denen sie genommen worden waren. Der Bruder Studio winkte seinen Dank majestätisch mit der Hand und nahm beinahe den Thürpfosten mit, während er dem fernen, jetzt so zweifelhaft gewordenen Lager zustrebte.

Inzwischen hatte der Kommerz seinen fröhlichen Fortgang genommen und Rybas, dem die eingefallenen Gelehrtenwangen bereits rosig glühten, seine Rede begonnen: „Kommilitonen! Sophokles sagt: Von Allem das Gewaltigste ist der Mensch. Und er hat Recht“. „Bravo!“ hieß es. Rybas blickte mit heruntergezogenen Mundwinkeln ein paar Sekunden träumerisch in die Höhe, als ob eine Vision über ihn käme, machte mit der Rechten, die er nach hinten unter seine Rockschöße geschoben hatte, vibrirende Bewegungen, schmazte einmal mit den Lippen und fuhr fort: „Gewaltig ist der Mensch, . . wenn er seine ersten Hosen trägt“ . . „Bravo!“ „Gewaltig, wenn er hinterm Zaun seine erste Cigarre raucht“ . . „Na, na? . . Bravo, bravo!“ „Gewaltig, wenn er sich zum ersten Mal rasiren läßt“ . . „Sehr wahr! Bravo!“ „Gewaltig, wenn er zum ersten Mal seiner Dulcinea nächtlings ein Ständchen bringt.“ „Bravissimo!“ „Gewaltig, wenn er heirathet“ . . Hier sahen sich Viele etwas überaus und mit spöttischem Zwinkern an, während der Redner seinen Trumpf ausspielte: „Am Gewaltigsten aber ist der Mensch, wenn er sein Abiturientenexamen gemacht hat“. Jetzt erhob sich ein unbefreiblicher Jubel. Das verstanden, Das fühlten alle Versammelten mit. Rybas kam nicht mehr dazu weiterzuprechen; vier „gewaltige“ Mauleisel hoben ihn hoch und trugen ihn in Triumph um die Kommerstafel herum, die Musik blies Lusch; und nun begann ein Zutrinken. Der Alte, nicht wenig stolz auf seinen Erfolg und mit einem durch schmerzlich lange Wochen geschärften Durst, that ehrlich Bescheid. Die Lage wurde kritisch. Wenn Das so weiterging: wie sollte er noch fingen? Schon hatte er sich anheischig gemacht, auf der Kommerstafel mit Runkarira den Bierwalzer zu tanzen. Mühsam wurde er zurückgehalten, die leitenden Männer tuschelten und winkten einander zu: es war die höchste Zeit! Einer der Präsidenten schrie: „Silentium fürs Philisterhospiz!“ Die Einleitungstrophe wurde gesungen und gleich hieß es: „Incipiat Rybas!“

Der sträubte sich wie eine Primadonna, die ihre Notizen vergessen hat. Er wußte: das Lied, das er nun preisgeben sollte, würde seinen ganzen Weltschmerz aufrühren. Aber „Die Hasen! Die Hasen!“ schrie man von allen Seiten. Die Korona sang einen Spottvers zur Aufmunterung, stampfte mit den Füßen, litt nicht, daß der Alte sich mit einem Halben loskaufte. Endlich, mit einem

traurigen Kopfnicken nach dem Präses hin, erklärte er sich bereit, die Schläger klatschten auf den Tisch, lautlose Stille trat ein und eine Stimme, in der unendliche Wehmuth bebte, begann:

„Zwischen Berg . . . und tie—iesem, tie—iesem Thal . . .“ Der Sänger hatte eine Innigkeit in die Worte gelegt, sich in das Thal förmlich hineingeknielt. Nun stockte er; seine Mundwinkel zuckten. Rund um ihn rothglänzende, lustige Gesichter; die trassen Füchse von Unterprima bissen in die Stuhllehnen, um nicht loszuplazen; auch viele der älteren hielten sich Taschentücher vor den Mund. Doch „Silentium!“ hieß es und „Pergas!“ Der Alte sang: „Sagen einscht . . . zwei Hasen . . .“ Jetzt kam die Hauptsache. Sein Gesicht nahm etwas Schmerzgewühltet an, er hob die Rechte höher und durch den Saal zitterten die Klage-laute: „Tragen ab . . . das gru—une, gru—ne Gras . . .“ Aber schon war es zu viel für ihn geworden. Die Voraussicht, daß im zweiten Vers ja doch „der Jäger, Jäger“ kommen würde, der die Hasen schöß, überwältigte sein weiches Herz. „Du—u—uh!“ hörte man ihn aufschluchzen, er bedeckte sein Gesicht, und während die ganze Kneiptafel in eine Lachsalbe, ein Gebrüll, ein Gewieher losbrach, taumelte er von seinem Sitz empor, wehrte mit der Hand, wie Aeneas einst vor Dido, als er Trojas Brand berichten sollte, und kein „Ad loca!“ kein Spottvers, keine drohende Bierstrafe vermochten den greisen Varden mehr zu halten.

Ein befreundeter Oberlehrer, der in der selben Straße wohnte, nahm sich seiner an, geleitete ihn nach Haus, führte ihn die Stufen mit den tückischen Seitentritten bis zum Portal empor. Sobald Kybas den schweren Drücker mit der Linken festgefaßt und wieder einen Halt im Leben hatte, verabschiedete sich der Jüngere und ging nun, sein eignes Heim aufzusuchen.

Jetzt begann ein mühsäliges Ringen. Die altherühmte alkoholische Uneinigkeit zwischen Schlüßel und Schlüßelloch schien heute etwas ganz besonders hinterlistiges angenommen zu haben. Kybas kämpfte lange Minuten wie ein Held; endlich verlor er die Geduld, zog das Pfeifenrohr als Hebel durch den Schlüßelring, legte sich mit voller Gliederkraft in das Drehwerk hinein, — und drehte glücklich den Bart vom Schlüßel herunter. Das war ganz unbegreiflich. Wo hatte er solche Stärke herbekommen? Bei diesem altherwürdigen, dicken Möbel aus Schmiedeeisen? Er besah das Rudiment und merkte zu spät: Das war ja gar nicht sein eigener gewesen! Erschreckt griff er in die Taschen seines Ueberziehers, ohne die Lösung des Räthfels finden zu können. Eine dunkle Ahnung überkam ihn, daß Dieses erst den Anfang fürchterlicher Verlegenheiten für ihn bedeute; da war auch der freundliche Kollege wieder zur Stelle und rief: „Ja, sagen Sie, Herr Professor, kommen auch Sie heute nicht in Ihr Haus?“

„Nein“.

„Ich hätte mir eben beinahe den Schlüßel abgedreht.“

„Und ich hab' es schon gethan.“

„Da muß sich irgend ein verflixter Schulfuchs einen dummen Spaß gemacht haben. Was nun?“

Kybas wälzte in Gedanken den Plan, an der Klingel zu ziehen. Aber wozu? Das Schlüßelloch war ja verstopft und von innen her unzugänglich! Und Emma? Wenn sie auf einer Feuerleiter aus dem Fenster stieg, um über ihn, den Missethäter, herzufallen?

„Kommen Sie, Herr Kollege!“ rief er mit schlotternden Knien.
 „Aber wohin?“

Da kam es wie Tropf, wie das „vogue la galère!“ des Verzweifelten über ihn. Mit heller Kehle stimmte er an: „Nach Hause gehn wir nicht!“ und zog den verbüßten Oberlehrer hinter sich drein.

Zur Bürgerhalle einschwenkend, merkten sie schon von Weitem, daß der Kommerz den Höhepunkt erreicht hatte. Wilde Trinksprüche aus der Zeit der alten Prussen, wie sie Herkus Monte im Kreise der Seinen, wie sie Konrad von Jungingen im Rittersaal der Marienburg mit litauischen und masurenischen Gästen gewechselt haben mochte, flogen hin und herüber: „Sassahu, sassahu, massarenide!“ „Rampabaus, rampabaus, massakernide!“ Zwei Bierleichen lagen bereits im Vorzimmer auf dem Sofa. Das Wiedererscheinen des Alten wurde mit unstilligem Jubel begrüßt. Leider war es nur allzu erfolgreich.

... In dieser Nacht gelangten sehr wenige Festgenossen in ihr häusliches Bett und manche Gattin, der am Abend vorher die feierlichsten Versicherungen von Zuverlässigkeit und Treue gegeben worden waren, hatte in bangen Angsten, in steigendem Zorn bis an den hellen Morgen zu wachen. Den Forstmeister sah man um sechs Uhr mit einem Gerichtsraath und einem Studio auf der Promenade Regal schießen, mit Kohlköpfen, die sie eben von den anrückenden Marktweibern erstanden hatten. Rybas aber hatte draußen vor dem Thor auf einer fremden, frisch gestrichenen Gartenbank ein Asyl gefunden und trat, mit fürchterlichem „Jammer“, um Sieben den schweren Gang nach Kanossa an.

Man kann sich Emma wohl vorstellen, als bei der Früh-Aufnahme des Inventars der leichtsinnige Gatte mit dem stillvollen Hauschlüssel fehlte, dafür die Hausthür sich als verbarikadirt und das Schlüsselloch als vernagelt erwies. Die Blicke, die Mienen, die Stachelreden der unteren Partei! Bis ein Schlosser herbeieilt war, der in mühevoller Arbeit erst mal das ganze Schloß abnehmen mußte! Ziehen wir lieber den Schleier über das Familiendrama, das nun folgte ...

Es hatte sich schon seit Jahren stets in der Form eines Monologes abgespielt; denn so viel hatte Rybas in den vorausgegangenen Kriegszeitern doch gelernt: daß es nichts gab, was er sagen konnte, ohne seine Stellung dadurch zu verschlechtern. So saß er da, demüthig und gebeugt, und hatte seine eigenen Gedanken über die Grausamkeit des Geschicks, das keinen lieberen Zeitvertrieb weiß, als harmlose Häslein, die sich im grünen Gras einmal göttlich thun wollten, zu vernichten... Ein schneller Tritt auf der Treppe, ein Klopfen. Herr Dr. Müller läßt fragen, ob Dies nicht der Schlüssel des Herrn Professors sei.

Natürlich ist ers. Es giebt nur einen solchen in ganz Finsterburg. Schnelldächtig streckt Rybas nach ihm die Hände, doch Emma fährt wie eine Furie dazwischen und trägt mit einem Blick voll Hohn und Verachtung den Schatz, den Fort männlicher Freiheit, in einen sicheren Versteck davon.

Der Alte sieht gebrochen hinterdrein. Dann hebt er einen Seufzer bei diesem ungewollten Abschied für immer und murmelt still vor sich hin: „Den ham' mer g'sähe!“ ... Nie wieder bekam er ihn.



Selbstanzeigen.

August Strindberg: Schwedische. Schicksale und Abenteuer. Deutsch von Emil Schering. Leipzig, 1902, Hermann Seemann Nachfolger.

Als die „Schwedischen Schicksale und Abenteuer“ im Herbst 1882 in Stockholm zu erscheinen anfangen, las man auf dem Umschlag des ersten Heftes die folgende, von den Verlegern unterzeichnete Anmeldung: „Des Verfassers Absicht ist, in kleineren romantisirten Erzählungen Schilderungen aus der Sitten- und Entwicklungsgeschichte des Vaterlandes zu geben, die, obwohl jede für sich stehend, doch dadurch, daß sie nach der Zeitfolge geordnet sind, ein zusammenhängendes Ganze bilden werden, wenn die Arbeit abgeschlossen in vier Bänden vorliegt.“ Der schwedische Dichter hatte sich hier also eine ähnliche Aufgabe gestellt wie etwa der deutsche Gustav Freytag in seinen „Ähnen“. Und wie Freytag von den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ zu seinem Romancyklus kam, so Strindberg von seiner Kulturgeschichte „Das schwedische Volk“ zu diesem Novellenkreis. Diese schwedische Bildungs- und Sittengeschichte, die vollendet war, als die Novellen zu erscheinen anfangen, ist ein großangelegtes Werk und umfaßt zusammen mit den Illustrationen beinahe tausend Seiten. Strindberg hatte die Absicht, die erste schwedische Kulturgeschichte zu geben, „sah aber im Laufe der Arbeit, daß er sich auf die Skizze zu einer solchen beschränken müsse“. Den Plan, chronologisch Novelle an Novelle zu reihen, hat Strindberg natürlich nicht pedantisch durchgeführt; bei einem späteren Neudruck hat er die Einteilung in Jahrhunderte ganz fallen lassen und sich mit dem Untertitel „Erzählungen aus allen Zeiträumen“ begnügt; worin ich ihm in dieser deutschen Ausgabe gefolgt bin. Die vorliegende erste Reihe umfaßt die beiden Bändchen Mittelalter und sechzehntes Jahrhundert, die 1882 und 1883 in einzelnen Heften rasch hinter einander herauskamen. Die zweite Reihe, siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert, ließ auf sich warten; das Schlussheft des Bändchens trug die Anzeige: „Wie der Verfasser mittheilt, ist er, in Folge seiner Reise ins Ausland, nicht im Stande, das Manuscript zum dritten Bande so bald zu liefern, weshalb die Ausgabe der Fortsetzung nicht so rasch vor sich gehen kann, wie ursprünglich beabsichtigt war.“ Weniger sein Aufenthalt im Auslande als moderne Novellen, die die unmittelbare Gegenwart betrafen, wie die Ehegeschichten „Heirathen“ und die sozialistischen „Utopien in der Wirklichkeit“, hatten die kulturhistorischen in den Hintergrund gedrängt, die erst um 1890 abgeschlossen und abgestoßen wurden. Diese zweite Reihe, die in meiner Gesamtausgabe einen weiteren Band bildet, umfaßt: „Die Insel der Seligen“, „Eine Heze“, „Der letzte Schuß“, „Bei der Leichenwache im Listethal“, „Der Strohmann“, „Aschadala“. Die erste Reihe fällt mitten in die sozialistische Epoche Strindbergs, mitten zwischen deren negativen Pol, „Das rothe Zimmer“ von 1879, und deren positiven Pol, die „Utopien in der Wirklichkeit“ von 1884. Im Laufe der zweiten Reihe verwandelt sich der sozialistische Strindberg in den individualistischen, in den des Romans „Am offenen Meer“ von 1890. Die erste Reihe, die in einem Zug zu Hause in Stockholm in ruhigen Verhältnissen und leidlichem Eheglück geschrieben ist, zeichnet sich vor Allem durch künstlerisches Gleichmaß aus; die

zweite Reihe, die unter der schweren Ghekrisis während des Umherwanderns in Ausland ruckweise entstand, hat dieses Gleichmaß nicht, enthält aber dafür in der „Insel der Seligen“ und „Tschandala“ wohl die genialsten Stücke. In seinem Aufsatz „Strindberg als Kulturhistoriker“ (Ein Buch über Strindberg, Karlstadt 1894) sagt ein Fachmann ersten Ranges, der schwedische Kulturhistoriker Anton Nyström: „Strindbergs historische Schriftstellerei ist von der Art, daß sie auf die große Mehrheit wirken kann, und er erreicht mit seinen Novellen Unzählige, die andere Historiker nicht erreichen. Die Zeitgemälde sind mit Meisterhand ausgeführt; man sieht in treuen Bildern die so oft kummervollen Züge der Vergangenheit, die Theilnahme für unentwickelte Gemeinden und Individuen erwecken, daneben auch Lust, die Entwicklung zu fördern“. Und Georg Brandes sagt: „Einzelne dieser Novellen sind wohl das künstlerisch Vollendetste, was Strindberg je geschrieben“. Der Schauplatz der meisten dieser elf Novellen ist Stockholm selbst. Wie Strindberg kurz vorher, 1879, seinen sozialen Roman „Das rothe Zimmer“ mit der später so berühmt gewordenen Schilderung des modernen Stockholm aus der Vogelperspektive, nämlich von den südlichen Bergen aus, einleitete, so giebt er gleich in der ersten dieser kulturhistorischen Novellen einen Blick über Alt-Stockholm, und zwar vom damaligen nördlichen Aussichtspunkt, dem Brantberg, aus. Wenn man diese Novelle zuerst liest und sich die dort erwähnten Hauptpunkte merkt, so wird sich auch der deutsche Leser leicht in dem Stockholm der späteren Novellen zurecht finden. Wer sich dafür interessiert, sei auf das illustrierte Werk „Alt-Stockholm“ verwiesen, das August Strindberg von 1880 bis 1882 zusammen mit Claes Lundin herausgegeben hat und das in der Königlich-Bibliothek zu Berlin vorhanden ist.

Grunewald.

Emil Schering.



Maria, Traum einer Liebe. Buchschmuck von A. Weisgerber. 1903.
Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 2 Mark.

Als ich heut aufgestanden bin,
Summt' ich ein Liedchen vor mich hin,
Unbewußt! Weiß nicht, woher es kam:
Aber all meine Fröhlichkeit
Das Liedchen nahm.

Hab' dann nachgedacht, was es geklungen.
Du hast es damals im Glücke gesungen.
Ist nun anders, klingt weh mir nun.
Du armes Herz, laß doch
Die Toten ruhn!



Ein Traum ist aus.
Die Drossel singt ihr Abendlied,
Die Sonne geht in goldner Pracht,
Verheißend einen frohen Tag.

Ruhig ist mein Herz,
Ruhig wird die Nacht
Und meine Arme breit' ich weit
Der neuen Sonne.

München.

Hanns Holzschuber.

Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe.
Verlag von Axel Juncker, Stuttgart. 3 Mark.

Der Gedanke an „Ulla Fangel“ war anfangs nicht größer als ein Häserchen; an dem Tage jedoch, da er flügge wurde, baute er auch sein Nest in meinem Kopf und gebar in jeder Minute sechzig lebendige Junge. Am Liebsten hätte ich gleich den ganzen Korb ausgeschweifelt; aber man hatte mir gesagt, daß Wein erst gähren müsse; und mit Honig verhält es sich wohl ähnlich. Ich wartete. Ich wurde eine verbrießliche, mährische Person. Im Sommer pflegte ich mit meinem lustigen besten Freund jeden geschlagenen Tag in den Wald zu fahren und dann zu baden. Zwei zusammen ist immer nett, ein Drittes ist von Uebel, — und „Ulla“ war überall dabei. Ich wurde ein Plagegeist, ein Essigtopf, eine Kopfhängerin. Endlich gelang es mir, den Freund zu überlisten und von mir fortzulocken; er ging seine Wege. In Deutschland sollten wir einander treffen, wenn der Kopf ausgeräuchert und der Honig ins Handlungshaus geschickt sein würde. Ein ganzer, schöner Monat gehörte mir nun. Ich ließ die Gardinen herab, setzte mich ins Speisezimmer, wo mein Papier am besten Platz fand und Cigarettenasche auf den Fußboden fallen durfte: und dann schrieb ich. Wenn ich hungrig wurde, aß ich Nühreier, die ich mir selbst rührte; denn ich war ganz allein. Abends machte ich einen Spaziergang nach dem Friedhof von Frederiksberg, las meinen Brief aus Deutschland und beantwortete ihn. Nachts lag ich und zitterte vor Furcht. Diese Angst vor dem Dunkel ist sicher schuld, daß „Ulla Fangel“ solch ein verschüchtertes Buch wurde. Ulla hat vielleicht niemals gelebt, außer in meinem Herzen und in meinen Gedanken. Nina, die Wildkatze, dagegen ist nach einem sehr lebendigen Modell geschaffen. Es heißt Sonja, ist mein Pathenkind und drei Jahre alt. Hoffentlich hat meine Biographie keinen schädlichen Einfluß auf Sonjas Zukunft.

Ich möchte gern Ummengen von Lob ernten, so lange ich am Leben bin, und am Liebsten würde ich hundert Jahre alt. Nach meinem Tod aber mag man die Blätter meiner Bücher meinetwegen zum Einwickeln von grüner Seife benutzen. Wenn sich meine zwei großen Zukunftswünsche erfüllen, will ich sogar schon mit neunzig Lebensjahren zufrieden sein. Erster Wunsch: ein eingeleiteter Empireschreiberisch mit einem Geheimfach; zweiter: das Drama, das ich einmal schreiben werde, möge alle Leute im Theater zu Thränen rühren, — alle ohne Ausnahme. Aber es soll nicht gut sein, wenn alle Wünsche in Erfüllung gehen, sagt meine Mutter. Und sie behält fast immer Recht; denn sie ist so schön.

Karin Michaëlis.



Kartellwehen.

Wird das Kohlsyndikat erneuert? Noch ist's, während ich schreibe, nicht sicher. Werden Stinnes und Haniel beitreten? Wird die Konkordia schließlich ihren Willen durchsetzen oder nachgeben? Auf all diese Fragen wissen selbst die Eingeweihten noch keine sichere Antwort. Und doch muß die Entscheidung bis zum fünfzehnten September fallen. Das Kohlsyndikat ist von allen das bekannteste; deshalb wird die Frage, ob es zur Erneuerung kommt, so eifrig besprochen. Die Industrie aber hat sich noch um manche andere Syndikate zu bekümmern, deren Neubildung oder Verlängerung für einzelne Branchen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Dabei denke ich zunächst nicht an den Versuch der Zementfabriken, ihr Kartell in alter Herrlichkeit wieder aufzurichten. Etwas Größeres ist im Werden: ein Stahlwerkverband, dem Alles, was Stahl produziert, angehören und der sogar den alten Bruderverband zwischen reinen und gemischten Walzwerken enden soll. Ich glaube nicht an solche Wunder. Trotz allen Posaunenstößen, die jetzt den Stahlwerkverband als ein schon vollendetes Ereigniß der staunenden Mitwelt ankünden, wird er vielleicht noch im letzten Augenblick an der Frage der Einschätzung scheitern. Das ist meine legerische Meinung. Doch Prophezeiungen sind zwecklos. Warten wir's ruhig ab. Schon heute aber lohnt es, einen Blick auf die Wirkung zu werfen, die all diese Verhandlungen über alte und neue Syndikate auf unsere Börse üben. Natürlich trägt es mit zu den alltäglichen Kursschwankungen bei, wenn gemeldet wird: Die Zeche Konkordia macht nicht mit; oder: Haniel ist endlich für das Syndikat gewonnen. Aber der aufmerksame Beobachter sieht auch andere Börsenvorgänge, die nur aus dem Wunsch zu erklären sind, unter allen Umständen die Syndikate zu Stande zu bringen. Die Späzen pfeifen ja von den Dächern, daß diesmal die Verhandlungen von den Werken selbst mit geringerem Eifer als von den hehheiligten Bankgruppen geführt werden. Und die Leiter dieser Gruppen stellen die ganze Macht, über die sie im Börsenberetch verfügen, in den Dienst der ihnen verbündeten Werke.

Wer diese Manöver nach Gebühr würdigen will, darf nicht vergessen, daß der Gegensatz zwischen Groß und Klein auch in den Syndikaten fortlebt; freilich bemüht man sich, ihn der Neugier der außen Stehenden zu verbergen. Das Kartell mag für die Gesamtheit noch so vortheilhaft sein: es bindet, mehr oder weniger, die Kraft des Einzelnen. In Zeiten schlechter Konjunktur hat der Kleine den Vortheil, daß er sich um den oft mit recht schlimmen Waffen geführten Konkurrenzkampf nicht zu kümmern braucht. Ist die Konjunktur günstig, dann bleibt für den Kleinen zwar noch immer ein gewisser Nutzen; aber er kann seine Preise nicht so ansetzen, wie ers im freien Wettbewerb thun dürfte. 1 die Großen? Nur in schlechten Zeiten nützt ihnen das Kartell; in guten ist ihnen eine Fessel. Diese Thatsachen erklären, warum der Wunsch nach Kartellirungen stets in bösen Tagen auftaucht. Soll ein Kartell geschaffen oder erneuert werden, so wird die Uebermacht der Großen, im Gegensatz zur üblich Ohnmacht der Kleinen, in bengalischem Licht gezeigt. Damit soll Stimmung für 1 Sache gemacht werden. Die verehrlichen Bankdirektoren haben den Werth dieser Kniffes längst begriffen; deshalb befehlen sie den ihrer Weisheit untergebenen W-

leitungen, eine möglichst hohe Dividende zu zahlen. Das ist diesmal in vielen Fällen ohne große Mühe zu erreichen, weil die im vorigen Jahr sehr niedrig aufgenommenen Lagerbestände zu leidlichen Preisen nach Amerika verkauft sind. Die kleinen Werke, die, trotz allem Gerede, unter der Marktlage arg leiden, staunen nun die Produktivkraft und technische Ueberlegenheit ihrer Berufsgenossen an und finnen im stillen Kämmerlein, ob es nicht am Ende doch gut wäre, dem Kartell beizutreten. Erst wenn man diese Zustände und Sentiments kennt, kann man ungefähr die Renommistereien würdigen, die heute im industriellen Leben zu Tage gefördert werden. Die Börse aber scheint plötzlich naiv wie ein Kindlein geworden zu sein. Sie glaubt alles Gute, was ihr erzählt wird, und sonnt sich in der Hoffnung, der Industrie stehe eine Ära riesiger Gewinne unmittelbar bevor. Fragt denn aber Niemand, warum die großen Werke solche Sehnsucht nach Kartellen haben, trotzdem sie angeblich doch überzeugt sind, daß wieder ein Aufschwung kommt? Da hat, zum Beispiel, die Gelsenkirchener Gesellschaft eine Rundgebung erlassen, die einer Drohung recht ähnlich sieht. Könnte man aus ihren Sätzen kühle Gleichgiltigkeit folgern, dann dürfte man immerhin annehmen: die Gelsenkirchener erwarten bestimmt bessere Tage und haben deshalb natürlich keine Lust, unter irgendwie ungünstigen Bedingungen einen Kartellvertrag abzuschließen. Dagegen spricht aber der Wortlaut, der keine andere Deutung zuläßt als die: Die Zaubernben sollen durch Schreckmittel ins Kartell getrieben werden. Solche Worte wählt nur Einer, dem sehr viel am Gelingen der Kartellirung liegt. Und liegt den großen Herren wirklich viel am Kartell, dann war ich am Ende doch nicht so unklug und blind, wie Mancher wählte, als ich hier immer wieder die Ueberzeugung aussprach, das Flammengaukelspiel, das uns eine neue Haufe vortäuschen soll, werde sich bald als ein Strohfeuer erweisen. Die Direktoren der Industrie zeichnen sich selten durch ungewöhnliche Weitblick aus; dafür haben sie manchmal andere Qualitäten. Den Blick in die Ferne überlassen sie gern den höher thronenden Bankherrschern. Die erkennen wohl auch jetzt den Ernst der Situation und arbeiten darum mit all den Kniffen und Pfiffen, die wir in neuester Zeit erlebt haben. Ist die Börse gläubig und giebt sich wonnetrunken optimistischen Schätzungen hin: um so besser für die Banken; dann dürfen sie hoffen, aus ihren Effektenbeständen manchen Vadenhüter loszuwerden, auf dessen Verlauf schon lange nicht mehr gerechnet wurde. Auch hier wähle ich unter vielen ein Beispiel. Seit 1901 ruhen die Obligationen von Drenstein & Koppel im Tresor der Dresdener Bank: erst jetzt sind sie an die Börse gebracht worden. Nicht zu vergessen ist auch, daß allmählich die Zeit der Jahresbilanzen herannahet. Man erhöht die Bilanzkurse ein Bißchen . . . Und es macht sich immer gut, wenn man einen kleinen Effektenbestand hat und eine große Ziffer angeblich „gedeckter Debitoren“ ins erste Paradiesglied stellen kann.

Schon dieser flüchtige Umblick lehrt uns die merkwürdige Erscheinung verstehen, daß die berliner Börse gegen Einwirkungen, die von außen versucht werden, ganz unempfindlich geworden ist. Die Speerespekulanten sind wieder einmal einem so tugelosen Optimismus verfallen, daß sie, was auch geschehen möge, mit Siegermienen einherschreiten und der neuen Haufe sicher scheinen. Einer aus ihrer Reihe sagte mir neulich: „Wird nichts aus dem Syndikat, — gut; dann können die großen Werke, wie Harpener, Gelsenkirchen, Sibernia, Kon-

solibation, ihre Leistungsfähigkeit voll ausnützen. Gelingt aber die Syndikatsbildung, — auch gut; dann werden diese Aktien Rentenpapiere.“ Gegen solche Hoffungslosigkeit würden selbst Götter vergebens kämpfen. Da ich mich nicht gottähnlich fühle, antwortete ich — es war gerade sehr heiß —: „Sie denken in jedem Fall also, mit den Louis von Frankreich: Cartel est notre plaisir.“

Plutus.



Fünf Kaiserparaden.

Fünf Kaiserparaden in einer Woche. Und alle fünf Armeecorps haben, so lajen wir, „die Prüfung glänzend bestanden und werden, wenn eines Tages der Allerhöchste Kriegsherr ruft . . .“ Wer also, Rittersmann oder Knappe, wagt noch, zu leugnen, daß wirs herrlich weit gebracht haben? Die Paraden und die ihnen folgenden Riesenmanöver kosten viel Geld, sehr viel sogar. Bei Erfurt soll das Gelände auf ein ganzes Jahr vom Militäriskus gepachtet und, unter Aufsicht eines dazu abkommandirten Stabsoffiziers, bearbeitet worden sein, damit dem Paradeselbe die Tanzsaalglätte am Tag der Besichtigung nicht fehle. Der Fall ist wahrscheinlich nicht vereinzelt. Und der beschränkte Verstand des Unterthanen, der in unbedachtsamer Redheit geneigt ist, zu fragen, warum man seit etlichen Jahren für Schaustellungen, deren militärischer Werth bestritten ist, denn so große Summen aufwende, muß sich mit der Antwort bescheiden, daß die treuen Verwalter der deutschen Finanzen solchen Aufwand für unbedingt nöthig halten. Für bringender nöthig als die Erhöhung der Militärpensionen, die, trotzdem der Offizierersatz fühlbar zu mangeln beginnt und die uniformirten Staatsstützen vernehmlich stöhnen, einsteuerten in alter Unzulänglichkeit fortwähren. Deshalb soll man auch nicht über die Strapazen murren, die dem Gardecorps zugemuthet werden mußten, als die Parade morgens — das Corps war schon auf dem Tempelhofer Felde formirt — wegen unfreundlichen Wetters abgesagt und zwei Stunden nach Mitternacht dann für acht Uhr früh angesagt wurde. Fünf Kaiserparaden in einer Woche, Absage und Ansage: das Alles ist neu; doch nur rückständigster Misoneismus wird, weil sie spiesslos sind, so nützliche Vorgänge tadeln. Neu ist auch, daß in allen Städten, die Schauplatz einer Kaiserparade sind, sämmtliche Schulen geschlossen werden. E Morgens, wenn der Unterricht gerade beginnen soll, leucht ein Schußmann herbei und meldet in dienstlichem Ton: „Heute sind auf Befehl Seiner Majestät die Schulen zu schließen.“ Man könnte sich einen Schulvorsteher denken, der dem Freiheitkämpfer erwidern würde: „Ich habe dienstliche Anweisungen nur von der mir vorgelegten Behörde, nicht von Polizeibeamten entgegenzunehmen“; und Staatsrechtslehrer, die zweifelhaft wären, ob der Kaiser und König befugt ist, ohne Beihilfe eines Ministers den Schulschluß zu befehlen. Zum Glück aber sind so undotmäßige Seelen in der deutschen Wirklichkeit nicht zu finden. Bei uns wird Ordre parirt. So durften in Berlin denn Knaben und Mädchen in der vorigen Woche drei Tage hinter einander bummeln: Montag (obwohl die Parade abgesagt wurde), Dienstag (Paradetag), Mittwoch (Zedankfeier). Zeugend dachte mancher Papa der fruchtlosen Bemühung, für sich und die Kinder dem gestrengen Herrn Direktor eine dreitägige Ferienwer-

längerung abzuschmeißen. „Unmöglich, geehrter Herr; wir brauchen jede Stunde, wenn wir das Pensum bewältigen wollen.“ Aengstlich sann manche Mama, die Dienstag im Morgenblatt las, der Kaiser werde nun doch heute die Parade abhalten, wo ihre Kleinen sich nun wohl, ohne Aufsicht, herumtreiben mochten. Thut nichts: im Herzen der Kinder, die, statt in der Schule zu schwitzen, im Gebräng Helmhaarbüschel sehen oder in Winkelconditoreien heimlich Pflaumentuchen mit Schlagflahne und Eiswasser naschen, mehrt sich an so lustvollen Tagen die Liebe zum Vaterland. Auch im Sinn der Erwachsenen wird durch Paraden und Wandber der Patriotismus gestärkt. Nicht nur durch den Anblick der tüchtigen Kriegsmannschaft; noch mehr vielleicht durch die Fälle der bei solchem Anlaß verliehenen Titel und Orden. Wie des Himmels milder Regen auf dürren Boden, träufelt der Gnadenborn auf die Randverprovinzen herab. Allen „Spitzen“ fliegt ein buntes Böglein zu, manchmal mit Eichenlaub oder einem Schleifchen im Schnabel, jedem Verdienst wird seine Krone und jeder nicht gar zu schiel. angeschauter Oberbürgermeister darf sich des Geheimrathstitels freuen. Diese Sitte ist nicht neu; altpreussisch aber sollte man sie nicht nennen. Herr Professor Koser berichtet in seiner Geschichte Friedrichs des Großen: „Der einzige Schwarze Adlerorden, der in der letzten Hälfte der Regierung Friedrichs auf das gesammte Ministerkollegium entfiel, hat den Zweck gehabt, den also Ausgezeichneten für einen ungerecht gegen ihn gehegten Verdacht zu entschädigen. Als Regel galt, daß Jeder nur Titel und Charakter eines ernstlich von ihm bekleideten Amtes führen solle. In Polen gebe man jedem Schußflücker einen Charakter. Das sei hier nicht der Gebrauch. Ein Buchhändler, der Kommerzienrath zu werden wünschte, erhielt den Bescheid: ‚Buchhändler ist ein honneter Titel‘. Zuverlässigkeit im Dienst sei der beste ‚Charakter‘ für einen Beamten.“ Der Alte Fritz hatte gut reden. Er ahnte nicht, wie oft Nothwendigkeit einst die Regirenden zwingen werde, zum Amt auch einen Charakter zu verleihen.

* * *

Einer, dem alle verleihbaren Charaktere und sämtliche Orden, auch der vom Schwarzen Adler, längst verliehen sind, hat uns während der Parabetage die größte Freude bereitet: Herr von Boetticher, der Oberpräsident der Provinz Sachsen. Dieser Getreuste, der allzu still geworden war, hat in Merseburg den Kaiser mit einer Rede begrüßt, die wegen ihres Stiles und ihrer Gefinnung erwähnt, gerühmt und im Gedächtniß bewahrt werden muß. Ein paar Proben. „Der Besuch, den Euer Majestät vor nunmehr zwölf Jahren zur Abhaltung von Wandbern der Provinz gemacht haben, er ist in den Herzen ihrer Bewohner unauslöschlich geblieben und hat, je länger, desto mehr, den Wunsch erzeugt einer Wiederkehr unseres geliebten Herrscherpaares zu längerem Verweilen . . . Aber nicht allein die Erfüllung unserer Hoffnung ist es, was uns so freudig stimmt. Euer Majestät wollen mir gestatten, auch noch einen anderen Grund anzugeben dafür, daß heute besonders warm das Herz der Sachsen schlägt. Es ist der Befehl, daß die Jugend dieses Landes die Probe ihres Könnens vor dem Allerhöchsten Kriegsherrn auf dem alten historischen Boden ablegen soll, auf welchem unter der Führung des großen Königs eine der hervorragenden Heldenthaten der preussischen Armee ihren Ruhm dauernd begründete. Dieser Befehl ist es, der unserem vaterländischen Gefühl voll Rechnung getragen hat. Euer Majestät sind nicht müde geworden, der deutschen Jugend die Liebe zur Geschichte des Vaterlandes einzuprägen . . . Damit ist ein Baustein gelegt, welcher, vereint mit Allerhöchsthrem gesegneten Walten in Reich, Staat, Kirche und

Haus, ein festes Fundament für unsere Zukunft zu schaffen vermochte. Für das Warten im Hause aber hat Gott, der Herr, Eurer Majestät die treue Gefährtin zur Seite gestellt, die, gleichen Sinnes und gleichen Glaubens, die Frauen des Landes durch ihr Beispiel lehrt, wie die Pflichten der deutschen Mutter zur Erfüllung zu bringen sind. Gott lohne Eurer, unserer Allergnädigsten Kaiserin Majestät das segnete Bemühen um Vinderung der sittlichen und materiellen Noth im Lande! Er lasse die Freude an der Entwidlung der Hohenzollernsprossen, die er Allerhöchsthinnen ans Herz gelegt hat, alle Zeit eine reine und ungetrübte sein! Wo ist der Schall geblieben, der mit Späßen und Schwänken so oft den kurrigen Reichstag zur Heiterkeit stimmte? Vor uns steht nun ein Strenggläubiger, dessen Sinnen und Trachten nicht von dieser Welt ist und dessen Christenherz nur der Gedanke an die sittliche Noth des Landes erbeben läßt. Schade, daß Bismard diese Rede nicht mehr erlebt hat; er würde, jetzt endlich, bereuen, daß er einen so züchtig frommen Mann schwarzer Anschläge beschuldigt hatte. Ein Charakter konnte dem Evangelisten von Merseburg nicht mehr verliehen werden. So lasen wir hinter dem Wortlaut der schönen Rede denn nur den schlichten Satz: „Der Kaiser hat dem Oberpräsidenten Dr. von Boetticher sein Bild geschenkt.“ . . . Was meinte der Mann übrigens mit dem „alten historischen Boden“ und der „hervorragenden Heldenthat der preußischen Armee“? Bei Merseburg haben 1813 die Preußen unter Lobethal das französische Corps Macdonald geschlagen. Das war aber lange nach Fritzens Tod. Eckart Boetticher dachte wohl an die Kriege, die Friedrich in Sachsen und Böhmen geführt hat. Da die aber mit Merseburg nicht allzu viel zu thun haben und es dem excellenten Redner ja auch nur darauf ankam, den einzigen großen Hohenzollern aufmarschiren zu lassen, hätte er besser gethan, seine Hymne mit einem guten Fritzenwort aufzupuzen. Zum Beispiel mit diesem, das Roter citirt: „In seinem Reisewagen trogte der König bei der Fahrt über Stod und Stein oder durch den fußhohen Sand allen Unbilben seiner Landstrafen. Mit diesen unermüdblich fortgesetzten Rundsfahrten, diesen tumultuarischen Unterbrechungen seines Klausnerlebens‘ lehrten Jahr vor Jahr, meist zu den selben Zeiten, für die Provinzen die Tage scharfer Prüfung und genauer Abrechnung wieder. Und es war dem König gerade recht, wenn er, unerwartet eingetroffen, nicht die Spizen der Behörden, sondern etwa, wie 1715 im holmer Bruch, nur einen biedereren Grubenwärter antraf, aus dem sich Allerlei herausfragen ließ.“

*

*

*

Noch eine Stimme aus der Paradowoge: „Besonders der Kult des Neuhellen ist es, der in nationalen Kreisen verstimmt hat. Mit Guirlanden, Böllerschüssen und Ehrenjungfrauen läßt sich heutigen Tages der Riß, der durch das Volk geht, nicht mehr verkleistern; und vor Allem sollte man sich höheren Ortes darüber klar werden, daß die Veranstaltung derartiger festlicher Begeisterung sehr oft das Wert wenig beachtenswerther Streberei und Liebedienerei ist, während vornehmere Elemente, denen der Patriotismus Herzenssache ist, sich von dieser offiziellen Hurra-begeisterung fern halten. Man kann dem Vaterlande auch durch das Gegentheil dienen: durch eine offene, mannhafte Kritik; und sie ist im Augenblick vielleicht nothwendiger als manches Andere. Wer es wirklich im Herzen mit dem Vaterlande gut meint, Der muß danach streben, daß nicht nur Alles gut erscheint, sondern es auch wirklich ist. Für das Gefühl, „wie wir es nun zuletzt so herrlich weit gebracht“, ist in den augenblicklichen Zeitläuften kein Platz. Befällt die

Liebedienerei die Oberhand und wird das bisherige Vertuschungssystem weiter fortgesetzt, so gehen wir unweigerlich einer Katastrophe entgegen, deren Konsequenzen sich noch gar nicht übersehen lassen. Darum ist es höchste Zeit zur Ein- und Umkehr, wenn man noch Etwas retten will, nachdem selbst die bewährtesten Freunde der Monarchie warnend ihre Stimme erhoben haben.“ Wer redet so? Wessen Mund wagt die freche Behauptung, im Deutschen Reich sei nicht Alles aufs Beste bestellt, wir hätten nicht herrlich weit gebracht und der Monarchie drohe — man denke! — eine Katastrophe? Wer erfrecht sich, in unserer Jubelaera von einem Vertuschungssystem und von Streberei zu sprechen? Fasse Dich, lieber Leser: diese Sätze entnahm ich der „Post“, dem loyalsten aller loyalen Blätter. Wahrlich: weit ist's gekommen. Schüchtern aber darf der Herausgeber der „Zukunft“ vielleicht fragen, warum er elf Jahre lang als ein boshafter Nörgler und schlechter Kerl beschimpft und benutzirt werden mußte. Am Ende nur, weil er früh die Diagnose aussprach, zu der spät nun auch die Gouvernementealkonservativen sich ächzend bekennen müssen?

Ehe er die Reise nach den sächsischen Parafeseln antrat, telegraphirte der Kaiser an den Statthalter der Reichslande: „Wiederum, wie in den letzten Jahren, ist in Meß, vorläufig in der Civilbevölkerung, eine Typhusepidemie ausgebrochen, welche die Garnison ernstlich gefährden kann. Sie hat ihren Ursprung in der schlecht verwahrten ‚Bouillonquelle‘ und ihrer in unerhörtem Zustande befindlichen Leitung. Diese Sachlage ist lebiglich Schuld der Stadtverwaltung Meß, welche absolut nicht zu energischem Handeln bezüglich ihrer Wasserversorgung sich entschließen kann. Laut Meldung der Kommission, welche im Vorjahr die sanitären Verhältnisse in Meß und Umgegend untersuchte — darunter Excellenz von Seuthold und Koch —, sind die Zustände geradezu himmelschreiend und empörend; trotz allem Drängen und Protesten des Generalkommandos des sechzehnten Armeecorps, welches andauernd auf die schwere Gefahr für das Militär hingewiesen und das Wasser als unbrauchbar bezeichnete, hat die Stadt nichts Ernstes gethan. Das ist nun nicht länger angängig! Im Kriegsfall würden diese Zustände eine Katastrophe unvermeidlich zur Folge haben. Ich erlaube Guer Durchlaucht, umgehend mit den allerschärfsten Mitteln den Zuständen ein Ende zu machen und die Stadt zu ihrer Pflicht zu zwingen. Wilhelm I. R.“ „Unerhört“, „himmelschreiend“, „empörend“: so starke Worte hat ein regirender Herr öffentlich wohl noch nie seinen Landsleuten zugerufen. Zur Sache wäre auch ohne Kenntniß des Thatbestandes Einiges zu sagen. Epidemien sind mit den allerschärfsten Mitteln zu bekämpfen, auch wenn sie nicht die Garnison, sondern nur die Civilbevölkerung gefährden. Ihnen vorzubeugen und sie, wenn sie dennoch entstehen, zurückzubringen, ist Pflicht des Staates, Pflicht der Beamten, die für solchen Volksdienst bezahlt werden. Diese Pflicht hätte, nach dem Telegramm des Kaisers, die meger Regierung veräuht, der im vorigen Jahr der Bericht der Sanitätskommission vorgelegt wurde. Die Städteordnung bietet Mittel genug, um eine leichtfertige oder gewissenlose Kommunalverwaltung zur Pflichtleistung zu zwingen. Werden diese Mittel nicht angewandt, dann ist die Unterlassung an den Aufsichtbeamten ohne Erbarmen disziplinarisch zu ahnden. Weder nöthig noch empfehlenswerth ist, daß der höchste Repräsentant des Volkes in einer kommunalen Angelegenheit, über die technisch Sachverständige zu urtheilen haben, öffentlich das Wort ergreift, — um so weniger, als der ohne ministerielle Bekleidungstüde hervortretende Regent ja mangelhaft oder geradezu falsch

unterrichtet sein kann. Dieser Fall scheint wieder einmal Ereigniß geworden zu sein. Der meyer Gemeinderath hat die schweren Vorwürfe Wilhelms des Zweiten nicht ruhig hingenommen; in öffentlicher Sitzung wurde festgestellt: der Kaiser sei, wie im Allgemeinen über reichsländische Zustände, so insbesondere über die meyer Wasser-Verhältnisse unrichtig informirt; die Bouillonquelle sei nicht verseucht; die Stadt Metz sei nicht von einer Typhusepidemie heimgesucht und habe seit dreißig Jahren nicht ein einziges Mal unter solcher Epidemie zu leiden gehabt. In der selben Sitzung wurde dem hart angegriffenen Stadtoberhaupt einstimmig das un- vermindernde Vertrauen seiner Mitbürger ausgesprochen. Das Telegramm des Kaisers und der Protestbeschluß des Gemeinderathes kleben nun neben einander an den Mauern von Metz und die Franzosenfreunde sind sehr vernügt. . . Ob dem Grafen Bülow, der noch immer in Norddeu- tland zu neuen Siegen neue Kraft aus dem Salz- meer schöpft, nicht der Gedanke aufgetaucht ist, daß es besser wäre, dem jungen Reichs- empfinden der nicht preußisch gebrüllten Völkeringer solche Belastungsprobe zu sparen?

Doch laßt uns dieser Woche schönes Gut durch solchen Trübsinn nicht ver- kümmern. Alle fünf Armee-corps haben die Prüfung summa cum laude bestanden. Herr von Voetticher hat dem Fühlen des deutschen Volkes die Zunge gelöst. Und die öffentliche Meinung . . . Sechs Beispiele sollen beweisen, daß zum Glanz der Parawoche auch die Presse nach bester Kraft mitgewirkt hat. I. „Durch alle deut- schen Gaue ertönt der Hilferuf von den durch das Hochwasser schwer Geschädigten in Schlesien und Posen. In hochherziger Weise hat Seine Kaiserliche und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen das Protektorat über die Sammelbewegung übernommen.“ II. „Der Kronprinz traf gestern zur Besich- tigung der Hütte ‚Gute Hoffnung‘ und der Brückenbauanstalt in Sterkrade in Ober- hausen ein. Er wurde vom Publikum stürmisch begrüßt.“ III. „Der Kronprinz ist ge- stern in Kolmar eingetroffen. Die Bevölkerung bereitete ihm einen festlichen Empfang.“ IV. „Der Kronprinz hat während seiner Reise in den Vogesen auch auf Hirschge gebirge Seine Schußfertigkeit hat das Forstpersonal verblüßt.“ V. „Der Kronprinz soll eine Komposition für Violine vollendet haben, die nach dem Urtheil beruener Musikanten eine starke Talentprobe bedeuten soll.“ VI. „Der Kaiser Wilhelm den Zweiten sah wir er, freundlich und verbindlich auch den bescheidensten und verstecktesten Gruß erwidern, in majestätischer Hoheit im Wagen saß, Der wird diesen Eindruck als etwas unvergänglich Schönes und Erhabenes dauernd festhalten. Und wen vollends das Auge des Herr- schers traf, dieses klare, durchdringende Adlerauge von frederizianischer Kraft, Dem muß es Herz und Nieren erschüttert haben und er muß hingerissen worden sein von eitel Bewunderung und Begeisterung. Kaiser Wilhelm ist unfreutig eine faszini- rende Erscheinung, die durch den Zauber ihrer Persönlichkeit die Herzen im Auge erobert. . . Beim Zapfenstreich war besonders das erste Stück, der ‚Sang an Agir‘, bekanntlich eine Komposition des Kaisers, von großer Wirkung.“ Und diese sechs Citate stammen nicht etwa aus dem preußischen Machtbezirk, sondern aus Zeitungen, die im Königreich Sachsen erscheinen. Das steigert ihren symptomatischen Werth. Was bedeutet dagegen die frohliche Weise, die aus dem Posthorn heruorkommt? Was die winzige Frage, ob in Metz wirklich der Typhus wüthet? Katastrophe? Unfinn! Herrliche Tage sind angebrochen. Und nie durfte das liebe Vaterland ruhiger sein.



Berlin, den 19. September 1903.

Trianon.

Dreihundertsechunddreißig Männer und Frauen sind zum Parteitag der deutschen Sozialdemokratie nach Sachsen gesandt worden. Seit Sonntag sind sie im dresdener Trianon versammelt. Trianon: der Name wirkt hier wie ein Historienwitz. Man denkt an das Grand Trianon, das der Sonnenkönig seiner Maintenon bauen ließ, an das Petit Trianon, wo die Dubarry sich, bis sie geköpft ward, amüsierte und Marie Antoinette später Amavivas Rosine spielte; und ich mußte, als ich die grotesken Schimpfreden las, die in Dresden gegen mich ausgespien wurden, an den Trianonssaal denken, wo gerade vor dreißig Jahren Bazaine, immerhin nicht ungehört, verurtheilt wurde. Denn die dreihundertsechunddreißig Delegirten, deren Reise und Aufenthalt deutsche Arbeiter bezahlen, sind, nach der Erledigung umständlicher Parteikurialien, bis jetzt — ich schreibe in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch —, sind zweimal vierundzwanzig Stunden lang mit der Frage beschäftigt worden, ob ich ein über alle Maßen abscheuliches Ungethüm sei und ob ein Sozialdemokrat für die „Zukunft“ schreiben dürfe. Diese Frage muß also wohl dringender sein als irgend eine andere, der die Vertreter des Proletariates die Antwort zu suchen haben. Der Repräsentant des Reiches hat sie in Reden von nie gehörter Schroffheit gescholten, sie haben, nach ihrer Angabe, um eine ungeheure Gefahr vom Vaterland abzuwenden, im Reichstag eine Revolution gemacht, drei Millionen erwachsener Männer sind für sie an die Wahlurne getreten, in ihrer Presse wird täglich von Staatsstreichsplänen geraunt, von der schamlosen Auswucherung, die dem deutschen Volk jetzt drohe, geschrien: und da die Genossenschaft nun zum

ersten Mal wieder versammelt ist, opfert sie zunächst einmal zwei von sechs Tagen der hochnothpeinlichen Frage, ob ich ein ausbündig ruckloser Kal und ob meine Wochenchrift von Partei wegen zu hochfottiren sei. Das ist ihre Sache. Je ne juge pas: je constate. Wenn die Arbeiter mit dieser Verwendung der Zeit zufrieden sind, haben die Zuschauer nichts dreinzureden. Die Berichte, die ich benutzen kann — meine Frist endet im Morgengrau —, reichen nur bis zum Schluß des ersten Verhandlungstages; was am zweiten gesagt und beschlossen wurde und ob vielleicht gar noch ein dritter folgt, weiß ich nicht. Erst wenn die Debatte geschlossen und im „Centralorgan der Sozialdemokratie Deutschlands“ ein von der Partei als authentisch anerkannter Bericht erschienen ist, will ich ausführlich und rückhaltlos darüber reden. Für heute muß ich mich mit ein paar Randbemerkungen begnügen.

Im Lauf der Jahre sind einzelne literarische Arbeiten, deren Verfasser der sozialdemokratischen Partei angehören, in der „Zukunft“ veröffentlicht worden; sehr wenige; politisch einigermaßen bekannt waren von den Mitarbeitern dieser Gruppe nur Herr Goehre und Frau Braun. Da die Sozialdemokratie ihrem Parteiglaubenden Anhänger zu werben wünscht, sollte ihr, so meinte ich, die ihren Aposteln gebotene Gelegenheit willkommen sein, zu einem großen Kreis gebildeter Leser in voller Freiheit zu sprechen. In voller Freiheit. Nie habe ich einen Mitarbeiter gehindert, sein letztes Wort zu sagen, nie einem auch nur die leiseste Retouche zugemuthet. Nach solchen Artikeln kamen dann Briefe, worin mir, sanft oder grob, vorgeworfen wurde, ich diene den Interessen der „Umsturzpartei“; kamen auch Abbestellungen. Natürlich. Es giebt Leute, die nur hören wollen, was sie selbst vorher schon richtig fanden, und andere, deren von eintönigem Parteigeplär angewidertes Ohr sich nach einer Polyphonie sehnt und die auch in dem fremd klingenden, ihrem eigenen Glauben schrill widersprechenden Bekenntniß Anregung zum Nachdenken, zum Vordenken finden, — und nur an diese „Anderen“ wendet die „Zukunft“ sich. Ich habe vor elf Jahren versprochen, Jedem, der in literarischen Formen Hörenswerthes zu sagen weiß, hier frei reden zu lassen, auch wenn er meine Ansichten heftig bekämpfen wollte: und darf behaupten, daß ich dieses Versprechen gehalten habe. Auf das Recht, selbst auszusprechen, was ich für nöthig hielt, konnte ich freilich nicht verzichten; denn um mich dieses Menschenrechtes freuen zu dürfen, hatte ich mich ja auf die eigenen Füße gestellt. So haben auf diesen Blättern denn Agrarier und Anarchisten, fromme Katholiken und streitbare Protestanten, Stockkonservative und Sozialdemokraten, Staatssozialisten, Materialisten, Okkultisten, Skeptiker aller Arten

ihre Ueberzeugung vertreten; und die Mehrung der Leserschaar bewies mir, daß dieser Versuch längst gehegten Wünschen entgegenkam. Der Parteivorstand der Sozialdemokratie hat nun in einem amtlichen Erlaß die Genossen ermahnt, nicht für Zeitungen oder Zeitschriften zu schreiben, „in denen an der sozialdemokratischen Partei gehässige oder hämische Kritik geübt wird“. Wenn die Regierung einen Referendar nicht anstellt oder einen Postbeamten disziplinarisch verfolgt, weil er die Staatseinrichtungen „gehässig oder hämisch“ kritisiert hat, dann wüthen sozialdemokratische Abgeordnete und Journalisten gegen die Willkür eines Absolutismus, der das „Recht freier Meinungsäußerung“ unterdrückt. Der Industrielle, der einen Arbeiter entläßt, weil er die Betriebseinrichtungen gehässig oder hämisch kritisiert hat, wird ein Tyrann, eine kapitalistische Bestie genannt. Und jedes Gesetz, das dem Ermessen des Richters oder Verwaltungsbeamten Spielraum läßt, wird wegen seiner „Kautschukparagrafen“ verschrien. Der sozialdemokratische Schriftsteller aber soll nur da reden, wo seine Partei vor gehässiger und hämischer Kritik sicher ist. Was ist gehässig und hämisch? Nach der Ansicht aller Staatsanwälte und beinahe aller Konservativen fast jedes Wort, das von Sozialdemokraten über irgend eine Reichsinstitution, irgend einen politischen Vorgang gesprochen oder geschrieben wird. Ich dachte bisher, das wirksamste Mittel gegen ungerechte Kritik sei Dem gegeben, der die Möglichkeit hat, diese Kritik vor dem Hörerkreis, der sie vernahm, zu widerlegen, dachte, für einen Sozialdemokraten müsse es eine Lust sein, den bösen Kritiker am Ort der That abzuschlachten. Der Vorstand der Sozialdemokratie ist anderer Meinung. Er fordert für seine Partei jede und gewährt dem nicht zur Partei Gehörigen nicht die winzigste Freiheit. Wer eine Institution des Staates, der Kirche, der Gesellschaft in einer Weise kritisiert, die der einstweilen noch weit überwiegenden Volksmehrheit gehässig und hämisch scheint, den Sozialdemokraten aber gefällt, ist ein Held und wird gefeiert. Wer die Sozialdemokratie in Sägen kritisiert, die einzelne Bonzen gehässig und hämisch finden, ist ein Lump und wird nach Noten beschimpft. Alles im Namen der Freiheit und des unumstößlichen Menschenrechtes der Rousseauschule.

Welche Todsünde habe ich nun wider den Heiligen Geist der Sozialdemokratie begangen? Ich sehe von vagen Verleumdungen einstweilen ab und halte mich an die faßbaren Beschuldigungen, die am ersten Tag vorgebracht wurden. Erstens soll ich die „russischen Freiheitkämpfer“ schmählich beleidigt haben. Die Behauptung ist erweislich unwahr. Ich wußte bis heute zwar nicht, daß die deutschen Sozialdemokraten die Nihilisten als Ge-

sinnungsgegnossen betrachten, und glaube auch heute noch, daß die Propaganda der That schon seit der Stunde, wo Mary sich von Bakunin schied, bei den deutschen Marxisten verpönt ist; sonst würden sie ja nicht jeden Attentäter zu den Irrensinigen oder zu den Polizeispitzeln weisen. Einerlei. Ich habe über die Thaten der Nihilisten niemals ein Urtheil gefällt. Auf welchen Thatbestand stützt sich die grause Anklage? Vor zehn Jahren und etlichen Monaten hat hier Professor Dr. Wilhelm Zoest, der Sibirien bereist und über die dortigen Zustände ein — in Rußland verbotenes — Buch herausgegeben hatte, zwei lange Artikel gegen Kennans bekannte Schriften veröffentlicht. Ich habe diese Artikel angenommen, weil sie von einem Sachverständigen kamen und eine Fülle neuen Materials brachten. Daß die Mitarbeiter ihre, nicht meine Meinung vertreten, weiß Jeder, der je auch nur ein Heft der „Zukunft“ durchblättert hat. Daß ein Schriftsteller, der nicht zur Prostitution bereit ist, sich die Meinung nicht vorschreiben läßt, sollte jeder Sozialdemokrat wissen. Zunächst also hat Zoest zu verantworten, was er sagt. Und was sagte er? Sein erster Artikel füllte sechzehn Seiten. Daraus wurde dem dresdener Parteitag eine Zeile mitgetheilt. Acht Wörter: „Gemeine Mordmörder, Spitzbuben, Räuber, Diebe, Prostituirte und Zuhälter.“ So, hieß es, habe „Die Zukunft“ die „russischen Helden“ genannt. Nun muß ich bekennen, daß ich keinem Menschen das Recht weigern würde, unter seinem Namen die Ueberzeugung zu vertreten, er holt den Mann, der aus dem Hinterhalt Dynamitbomben wirft, für einen Mordmörder. Professor Zoest hat aber gar nicht gesagt, was man ihn in Dresden sagen ließ. Sein Hauptsatz lautete: „Jedermann, der einmal in Sibirien war, weiß, daß jeder gemeine Verbrecher (Räuber, Ausschläger, Muttermörder u. s. w.), der draußen seine Zwangsarbeit abgedient hat, Sibirien aber dennoch nicht verlassen darf, sich stets als ‚Politischen‘ bezeichnet. Gerade solche Menschen, die natürlich Alle ‚unschuldig‘ verurtheilt wurden, sind es nun, die sich ein Vergnügen daraus machen, wißbegierigen Reisenden die schönsten Märchen aufzubinden.“ Darauf bezieht sich der später folgende Satz: „Was sind denn Kennans ‚sympathische politische Freunde‘? Gemeine Mordmörder, Spitzbuben, Räuber, Diebe, Prostituirte und Zuhälter.“ Zoest hat zwar den Mörder des Zaren Alexander einen „Lumpen“ genannt, aber durchaus nicht alle wegen politischer Verbrechen nach Sibirien Verschiedten mit Räubern, Mördern, Zuhältern auf eine Stufe gestellt. Doch nach der Ansicht der dresdener Mehrheit mußte ich ihm schreiben: „Herr Professor, in meiner Wochenschrift darf der Mann, der den Zaren getödtet hat, nicht ein Mordmörder ge-

nannt werden; wenn Sie diese Sätze nicht ändern, kann ich Ihren Artikel nicht aufnehmen.“ Denn, sagt Frau Zetkin, die Nihilisten sind Heilige. Wunder schön. Anderen Leuten aber ist wieder Anderes heilig. Andere Leute verlangen, ich solle keinen Sozialdemokraten reden lassen. Und wenn ich mich um all das Geschwätz kümmerte, gäbe kein Schriftsteller, der sich selbst achtet, mir einen Beitrag. Also: ich habe vor mehr als zehn Jahren — in dieser Zeit verfahren nach dem Reichsgesetz fast alle Straftaten — einem Gelehrten erlaubt, hier seine Auffassung sibirischer Zustände zu veröffentlichen. Deshalb bin ich ein Schuft, darf kein Sozialdemokrat für die „Zukunft“ schreiben.

Zweite Beschuldigung: ich soll im vorigen Jahr geschrieben haben, die Sozialdemokraten hätten den Reichstag in eine Kutscherschwemme umgewandelt. Das Urtheil ließe sich begründen. Sozialdemokraten haben damals den Herren von Kardorff, Basser mann, Bachem, Richter und Genossen zugerufen: „Ihr seid Verräther, Henker, Gauner, Zuhälter, seid eine Räuberbande“. Herr Karl Zentsch, der doch gewiß kein Sozialistenfresser ist, sagte nach diesen Vorgängen hier, „die Fraktion Singer scheine toll geworden zu sein“. Und was sagte ich selbst? „Das Alles ist nicht anmuthig, doch auch nicht ganz neu. Der preußische Landtag hat in der Konfliktzeit andere Stürme erlebt. Während des Heinezfestreites hörten wir die Rufe: ‚Juden raus!‘, ‚Meineidpässe!‘, ‚Maul halten!‘, ‚Schweinebande!‘ Solche Auftritte haben sich in Westminster und im Palais Bourbon oft wiederholt und kein sichtbarer Grund konnte sie uns, nur uns gerade ersparen. Unter den acht- und fünfzig sozialdemokratischen Abgeordneten sind mindestens dreißig, die aus dem Maschinensaal und dem Handwerk kommen und deren natürliche Temperamentskraft nie in straffer Salonzucht gebändigt wurde; daß sie sich fast immer artig zeigen, nicht, daß sie manchmal die Konvention brechen, sollte ein Gegenstand bourgeoisen Staunens sein.“ Offenbar ein nichtswürdiger Angriff. Und acht Tage danach ließ ich einen fingirten Gegner meiner Auffassung mir den Satz von der Kutscherschwemme entgegenrufen. Wörtlich: „Flackern die Flammen Dir denn, wird nun Mancher wohl fragen, noch nicht hoch genug, — noch immer nicht, trotzdem der Reichstag von den Genossen zur Kutscherschwemme erniedert ist?“ Ich erklärte, entschuldigte also, vielen Lesern zum Aergerniß, die Wildheit proletarischer Sitten und führte einen von solcher Erklärung nicht Befriedigten ein, der mich mit dem Argument belämpfte, die Genossen hätten den Reichstag zur Kutscherschwemme gemacht. In Dresden aber sprach Frau Clara Zetkin: „Die ‚Zukunft‘ hat nach den großen Kämpfen um den Polltarif gesagt, die sozialdemokratische Fraktion habe den Reichstag in eine Kutscherschwemme verwandelt.“

Das waren die beiden einzigen greifbaren Beschuldigungen, die am ersten Tag vorgebracht wurden. Und diesem Beweismaterial entnahmen ehrenwerthe Führer und Führerinnen des zur Befreiung der Menschheit erwählten Proletariates nun das Recht zu Schimpfreden, wie selbst mein nachgerade doch abgehärteter Sinn sie kaum noch erlebt hat. Frau Zetkin, die liebenswürdige Fälscherin, die sonst mit Pathetik arbeitet, wurde sogar witzig; sie nannte mich den „Genossen Garden“, that, als sei der mühsam vorbereitete Scherz ein lapsus linguae, und sprach dann: „Ich nehme diesen Ausdruck selbstverständlich als eine Realinjurie gegen den Parteitag feierlichst und mit Bedauern zurück.“ Ihr folgte Herr Stadthagen, den der Ehrgeiz noch eine hübsche Strecke weiter trieb. Er leuchtete: Die „Zukunft“ ist ein verächtliches Organ. Garden ist für jeden anständigen Menschen eine charakterlose Persönlichkeit. Dennoch verkehren einige Parteigenossen mit ihm. Bollmar trinkt mit ihm Wein. Ich halte es für eine Ehre, von seinem Blatte gemein beschimpft zu werden. „Ich würde dem aus der Zunft der Rechtsanwälte ausgestoßenen Herrn von Herzen gern zu einer Ehre verhelfen, kann aber nur wiederholen, was ich vor sieben Jahren, ehe er eine Silbe gegen mich gesprochen hatte, über ihn schrieb: „Herr Stadthagen ist ein bedauernswerther, kranker Mann, der mit gellenden Superlativen und grotesken Verzerrungen selbst die beste Sache zu Schanden macht.“ Vielleicht hat am zweiten Tage Herr Bebel auch die Leistung des armen Hysterikers noch überboten. Meinetswegen. Daß ein Abwesender so erbärmlich verleumdet werden kann, ist ja eine Schmach, aber es ist nicht meines Amtes, die Vertreter der Sozialdemokratie vor schmähhlichem Handeln zu hüten. Angesehene Genossen haben sich des Spektakels geschämt. Die Sorte Zetkin-Stadthagen hat das Schämen freilich längst verlernt. Sie ist gewöhnt, mit den Roseworten der Gossensprache herumzuwerfen, und schon im Wüthen die Nächsten und Allernächsten nicht. Auf dem lübecker Parteitag bezichtigten die Matadore einander wissentlicher Verleumdung, verrätherischer Preisgabe der wichtigsten Parteigrundsätze, des Mißbrauches privater Gespräche, der Perfidie, Denunziation, Infamie. Diesmal wurde, bevor die Verhandlung begann, Herr von Bollmar vom Genossen Bebel ein salstaffischer Prahlhans genannt, der, wenn man ihn fassen wolle, Alles leugne, und schon der erste Tag spülte eine Schlammfluth persönlicher Schimpferei ins trante Heim der Genossenschaft. Und dabei soll die Hauptschlacht erst geschlagen, die welterschütternde Frage der Vicepräsidentschaft erst erörtert werden . . . Ich weiß nicht, obs an meiner Grippe oder an der Abendlecture liegt: aber ich möchte ein Wischen vomiren.

Und Du, lieber Leser? Was dünket Dich? Du hast hundertmal gehört, wie hoch ich die von der Sozialdemokratie geleistete Kulturarbeit schätze, wie hoch auch die Persönlichkeiten mancher Hauptführer; und hörst nun, daß sie mich in den tiefsten Abgrund verdammt. Auch sie. Der Kreis ist geschlossen. Von der Kreuzzeitung bis zum Vorwärts. Von Sudermann bis zu Stadthagen. Die Regierung läßt mich einsperren. Der Freiherr von Stumm bewirkt den Boylott der „Zukunft“ auf den Bahnhöfen. Die Freisinnigen verabscheuen mich. Und die Sozialdemokraten erklären, kein Mensch habe sie je so niederträchtig angegriffen wie ich. So oft Du meinen Namen liest, steht ein Schimpfswort daneben. Meinst Du nicht, am Ende müsse doch etwas Wahres dran sein und ich der Schlimmste, Korrupteste, Unwürdigste von Allen, die in deutscher Sprache ihrem Sinnen und Wollen den Ausdruck suchen? Eben erfahre ich auch noch, daß Sankt Veibel, wie ich voraussah, jeden Melord geschlagen hat. Ein ganzes Fuder aberwitziger Lügen. Rasch nur ein paar Proben. Er habe mir einen Fußtritt gegeben und werde deshalb beinahe jede Woche von mir geschmäht. Die „Zukunft“ sei das gemeinste, niederträchtigste, schmutzigste — das Stenogramm wird hoffentlich noch einige Adjektiva liefern — Blatt, das in den deutschen Grenzen erscheint und kein im Sonnenlicht athmendes Wesen habe die Sozialdemokratie stets so unanständig und nichtswürdig beschimpft wie ich. Die politischen Artikel habe mir Bismarck diktiert. Als er tot war, habe ich mir von sozialdemokratischen Verräthern neues zugkräftiges Material verschafft. Und so weiter . . . Ist's noch nicht genug? Dem greisen Beller soll nichts geschenkt werden. Du aber, lieber Leser, solltest Dir ernstlich überlegen, ob Du noch länger ein Blatt halten darfst, das nach dem Diktator Bismarck nun auch noch die rothen Souffleurs verloren hat. Ernstlich. Das Quartal geht gerade zu Ende . . .

Eine letzte Randbemerkung. Ich habe hier Mancherlei gegen Staatsanwälte und Richter gesagt. Ich habe Herrn von Köller verspottet, als er mit herausgerissenen Sätzen, mit hastig zusammengestoppelten Citaten gegen die Sozialdemokratie ins Feld rückte. All diese Männer waren gewissenhafte Beamte. Keiner von ihnen hat je einen politischen Erzfeind mit so erbärmlichen Mitteln belämpft, wie die Zetkin, Stadthagen und Konsorten es thaten. Und diese edle Schaar trägt das Banner der Freiheit und ist so ungeheuer stark, so ungeheuer gefährlich, daß sie mit ihrer Zunge einen Abwesenden zu besiegen vermag, wenn sie sich drei Tage lang geplagt. Denn: ein dritter Tag folgt. Ein dritter Gerichtstag über die „Zukunft“. Zu diesem Zweck wurden dreihundertsechundsunddreißig Männer und Frauen nach Dresden geschickt.



Lebende Thermostaten.

Unter einem Thermostaten versteht man einen Apparat, der dazu dient, in einem abgeschlossenen Raum eine konstante, von der äußeren Umgebung unabhängige Temperatur zu erhalten. Einen solchen Apparat verwendet, zum Beispiel, die bakteriologische Forschung, wenn es sich darum handelt, die von ihr studierten mikroskopischen Lebewesen zu „kultiviren“, Das heißt: binnen Kurzem sich bedeutend vermehren zu lassen, weil diese Vermehrung bei einer bestimmten Temperatur, dem sogenannten Optimum, am Raschesten vor sich geht. Man bekleidet also den „Wärmelasten“ mit Filz oder Asbest, um die Abkühlung durch Wärmeabgabe nach außen möglichst zu verhindern; außerdem wird einer Ueberschreitung der gewünschten Wärmegrade nach oben in der Weise vorgebeugt, daß das Zufließen der Wärme in dem Augenblick automatisch unterbrochen wird, wo die Innentemperatur des Kastens eine bestimmte Höhe überschreitet.

Außer diesen künstlichen giebt es aber auch natürliche, lebende Thermostaten. Das sind die „warmblütigen“ Thiere, also die Säugethiere (mit Einschluß des Menschen) und die Vögel. Freilich produziren auch alle anderen Thiere, sogar die Pflanzen durch ihren Lebensprozeß fort und fort Wärme, weil sich die Bruchstücke ihrer durch die Lebensreize angegriffenen Protoplasmen unter lebhaften Wärmeschwingungen mit Sauerstoff verbinden, also verbrennen. Da aber diese Organismen noch keine Vorkehrungen besitzen, um die in ihrem Inneren erzeugte Wärme zurückzuhalten, und da bei ihnen die thermostatische Funktion überhaupt noch nicht ausgebildet ist, so sind sie mit ihrer Eigentemperatur und daher auch mit ihren Lebensprozessen, die ebenfalls eine gewisse optimale Temperatur voraussetzen, in hohem Grade von der Temperatur des umgebenden Mediums abhängig. Sie verfallen also bei niederer Temperatur — auch oberhalb des Gefrierpunktes — in die sogenannte Kältestarre; bei zu hoher Temperatur werden sie wärmestarr. Sie sistiren also in beiden Fällen ihre Lebensthätigkeit und nehmen sie, wenn sie nicht überhaupt ihr Leben einbüßen, erst wieder auf, wenn das umgebende Medium die den Lebensvorgängen zuträgliche Temperatur wieder erreicht hat. Nur die Säugethiere und Vögel haben sich von dieser peinlichen Abhängigkeit von der Außenwelt losgemacht, weil sie im Stande sind, bei hohen wie bei niederen Temperaturen — ganz extreme Schwankungen abgerechnet — ihre Eigentemperatur auf einer nahezu konstanten Höhe zu erhalten.

Vom Standpunkte der Naturforschung, die gesonderte Schöpfungsgatte für die einzelnen Abtheilungen der Lebewesen nicht gelten lassen kann, muß man natürlich annehmen, daß die thermostatische Funktion, die wir nur bei hochentwickelten Thierorganismen vorfinden, sich allmählich, im Laufe der auf-

steigenden Entwicklung, herausgebildet hat; und mit dieser logischen Deduktion stimmt es überein, daß auch jetzt noch Uebergänge existiren, bei denen diese Funktion noch nicht mit der Präzision arbeitet wie bei der großen Masse der warmblütigen Thiere; und zwar findet man diese Uebergänge bezeichnender Weise gerade bei jenen merkwürdigen Ordnungen der Säugethiere, die auch wegen ihrer reptilähnlichen Anatomie auf der niedersten Stufe rangiren, nämlich bei den Kloakenthieren und Beutelhieren. Während man also bei den anderen Säugethieren im gesunden Zustande niemals eine höhere Temperatur als 40 und nur selten einige Bruchtheile weniger als 37 Grad Celsius findet, kann das Schnabelthier an einem kühlen Morgen eine Innentemperatur von 22 Grad zeigen und sich erst bei starker Mittagswärme auf 36,6 Grad erwärmen. Auch die viel höher stehenden Beutelhiere zeigen noch ziemlich erhebliche Schwankungen, wenn auch innerhalb einer geringeren Breite. Immerhin sind aber jene thermostatischen Mechanismen, die bei den höheren Wirbelthieren und beim Menschen in so wunderbar präziser Weise funktionieren, auch hier noch nicht zur vollständigen Ausbildung gelangt.

Welcher Kunstgriffe bedient sich nun die Natur, um diese staunenswerthe Wirkung hervorzubringen? Wie ist es möglich, daß der Mensch in den Tropen und in der Polarregion, im heißen Dampfbade und im kalten Wasser, bei angestrengter Arbeit und entsprechend hohem vitalen Verbrennungsprozeß wie bei Muskelruhe und geringfügiger Wärmeproduktion dennoch immer seine Innentemperatur zwischen 37,0 und 37,6 beibehalten kann?

Die Antwort auf diese Frage lautet, daß dem Thierorganismus im Allgemeinen die selben Hilfsmittel zu Gebote stehen, die auch bei den künstlichen Thermostaten in Anwendung gezogen werden, nämlich die Regulirung der Wärmeabgabe und die Regulirung der Wärmeproduktion.

Bei den künstlichen Thermostaten steht allerdings die Sache schon in der einen Beziehung viel günstiger als bei den lebenden, daß man sich dort nicht gegen eine Ueberhitzung durch übermäßiges Ansteigen der Umgebungstemperatur zu schützen braucht, sondern nur gegen eine zu starke Abkühlung, während die lebenden Thermostaten gegen beide Gefahren gewappnet sein müssen. Aber auch schon der Schutz gegen Abkühlung gestaltet sich bei den Warmblütern schwieriger als bei den Wärme- oder Brutkästen. Allerdings sind auch jene schon von Haus aus durch ihr Haar- oder Federnkleid und mitunter noch durch mächtige Fettschichten geschützt; und außer diesen von Natur aus vorhandenen schlechten Wärmeleitern werden solche auch noch auf künstlichem Wege, durch Bekleidung oder Nestbau, beschafft. Aber diese Veranstellungen können doch nicht verhindern, daß ein sehr großer Theil der im Körper erzeugten Wärme fast augenblicklich nach außen entweicht. Denn wenn auch die Haut selbst als schlechter Wärmeleiter nur wenig geeignet ist.

der inneren Wärme den Durchtritt zu gestatten, und diese Passage überdies durch die natürliche oder künstliche Bekleidung und die darin stagnirende Luftschicht noch erheblich erschwert ist, so wird sie auf der anderen Seite doch wieder dadurch in hohem Maße begünstigt, daß das ganze Hautorgan von einem Röhrensystem von Blutgefäßen durchzogen ist, in dem das warme Blut fort und fort circulirt. Die Haut ist also in dieser Beziehung geradezu als ein Kühlapparat anzusehen, dem immer neue Theile der Blutflüssigkeit aus dem Inneren des Körpers durch die Herzpumpe zugeführt werden und in dem sie mit der kälteren Umgebung oder mit den abgekühlten Theilen der Haut in Berührung gelangen. Aber dieses selbe Röhrensystem vermag doch auch wieder der Abkühlung des Körpers entgegenzuwirken, denn es besteht nicht aus starren Röhren von unveränderlichem Kaliber, sondern es beherbergt in seinen Wandungen kontraktile Muskelfasern, die je nach Bedarf die Richtung der Röhren verengern oder erweitern; und wenn nun bei sinkender Außenwärme die Gefahr naheerückt, daß die Körpertemperatur wegen zu starker Wärmeabgabe unter die Norm herabsinkt, dann werden die Leitungsröhren durch Verkürzung der sie circulär umspannenden Muskelfasern „gedroffelt“ und dadurch wird der Wärmeaustausch zwischen Blut und Umgebung auf ein geringeres Maß reduziert.

Genau das Gegenteil geschieht, wenn durch Erhöhung der Außentemperatur oder durch übermäßige Wärmeproduktion der Arbeit leistenden Organe eine Ueberhitzung des Körpers zu Stande zu kommen droht. In beiden Fällen, etwa im Dampfbad oder bei angestrenzter und dauernder Muskelarbeit, röthet sich bekanntlich die Haut dadurch, daß die selben Muskelfasern, die früher durch ihre Verkürzung das Röhrensystem der Haut verengt haben, nun durch ihre Verlängerung die Richtung der Blutgefäße erweitern. In Folge dieser Erweiterung strömt nun in der selben Zeiteinheit mehr Blut durch das ganze Hautorgan, wozu auch noch die Beschleunigung der Herzbewegung das Ihre beiträgt, und die Folge ist, daß — von den allerextremsten Fällen abgesehen — auch bei großer Hitze und bei starker Muskelanstrengung dennoch die normale Innenwärme nicht überschritten zu werden braucht.

Der Körper verliert aber an seiner Oberfläche nicht nur Wärme durch Leitung und Strahlung, sondern auch durch Wasserverdunstung; und bei vielen Kaltblütern spielt sogar diese Art von Wärmeabgabe an der durch schleimige Absonderungen angefeuchteten Körperoberfläche eine so wichtige Rolle, daß bei ihnen schon aus diesem einen Grunde eine Zurückhaltung und Aufspeicherung ihrer Verbrennungswärme im Inneren des Körpers völlig ausgeschlossen ist. Dagegen benutzen Warmblüter, deren Haut mit Schweißdrüsen ausgestattet ist, die Bindung der Wärme durch das verdunstende Wasser des Schweißes, um sich vor Ueberhitzung durch hohe Außentemperatur oder durch vermehrte Wärmebildung im eigenen Körper zu schützen. Nicht nur die Blutgefäße

der Haut erweitern sich also, sondern die Haut selbst bedeckt sich auch mit Schweiß, der verdunstet und die zu seiner Verdunstung nothwendige Wärme der von außen oder innen erwärmten Haut und dem sie durchströmenden Blut entzieht. Soll dagegen bei niederer Temperatur die Wärme zurückgehalten werden, dann verengen sich nicht nur die Blutgefäße der Haut, sondern die Schweißbildung stockt auch vollständig; und deshalb erscheint in der Kälte die Haut nicht nur blaß, sondern auch auffallend trocken.

Aber nicht alle Säugethiere besitzen Schweiß absondernde Drüsen in ihrer Haut. Sie fehlen dem Hunde vollständig, so daß er auf diesen wichtigen Behelf zur Bekämpfung der Ueberhitzung verzichten muß. Da hilft er sich denn in einer anderen Weise: indem er die Verdunstung an seiner inneren Lungenfläche durch ungemein beschleunigtes Athmen, das sogenannte „Zappen“, befördert und auch noch auf der weit heraushängenden Zunge Wasser verdunstet und dadurch Wärme binden läßt. Uebrigens beschleunigen auch die Menschen und andere mit Schweißdrüsen versehene Säugethiere in einem solchen Fall ihre Respiration, aber niemals in dem Maße wie der Hund, dem keine Wasserverdunstung auf der Haut zu Hilfe kommt.

Diesen mannichfachen Vorkehrungen zur Regelung der Wärmeabgabe stehen nun andere gegenüber, die dahin gerichtet sind, je nach Bedarf die Produktion der Wärme zu steigern oder zu verringern.

Jeder, der einmal versucht, den Zustand seiner Muskulatur während eines bewegungslosen Aufenthaltes in kaltem Wasser oder bei mangelhafter oder ganz fehlender Bekleidung in kalter Luft zu beobachten, kann sich überzeugen, daß in seinen Muskeln, abgesehen von den auch äußerlich wahrnehmbaren Zitter- und Schüttelbewegungen, eine ganze Scala nur subjektiv wahrnehmbarer Kontraktionen, vom leichtesten Frösteln und Ueberlaufen bis zu den kräftigsten, fast schmerzhaft empfundenen Spannungen, ablaufen kann. Nun ist aber jede Muskelzusammenziehung mit einem Verbrennungsprozeß verbunden, der sich durch Ausscheidung von Kohlensäure als Verbrennungsprodukt und durch Abgabe von Wärme kundgiebt. Diese Wärme fällt ganz gewaltig in die Wagschale, weil sich herausgestellt hat, daß man schon durch bloßes Nachahmen der Zitterbewegungen die Kohlensäureausscheidung und auch die Wärmeproduktion um volle hundert Prozent in die Höhe treiben kann, während auf der anderen Seite von mehreren Beobachtern übereinstimmend gemeldet wird, daß die Steigerung der Verbrennungsprozesse selbst bei niederer Außentemperatur so lange unterbleibt, wie es gelingt, die Zitterbewegungen und Muskelspannungen vollständig zu unterdrücken. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die in der Kälte auftretenden unwillkürlichen Muskelaktionen der drohenden Abkühlung dadurch entgegenwirken, daß sie mehr Wärme produziren als bei mittlerer oder gar bei hoher Umgebung-

temperatur, wo nicht nur instinktmäßig jede überflüssige Muskelbewegung vermieden wird, sondern die ganze willkürliche Muskulatur in einen Zustand der Erschlaffung geräth. Thiere, die man in einem Wärmesekant einer abnorm hohen Temperatur aussetzt, liegen flach auf dem Boden mit weit ausgespreizten Extremitäten, wobei sie ihre Muskeln auf das Aeußerste entspannen und durch Gewährung einer möglichst großen Oberfläche die Abgabe der trotzdem noch erzeugten Wärme erleichtern.

Obwohl wir also nach Alledem mit Sicherheit annehmen können, daß die thierische Wärme hauptsächlich in den Muskeln gebildet wird und daß die bei den Muskelkontraktionen erzeugte Wärme eine bedeutende Rolle bei der thermostatischen Funktion der warmblütigen Thiere zu spielen hat, giebt es dennoch auch Forscher, die diese Sache von einer ganz anderen Seite ansehen. Sie behaupten nämlich, es gebe besondere Wärme erzeugende Zellen, die nur die Funktion übernommen haben, im Bedarfsfall Wärme zu liefern, und zwar ganz unabhängig von den Kontraktionen der Muskeln. Auf diese spezifische Funktion vorläufig noch gänzlich unbekannter „Zellen“ glaubt man besonders daraus schließen zu müssen, daß kleine Thiere im Verhältnis zu ihrer Masse ganz unverhältnißmäßig mehr Wärme produziren als die größeren. In der That ist es in hohem Maße überraschend, zu hören, daß die Wärmeproduktion, die beim Menschen und beim Pferde 1,5 Wärmeeinheiten pro Kilo ihrer Masse beträgt, bei einem Hündchen von drei Kilo Gewicht schon auf 3,8, bei der Ratte auf 11,3 und beim Sperling sogar auf 34,5 Wärmeeinheiten pro Kilogramm Körpergewicht steigt. Und nun rechnet man so: Je kleiner ein Thier, desto größer ist seine Oberfläche im Vergleich zu seiner Masse und desto größer die Gefahr der Auskühlung bei niedriger Außentemperatur; wie ja auch von zwei Bleifugeln, die man auf die selbe Temperatur erhitzt hat, die kleinere viel schneller erkaltet als die größere. Wenn also der Abkühlung des thierischen Körpers durch Wärmeproduktion entgegen gearbeitet werden soll, dann müssen die kleineren Thiere relativ mehr Wärme produziren als die größeren; und man hat nun die Hypothese aufgestellt, daß bei allen Thieren, also bei den großen wie bei den kleinen, von jedem Quadratcentimeter Haut gleich viele Nervenimpulse zu den supponirten Wärme spendenden Zellen geschickt werden, so daß bei den kleinen Thieren mit ihrer relativ großen Oberfläche mehr Anregungen zur Wärmebildung von der Haut ausgehen als bei den großen, und zwar genau entsprechend dem Bedürfnis, indem für jeden Quadratcentimeter Haut, der Wärme nach außen entweichen läßt, eine entsprechende Wärmemenge im Inneren des Körpers gebildet wird.

Gegen diese Hypothese spricht nun vor Allem der Umstand, daß wir keinerlei Kenntniß von Zellen besitzen, die expref mit der Heizfunktion betraut

sind, und obendrein gilt hier der alte Wahrspruch: *Entia sine necessitate non sunt creanda*. Denn die Nothwendigkeit, neue Wesenheiten zu schaffen, besteht in unserem Fall thatsächlich nicht, weil wir in der großen Masse der fortwährend Wärme produzierenden Muskeln eine ausgiebige und völlig ausreichende Wärmequelle besitzen und weil sich ohne Schwierigkeit der Nachweis erbringen läßt, daß die Muskeln bei kleinen Thieren ganz unabhängig von einem vorhandenen Wärmebedürfniß eo ipso eine größere Thätigkeit entfalten und daher auch mehr Wärme produziren müssen als bei den großen.

Allgemein bekannt ist die größere Beweglichkeit der kleineren Thiere und speziell die größere Häufigkeit und Raschheit ihrer Bewegungen im Vergleich zu den selteneren und trägeren Bewegungen der großen. Auch Professor Rubner, der Urheber der früher skizzirten Hypothese, der ich hier entgetreten muß, hat diese Thatsache anerkannt, und zwar mit folgenden Worten: „Man könnte nun, wenn man große und kleine Thiere bezüglich ihrer Muskelthätigkeit mit einander vergleicht, wohl finden, daß die kleineren Thiere in der Regel beweglicher sind als die großen; allein auch diese Erklärung genügt nicht, denn wieder kann man fragen, wodurch denn die größere Beweglichkeit kleinerer Thiere eingeleitet werde.“

Die Beantwortung dieser Frage ist aber keineswegs so ausflüchtig, wie Rubner angenommen zu haben scheint. Freilich: die Erklärung, die annimmt, daß die kleineren Thiere deshalb häufigere Bewegungen machen, weil sie dem Wärmeverlust mehr ausgesetzt sind und weil sie diesem Verlust am Besten begegnen, wenn sie durch häufigere Bewegungen mehr Wärme produziren, ist schon aus dem einfachen Grunde nicht annehmbar, weil die kleineren Thiere auch in der Hitze beweglicher sind und weil der selbe Unterschied auch zwischen den kleinen und großen Kaltblütern besteht, obwohl diese unfähig sind, eine bestimmte Eigentemperatur zu erhalten. Wenn also Eidechsen an den besonnten Mauern pfeilschnell dahinschießen, während die Alligatoren sich bei der selben Temperatur nur träg fortbewegen, und wenn man ein ähnliches Verhältniß bei Fischen von stark differenter Größe in dem selben Aquarium beobachten kann, so müssen hier ganz andere Momente im Spiel sein als der instinktive Drang, sich durch die Bewegung zu erwärmen oder warm zu erhalten. Um aber diese Momente klarzustellen, müssen wir uns etwas eingehender mit den alternirenden Bewegungen der Thiere beschäftigen.

Es gibt im Thierkörper eine ganze Reihe von Bewegungen, die aus zwei oder mehreren regelmäßig alternirenden Phasen bestehen: Zusammenziehung und Wiederausdehnung des Herzens, Einathmung und Ausathmung, Schwimm-, Geh- und Flugbewegungen, Saugen, Kauen u. s. w. All diese Bewegungen stehen unter dem Einfluß des Gehirns oder Rückenmarkes und auch ihr Tempo wird von diesen Nervencentren bestimmt. Aber der Mechanis-

mus dieser Abhängigkeit bleibt so lange unverständlich, wie man dabei ausschließlich an Nervenimpulse denkt, die sich in der Richtung von den Centren zu den dabei thätigen Muskeln bewegen. Denn dann muß man entweder annehmen, daß nur ein einziges Centrum für den ganzen Komplex von Bewegungen existirt und dieses seine Impulse zu all jenen Muskelgruppen sendet, die die verschiedenen Phasen der Bewegung vermitteln: dann könnte man nicht begreifen, worauf die streng gesetzliche Aufeinanderfolge dieser Impulse beruht; oder man supponirt für jede einzelne Phase ein besonderes Centrum: dann versteht man erst recht nicht, auf welche Weise der regelmäßige Turnus der einzelnen Bewegungsphasen zu Stande kommt; und wenn man dabei an eine schwer verständliche Vermittelung von Verbindungsbahnen innerhalb des Gehirnes oder Rückenmarkes dächte, dann bliebe noch immer räthselhaft, warum bei den sicherlich geringen Entfernungen zwischen den Centren diese Vermittelung bei den großen Thieren so viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, warum also, zum Beispiel, die Hebungen und Senkungen der Flügel beim Kondor und beim Adler um so Vieles langsamer auf einander folgen als beim Kolibri oder gar bei der Fliege mit der abenteuerlichen Zahl von 350 Flügelschlägen in einer Sekunde.

All diese Schwierigkeiten entfallen aber mit einem Male, wenn man die Beziehungen zwischen den Nervencentren und den Muskeln nicht nur als einseitige, sondern als gegenseitige betrachtet. Daß von den Bewegungsorganen, und zwar nicht allein von den Muskeln, sondern auch von den passiv bewegten Theilen, den Sehnen, Bändern und Gelenkflächen, auf besonderen centripetalen Nervenbahnen Impulse zu den Centren gesandt werden, ist eine durch so viele Thatfachen gestützte Annahme, daß sie kaum mehr als eine nur hypothetische bezeichnet werden kann. Wenn wir nun bei den alternirenden Bewegungen annehmen, daß die von der einen Bewegungsphase centralwärts gesandten Impulse zugleich durch Vermittelung des Gehirnes oder Rückenmarkes den auslösenden Reiz für die Bewegungen der zweiten Phase zu liefern haben und daß diese Bewegungen der zweiten Phase wieder durch einen anderen Reflexbogen die Bewegungen der ersten Phase ins Leben rufen, dann begreifen wir nicht nur, wie der normale Turnus der Bewegungen für immer gesichert ist, sondern uns wird auch die gesetzmäßige Beziehung der Bewegungsfrequenz zu der Größe der Thiere vollkommen verständlich. Wenn also der Elefant 25 bis 28, der erwachsene Mensch 70 bis 75, die Katze 120 bis 140 und die kleineren Säugethiere und Vögel noch viel zahlreichere Herzschläge in der Minute zeigen und wenn ein ähnliches Verhältniß auch in Bezug auf die Athembewegungen besteht, so erklären sich diese Differenzen auf Grund der früheren Darstellung ganz einfach in der Weise, daß in Folge des weiteren Weges von der Peripherie zum Centrum und

wieder zurück der Nervenprozeß, der bei den Warmblütern ungefähr 30 Meter in der Sekunde zurücklegt, natürlich bei den größeren Thieren eine entsprechend längere Zeit für seine Passage durch den ganzen Reflexbogen beansprucht; und das Selbe muß auch für alle anderen alternirenden Bewegungen gelten, wenn bei ihnen ein ähnlicher Nervenmechanismus thätig ist. Auch beim Vergleich der Bewegungen des Kindes mit denen des Erwachsenen treten die Folgen der bedeutend kürzeren Weglänge zwischen Centrum und Peripherie bei dem Kinde sehr deutlich zu Tage, und zwar nicht nur in seinen raschen Zappelbewegungen, sondern auch in der viel größeren Puls- und Athemsfrequenz.

Daraus ergibt sich also, daß der kleinere Organismus nicht deshalb beweglicher ist, weil er durch stärkere Wärmeproduktion der stärkeren Abkühlung entgegenwirken muß, sondern er macht darum häufigere und rascher auf einander folgende Bewegungen, weil die Nervenimpulse, die die Bewegungen auslösen, viel kürzere Bahnen zu durchlaufen haben; und erst in weiterer Folge gewinnt das kleinere Thier durch die größere Wärmeproduktion der rascher auf einander folgenden Bewegungen den Vortheil, daß es mit ihrer Hilfe der stärkeren Abkühlung auf seiner relativ großen Oberfläche mit Erfolg begegnen kann. Was sich also auf den ersten Blick als eine besonders ingeniöse Einrichtung präsentiert, ist eigentlich nichts Anderes als die natürliche Folge der vorliegenden Verhältnisse. Hier kann unmöglich die Naturauslese eingegriffen haben, etwa so, daß die kleinen Thierspezies, die sich nicht rascher bewegten als die großen, durch Erfrieren ausgemerzt wurden; denn die kleineren Thiere müssen zu allen Zeiten auch kürzere Nervenbahnen besitzen und ihre Bewegungen daher rascher und häufiger ausgeführt haben als die großen. Aber eben so wenig besteht hier ein Bedürfnis nach den allermodernsten Schlagwörtern einer teleologischen oder prospektiven Kausalität, hinter denen sich doch nur die alte Idee einer bewußten und planmäßigen Schöpfung verbirgt, sondern auch hier, wie in jedem anderen Fall, wo uns vergönnt ist, einen tieferen Einblick in das kausale Getriebe der Lebensvorgänge zu gewinnen, zeigt sich, daß sich die scheinbar wichtigsten Einrichtungen doch immer nur als naturnothwendige Ergebnisse der herrschenden Bedingungen darstellen.

Man wird nun vielleicht einwenden, daß meine Erklärung zwar für die gewöhnlichen Verhältnisse und den freien Zustand der Thiere zutreffen mag, wo sie ihrem Bewegungsdrang ungehindert folgen können, daß aber auch die in Ruhe verbleibenden kleineren Thiere in dem selben Verhältniß mehr Wärme produziren als die größeren. Wenigstens wurde Das von Rubner für seine großen und kleinen Hunde behauptet, die nach seiner Angabe während des Versuches auf dem Boden des Käfigs zusammengerollt lagen. Dagegen ist nun zu bemerken, daß bei einem in voller Muskelruhe befindlichen Thier ein sehr beträchtlicher, ja, wahrscheinlich der größte Theil der Wärmeproduktion

von den niemals rastenden Herz- und Respirationsbewegungen herrührt. Aber gerade von diesen Bewegungen ist ja allgemein bekannt, daß sie bei kleinen Thieren um Vieles frequenter sind als bei großen, und es ist daher schwer verständlich, warum Rudner, ohne auf diesen wichtigen Umstand Rücksicht zu nehmen, seine Theorie der Abhängigkeit der Wärme liefernden Stoffzersezungen von der Größe der Körperoberfläche gerade auf diese im Respirationapparat unbeweglich daliegenden Hunde basirt hat. Oder sollen wir vielleicht glauben, daß auch der frequentere Herzschlag und die rascheren Athembewegungen von der größeren Zahl der von der Haut ausgehenden Abkühlungimpulse herrühren? Dann müßte ja bei höherer Außentemperatur, wo die Abkühlungsimpulse fehlen, auch eine Abnahme der Puls- und Athemfrequenz eintreten, während in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil eintritt. Aber auch die Vorgänge in den willkürlichen Muskeln müssen, wenn sie auch bei den eingesperrten Thieren noch so unbedeutend sind, von dem rascheren Abläufen der Reflexbogen bei den kleineren Thieren zu Gunsten der größeren Ausgiebigkeit ihrer Wärmezeugung beeinflusst werden. Und so glaube ich, wohl zu dem Ausspruch berechtigt zu sein, daß die relativ größere Wärmeproduktion bei den kleineren Thieren ohne Heranziehung unbekannter Wärme spendender Zellen durch einen bloßen Zuwachs von Muskelkontraktionen erklärt werden kann.

Dabei muß aber betont werden, daß ein solcher Zuwachs von Muskelarbeit zum bloßen Zweck der Wärmebildung sich nur selten im freien Zustand der Thiere zu den bereits aus anderen Gründen stattfindenden Bewegungen gesellen muß. Ist nämlich das Thier nicht durch den engen Käfig in seinen Bewegungen gehindert, dann erzeugt es durch seine willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen so viel überschüssige Wärme, daß es selbst einer ziemlich starken Herabsetzung der Umgebungstemperatur mit den bloßen Mitteln der physikalischen Wärmeregulirung, also vor Allem durch Verengung seiner Hautgefäße, begegnen kann und daher nicht genöthigt ist, den ohnehin vorhandenen Wärmeüberschuß noch durch besondere, auf Erwärmung hinielende Bewegungen zu vergrößern. Daß es sich thatsächlich so verhält, dafür besitzen wir ein werthvolles Zeugniß in der Mittheilung von Karl von Voit, daß die Militärpferde in den heißen Klimaten ungefähr so viele Kalorien in ihrer Nahrung verbrauchen wie in den kalten und im Sommer eben so viele wie im Winter. Damit soll gesagt sein, daß diese Thiere überall und zu allen Jahreszeiten schwere Arbeit zu verrichten haben, daß sie also immer einen beträchtlichen Ueberschuß von Wärme produziren und daß sie daher überhaupt nicht in die Lage kommen, einen Zuschuß von Wärme für thermostatische Zwecke zu erzeugen und ein Plus von Nahrung für dieses Konto zu sich zu nehmen. Nur wenn die Thiere durch enge Klausur an der freien Bewegung gehindert sind, kommen sie mit den Behelfen der physikalischen Regulirung

(Verkleinerung der Oberfläche durch Zusammenklauern, Verengung der Hautgefäße u. s. w.) nicht mehr aus und müssen daher auch zu vermehrter Wärmebildung durch Zittern oder objektiv nicht wahrnehmbare Spannungen der Muskeln ihre Zuflucht nehmen. Sind aber auch diese Bewegungen durch die Fesselung der Thiere behindert oder unmöglich gemacht und ist überdies durch eine erzwungene Stellung mit ausgebreiteten Extremitäten die Abkühlungsfläche der Thiere vergrößert, dann reicht die Wärme, die durch die Bewegungen des Herzens und der Respirationsmuskeln erzeugt wird, nicht mehr hin, um die durch die kältere Umgebung gesteigerten Wärmeverluste zu ersetzen, und die Folge davon ist ein rasches Sinken der Eigentemperatur bei den in so unnatürlichen Verhältnissen befindlichen Thieren. Wenn irgendwo, müßte in diesem Fall das Zufließen der durch die Abkühlung der Haut erzeugten Nervenimpulse zu den hypothetischen Heizapparaten seine Wirkung äßen; denn hier ist die Hautoberfläche, von der diese Impulse ausgehen sollen, noch größer als bei der natürlichen Haltung der Thiere. Und doch ist von einer solchen Wirkung in diesem Fall nicht das Mindeste zu entdecken. Wir werden also durch diese Beobachtung nur in der Ansicht bekräftigt, daß für die Annahme einer durch die Einwirkung der Kälte hervorgerufenen Wärmeproduktion außerhalb der sich kontrahirenden Muskeln und außer den anderen ihrer spezifischen Funktion obliegenden Organen keinerlei Nöthigung besteht.

Später will ich zeigen, wie die hier für die thermostatische Funktion des gesunden Organismus entwickelten Grundsätze durch die Erscheinungen bei der Störung dieser Funktion in den fieberhaften Krankheiten nach allen Richtungen bestätigt werden.

Wien.

Professor Max Kassowitz.



Die Schaubühne als industrielle Anstalt.

Vor einiger Zeit las ich folgende Worte eines geistreichen Dramaturgen: „Jeder Mensch ist darauf gefaßt, daß die Mehrzahl aller Kritiken tadeln muß“. Ich muß gestehen: Ich bin gar nicht darauf gefaßt; und stelle die Frage zur Diskussion.

Wer hält heute Theater? Geschäftsleute. Man betreibt eine Bühne, wie man eine Gasanstalt, einen Cirkus, eine Zeitung, eine Pferdebahn, ein Hotel betreibt. Der Geschäftsmann will ehrbar, schnell und reichlich sein

Brot verdienen. Wenn ich ihm mit idealen Forderungen komme, so sieht er mich schief an. „Was? Ich soll meine Stiebeln nach der medicinischen Venus formuliren? Wer kauft sie mir ab? Etwa Sie? . . . Ne, ich mach' sie egal vorne spitz und hinten mit englischen Absätzen.“ Er hat Recht.

Kann dem Theatervater heute eine Verpflichtung daraus erwachsen, daß Shakespeare unter seinen Vorgängern war? Dann müßte jeder Leir-
kastenfabrikant die Erbschaft des Stradivari und Amati vertheidigen. Oder wollt Ihr ihn auf nothgedrungene Prospekte festnageln? Auch das Winkel-, Provinz- und Revolverblättchen konstituiert sich in seiner Prospektanzeige als sittliche Nothwendigkeit.

Wer schreibt für Theater? In neun Fällen von zehn: Geschäftsleute. Einzelfirmen oder Doppelfirmen; und es giebt schon solche, die für Gründungen reif sind. Hat man das Recht, sie im Geschäftsbetrieb zu hemmen, weil auch Nischylos Stücke schrieb? Einer, der Cirkuspantomimen dichtet, ist unverletzlich und der Kritik enthoben: ist nun ein Dramenkonfektionär ein schlechterer Mensch oder strengerer Aufsicht schuldig, weil in seinen Fabrikaten gesprochen wird?

Ja, sagt Ihr: aber er nennt sich selbst einen Dichter. Gewiß: Das ist in vielen Fällen Unrecht. Der Mann nuzt ein altes Vorurtheil zu Gunsten seines Betriebes. Aber ich kenne Barbieri, die sich Haarkünstler, Köche, die sich Traiteurs, und Hühneraugenoperateure, die sich Anatomen nennen. Wem schadet es?

Wer besucht heute Theater? Leute, die den Zoologischen Garten besuchen. Die Castans Panoptikum besuchen. Die das Café National oder die Blumenfäle besuchen. Leute, die die Fliegenden Blätter lesen. Die die Gartenlaube lesen. Die das Kurzblatt lesen. Die Sacher-Masoch oder Ohnet lesen. Leute, die den Tag über sich mit Kunden geärgert haben. Oder Prozesse geführt. Oder ihre Miether gesteigert. Kurz, alle möglichen Leute. Diese Leute wünschen nicht, für ihre drei Mark erbaut, belehrt, gebessert, unterrichtet, erhoben, veredelt zu werden. Das ist ihr gutes Recht. Sie wünschen ferner nicht, feineren Kunstgenuß zu kosten, Höhenluft zu athmen, ästhetisch zu schwelgen, in den Tiefen der Seele zu erschauern. Das ist ihr gutes Recht. Sie wünschen, bequem zu sitzen, zu verdauen, zu lachen, Zweideutigkeiten zu hören, so weit es die Censur gestattet, hübsche Mädchen zu sehen, sich an die Badereise zu erinnern, lustige Gassenhauer zu lernen. Das ist ihr gutes Recht. Sie brauchen sich in ihren Unterhaltungen nicht bevormunden noch beschimpfen zu lassen. Sie zahlen ihr Billet bar und erregen kein Aergerniß.

Jährlich werden in Berlin, so schätze ich, etwa tausend neue Fassaden gebaut. Die meisten sind häßlich, einige so häßlich, daß sie die Straße un-

passirbar machen. Gegen diesen Skandal, den ich erleben muß, ob ich will oder nicht, schütze mich Niemand. Das Theater betrete ich auf eigenes Risiko, unter Kenntniß der Gefahr. Sehe ich mich enttäuscht, so kann ich im ersten Zwischenakt das Haus verlassen, nachdem ich den Billetschalter zertrümmert habe. Muß ich nun am nächsten Morgen hundertundzwanzig Zeilen lang mit anhören, wie mein Kritiker dem Dramenmenschen das Dichten beibringt? Ich weiß doch, daß Der es nicht lernt.

Wenn ein Theaterunternehmer, ein Theaterschreiber und ein Publikum sich zu gemeinschaftlicher Geschäftsabwicklung vereinigen, so sehe ich einfach nicht ein, warum a priori ein literarischer Vorfall gegeben und literarische Jurisdiktion zuständig sein muß. Der Theaterschreiber wird geneigt sein, es zu behaupten, gelegentlich auch der Unternehmer. Ihre Ansprüche sind zu prüfen. Sind sie berechtigt, so erfolgt eine Kritik, sind sie es nicht, so konstatirt man: ein Geschäftsdrama, — und andere Instanzen sind zuständig. Hat man überhaupt einmal den Gegensatz des Kunst dramas (Kunststück bedeutet etwas Anderes) und des industriellen Dramas festgelegt — wie man etwa in München den Kunstmaler vom Stubenmaler zu unterscheiden versteht —, so werden mit der Zeit beide Theile, die Stubendramatiker und die anderen, die Vortheile erkennen, die aus der Trennung erwachsen und sich gegen Verwechslung wehren.

Der Kritiker aber wird nicht nur des vielen Tadelns, sondern auch eines erklecklichen Theiles seiner schweren Arbeit überhoben. Immerhin wird er mehr als einmal im Jahr die Entstehung und Aufführung eines Kunst dramas verkünden; vielleicht wird es ihm gar in seiner Lebenszeit einmal beschieden sein, einen dramatischen Meister und dessen Werk zu proklamiren. Inzwischen mag er manchem hilflosen Talent die Wege weisen, manchem überschätzten Gedken die Maske lüften; mit der industriellen Menge der Produkte und Produzenten muß er nicht behelligt werden. „Denn der wahre Kritiker“, so schreibt Der, den ich anfangs citirte, „bleibt für mich ein Dichter.“ Ja, er ißt und soll es bleiben; und deshalb muß er des ewigen Tadelns, Mäkels und Schmähens überhoben sein.

Die Kenntniß aber und Würdigung der dramatischen Massenartikel mag den Foyers, Kaffeehäusern und Primanerlonventikeln überlassen bleiben; auch den vierten Seiten der Tagesblätter, wo unter mannichfachen Spitzmarken Verkehrsstörungen, Auktionen, Ueberschwemmungen und Selbstmorde ohne Mitleid, Nahrung und Parteinahme besprochen werden.

Renatus.



Sünde.

Es war einmal hunderttausend Jahre nach heute. Die Menschen hatten es herrlich weit gebracht; und in einer großen, prächtigen Stadt, am Fuß eines dunklen Berges, war der Mittelpunkt ihrer Kultur. Den Blütenzeim aller Zeitalter hatten sie für sich gesammelt und sich von Irrthümern zu emanzipiren, von Leidenschaften zu reinigen und von Glaubensstörheiten zu erlösen gewußt. In heller heidnischer Daseinsfreude blühten die Künste, die Wissenschaft war in die Geheimnisse des Kosmos gedrungen, keine Abgründe und Räthsel gab es mehr für sie, denn Forschung und Erfahrung hatten die Sphinx zu Boden gerungen. Die Gesetze des Geschehens waren ergründet, die Kräfte des Weltraumes erkannt und gewerthet und täglich mähten sich die Weisen, noch tiefer in die Gründe der Dinge einzubringen und schonungslos alle Rebel zu bannen, die zwischen Ursache und Wirkung liegen.

Da geschah es, daß über diese herrliche Stadt, über diese ganze Menschheit von damals das Entsetzen kam: eine wilde Furie mit flatternden Haaren, mit gierigen, brennenden Krallen, die sich einwühlten in zuckende Menscheneiber. Von Osten kam sie, von der hohen Sternwarte, die vor der Stadt lag. Dort war der Sitz der Weisen, die den Gang der Himmelskörper zu beobachten und zu erforschen hatten. Schon lange durchlief ein Gerücht die Stadt, das Niemand glauben mochte. Für schrecklichen Trug hielt man die Beobachtungen der Astronomen und sandte neue Gelehrte hinaus, die die Konstellationen prüfen und den Irrthum in der furchtbaren Berechnung herausfinden sollten.

Aber wie ein Orkan kam es von Osten herangebraust über die Stadt der Menschen, das wilde Entsetzen, die rüttelnde Furie, die alle Dämme ihrer Kultur durchbrach. Wahrheit war, was die Astronomen geschaut hatten. In rasender Eile näherte sich der Erde ein fremder Himmelskörper; und der Zusammenstoß brachte das Ende des Lebens, das Ende aller Hoffnungen und Leiden, aller Reime und aller Zukunft. In Todesfurcht und Grausen wand sich eine Welt und Verzweiflung durchrüttelte die Menschheit, die lange gezweifelt hat und nun ihr Ende schaute, weil sie wissend war.

Und sie verfluchte dieses Wissen, raste gegen die harten Gesetze der Naturwendigkeit und schrie nach Erbarmen, weil es andere Hilfe nicht mehr gab. In den Staub sank röchelnd der Troß von Jahrtausenden und der Uebermuth der Geschaffenen zerschmolz in der Lava des Entsetzens. Was Millionen Einzelner ertragen hatten, ohne zu Renegaten zu werden, ertrug die Gesamtheit nicht, da sie vertilgt werden sollte mit all ihren Samen, all ihren Reimen, nicht fortbauend durch Gezeugtes, zermalmt mit der dunklen Mutter, die so lange ihre Heimath gewesen war. Die Dämme der Schönheit waren fortgerissen von einer Verzweiflung, die aus grauen, urwilden Zeiten zu kommen schien, und Heulen und Zähneklappern war emporgestiegen aus düsteren, vergrabenen Schlünden. Die Blicke aber, die in die Gründe der Dinge eingedrungen waren, wandten sich jetzt nach oben. Tote, längst vergessene Götter wurden angerufen und Leiber und Seelen zerfleischt in bacchantischer Buße. Und gebrochen lagen sie da in den Gassen der Stadt der Städte, am Fuß des finsternen Berges und riefen die

Gottheit, die sie nicht kannten, nannten sie suchend bei all ihren Namen, auf daß sie sich offenbaren möge in Gnade und Herrlichkeit . . .

„Zahwe, bist Du es? O so offenbare Dich, Tausendjähriger, den wir verkannten! Oder bist Du es, Christ, Gottessohn? So vergieb den Zweifel den Staubgeborenen, die in frechem Uebermuth Dich Jhresgleichen wähten. Bist aber Du es, Donnerer, fürchtbarer Gott, so zerschmettere mit heiligen Blitzen die Frevler und laß leben, was voll ist des Lebens!“

Und sie rangen die Hände zum Himmel empor.

Aber nicht vom Himmel kam ihnen Antwort: sie kam aus der Tiefe, aus dem schwarzen Schoß, der der Vernichtung entgegentreiste. Mit schrecklichem Getöse barst der Boden am Fuß des dunklen Berges und eine gelbe Flamme schlug lobernd auf. Entsetzen lähmte die zitternden Menschen und sie meinten, schon sei das Ende gekommen. Aber aus der Flamme drang eine schreckliche Stimme, weithin hallend durch die Stadt der Städte, lachte Hohn und sprach: „Jetzt sucht Ihr die alten Götter! Sie werden Euch helfen und noch einmal erlösen. Aber nur, wenns Euch gelingt, ein Sühnopfer zu finden, das den Urgrund Eurer Verbrechen in sich trägt. Findet Ihr solch ein Wesen, so seid Ihr gerettet und über dies Opfer allein kommt dann die ewige Vernichtung. Und nun rüstet Euch, hinauf zu pilgern auf den dunklen Berg der Verzweiflung, den Ihr noch niemals erklommet. Uebersteigt die schrecklichen Schlünde, überwindet die gräßlichen Tiefen, zerreißt Eure Hände an dem spizen Gestein und suchet, suchet! Oben auf dem Berg der Verzweiflung ist der Hain des Lebens. Dort wird sich die Gottheit Euch offenbaren und ihr mögt Ihr künden, ob Ihr das Sühnopfer fandet. Und dürft Ihr dort oben bleiben, so seid Ihr gerettet. Wehe Euch aber, wenn Ihr wieder herabgetrieben werdet in die Stadt der Städte! Hinauf also! Diesen Rath gab Euch Satan!“ Noch ein fürchtbar gelendes Lachen schlug aus der Flamme empor; dann verschlang der Boden das Feuer und Alles ward still.

Die Menschheit aber hob die blickende Stirn voll Grauen und voll schrecklichen Muthes. In langem, endlosen Zug schlossen sich eng an einander Männer, Weiber und Kinder; und langsam klawm es empor. Der dunkle Berg der Verzweiflung ward betreten, auf daß es sich offenbaren möge unter Schrecken und Nothen, wo der Urgrund der Sünde sei.

Und siehe: nicht die Jüngsten und Stärksten erreichten zuerst über Grauen und Todesfurcht den Hain des Lebens. Ueber den ganzen Berg hinunter dehnte sich noch der lange Zug und in den Schlünden lagen schon zerschmettert Unzählige, als die sieben greifsten Männer der Stadt als die Ersten anlangten. Sinnend und berathend waren sie dem Zuge vorangeschritten und, den Blick nach innen gekehrt, festen Schrittes über das Entsetzen emporgestiegen. In wilden, finsternen, ringenden Massen schob sich der endlose Zug ihnen nach, den die sieben Weisen zu erlösen hofften, weil sie das Sühnopfer gefunden hatten.

Und als sie den Hain des Lebens betraten, strömte ihnen eine Luft entgegen, die sie niemals geathmet, voll fremder, köstlicher Däfte. Nie gesehene Pflanzen glühten in tausend Farben und goldene Früchte hingen schwer und üppig neben den Blüthen. Durch die Luft schienen Wesen zu schweben, die sie

nicht ersehen konnten; aber sie hörten den Schlag ihrer Flügel, der rhythmisch an ihr Ohr klang, wie süße, ferne Melodie. Aus dem Reich einer Blüthe schoß manchmal blitzschnell etwas Graues, Bartes in die Höhe, — form- und wesenlos wie eine Seele . . .

Die Menschen aber sanken in die Knie, in brünstigem stillen Gebet, und ihre Seelen beschworen die Gottheit.

Licht kam es herangeschwebt aus dem bläulichen Walde, der in den Lüften zu wurzeln schien. Und eine eiserne Stimme schlug an das Ohr der Menschen: „Erdgeborene, nicht würdet Ihr den Anblick der Gottheit ertragen. Darum wird sie zu Euch treten in Eurer Gestalt.“ Und der Lichtkreis wurde dichter und dunkler und vor den Greisen stand ein Jüngling. Ein Schäfer schien er seiner Gewandung nach; ein helles Band war um seine Schläfe gewunden und die frohen Augen strahlten wie Sonnen. „Wer bist Du?“ fragte der Älteste; und sie wichen scheu vor dem Jüngling zurück, der im Lichtglanz stand.

„Ich bin, was ich Euch nicht scheine. Ich bin der Schreden, der Euch zermalmen würde in wahrer Gestalt, die Zeugungskraft des Lebens, der Geist der Erhaltung. Ich bin der Ursprüngliche, der immer war und immer sein wird.“

Da sanken sie nieder vor der Urgewalt, die erschienen war in lichter, lieblicher Form. Die Gottheit aber stand da im Glanz und ihr Sonnenbild hob die Menschen vom Boden empor.

„Was trieb Euch, die Gottheit zu suchen?

„Herr, wir kommen, Dir ein Sühnopfer zu bieten, das Du zermalmen mögest statt unser, weil es den Urgrund der Sünde in sich trägt.“

Und wieder ertönte die Stimme:

„Wen fandet Ihr?“

Da trat Zelatusius vor, der älteste der Greise, den sie zum Sprecher erwählt hatten. In seinen Augen glomm ein düsteres Feuer und anlagend hob er den knöchernen Arm: „Herr“, begann er, „wir waren ein schlechtes und sündiges Volk. Wir hatten den Glauben preisgegeben und freches Wissen erworben für die verlorene Demuth. Du aber straftest uns mit unserem eigenen Wissen, das uns sehend machte für die Schreden des Endes. Und so kehren wir heulend und zähneklappernd über den Berg der Verzweiflung hierher zurück, von wo wir einst vertrieben wurden mit flammendem Schwert.“

Er starrte in die bläulichen Stämme des Haines und es war wie ein Wiedererkennen, wie eine dämmernde Ahnung des Ursanges. Dann wandte er das Antlitz nach der anderen Seite, von der sie gekommen waren, und blickte in das graufige Geklüft des schwarzen Berges, über den es sich langsam aus der Tiefe heraufwälzte wie ein dunkles Meer . . .

„Wer aber, o Herr“, fuhr Zelatusius fort, „trägt die Schuld daran, daß wir diesen göttlichen Hain verloren, daß wir freche Frevler wurden, die einbrangen in die heiligsten Geheimnisse des Lebens, und daß wir heute süßend hierherpilgern über Nacht und Todesgrauen? Wer war das Wesen, das uns den blinden Glauben genommen, das uns zum Forschen geführt, das den Arm ausstreckte nach der schrecklichen Frucht der Erkenntniß? Das Weib war es, Herr, Eva, die sich nicht genügen ließ an dem üppigen, ruhevollen Leben im göttlichen Hain, die aufrührerisch weiter und weiter drang, bis sie zu dem Baum

kam, von dem sie, die verfluchte Sänderin, mit lächelndem Munde den Apfel brach. Sie hat uns zum Zweifel geführt, sie ist die Mutter unseres Falles, der Urgrund unserer Verderbniß. Und über sie, o Herr, ergieße drum alle Schrecken der Vernichtung und erhalte uns, die reuig zurückkehren zu Dir, um Deinen Hain in Demuth und blindem Gehorchen, nicht grübelnd und forschend, rein und sündelos zu bewohnen.“

Er schwieg. Und der Jüngling mit der lichten Stirn und den frohen Sonnenaugen wandte sich langsam zu den bläulichen, verschwimmenden Stämmen des Waldes: „Seele Ewas, löse Dich aus der Umföhlung des Ulls und werde noch einmal die Form, die Du gewesen!“

Und in den bläulichen Stämmen begann es langsam zu glühen. Lange, feurige Streifen wanden sich in einander wie Schlangen und flutheten zusammen in eine einzige Woge, die roth und heiß, wie flüssiges Kupfer, heranwallte durch den Hain. Und als sie nah war seinem Rande, da tauchte Ewas weißes Gesicht und ihr schneeiger Leib aus der rothen Lohc ihres Haares. Und am Rande des Haines blieb sie stehen; ringelnd und wallend und fluthend stieß das Haar über den Sünde begehrenden, Sünde gewährenden Leib, ihn bergend vor den starren, fiebernden Blicken der Menschenweisen, denen urplözlich alle Teufel der Verdammniß in einer einzigen Form entgegensprühten.

Und der Jüngling wandte sich ihr zu: „Jene klagen Dich an, die Urheberin des Verderbens zu sein und der Urgrund ihrer Vernichtung.“

Da erklang die Stimme Ewas sanft und lieblich wie Flötenton: „Nichter Geist, ich habe gesündigt; aber siehe: ich bin ohne Reue. Schimmernd strahlte die Frucht vom Baum und ihr gälbener Glanz trieb mich ruhlos umher. Bleiern lag auf uns die Schwüle des üppigen Tages. Aber rund und lockend, voll süßer Verheißung hing über uns die Sünde. Adam aber schloß im Schatten des Baumes. Ich stand vor der Frucht und blickte zu ihm hinüber und sah dann wieder zu dem goldenen Geheimniß empor. Und während die Schlange die süße Verlockung in mein Ohr raunte, durchdrang mein frevelnder Blick die goldene Schale und ich sah darin den Sturm, nach dem wir hier schmachteten, und das Meer in wilder Empörung und die graue Noth und den rieselnden Schweiß und das goldene Brot der Erde; und weiter sah ich das Licht der Tiefe und das blaue Geheimniß des Lebens und — zuletzt — die purpurne Lust: den Strom des Lebens sah ich entfesselt und aus den Wonnen des wilden Kampfes sah ich Erkenntniß glorreich erstehen. In heißer Begierde erbebt da mein Arm, ich strecke ihn aus und brach — mit lächelndem Munde — die Frucht.“

„Herr, Du hörst es!“ rief Zelatusius. „Durch sie sind wir gefallen, durch sie in das Leben gestürzt!“ Und sie fielen nieder und zerrissen ihr Gewand und hoben wild und drohend die Arme gegen die Sünde, die im Hain des Lebens stand.

Doch urplözlich war der Jüngling verschwunden und Nebel entstiegen dem Boden, auf dem er gestanden; sie ballten sich fester und dichter, bis es eine riesige, düstere Wolke ward, aus der eine gewaltige Stimme fürchtbar ertönte: „Wohl hat sie Euch das Paradies genommen und Euch ins Leben gestürzt. Aber nicht will ich sie vernichten dafür. Damit das Urgezeugte sich weiterpflanze und die Gattung den Erdrkreis umspanne in all seinen Höhen und Tiefen —

bis dieser Erdball selbst verschwindet und Raum giebt für neue Gestaltung —, sandte der Geist der Erhaltung in den Hain der Schöpfung die Sünde. Ihr aber, Ihr Menschen, Gefrorenen, Bähenden und Widerrufenden, keine Urkraft ist mehr in Euch, die erhalten zu werden verdient. Welket, wie auf dem Felde die Frucht. Eva allein bleibe; zu neuer Befruchtung, wenn neue Formen des Lebens harren. Und wenn Eure Welt zerbricht und aus Dämpfen und Gasen neue Welten sich formen, so vergehe rest- und samenlos alles Gewesene und nur Eva bleibe erhalten, auf daß sie immer wieder glorreiche Sünde begehe!“

Näher und näher kam die dunkle Wolke. In wilhem Entsetzen wandten sich die Greise und flohen den Berg der Verzweigung hinab. Das dunkel heraufdrängende Meer griff sie, brandete hoch auf und brauste mit der Beute in die Tiefe zurück.

Hoch oben aber, im Hain des Lebens, stand wieder der Jüngling vor dem Weibe. Hell und zart umflatterten sie die Seelen und ihr schwirrender Flügelschlag durchtönte die Luft in sehnsüchtiger Ahnung. Von der Erde strömten graue Dämpfe empor, die wie tanzende Mädchenleiber durcheinander wallten.

„Hörst Du, o Eva, den Triumphgesang der Töchter des Chaos? Sie freuen sich, daß nun bald das All ihnen wieder gehöre. Doch anders will es der Geist der Erhaltung. Neuer Anfang entsteige dem Untergang und neues Leben gebäre die Sünde. Noch einmal, Eva, empfangе, in liebevoller Inbrunst, ein neues Geschlecht.“

Da sank das Weib in die Knie und hob flehend die Arme: „Herr, wer soll mein Genosse sein?“

Langsam hob sich die gebietende Hand und wies in die dämmernden Stämme des Haines: „Wähle, o Eva, unter allen Seelen, die jemals gewesen. Stoff und Form werde der erwählte Geist und bleibe mit Dir erhalten. Nicht mehr in des Einzigen Arme wirst Du wahllos getrieben; den Gatten erwähle Dir selbst.“

Da trat sie hervor mit fliegendem Fuß. Buhlerisch hob der Wind das brennende Haar, daß es zurückwallte von dem leuchtenden Leib und flatternd mit-tanzte im Spiel der balsamischen Lüfte. „Sei gepriesen, o lichte Gottheit des Lebens! Wieder höre ich ihn rauschen, den heiligen Strom in diesem pulsenden Leib, und wieder fühle ich im Herzen lodern die süße Begierde. Und doch ist Eva voll banger Zweifel, denn der Sünde flammende Seele erglüht in Sehnsucht nach einer Vermählung, die nicht der Niedergang sei ihrer selbst. Ein Geschlecht möchte ich gebären, das mir gleich sei an glorreicher Sündigkeit, das niemals winselnd im Staube liege, wie die Gattung, die ich von Adam empfang. Stolz und kühn erhebe es sich über den Staub, und wie die Mutter mit lächelndem Mund den Arm erhob nach der goldenen Frucht, so greife es kühner noch und mit frohlockendem Blick bis zu den goldenen Sternen empor! Und darum flehe ich zu Dir, o Geist des Lebens: Laß mich untergehen mit Jenen, wenn ich den Gatten nicht finde! Dem Chaos überlasse dann in ureigner Gährung neue Gestaltung. Die Sünde aber vergehe, — oder sie sei Mutter der glorreichsten Welt!“

• Und der Jüngling sprach: „Es sei, wie Du begehrt.“

Düste entstiegen dem Boden, berauschend und schwer. Sie umwallten

den schönen Leib und zogen ihn langsam herab auf den blühenden Grund, wo schlummermüde die Augen sich schlossen und Eva, das Weib, zu neuer Erweckung ent schlief . . .

Da sie die Augen aufschlug, stand ein Landmann vor ihr und sprach: „Gieb mir die Hand, Eva, und laß uns den Samen neuer Menschheit streuen. Kraft und Arbeit, Ringen und Mühsal: Das ist das Leben. Laß uns dem Geist der Erhaltung dienen! Und während ich treu und rastlos der Welt ihre Kräfte entringe, mögest Du über mir in Schönheit der Mutter erstrahlen.“

Sie aber sah ihm tief in die Augen und ein Schauer durchlief den warmen Leib. „Dich erkenne ich, o Erdensohn! Dich erfaß das Auge des ersten Weibes. Blut und Schweiß zeichnen Deine Spur und vom Staube kommt und zu Staube wird der Same, den Du verstreust. Nicht Deiner harret Eva im Hain des Lebens.“

Und während der Landmann ihren Blicken entschwand, kam aus den bläulichen Stämmen des Haines ein Rede daher, stark und schön wie ein Aieiensohn. Des Böwen gelbes Fell hing um den gewaltigen Leib und die mächtige Hand schwang spielend in den Lüften die Keule. „Mit der Kraft allein“, sprach er, „vermähle sich Eva!“ Und schon streckte er den Arm aus, um die Schimmernde an sich zu ziehen. Sie aber wich zurück und ihre abwehrenden Hände kannten den Schredlichen. „Herrlich anzusehen bist Du, Heros, in furchtbarer Schöne! Aber zermalmen würde sich Dein Geschlecht und zerfleischen und Leibes Noth und blutiger Tod wäre sein ewiges Erbe. So weiche von mir und lasse die Sünde im Hain des Lebens!“

Da zerfloß die Heroengestalt zwischen den Stämmen des Haines, als wäre sie niemals gewesen. Aus dem Dunkel aber trat ein Mann in langem Büßergewand. Sinnend maß sein ernstes Auge das Weib, das vor ihm stand. Und er sprach: „War einst ein Königssohn. Der stieß Brunt und Lüfte von sich, ward ein Bettler und wandte sich ab vom Leben; nun aber kehrt er noch einmal zurück, um es zeugend zu überwinden.“

Da erbehte Eva in ehrfurchtvollem Erkennen. „Groß ist Deine Weisheit, Erhabener. Aber was Du zeugtest, würde nicht leben, — in schwankendem Dämmern würden ihm goldene Tage verrieseln. Und doch wäre das von Dir Gezeugte voll heißer, gefesselter Sehnsucht, — weil es die Sünde geboren. Ueberwunden wohl wäre das wollende Leben, Herrscher aber der lüsterne Traum. Vermindert wäre die Freude, gemehret der Schmerz. So wende Dich ab von mir, Geist der großen Ruhe, und gehe heim, — ins Nichts!“

Da wandte sich die Lust und Leid verneinende Seele der ewigen Heimath zu und der Schemen entschwand den Blicken des Weibes.

Aber aus dem Hain des Lebens erstrahlte ein bläuliches Licht. Still und heilig erglomm es und wuchs und wuchs: und in dem milden, leuchtenden Glanz stand der herrlichste Menschensohn. Selig leuchtete sein Antlitz der Sünde entgegen und unter Dornen erstrahlten die Augen der Liebe. Und es klang wie Orgelton durch den Hain: „Um des heiligen Werdens willen steige ich hernieder vom ebenedeiten Kreuz meiner Leiden . . .“

Die Sünde aber sank in den Staub vor der Lichtgestalt. In Anbetung berührte der lustvolle Leib den Boden, des Auges schillernder Bliß ward gebändig in Demuth und die aufrührerische Lohe des Haares sank nieder aus

zügelnder Höhe, in frommen Wellen sich schmiegend zu den durchbohrten Füßen des Menschensohnes . . . Und in Verzückung hob sie das süße Antlitz zu ihm empor: „Du Gnadenreicher neigst Dich zu Eva? Die Liebe umfängt die Sünde? . . . Doch Du bist stärker als ich. Entsühnen würde sich die Sünde in Deiner himmlischen Nähe und Eva würde vergehen, — in Dir. Aber der Geist der Erhaltung will, daß die Sünde bleibe, wenn neues Leben sich formt. Und so löse Du Dich wieder in lichten Frieden, o himmlischer Geist; mir aber öffne das Chaos die Arme!“

Die Lichtgestalt verschwand, Eva aber erhob sich vom Boden und stürzte an den Rand des Abgrundes hin. In heulendem Triumphgesang fuhren aus der Tiefe die Töchter des Chaos, umbrausten höhnisch den leuchtenden Leib, durchwühlten grimmig das flammende Haar. Ein dumpfes Getöse drang von der Erde empor und giftige Gase entquollen ihrem berstenden Schoß. Raute Eva herab in den schrecklichen Schlund?

Rettingerassel ertönt im Hain des Lebens. Eva wandte das Antlitz und sah von fern einen Mann heranstürmen in schrecklicher Pracht. Immer näher kam er. Zerrissene Ketten schlugen den Boden und ein Pantherfell hing in Fetzen um den stählernen Leib. Als er aber ganz nah war, durchbedte ahnungsvolle Wonne das Weib; denn aus den Augen des Stürmenden strahlte der Geist, seinen Leib durchpulte die Kraft, Liebe lächelte sein Mund und sündiges Wissen leuchtete aus seinem Antlitz. Ueber seinem Haupt aber schien es zu funkeln und zu sprühen in gelbem, zuckendem Licht: und so wie sie da stand, umwallt von der rothen Lohe der Sünde, so stand er da, umleuchtet von den Blitzen des Frevels.

„Wer bist Du, Starke?“ fragte Eva und schritt ihm entgegen in bebender Lust.

„Der für die Geschaffenen die Flamme des Lebens stahl, wie Du für sie den Apfel der Sünde brachtest. An den Felsen schmiedete mich dafür ein ängstlicher Gott, mit Ketten, die ich Jahrtausende lang knirschend ertrug. Um in ihren Felsen tobten des Okeanos wüthende Töchter, brauste des Windes rasende Brand. Und das Leben rollte vorbei in wildem Getöse, bis der Tag der Vernichtung kam. Da sah ich die Sünde im Hain des Lebens harren. Und wieder baute sich die gefesselte Hand in titanischem Trotz, Riesenkräfte gab mir noch einmal die göttliche Bier: ich sprengte die Ketten und stürmte hierher, — die geliebte Flamme zu retten. Mein ist nun Eva, die lichte Sünde, und von mir empfangen sie das Geschlecht der werdenden Welt, stark und frevelnd wie ich, süchtig leuchtend wie Du!“

Das Weib aber rief, im Rausch höchster Lust: „Dir allein vermählt sich das sündige Wollen; denn Du bist die That.“

Heulend warfen sich die Töchter des Chaos zwischen die Weiden und von der Erde stieg der Orkan tosend empor. Doch der Mann drang durch Kampf und Sturm und schwang hoch in den Lüften die brennende Fackel, die er aus göttlicher Halle einst stahl. Und lodern ließ die Flamme die Töchter des Chaos, Gase und Dämpfe entzündend: und gelbe, tödende Lohe wallte zur Erde herab.

Ueber der vergehenden Welt aber umschlang der Mann das Weib, Phosphorosfrevell die fruchtbare Sünde.

Der Baumwollcorner.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1902 war von den Baissiers auf den Baumwollmärkten die Mär verbreitet worden: so viel Baumwolle wie diesmal wuchs noch nie; alle Spindeln der Welt können diesen Erntesegen nicht verarbeiten. Die besser Unterrichteten, die, unter der Führung des new-yorker Händlers Th. Price, dem Schwindel dadurch zu begegnen suchten, daß sie die stürmischen Herbstangebote der Baissiers aufnahmen, wurden schnell stolpirt, weil ihr Kapital nicht ausreichte, um die aus der neuen Ernte voreilig herangeschleppten Massen abzunehmen und durchzuhalten. Gegen eine normale Lieferung von monatlich 7 bis 800 000 Ballen drangen in den ersten Monaten Posten von einer Million und darüber auf den Markt. Das verstärkte natürlich den Glauben an eine außergewöhnlich gute Ernte. Price erlag im Dezember den Baissiers. Wie wenig aber die forcierten Herbstlieferungen mit der Thatsache einer besonders reichlichen Ernte zusammenhängen, kann man heute aus der Statistik erkennen. Die Ernte des Betriebsjahres 1902/03 lieferte 10 758 000 gegen 1901/02: 10 701 000 und 1900/01: 10 425 000 Ballen. Die Monate lang von den Baissiers, unter freundlicher Beihilfe der Börsenpresse, verbreiteten Schätzungen aber hatten auf zwölf bis dreizehn Millionen gelauret.

Nicht lange nach der Abschlagung Prices unternahm D. Sully noch einmal den Versuch, den Preis der Baumwolle zu heben. Er war glücklicher als Price. Die übertriebene Ernteschätzung war inzwischen allgemeiner erkannt worden und es gelang Sully, eine Steigerung des Preises von dem Tiefstand von 8 Cents auf den etwa als normal anzusehenden Stand von 10 Cents herbeizuführen. Nachdem Sully diese Besserung erreicht hatte, zog er sich im Mai mit einem anständigen Nutzen bescheiden zurück. Und nun begannen die der Herbstbaisse direkt entgegengesetzten Gewaltakte Browns. William B. Brown hatte die Bestände Sullys in wirklicher und in papierner Baumwolle zu Preisen von 9 $\frac{1}{2}$ bis 10 Cents übernommen. Er brachte nun so still wie nur irgend möglich alle anderen von den Baissiers vorliegenden Mai- und Juniangebote an sich und nahm zugleich alle greifbaren Bestände aus dem Effektivmarkt unter seine Obhut, noch ehe die Baissiers merkten, was los war. Als dann der Junitermin kam, hat Herr Brown — gegen alle Spielregeln — die Herren Kontrahenten nicht um Zahlung der Selbstdifferenzen, sondern um Baumwolle. Eine Panik brach aus. Was Herr Brown nicht vorher schon schon gegriffen hatte, wurde nun von den Baissiers von allen Lagern in aller Eile herbeigeschleppt, natürlich unter sprunghafter Steigerung der Preise. Man hoffte, Herrn Brown überfüttern zu können. Der aber hatte gut vorgesorgt, mit Speicherraum wie mit Geld. Er nahm alle Waare an und war so in der Lage, mit Denen, die sich nicht mehr hatten decken können, in der letzten Terminwoche auf der Basis von ungefähr 14 Cents zu reguliren. Sein riesiger Gewinn lockte einen großen Schwarm Duffibers herbei, all die Dummen, die immer meinen, man brauche dem Glücklichsten nur nachzuäffen, der „gegebenen Konjunktur“ nur zu folgen. Herr Brown hat sie arg enttäuscht; er spielte ihnen noch schlimmer mit als vorher seinen Segnern. Nachdem die Rückseite in der ersten Juliwoche, im Vertrauen auf Browns Glück und Klugheit, tapfer „gekauft“ hatte, ließ Herr Brown zu Beginn der zweiten

Woche durch seine Agenten plötzlich Verkaufsordres auf den Markt regnen, als sei er pleite. Auch seine Gegner vom Juni, die Baissiers, waren thöricht genug, auf diesen Hummel hineinzufallen. Sie brachen mit Verkäufen auf den Markt, um dem, wie sie glaubten, toten Brown zur Revanche für den Juni noch das Letzte vom Leibe zu ziehen. Die Komödie dauerte aber nur drei Tage, vom sechsten bis zum achten Juli. Diese drei Tage hatten genügt, um die Außenseite, die zu 13 und 14 Cents gekauft hatte, abzuschlachten. Brown, der noch große Schlüsse zu höchstens 11 Cents im Portefeuille hatte, durfte den Preis vom sechsten bis zum achten Juli getrost bis auf 12 Cents senken: trotzdem blieb ihm noch 1 Cent Nutzen und 2 Cents gewann er von seinen unklugen Mitläufern, die acht Tage früher zu 13 und 14 unwillentlich durch seine Hintermänner von ihm gekauft hatten und denen er nun die Scheine für 12 Cents wieder abnehmen ließ. So war, als der neunte Juli über dem Reichenfeld der Außenseiter anbrach, Herr Brown von den Mitläufern befreit und sah die berufsmäßigen Baissiers, ganz wie im Juni, wieder in seinem Netz zappeln. Einen Durchbruchversuch unternahmen die Baissiers noch an diesem Tage: sie warfen Herrn Brown ein Angebot von einer halben Million Ballen entgegen. Das genirte ihn aber nicht; in seinem Portefeuille hatte noch mehr Platz. So hatte am zehnten Juli der Preis den vollen Hochstand wieder erreicht und nun kamen die letzten Phasen des Verzweiflungskampfes: Baissiers c/a Brown. Aus den Spinnereien schleppte man die zur Verarbeitung bestimmte Baumwolle wieder heran, aus Europa wurden von den Märkten und den Fabriklagern viele Tausende von Baumwollballen aufgekauft und nach New-York zurückgebracht. Millionen Spindeln standen still, zweihunderttausend Arbeiter wurden entlassen, zum Theil, weil den Fabriken der Ankauf von Rohmaterial bei dem geltenden Wucherpreis unmöglich war, zum anderen Theil, weil viele Fabriken vorzogen, die vorhandenen Materialbestände unter großem Gewinn zu verkaufen und lieber bis zur neuen Ernte zu feiern. All diese mit Millionenopfern von den Baissiers unternommenen Anstrengungen blieben fruchtlos. Herr Brown war nicht tot zu kriegen; er nahm schlang jede Lieferung auf, die man ihm präsentirte. Heimlich verschaffte er sich dadurch Luft, daß er einzelnen der mit Stillstand bedrohten Fabriken, gegen die Verpflichtung zur Verarbeitung, Rohmaterial zu Vorzugspreisen abgab. Im Uebrigen aber stapelte er auf, was man ihm brachte. So ging es den Juliverkäufern, wie es den Junileuten gegangen war: sie wurden bei der Regulirung haarsträubend nach ihrer Leistungsfähigkeit von Brown „gewerthet“; er nahm ihnen genau Das ab, was ihnen genommen werden konnte. Das selbe Schauspiel wiederholte sich im August. Der erste September sah schon die ersten Ladungen neuer Ernte. Herr Brown hatte drei Monate am Spieltisch ausgehalten und hatte nun ein gutes Recht, kalte Füße zu bekommen. Septembergeschäfte hatte er wohlweislich nicht mehr entritt. Von seinem Reserverlager von rund 200 000 Ballen gab er nun die Hälfte zu Vorzugspreisen in den Konsum; die andere Hälfte behält er sich vorläufig zum Andenken, denn sie ist zum Verspinnen nicht brauchbar. Die new-jorker Börse sind nämlich der Ansicht, die Börse sei nicht der Baumwolle wegen, sondern die Baumwolle wegen der Börse da. Deshalb ist die an der Börse als „lieferfähig“ anerkannte Type unter die schlechteste Qualität gesetzt, die noch spinnfähig ist. Bei regulärem

Verlauf des Spielgeschäftes wandert diese Spielwolle, ganz wie die Spielmarken beim ehrsamem Spiel, immer zwischen den Parteien hin und her. An einem Ultimo dient Müller sie dem Schulze an, am anderen Ultimo Schulze dem Müller. Diesmal haben sich nun, wegen der langen Dauer des Corners, all diese Spielballen in Browns Besitz gesammelt. Und ich will jede Wette eingehen, daß Brown schon darüber nachdenkt, an welchem Herbsttermin er mit diesen hunderttausend Ballen Quark den von ihm jetzt so gesteigerten Baumwollenpreis in Grund und Boden rutmiren will*).

In der Textilindustrie der ganzen Welt gährt es jetzt; man will sich nicht länger gefallen lassen, daß das Schicksal von tausend Fabriken, von hunderttausend Arbeitern von einem Herrn Brown abhängt. Man erstrebt ein internationales Verbot des Baumwollterminhandels. Ich halte von solchem Streben nicht mehr viel, seit ich — nun schon sechs Jahre lang — miterleben mußte, daß gesetzliche Verbote nicht in Kraft treten, wenns den Ministern nicht paßt. Aber der Thorheit möchte ich doch entgegentreten, die in der Börsenpresse gegen das Baumwollterminverbot sich jetzt wieder regt. Thorheit? Ich kann mir nicht helfen: nach Allem, was beim Terminhandel erlebt wurde, muß man

*) Als er diese Zeilen schrieb, kannte Herr Klapper wohl noch nicht die Weisheit, die der große William B. Brown einem Interviewer verländet hatte. Ein paar Sätze aus dem Interview, das der Baumwollene in den letzten Augusttagen einem Yankeejournalisten gewährte, mögen heute noch interessiren. „Seit den Tagen des amerikanischen Bürgerkrieges hat es in der ganzen Welt nicht so wenig Baumwolle gegeben wie jetzt. Man erzählt uns, die Spinnerereien hätten noch große Vorräthe. Lächerlich! Ein Viertel der Produktion ist entweder eingestellt oder stark reduziert worden. Mit anderen Worten: man hat den Verbrauch während der letzten zwei Monate um 25 Prozent eingeschränkt. Und zwar nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern überall. Die Spinner sind kluge Leute. Sinen Fehler haben sie freilich gemacht. Die Baissiers vermochten den Spinnern einzureden, die letzte Ernte werde mindestens 11 000 000 Ballen liefern; und die Spinner haben dieser Weissagung geglaubt. Jetzt aber zeigt sich, daß der Erntertrag um etwa eine halbe Million Ballen hinter dem Bedarf zurückbleibt. Was in Amerika an Vorräthen sichtbar ist, reicht gerade achtzehn Tage für den Verbrauch. September und Oktober werden eine nicht mehr zu verbergende Baumwollennoth bringen. Die neue Ernte ist noch nicht zu schätzen. Sie kommt später als jemals in einem anderen Jahr und wird vermuthlich einen Durchschnittsertrag liefern, kann aber auch, gerade weil sie so verspätet ist, durch Regen oder Frost tief unter den normalen Ertrag herabgedrückt werden.“ Also sprach Herr Brown Ende August in New-York. Von erstster Baumwollennoth ist einstellweilen aber noch nichts zu spüren. Am vierzehnten September meldete Bremen: „Baumwolle stetig. 63 Pfennig“. New-York: „Baumwollpreis 12“. New-Orleans: 10^{11/16}. Und gerade im Staat Louisiana, dessen Hauptstadt den niedrigeren Preis meldet, hat Brown, der Prophet, einen Verbündeten gefunden, auf den er nicht rechnen konnte: den Käffelkäfer, der in Texas schon einen auf zehn Millionen Mark geschätzten Schaden in den Baumwollplantagen angerichtet hat und, nach der Berechnung des Mr. Hunter vom Landwirtschaftsdepartement, in fünfzehn Jahren das ganze Baumwollgebiet der Vereinigten Staaten verseucht haben wird.

schon Frechheit nennen. Die Börsenpresse schreibt, gewiß sei die Unsicherheit in der Versorgung des Rohmaterialbedarfes störend und beklagenswerth. Aber ein Terminhandelsverbot würde den Zustand nur verschlimmern. Der Terminmarkt in Baumwolle beruhe in der Hauptsache darauf, daß die Pflanzler ihren Ertrag auf Lieferung im Voraus verkaufen, um sich dadurch die für den Erntebetrieb nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Würde ihnen dieses Mittel genommen, so müßten Viele von ihnen ihre Plantagen wesentlich einschränken und damit würde die Baumwollnoth sich noch mehr verschärfen. Man sieht: die selbe absurde Theorie, die zu Gunsten der deutschen Bauern gegen das deutsche Getreideterminhandelsverbot geltend gemacht wurde. Mit diesen Herren muß man endlich einmal herb Deutlich reden. Es ist gelogen, wenn Jemand sagt, der Börseterminhandel erleichtere dem Produzenten den Absatz oder begünstige die Versorgung der Verbraucher mit effektiver Waare. Denn es ist gelogen, wenn man behauptet, dieser Börseterminhandel habe auch nur das Geringste gemein mit dem auf Zeit geschlossenen Waarenhandel. Der Bauer oder Pflanzler, der im Sommer schon Korn oder Baumwolle aus der Herbsternthe verlaufen will, und der Kaufmann, der Müller, oder der Spinner, die im Sommer bereits Korn oder Baumwolle aus Spekulation oder für ihren Fabrikbedarf zur Herbst- oder Winterlieferung aufkaufen wollen: sie Alle brauchen für diesen wirtschaftlichen Zweck das durch die Handelsgesetzbücher aller Kulturstaaten geordnete und geschützte Lieferungsgeschäft, aber niemals das in allen seinen Wesenszügen von diesem Lieferungsgeschäft ganz verschiedene Börsetermingeschäft. An der Terminbörse können Millionen Tonnen Getreide, Millionen Ballen Baumwolle „umgesetzt“ werden, ohne daß auch nur ein Centner wirklicher Waare dadurch bewegt zu werden braucht und ohne daß auch nur einem Bauern dadurch eine erleichterte Absatzmöglichkeit, einem Verbraucher eine erleichterte Bezugsmöglichkeit erwächst. Eine Verknüpfung des Terminhandels mit wirklicher Waarenbewegung ist ausnahmslos nur dann gegeben, wenn eine Spielpartei von den gewöhnlichen Spielregeln abweichen will. Das heißt: wenn sie die Situation für günstig hält zur Brutalisierung der Gegenpartei. Und in diesen Fällen richtet die Aktion der angreifenden Partei sich naturgemäß genau aufs Gegentheil einer „regulirenden“ Thätigkeit. Die Unterschiede in den Operationen des Waarenhändlers und des „Terminhändlers“ kann sogar der Blinde fühlen. Der Waarenhändler, der künftigen Bedarf voraussieht, kauft zu niedrigeren Preisen die Waare, legt sie hin und begegnet so mit Vortheil einer sonst möglichen Theuerung. Indem er durch seine Käufe zur Zeit sonst noch stöckenden Absatzes spekulativ eingreift, nähert er zugleich den Produzenten. Und wenn die am Ort herrschende Konjunktur einer Theuerung zubrängt, bemüht sich der Waarenhändler, von anderen Märkten die Waare heranzuziehen, um dem Bedarf zu dienen. Seine Thätigkeit ist in jedem Fall eine wirklich regulirende, dem Wirthschaftsleben nützliche. Ganz anders ist's beim Börseterminhändler. Der läßt, wenn auf den Feldern schon eine überreiche Erntewuchs, in seiner Brieftasche noch Millionen Centner Korn oder Baumwolle dazuwachsen: um so mehr, je mehr draußen schon wuchs. So begegnet das Angebot des Bauern, der seinen Erntesegen auf Lieferung an der Börse verkaufen will, hier dem Papierweizen, den der Baissier wachsen ließ, und den Preis macht nicht der Bauer, sondern der Baissier. Und kommt dann der Stichtag, so schleppt der Börseianer zu

dem schon vorhandenen überreichen Marktvorrath noch so lange Waare heran, bis seine Partner, die Käufer, nicht mehr abnehmen können oder wollen. Ist durch solche Marktschwemme der Regulirungspreis um noch 5 oder 10 Mark tiefer gedrückt, als vorher der Abschlußpreis gelautet hatte, dann säckelt der Baissier vergnügt die Differenzen ein und die über den Bedarf herangeschleppte Waare belastet Monate lang den Markt, bis endlich der Konsum damit aufzuräumen vermag. So verlaufen der Regel nach die Börsenvorgänge im Herbst und Winteranfang. Aber hat davon nicht wenigstens der Konsument den Vortheil? So mag der Städter fragen. Die Antwort findet er, wenn er die den Baissier ablösende Thätigkeit des Haussiers betrachtet. Der Haussier fängt zu operiren an, wenn er merkt, daß die Beute zu dem vorigen, unangemessen billigen Preis unwirtschaftlich verwendet wurde, daß Millionen Centner Brotkorn lieber dem Vieh in die Krippe geschüttet als in die Mühle gefahren wurden und die neue, wachsende Ernte vielleicht schlechten Stand zeigt. Er haut dann sein Portefeuille ganz im Stillen zum Speicher um, nimmt jedes auf dem Markt liegende Papierangebot auf und fügt zu dem vorhandenen Konsumbedarf nach effektiver Waare noch seine „Nachfrage“ nach Bettelwaare. Rückt schließlich der Fälligkeitstermin heran, dann reißt der Haussier dem Konsumbedarf die Waare direkt aus dem Mund und sperrt sie ein. Waare, die auf dem Wege nach dem Markt ist, wird aufgekauft und abgelenkt. Auf dem Markt vorhandene Waare wird aufgegriffen und fortgeschickt. So wird der Platz ausgehungert. Mit den Blankoverkäufern, die unvorsichtig waren, werden so die unschuldigen, an dem wüsten Spiel in keiner Weise mitbetheiligten Verbraucher abgeschlachtet. So verliert der Konsument wenige Monate später reichlich wieder, was er zur Zeit der Baisse vielleicht verdient hatte. Er verliert mehr. Denn die Differenz zwischen Baisspreis und Normalpreis bleibt in der Regel im Handel und bei den Zwischengewerben (Müller, Bäcker) hängen; die Differenz aber zwischen Normalpreis und Hausspreis wird dem Verbraucher immer unverkürzt aufgebremmt.

Das wahre wirtschaftliche Interesse der Produzenten wie der Verbraucher verlangt einen möglichst beständigen, normalen Durchschnittspreis. Weider Interesse ist von den durch das Börsentermingeschäft bedingten Schwankungen gefährdet. Und diese Schwankungen sind unvermeidlich. Die Lehrmeinung, der Börsenterminhandel wirke ausgleichend auf den Preis, beruht auf der Verwechslung des Terminhandels mit dem Lieferungsgeschäft. Der Börsenterminhandel könnte überhaupt nicht existiren, er wäre sinnlos, wenn es keine Preisschwankungen gäbe. Denn er ist eine Wette auf die Preisschwankungen, und so weit die Schwankungen sich nicht aus natürlichen Ursachen von selbst einstellen, muß der Terminhändler sie künstlich hervorzurufen suchen. Wo aber in der natürlichen Marktlage, im Verhältnis des (sofortigen oder künftigen) Vorrathes zum (sofortigen oder künftigen) Bedarf schon eine Quelle für Preisschwankungen gegeben ist, muß der Terminhändler Alles dransetzen, die Schwankungen noch intensiver zu gestalten. Als Baissier muß er den schon schlechten Preis noch tiefer zu drücken suchen, als Haussier muß er die gegebene Disposition einer Preiserhöhung zur Theuerung zu steigern suchen. Wer als Terminhändler anders operirte, wäre ein Esel. Und Esel hat noch kein Verständiger die Börsianer gescholten.

Edmund Klapper.

Erinnerung an Bismarck.*)

Zelf Jahre ist's her. In Preußen hatte der Schulgesetzentwurf der Grafen Caprivi und Zedlitz die Geister erregt; in Oesterreich wütheten die Junggezecken wider die Puntationen und ihre schwächeren Konkurrenten, Niegers zusammenschumpfende Gefolgschaft und der konservative Großgrundbesitz, fanden eine taktische Schwenkung nöthig und forderten die Vertagung der Ausgleichsaktion „auf ruhigere Zeit“. Durch die Presse beider Reiche schwirrte der Lärm und weckte ein Echo in der Seele des einsamen Zeitungslesers, der, entamtet, seit zwei Jahren ein machtloser Mann, im Sachsenwald saß. Wie wehrfähige Tagvögel, denen in später Dämmerung eine Eule naht, flatterten in diesem heißen Greisenhaupt allerlei streitbare Gedanken auf, Erinnerungen an helle und dunkle Stunden der Stammesgeschichte, an deutsches Werden und deutsches Irren. Ein Name, den der Zufall vors Auge führte, rief assoziative Kräfte zu rascher Arbeit. „Schwarzenberg . . . Auf schwarzenbergischem Boden sah ich 1863 in Gastein, wie jungen Meisen die Nahrung ins Nest getragen wurde. Raupen und anderes Ungeziefer. Unglaublich, wie oft der Vogel in einer Minute den Weg hinab und hinauf machen konnte; und ‚niemals kehrt‘ er heim, er bracht‘ Euch Etwas‘. Daran erinnert mich der Eifer mancher Regierungen, die schließlich ja aber zu den Parteien nicht im Verhältnis von Eltern zu Kindern stehen. Hier ein Bissen, da ein Bissen. In dem Bestreben, jeden Mund zu stopfen und drohenden Gefechten auf dem Sandweg der Versöhnungen auszuweichen, wird die Warnung des trop de zede leicht vergessen. Au Ungeziefer läßt nun die Natur im Sommer nie fehlen; der Vorrath an Konzeptionen aber ist überall bald erschöpft, und wenn dann der Winter des Mißvergnügens anbricht, ist die verwöhnte Haut doppelt empfindlich. Als in Doberan noch gespielt wurde, setzte eines Tages der Großherzog immer auf die selben Nummern wie sein Nachbar, der als Töpfermeister wohlhabend geworden war, also vielleicht auch am Spieltisch Glück haben würde. Doch damit wars diesmal nichts; und als Beide die mitgebrachte Barschaft an die Bank verloren hatten, fragte der Großherzog: „Na, Pötter (Töpfer), wat maht wi nu?“ Der war um die Antwort nicht verlegen: „Hoheit schriewen Stieren ut un ik maht Pött!“ Ganz so bequem gehts in der Politik heutzutage doch nicht mehr; und darum empfiehlt sich, nicht Alles, was man in der Tafel hat, zu verspielen. Der Mund, den man gestopft zu haben glaubt, ist schun

*) Diese Erinnerung wurde vor fünf Monaten in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlicht. Sie wird den meisten Lesern der „Zukunft“ unbekannt geblieben und vielleicht auch jetzt, da in Oesterreich-Ungarn die von Bismarck früh gekannte Reichskritik nicht mehr zu verbergen ist, nicht unwillkommen sein.

wieder offen, — und am Ende sucht man vergebens nach neuem Futter Das caprivische Schulgesetz würde das Centrum nicht auf lange satt machen; und es ist mir sehr zweifelhaft, ob die österreichische Staatskrankheit mit Konzessionen zu heilen ist. Der Appetit kommt beim Essen.“ Die „Germania“, das berliner Organ der Katholikenpartei, hatte das Schulgesetz mit der Behauptung empfohlen, die deutschen Siege von 1870 und 1871 seien zum nicht geringsten Theil auch dem konfessionellen Unterricht und der geistlichen Schulinspektion zu danken. Das ging dem Fürsten Bismarck über den Spaß. Nein, sagte er: wer deutsche Waffengänge mit konfessionellen Wirren in Verbindung bringen will, muß schon bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückdenken; und schlimmere Tage hat unser Vaterland nie gesehen. Gerade diese dunkelste Epoche heimischer Geschichte beschäftigte den Fürsten damals oft. Als Schweninger einmal sehr lange nach Mitternacht ins Schlafzimmer schlich, um nach seinem Patienten zu sehen, fand er ihn wach. „Ich konnte nicht einschlafen und trieb das alter Leute eigentlich unwürdige Geschäft, Luftschlöffer zu bauen. Sehen Sie: ohne die Schlacht am Weißen Berge wäre Alles anders gekommen.“ Und nun folgte eine Darstellung, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn Friedrich V., das Oberhaupt der protestantischen Union, weniger schwächlich und vergnügungsfüchtig gewesen und in Böhmen nicht nur ein Winterkönig geblieben wäre. Was hätte Graf Taaffe wohl zu dieser Nachvision eines entlassenen Ministers gesagt? Ungefähr das Selbe wahrscheinlich, was die jungen Spree-Literaten sagten als Heine ihnen erzählte, er habe beim Schreiben über seinem Haupt ein Rauschen, wie vom Flügelschlag eines Fabelvogels, gehört: Dergleichen sei ihnen nie geschehen, meinten sie; und schüttelten mitleidig die Dichterköpfe. Bismarck hatte immer den Muth, seine Gedanken bis ans Ende zu denken. Er lächelte freilich selbst, als er mir später einmal von dem Luftschloß sprach, das er auf dem Weißen Berge gebaut hatte. „Notturmo, Divertimento; Trionfal ist weniger schädlich.“ Dann aber ging es doch weiter, durchs Didicht der Geschichte und durch eigenes Erleben bis zu der Stunde, wo er in Frankfurt die Depesche des Fürsten Schwarzenberg (vom siebenten Dezember 1850) las und der Einblick in das Programm: *Avilir puis démolir* ihn erkennen ließ, „der gordische Knoten deutscher Zustände sei nicht in Liebe dualistisch zu lösen, sondern nur militärisch zu zerhauen.“ In zwei kurzen Nachtstunden durchslog sein Genies den am Eingang nur spärlich erhellten Niesenraum dreier Jahrhunderte. Ein witziges Wort des klugen Li-Hung-Tschang fällt mir ein. Der klagte in Friedrichsruh über Schlaflosigkeit und fragte, wie es damit denn beim Fürsten stehe. „Schlecht,“ hieß es; „wenn ich mich hinlege, setzt sich politische Sorge ans Bett und hält mich wach.“ Der schlaue Chinese, der in Berlin eben den dritten

Kanzler gesehen hatte, schwieg eine Minute und sagte dann schmunzelnd:
 „Fürst Hohenlohe schläft gewiß besser.“

Fast elf Jahre ist's her. Achtehnten Juni 1892. Zum ersten Male seit der Entlassung ist Bismarck wieder in Berlin. Er betritt den Boden der Hauptstadt nicht. Ein paar hundert Menschen, die sich den Zugang erhartt, erlistet, erkämpft haben, sehen ihn auf dem Anhalter Bahnhof am offenen Fenster seines Salonwagens. Keine Ehrenwache, wie am neunundzwanzigsten März 1890, beim Abschied; kein kriegerischer Klang von Trommeln und Pfeifen; weder Präsentirmarsch noch Frontrapport. Wie der Auszug einer vom fremden Eroberer gestürzten Dynastie war es damals gewesen; viel Liebe weinte, viel Haß knirschte den drei Wagen nach, die aus der Wilhelmstraße in die preußische via triumphalis bogen. Jetzt schwieg der Haß für ein Weilchen und nur die Liebe drängte an das enge Fenster, das einer Sehnsucht aufgethan war. Da stand er. Nicht der schwefelgelbe Kürassier. Schwarzer Tuchrock, weiße unmodische Halsbinde, Reisemütze: so hatten die Berliner ihn selten gesehen. Ein Jauchzen, alskehrte Jedem der Vater heim. Zum Gruß entblößt er den mächtigen Schädel. „Er sieht jünger aus!“ „Das Auge!“ „Die zarte Haut!“ Hundert Hände erbetteln zugleich den Druck dieser einen Hand. Hundert Blumensträuße winken und werben um Einlaß. Schon sind die schmalen, foignirten Finger von derb zapackender Bärtlichkeit geröthet und noch ist die Schaar der Getreuen nicht zufrieden. „Er wird reden!“ „Er muß reden!“ „Silentium für Bismarck!“ Er lehnt sich auf den rechten Arm und legt den linken Zeigefinger auf die lächelnden Lippen. „Schweigen ist jetzt meine Bürgerpflicht.“ „Dann werden die Steine reden“, ruft Einer; und ein Anderer: „Noch ist Dankbarkeit auf dieser Erde nicht ausgestorben; wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!“ Wieder schüttelt der Massensturm die arme, wehrlos höfliche Hand. Offiziere, Bahnschaffner, Schugleute: alle Bande der Disziplin reißen; wie sonst um Beute nur und um Frauenliebe, so raust man hier um das Sekundenglück, die Tazze des Löwen zu drücken, — und ahnt nicht, wie leicht jede Schmerzempfindung sie lähmt, seit Kullmanns Kugel den rechten Daumen gestreift hat. Ein Stöhnen der Lokomotive mahnt zur Abfahrt. Von hinten her heults: „Hier bleiben!“ Ganz vorn kreischts im Distant: „Wiederkommen!“ Ein Rächeln, das viel sagt und wenig verspricht, eine leis in die Höhe weisende Armbewegung, ein Zucken der Achseln. „Bitte, zurückzutreten! Zurück!“ Manchen Zögernden zerrt die Faust eines Beamten aus gefahrvoller Nähe... Der Zug fährt ab. Nach Röderau, wohin die Offiziere aus Riesa auf ihren Jagdwagen geeilt waren und wo die Begrüßung schon „amtlicher“ wurde als im Preussischen. Nach Dresden, wo Magistrat und Stadtverordnete auf dem Bahnhof vertreten sind und vierzehntausend Fackeln

zu der Estrade des Hotel Bellevue hinaufgräßen. Pirna, Schandau, Tetschen, Jglau, Znaim, Wien. Eine andere Strecke als im September 1879, auf der Fahrt zum Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses. Noch lauter als damals aber der Jubel. Auch hinter, namentlich hinter den schwarzgelben Grenzpfählen. „Es ist möglich“, lesen wir im zweiten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“, „daß der slavische Keil, durch den in Gestalt der Tschechen die urdeutsche Bevölkerung der österreichischen Stammländer von den nordwestlichen Landsleuten getrennt ist, die Wirkungen, die nachbarliche Reibungen auf Deutsche gleichen Stammes, aber verschiedener dynastischer Angehörigkeit auszuüben pflegen, abgeschwächt und das germanische Gefühl der Deutsch-Österreicher gekräftigt hat, das durch den Schutt, den historische Kämpfe hinterlassen, wohl verdeckt, aber nicht erstickt worden ist.“ Dieser Satz galt den Eindrücken der Reise von 1879, erhielt seine endgiltige Form aber erst nach dem Sommer des Jahres 1892. Damals hatte der Reisende — den schon in Linz der Jubel so laut umbrauste, daß er, um sich politischen Kundgebungen zu entziehen, Fenster und Vorhänge schloß — die Friedensbürgschaft der stärksten europäischen Militärmacht mit auf den Weg genommen. Jetzt brachte er nichts, kam mit leeren Händen, nicht als Kanzler des Nachbarreiches, nur als in Ungnade gefallener *particulier de distinction*, um den ältesten Sohn vor den Traualtar zu geleiten. Und er schreitet durch dichte Ehrenpalisade und bis in die stillsten Stuben des Palais Falksy dröhnt der Dankruf leidenschaftlicher Liebe ihm nach.

Kam er wirklich nur als zärtlicher Vater und Schwiegerpapa nach Wien? . . . In Berlin und noch weiter westlich gab es Leute, die längst daran zweifelten. In Fürstenschlössern und Ministerial-Bureau; ehrenwerthe Leute, die ihn bis in die Nieren zu kennen behaupteten, wadere, die nach seinem jähen Fall durch Schlamm und Geröll auf Hügelchen geklettert waren. Figaro kannte sie, als er rief: *Médiocre et rampant, et l'on arrive à tout!* Die spintifirten und kalkulirten. Noch war das Wort nicht gesprochen: „Der Mann gehört nach Spandau!“ Manche reizbare Schwäche aber fühlte noch die Spur rauher Verührung. Einem Großherzog hatte der erste Kanzler, mit höflicher, doch nervöser Stimme vorgehalten, er habe ihn zwanzig Minuten über die vereinbarte Besuchszeit hinaus warten lassen. Ein Bundesfürst, der dem eben Entlassenen das Beobauern eines durch die Ereignisse völlig Ueberraschten aussprach, mußte den Satz hinnehmen: „Ich glaube bisher, gerade Euer Hoheit hätten an dem Personenwechsel wesentlich mitgewirkt!“ Alte Wunden brannten noch. Und die Geschichtenträger waren seit den finsternen Märztagen des Jahres 1890 nicht müßig gewesen. Er hat den Kaiser bruskirt, sich das Magisterrecht angemast, mit der Faust auf den Schreibtisch geschlagen, das Tintenfaß gegen die Wand geschleudert, —

Du lieber Himmel: ein Morphiniſt! Dem iſt Alles zuzutrauen. Und beinahe Alles wurde geglaubt. Selbſt den freundlichen Beurtheilern fehlte der Schlüssel zu dieſer Perſönlichkeit, die Einſicht in das Weſen des Genies, das immer nativ iſt und niemals aus komplizirender Berechnung heraus ſeine Pläne ſpinnſt. Eine ungeheure Intelligenz, ein Mann, der Alles weiß, Alles ſchlan wägt und vor der Wahl der Mittel nie ſittſam zaudert: ſo ſieht der einſeitig nach der Verſtandesschärfe Gebildete den genialen Menſchen, der Kammerdiener den Helden. Der ſtrapazirt ſich nicht wegen einer Hochzeit, hieß es. Der hat, wenn er ſich in Bewegung ſetzt, ganz andere Ziele, höhere, die Euer blödes Auge noch gar nicht ſieht. Wartets nur ab! Vielleicht iſt nur ein letzter Verſuch, das Volk aufzuwiegeln. Oder noch mehr? In die amtlichen Sphären ſickerte die Nachricht, der greiſe Fürſt habe beim Kaiſer Franz Joſeph eine Audienz erbeten. Da ſetzt Ihrſ! Erſt macht er gegen den Handelsvertrag mobil und empfiehlt eine an Baſallendemuth grenzende Ehrfurcht vor der Moskowiterknete; und nun will er in der wiener Hofburg die alte Diplomatenkunſt leuchten laſſen. Wahrscheinlich wird er ſich auch in Dresden und München den Monarchen aufdrängen. Die hohen Herren ſollen ſich für ihn verwenden, ihm am Ende ins Amt zurückhelfen. Die aberwigiſten Gerüchte wurden herumgetragen und von gläubiger Einfalt für Wahrheit genommen. „Wenn alle Stricke reißen, ſchlägt er ſeinen Herber in Wien für die Nachfolge Kalnoth's vor; und Deuſt II. wäre noch eine andere Gefahr als der Sachſe.“ Schnell einen Niegel vorſchieben; einen doppelten, wenns geht. Mit dem Geräuſch der Reiſe wuchs auch die Angſt der intereſſirten Laufcher. Als der Duestenberg, der mit ſeiner Altenweiſheit im Lager des Friedländers herrſchen möchte, hatte man ihn in den nikolburger Tagen verhöhnt. Jetzt wiſperte man von einem neuen Wallenſtein. „Der geht aufs Ganze. Wie in Schillers drittem Akt: Laßt ſehn, ob er das Antlig nicht mehr kennen...“ Was folgte, ſchien ſchlimme Verwicklichung düſterſten Ahnens. Das Herrn Benedikt, dem Herausgeber der „Neuen Freien Preſſe“, gewährte Interview (Bismarck erwähnte es ſpäter mit dem Wortſpiel: Bene dixit), München, Kiſſingen, Jena, die Reden des Fürſten, die unverkennbar von ihm inſpirirten Artikel — Alles ſchien zu beſtätigen, daß hier auf die deutſche Reichspolitik ein Sturmangriff gewagt werden ſollte, den ein kluger Stratege lange beſonnen hatte.

Welch Schauſpiel! Aber, ach! ein Schauſpiel nur!

... Zweimal ſah ich Bismarck in Stunden, wo die Preſſe des gar Erdrundes ihm geheimnißvoll furchtbares Planen zuſchrieb; zweimal erkannte ich, wie unzugänglich die Gefühlswelt eines Goethe dem ſpekulativen Stande der Börnes bleiben muß. Im Januar 1894 hatte Wilhelm II. dem geneſenden Fürſten den Steinberger Wein geſchickt und den General-Dt

dringend ins Schloß geladen. Tausend Hoffnungen, abertausend Ängste regten sich unruhvoll. Jetzt, rannte die Angst, hat ers endlich erreicht und der arme Caprivi kann seine Koffer packen. Jetzt, jauchzte die Hoffnung, kehrt uns die alte Sonne wieder. Weh uns! Heil uns! Den Nächsten sogar stiegen Zweifel auf, was nun werden solle, werden könne. Mit neun- undsiebenzig Jahren ins Staatsjoch zurück? Noch einmal das alte Leid, infandum, imperator, dolorem? . . . Nur Einer blieb nüchtern. Als die Frage besprochen wurde, ob er der Einladung folgen, sich unvermeidlichen Erregungen und möglichen Enttäuschungen aussetzen solle, schnitt er mit kurzer Heberde den Faden der Erörterung ab, wies auf die Weinflasche, die noch unentkorkt auf dem Tische stand, und sagte: „Le bouchon est tiré, il faut boire!“ Mannenpflicht gebot, zu gehen; Menschenkunde verbot, als Gepäc Illusionen mitzunehmen. „Ich will nichts, bin vollkommen saturirt und möchte wetten, daß unser Herr unter Ausschluß aller Politik mit mir konversiren wird.“ So kam es denn auch. Furcht und Hoffnung wurden enttäuscht. In ungewandelter Gemüthsstimmung lehrte der Fürst in der Nacht nach dem Abfahrtmorgen heim. Und: „Ottochen,“ sagte die treue Frau Johanna, „ist nun doch noch einmal durchs Brandenburger Thor gefahren.“

Daß es 1892 anders kam, war nicht die Folge eines vorausbedachten Planes. An einem Frühsonnertag war ich in Friedrichsruh. Alles rüstete sich froh für die Reise und der liebenswürdige Alverwalter Rudolf Chrysfander lief noch rastloser als sonst treppauf, treppab, als Arzt, Bureau-Chef, Hüter der Ruhe und stets bereiter Erfüller weiblicher Wünsche. Von Wien aus war ich von verschiedenen Seiten gebeten worden, der Ankunft des Riesen auf kleiner Laute zu prälubiren; über Bismarcks Stimmung, Absicht, Sentiments für Oesterreich „Etwas zu schreiben“. Da ich nie genug — oder immer zu viel? — Ehrgeiz besaß, nach der Rolle eines Bismarck-Choragen zu streben, hatte ich die Anträge dankend abgelehnt. Auch hätte ich nichts zu schreiben gewußt: wie der große Preuße zu Oesterreich stand, wußte die Welt; und ein gütig in die Intimität Aufgenommener hatte nicht Schleier zu lüften, die der Hausherr noch nöthig fand. Im Lauf des Gesprächs erzählte ich dem Fürsten von den unerfüllten Wünschen der ihm freundlich gestimmten wiener Zeitungen. Lebhaft, mit der feinen, alle Unterschiede des Lebensalters und der Lebensleistung behutsam wegweisenden Höflichkeit, die ihn nie verließ, ging er darauf ein: „Ich glaube, mir bei Ihnen den wohl- anständigen Ruf eines Privatmannes erworben zu haben, der sich jeder Ingerenz auf das Handeln seiner Freunde enthält. Chaoun à son goût. Auch in diesem Fall hätte ich Ihre Entschlüsse nicht prägravirt. Jetzt aber kann ich offen sagen, daß die Entscheidung, die Sie wählten, mir sehr angenehm ist. Sehr. Ich möchte mich in Oesterreich ganz geräuschlos halten

und Alles meiden, was zu politischen, sogar zu nationalen Demonstrationen irgendwie Anlaß geben könnte. Deshalb fahre ich auch nicht über Prag. Da ist immer ein böses Gewitterneigung und das Stammesgefühl könnte sich lauter äußern, als rebus sic stantibus wünschenswerth ist. Schließlich werden die streitenden Theile sich doch von Volk zu Volk verständigen müssen (ich erwarte Einiges dafür von Dem, was man heutzutage soziale Frage nennt; Wirthschaft, Horatio! Auch von gemeinsam fühlbarem ungarischen Druck. Wenig von gouvornementalen Eingriffen; die Haut ist zu wund und die nervöse Ueberreiztheit zu weit gediehen). Ein Fremder hat in innen österreichische Fragen erst recht nicht dreinzureden; weder in die böhmische noch in die ungarische, die, wenn ich richtig sehe, mehr und mehr zur cisleithanischen Existenzfrage werden wird. Ich reise nicht in Geschäften und bin schon Frau und Kindern schuldig, mich wie ein ordentlicher Hausvater aufzuführen. Außerdem werde ich den Kaiser Franz Joseph sehen, der mir unter den bekannten erschwerenden Umständen immer ein gnädiger Herr war und auch jetzt die erbetene Audienz gern gewährt hat, sogar mit dem beneficium, im Ueberroth erscheinen zu dürfen. Dafür muß ich um so dankbarer sein, als es an Verdächtigungen nicht gefehlt haben wird, weil ich Szögnyis Anregung, einen Handelsvertrag — ungefähr auf der späteren rohnstoder Basis — abzuschließen, artig, aber entschieden von mir wies; und wohl auch aus anderen Gründen. Ich verdente keinem Menschen, daß er seinen Vortheil wahrnimmt, kann mir aber nicht auf meine alten Tage abgewöhnen, als Bürger des Deutschen Reiches zu fühlen, den unsere Sonne wärmt und unser Regen naß macht. Wir haben das kürzere Ende gezogen und müssen uns bis auf Weiteres damit abfinden. Item, ich möchte in Oesterreich nicht lästig werden (ich glaube, man schiebt lästige Ausländer drüben noch schneller ab als bei uns); und introduzirende Artikel, auch gut gemeinte, könnten schon ans Aergerniß streifen. Ich will Hochzeit feiern und, damit Schwemmer endlich wieder zufrieden ist, für ein paar Wochen alles politische Elend vergessen. Meine magyharischen Freunde werden mir ja wohl nicht gerade das Lied vom deutschen Hundsfott aufspielen lassen; und da unter ihnen immer Einzelne sind, die (anders ist's nicht zu erklären, denn sie trinken ihren eigenen Wein nicht) betrunken auf die Welt kamen, rechne ich auf lustige Zeit.

So war die Stimmung unmittelbar vor der Abreise. Bismarck kamte damals noch nicht Caprivis Depesche vom neunten Juni, die das Personal der Deutschen Botschaft anwies, der Hochzeitfeier fern zu bleiben, und dem Prinzen Reuß befahl, von der unvermindert auf dem Fürsten lastenden Ungnade dem Grafen Kalnoth Mittheilung zu machen; er ahnte nichts von den zähen Bemühungen, ihn um die erbetene und bewilligte Audienz zu bringen. Am zwanzigsten Juni sah er Abends den Grafen Kalnoth bei

sich. Am zweiundzwanzigsten Juni konnte er sich mit der tapferen Prinzessin Neuß über die leidigen Vorgänge aussprechen. Nun wußte er Bescheid. Am dritten April 1890 das ganz ungewöhnlich lange Handschreiben, das der Flügeladjutant Graf Wedel dem Kaiser Franz Joseph überbringt; Aufzählung der Gründe, die „zur Entlassung Bismarcks zwingen“. Am neunten Juni 1892 Caprivis Urias-Brief. Als die Wirkung sich nicht im erwarteten Umfang einstellt und man in Wien wenig Lust zeigt, d'épouser les haines d'autrui: neue „bringende Vorstellungen“. Endergebnis: Bismard sieht den Kaiser nicht, die Kronprinzessin Stephanie, die der Trauung zuschauen wollte, reißt plötzlich ab, kein der Botschaft Angehöriger kommt zur Hochzeitfeier. Am dreiundzwanzigsten Juni empfängt der Fürst einen Herausgeber der „Neuen Freien Presse“. Am nächsten Morgen bringt die „Neue Freie Presse“ das Interview. Der Sturm bricht los.

Bismard hatte sich auf die Audienz beim Kaiser Franz Joseph, mit dem er vor genau vierzig Jahren in dienstlichen Verkehr getreten war, sehr gefreut. Nicht nur, weil sie ihm die Möglichkeit bot, schlichter, prunkloser Pflichterfüllung seinen Respekt zu zeigen; ihm lag auch daran, Mißverständnisse aufzuklären, die vom Persönlichen ins Politische hinüberwirkten; und ich habe Grund, zu glauben, daß er an dieser Stelle, wo er von Nikolsburg her volles Vertrauen genoß, damals den Rückversicherung-Vertrag zur Sprache bringen wollte, die „doppelte Assuranz“, zu deren nicht unbeträchtlichsten Zwecken auch der gehört hatte, einem bestimmten petersburger Hofzirkel die via Prag-Pratau genährte Furcht vor einem österreichischen Offenstich von den Nerven zu nehmen. Bismarcks Nachfolger hatte die russische Assuranz, die Deutschland jedenfalls das Maximum an Friedenssicherung gewährte und deren Erneuerung Schuwalow anbot, als „zu kompliziert“ abgelehnt; und es klang glaublich, daß der erste Kanzler in Wien der Treulosigkeit beschuldigt worden sei. Einerlei: er hat Schlimmeres verschmerzt. Daß er aber, der zum ersten Male wieder in die Öffentlichkeit trat, wie ein Demasketer gemieden wurde, als Hochzeitvater, von alten und neuen Freunden, und daß die Bannbulle aus dem Hause kam, in das, wäre er nicht gewesen, nie ein Kanzler der Deutschen den Fuß gesetzt hätte: Das entfesselte den Pelibenzorn.

Auch das Wesen des Größten trägt die Spur seiner Entstehungszeit. Otto Bismard war 1815 geboren, der Sohn eines märkischen Junkers. Er sah manche Möglichkeit nicht, die dem schwächeren Auge der Nachgeborenen heute gar nicht entgehen kann. Er rechnete, zum Beispiel, in seiner Gewöhnung an europäocentrisches Denken nicht damit, daß ein Russenreich, das sich auf die Hauptaufgabe der asiatischen Vormacht besinnt, über das Wischen Balkan sich mit Oesterreich leicht verständigen kann. Ihm war der Gegensatz russischer und österreichischer Balkan-Interessen die sicherste Gewähr deutsch-öster-

reichischer Freundschaft. Er war eben das Kind seines Jahrhunderts, welche auch nicht mehr sein. Mit der heftigsten Entschiedenheit aber hat er sich gegen die Schwärmer Tendenzen gestemmt, die Oesterreichs deutsche Länder schon unter der Hohenzollern-Herrschaft sahen. Allbekannt ist sein Wort: „Wenn Oesterreich nicht existirte, müßten wir's schaffen.“ Nicht so bekannt der Ausspruch: „Unser heutiges Wirthschaften auf Prestige und äußeren Glanz hat unter Anderm auch den Nachtheil, daß die Deutschen in Oesterreich glauben müssen, wir hätten wirklich bis an die Sterne weit gebracht und sie allein säßen im Dunkel. Das ist gefährlich, weil es auf die Dauer die habsburgische Politik von uns abdrängen muß und einen Nachfolger des Kaisers Franz Joseph auf den Gedanken bringen könnte, es mal auf der anderen Seite zu versuchen. Die Anziehungskraft eines geschwächten Deutschland wäre jedenfalls ja geringer. Schon darum bin ich gegen die Unbescheidenheit dekorativer Effekte.“ Nicht alle Worte veralten in zwei Lustren.

... Anton Prolesch-Osten hat 1872 dem alten Gegner ein gutes Zeugniß ausgestellt. „Bismarck,“ schrieb er, „war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form. Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach.“ (In Frankfurt; 1854!) „Er war durch und durch nur Preuße; er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen, dagegen dem Satan selbst, zwar mit Verachtung, aber doch die Hand gereicht haben, wenn Dieser dem preußischen Staat ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte.“ Ein gutes Zeugniß auf das der Censur stolz sein durfte. Und doch sah Prolesch nur das äußere Kleid bismärdischen Wesens, die Uniform. Einen, der nur ein Preuße war, hätte der deutsche Süden nicht, hätten nicht unter fremder Sonne die heißesten Herzen so leidenschaftlich geliebt, die besten, ohne seiner Politik lange nachzufragen. Den eisernen Preußen hätten nicht nach jeder Erregung Wankkrämpfe geschüttelt. Wo wuchs Seinesgleichen je unter preußischen Junken? Mit fast Allen hat er in Fehde gelegen. Kein Einziger stand ihm nah, sei seine Seele Herrin ward von ihrer Wahl. Nein: Bismarcks Heimath war das Wunderland großer Visionen. Wer ihn empfinden will, muß ihn aus dem diplomatischen Corps ins horazische genus irritabile vatum reihen. Noch aus den Gebieterzügen des Greisenhauptes glühten, wie Lava aus dünner Schmelzsicht, rothe Leidenschaften hervor. Er hatte die ungezähmte, unzahlbare Subjektivität, die empfindsamen Nerven und die russische Grundstimmung des genial geborenen Künstlers. Und ganz sicher wird man ihn besser verstehen, besser auch lieben lernen, wenn er nicht mehr im Kürassierkoller nur, mit dem Stahlhelm auf dem Redenschädel, im Volksempfinden fortlebt. M. H.



Berlin, den 26. September 1903.

Bebel und Genossen.

Qui socium habet, dominum habet.

Vor einer Plebejerschaar, deren Häupter ihn gestern noch bejauchzt und als uneigennütigen Helfer in Nöthen gepriesen haben, steht ein Mann und spricht, was leidenschaftlicher Drang nach Wahrhaftigkeit ihn zu sprechen zwingt. Ihr werdet belogen, sagt er, Tag vor Tag von Euren Führern, Eurer Presse schamlos belogen. „Aus der Naturwissenschaft will ich Euch beweisen, daß der ‚Volksbote‘ Euch an der Nase herumführt, wenn er Euch vorredet, daß Ihr, daß die niederen Klassen, die Masse und der Pöbel der wahre Kern des Volkes seien. Das ist eine Zeitungente. Die große Masse ist nur der Rohstoff, aus dem Menschen gemacht werden sollen. Geht es denn nicht so in der ganzen übrigen Welt des Lebendigen zu? Welcher Unterschied zwischen einer kultivirten und einer unkultivirten Thierfamilie! Denkt Euch zunächst mal einen gewöhnlichen Pöbelhund, einen ekligen, zottigen, pöbelhaften Rötter, der sich nur auf den Straßen herumtreibt und die Häuser versaut. Und dann vergleicht den Rötter mit einem Pudel, der schon seit mehreren Generationen aus einem vornehmen Hause stammt, wo er feines Futter gegriegt und Gelegenheit gehabt hat, harmonische Stimmen und Musik zu hören. Glaubt Ihr nicht, daß des Pudels Gehirn ganz anders entwickelt ist als das des Rötters? Auch zwischen Pudelmenschen und Röttermenschen ist ein gewaltiger Unterschied. Und deshalb ist es ganz unverantwortlich vom ‚Volksboten‘, wenn er tagaus, tagein die Irrlehre verkündet, die Masse und der Pöbel, die kompakte Majorität seien im Alleinbesitz des freien Sinnes und der Moral und das Laster und die Verdorbenheit und der geistige Dreck aller Art seien ein Ausfluß der Kultur.

Das selbe Blatt predigt ja täglich, die Masse, der Pöbel müsse zu höheren Lebensbedingungen gehoben werden. Kreuzhimmel Donnerwetter: wenn die Lehre des ‚Volksboten‘ richtig wäre, dann müßte solche Hebung den Pöbel ja geraden Weges ins Verderben führen!“ So spricht der Mann; und wird nicht müde, der Menge grausame Wahrheit zu sagen, die sie wie Peitschenschläge empfindet. Und die Menge heult unter den Hieben auf, erklärt den gestern umworbenen Freund feierlich für den Todfeind des armen, bedrückten Volkes, häuft allen Koth aus den Kloaken der Volksseele auf seinen Namen, hegt ihn mit schrillum Schimpf und mit Steinen durch die Straßen und wirft ihm die Fenster ein. Der Mann aber sammelt sorgsam die Steine und bewahrt sie zum Andenken auf, wie Trophäen. Die Hand der Nächsten, der paar Getreuen faßt er und hält sie und wärmt sich an pochenden Menschenpulsen. „Volksfeind!“ „Volksfeind!“ Draußen tobt die Menge; und von dem feigen Gefindel, das gestern noch mit seiner Bewunderung, seinem Dankgestammel die Stube besprenzte, ist heute Keiner mehr zu sehen. Da athmet der Vereinsamte auf und Jubel brüllt aus der wunden Brust. Er ist glücklich. Er ist allein.

Ich grüße Dich, Thomas Stockmann, den Volksfeind. Und gedenke des Tages, da der Zufall mich bei liebenswürdigen Frauen mit dem alten Ludwig Bamberger zusammenbrachte, dessen verjätelte Bourgeoisnerven ich durch junge Wildheit geärgert hatte. „Ich habe Sie nicht vergessen“, sagte er, „spreche sogar noch häufig von Ihnen. Sie sind wie Ibsens Stockmann, den ich — entschuldigen Sie — nicht ausstehen kann. Und noch schlimmer dran als er. Denn Sie neigen nach der sozialistischen Seite. Das wird Ihnen, wie Sie nun einmal sind, schlecht bekommen. Für mich ist und bleibt das Wesen der Sozialdemokratie: die Empörung der Arme gegen die Köpfe. Sie werdens am eigenen Leibe erfahren.“ Das hielt ich damals für die plattste Manchesterweisheit. Wenn je eine, dachte ich, ist doch die sozialdemokratische Bewegung ein Aufstand allzu lange geknechteter Geister. Ihr Ziel hielt ich immer für unerreichbar, ihre Kulturarbeit aber für die erfreulichste Leistung einer politisch unfruchtbaren Zeit. Und was sollte ich am eigenen Leibe erfahren? Ich wollte ja nichts von der Partei, blieb ihr mit bewußtem Willen fern und ließ mich von den ihr Angehörigen suchen. Stockmann durfte mich nicht beklagen. Warum sprach er in Volksversammlungen? Wer trieb mich auf die Galeere, zwang mich, der Masse sein persönliches Meinen und Wollen aufzudrängen? So unklug würde ich niemals sein, nie auch nur verspreche ich Häuflein des Proletarierheeres für meine Weltbetrachtung zu gewinnen. Sondern ruhig meines Weges gehen, Denen, die nach freier Wahl jubeln

wollen, sagen, wie ich die Vorgänge und Entwicklungsmöglichkeiten sehe, hörenswerthem Widerspruch Raum schaffen, — und also nie in die Fährniß gerathen, die der feine Kulturbankier mir als Schreckbild malte.

Bamberger hat Recht behalten. Drei Tage lang hat der Parteitag, die höchste Instanz der deutschen Sozialdemokratie, von der ich nie Etwas verlangt, die ich nie gesucht, der ich mich nie mit dem leisesten Wunsch genähert habe, mich geschimpft, den Namen, die Lebensarbeit des Abwesenden ohne eine Schamregung besudelt. In dieser ehrenwerthen Volksversammlung saßen mindestens acht Menschen, die mich kennen, mich umworben, Gefälligkeiten jeglicher Art von mir erbettelt und mich, als Dank für nahrhaftere Speise, die sie bei mir fanden, mit Bewunderung bewirthet haben. Die Hälfte hat feig geschwiegen, die andere Hälfte hat mitgelogen und mitgeschimpft. Zehntausend Zeitungen haben all diese Lügen und Verleumdungen weiterverbreitet. Sicher zwanzig, vielleicht sechzig Millionen Menschen haben sie gelesen. Hundert Schreiber und Redakteure wußten: das Alles, der Augenschein lehrt es schon, ist unwahr. Keiner hat widersprochen; bis auf den heutigen Tag kein einziger. Ein Kerl, der kein Gewissen hat, keine Ehre, der um schnödes Geld die heilige Sache der Freiheit verräth. Tausendmal las ichs. „Volksfeind!“ „Volksfeind!“... Ich will nicht pathetisch werden. Aber man muß es erlebt haben. Das sage ich denen auch, deren Freundschaft mir gütigen Rath spenden möchte. In ganzen Briefstößen. „Eine famose Reklame“, sagt der Eine; „nun erfahren die Abertausende, denen die Presse es so lange verschwiegen hat, endlich doch von Ihrer Zeitschrift und deren Wirken; passen Sie mal auf, wie die Abonnentenzahl steigen wird!“ Der Zweite: „Drei Tage lang beschäftigt die stärkste Partei Deutschlands sich mit einem einsamen Schriftsteller und mit dessen Wochenschrift. Eine größere Auszeichnung giebt's gar nicht. Welche Bedeutung muß die Zukunft sich erworben haben!“ Der Dritte: „Sie werden froh sein, daß jetzt Niemand mehr sagen kann, Sie ständen der Sozialdemokratie innerlich nah. Nichts hat Ihrem Blatt so sehr geschadet wie dieses Gerücht.“ Der Vierte: „Wie mögen Sie gelacht haben, als dieses Gelichter, das sich Genossenschaft nennt, über Sie herfiel! Dieser Bebel ist ja fünfzigmal schon von hohen Offizieren und anderen Ehrenmännern öffentlich als ein elender Verleumder an den Pranger gestellt und, zum Beispiel, von Ihrem Mitarbeiter Gustav Landauer 1896 ein gemeiner Denunziant gescholten worden. Ich wünschte, Sie hättens noch dicker bekommen, damit auch der Blindeste merke, daß er Sie nicht mit den Göhre, Stadthagen, Heine und Konsorten verwechseln darf, die von ihren Genossen in traulichster Strolchsprache auf dem Parteitag titulirt wurden“.

Der Fünfte: „Vollmar ein Prahlhans und Schwindler, Auer ein Rautschmied und Verräther, Heine ein feiger, glatter Schwäger, ein Beck, Bebel ein eitler, sinnlos rasender Greis, dessen Größenwahn den Diktator spielen will, Stadthagen ein ausgepichter Schelm, dem man überhaupt nicht antwortet, Braun ein unverschämter Lügner: so artig charakterisirt die Sippschaft sich selbst. Und Das will uns die Freiheit, die feinste Sittlichkeit bringen und die Welt regiren! Ich beneide Sie um den Ruhm, diesen Subjekten ein Dorn im Auge zu sein.“ Und so weiter. Ich könnte noch zehn Seiten lang citiren. Herzlichen Dank. Gewiß hat auch Thomas Stockmann solche Privatbriefe bekommen. Aber ich nehme die Sache nicht so leicht. Auch nicht tragisch. Aber lachen kann ich darüber nicht; und noch weniger mich freuen. Die Rolle des Humoristen, der den ganzen Dreck lächelnd wegliefse, wäre ja dankbarer. Leider habe ich kein Talent zu solcher Lebensauffassung. Daß ich allein bin, empfinde ich als ein Glück. Entsetzt aber stehe ich vor dem Symptom, das erkennen lehrt, zu welcher sinnlosen, ruchlosen Dummheit die plumpe Zettelung irgendeines Lämpchens die Masse verleiten kann, von der wir in hellen Stunden — wir Thoren! — die beste Arbeit am Werk neuer Kultur erhofft hatten.

Die Masse. Denn aus der Kehle der dreihundertsechunddreißig Delegirten jubelten Hunderttausende deutscher Arbeiter dem alten Räter Bebel zu. Und wenn er mit der selben Sammlung läppischer Lügen von Stadt zu Stadt zöge, würde er durchs ganze Reich mit Beifall begrüßt. Bebel triumphant: Das ist das Ergebnis des Parteitagcs. Wir finden Alles, was er in Dresden über innere und äußere Politik gesagt hat, unglaublich öde und albern; wir staunen, daß ein Mann, der doch seit dreißig Jahren schon von der Drechslerbank in den Reichstag gerückt ist, von den einfachsten Grundlagen aller Staatswirthschaft nichts, rein gar nichts weiß; daß er sich die Finanzgebarung des Deutschen Reiches nach dem Muster eines Kolonialwaarenladens vorstellen und ausrufen kann: „Die Lieferanten erhalten heute oft nicht ihr Geld, weil das Reich nicht zu zahlen vermag. Die Kassen sind leer. Das Reich muß sich von seinen Gläubigern längeren Kredit geben lassen!“ Der jüngste Lehrling in einer Wechselstube würde nicht solchen Unsinn schwagen. Doch was thut's? Bebel beherrscht die stärkste Partei Deutschlands mit der unbeschränkten Macht eines asiatischen Despoten. Sein Wille geschieht. Er ist Censor, Richter, Oberfeldherr, König, Gott. Er unterbricht jeden Redner, der ihm nicht behagt, mit rohen Schimpfwörtern und perfider Verächtigung. Er behandelt in der eigenen Partei die Gegner, gebildete Leute, die seit Jahrzehnten für die sozialdemokratische Sache arbeiten, wie eine abgefaßte Gau-

nerbände, in besserer Laune wie unartige, lügenhafte Schulbuben, die der Magister übers Knie legt: und die Abgestraften winseln höchstens ein Wischen, greinen zwei Sekunden über ungerechten Tadel und versichern den Mann mit dem Batel dann ihrer unbegrenzten Verehrung. Dabei ist nicht einmal richtig, Bebel einen Diktator zu schelten, wie Herr von Bolkmar in einer Viertelstunde wachen Muthes that. Zum Wesen eines Diktators gehört, daß er gegen den Willen der Mehrheit herrscht; und Bebel verkörpert den Willen der weit überwiegenden Mehrheit seiner Partei, — er ist die Partei. Ist der kleine Mann, der sich materiell und geistig mühsam heraufgearbeitet hat, alle Menschen und Dinge aber noch immer von unten sieht, aus der Kellerwohnung, und sich riesig heldenhaft dünkt, wenn er schreit: „Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft und dieser Staatsordnung bleiben, so lange ich lebe und existire, um sie in ihren Existenzbedingungen zu untergraben.“ Daß er gar nichts untergräbt, kein wichtiges Fundament, daß es der untergrabenen bürgerlichen Gesellschaft von Jahr zu Jahr besser geht und nur die dumme Furchtsamkeit mancher Minister von nahen Revolutionen träumt und vor dem Tag zittert, da die Sozialdemokratie im Staate die Macht haben wird: davon ahnt er nichts. Macht! Der kleine Mann will ja keine Macht. Die korrumpirt nur, ist nur für die Pudelmenschen, nicht für die brave, ehrliche Köterlaste. Wer nach Macht strebt, ist ein Verräther. Psui über ihn! Der zuverlässige Genosse untergräbt, schwört Todfeindschaft und ist sehr stolz, wenn eine Excellenz oder gar eine Majestät erzählt, der Staat könne das Nahen der Umsturzgefahr nicht länger mehr unthätig mit ansehen. Dann giebt's auf beiden Seiten ein großes Gerede, aber die Unthätigkeit bleibt, — hüben wie drüben. Jean Jaurès, der Führer der französischen Sozialdemokraten, hat erst neulich gesagt, die deutschen Genossen hätten sich das Lebensziel gesetzt, zu gleicher Zeit unentbehrlich und unthätig zu sein, und warteten mit verschränkten Armen den Tag ab, der ihnen die kapitalistische Gesellschaft sammt der Monarchie und dem Heer auf Gnade und Ungnade ausliefern wird. Das ist Bebel, wie er leibt und lebt. Er kann im Großen nichts vernichten und fängt es nun im Kleinen an. Da leistet er viel. Und nicht nur im Vernichten. Auch im Drillen, Aufrütteln, Anfeuern; er amüsiert, erregt, predigt und ist in alle Sättel gerecht. Wenn das graugelbe Perlehen sich am Rednerpult in Zornkrämpfen windet und mit der prachtvollen, nie ermüdenden Stimme in den Saal hineinzetert, ist's selbst hart gefottenen Bourgeois ein Vergnügen, ihm zuzuhören. Der Mann hat Muth, heißt es dann, — den ungeheuren Löwenmuth nämlich, unter dem Schutz des Abgeordneten-

privilegs auszusprechen, was jeder mit redaktioneller Verantwortlichkeit bebürdete Setzer schuglos mit seinem Leibe vertreten muß. Einerlei. Der beste Demagoge im Reich. Freilich: keinen Blutstropfen von einem Politiker. Keine noch so winzige politische Leistung. Keinen vorwärts weisenden Gedanken. Mit allen Prophezeiungen kläglich blamirt. Aber die Stimme der Armen, deren höchstes Willensziel ist, der Riesenblock zu werden, an dem das böse Trachten der Uebermächtigen zerschellt. „Auf uns blickt die ganze Welt!“ „Unser Stimmzettelhaufe überragt jeden anderen!“ „Was wir damit machen? Nichts? Das fehlte gerade noch. Psui Teufel! Wir untergraben weiter und warten!“ Das ist der wahre Glaube. Das ist Bebel. Und deshalb darf er mit Recht rufen: „Ich habe die Masse hinter mir!“

Er hält sich für ehrlich, für den ehrlichsten Mann auf der weiten Welt. „Ich habe eine Zeit lang den Sozialismus eben so eifrig bekämpft, wie ich ihn später propagirt habe. Aber meine Ehre ist bis zu dieser Stunde niemals auch nur mit dem kleinsten Rostfleckchen beschmutzt worden.“ „Bis zu dieser Stunde“ — in der er über mich sprach —: mit dem der Bewußtseinschwelle entchlüpften Geständniß könnte ich mich allenfalls abfinden, wenn ich die Sache satirisch behandeln wollte. Aber Bebel war niemals ehrlich, in seinem Leben nie. Er macht sich die Selbstanzeige doch gar zu leicht. Ob Gegner, ob Befenner des Sozialismus: er ist immer ehrlich. Nur er. Kein Anderer. Wer ihn angreift, ihn auch nur kritisiert, ist ganz sicher von gemeinen Motiven geleitet. Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist viel schändlicher, sagt das Buch Jesus Sirach in seiner sanften Weisheit. Wie viele Menschen hat Herr August Bebel verleumdet! Wie oft ist er als Verleumder vor allem Volk entlarvt worden! Manchmal hat er sich dann zu einem Ausdruck des Bedauerns herbeigelassen und dabei emphatisch seinen guten Glaubensbetheuert. Den will ich ihm für die meisten Fälle auch nicht absprechen. Er hat als Schuft gegen mich gehandelt; aber ich will gerecht sein und zugeben, daß er fast immer geglaubt hat, was seine Zunge sprach. Das ist viel, doch nicht genug. Besonders da nicht genug, wo über die Ehre eines Menschen gerichtet wird. Da ist vor dem Urtheil die gewissenhafteste Prüfung und Wägung nöthig: und Bebel ist leichtfertig. Da soll Ruhe im Rath sitzen: und Bel muß sich, wenn er wirken will, zum Wütherich aufpuffen. „Ich stehe je vierzig Jahre im politischen Kampf.“ Ja; und habe vierzig Jahre lang mein Rundschaft geschmeichelt, immer der Masse gesagt, was ihrem Ohr lieblich klang, und an keinem Feind je auch nur ein gutes Haar gefunden. Ehrlich? Ein ehrlicher Mann hätte dem Proletariat nicht vorgeschwätzt, es sei zur K

herrschaft reif, könne morgen den Staat leiten, Großindustrie und Großhandel zehntausendmal besser organisiren, als es heute geschieht, und so ganz nebenbei noch den Kulturbesitz der Menschheit ins Ungeahnte mehren; hätte manchmal doch die Leistung, die Fähigkeit eines Feindes anerkannt, trotz allem Haß zugegeben, daß die Bismarck, Krupp, Miquel, Bronsart, Stumm, Woermann in ihrer Art eben so nützliche Menschen sind wie Paul Singer, Klara Zetkin und Arthur Stadthagen. Für Bebel ist Bismarck ein bornirter, unwissender, niederträchtiger Junker, ein Geldjäger, Fälscher, Massenmörder, ist jeder Offizier ein Leuteschinder, jeder Industrielle ein gewissenloser Ausbeuter. Diplomatie: ein Possenblödsinn, von dem ernsthafte Menschen nicht mehr reden. Armee: Paradespielzeug und Instrument der Knechtung. Großindustrie: eine Verschwörung zu dem einzigen Zweck, dem armen Volk den Schweiß auszapressen. Wissenschaft: Phrasenschwindel im Dienste der herrschenden Klassen. Morgen, übermorgen spätestens könnte das Proletariat das Alles viel besser machen; die einzig wahre Wissenschaft hat es heute schon. Daß wir's nicht einsehen und, zum Beispiel, das Werk Mommsens und Treitschkes noch immer höher schätzen als die Histortenbücher der Bebel und Mehring, ist nur natürlich: uns fehlt ebendas proletarische Empfinden. Also dürfen wir auch nicht mitreden. Also haben wir auch kein Urtheil darüber, was ehrlich, was unehrlich ist. Das bestimmt Bebel. Schilt er seinen Genossen Braun einen schlauen, abgefeymten Lügner, dann ist die Sache erledigt; nimmt er in gnädiger Laune das Scheltwort zurück, dann mag Herr Heinrich Braun entschühnt wieder im Sonnenlicht wandeln. Vorgestern waren Vollmar und seine Leute feige Wichte, die im Trüben fischten, auf Kosten der Partei nach Privaterfolgen haschten und sich duckten, wenn sie abgefaßt werden sollten; am nächsten Tag wurden sie wieder in die Gemeinschaft der Reinen aufgenommen. Laudabiliter se subjecerunt. Und es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder. Sankt Bebel kann selig sprechen und verdammen. Mag er strafen oder schonen: ehrlich ist er immer; war, ist und wird sein; gestern, heute und in alle Ewigkeit; Amen. Denn er „hat die Masse hinter sich“. Der dient er auf seine besondere Weise. Er ist ihr Höfling. Wie die Schranzen dem König vorgitren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gewimmel der Unterthanen, so schwagt Bebel dem Volk — zum Volk gehört natürlich nur, wer sozialdemokratisch wählt — die Schmeicheltrede vor: Dein Instinkt trägt Dich nie und mit zuversichtlicherem Vertrauen darfst Du ihm folgen als der Lockpfeife der gelehrten Herren, die Dich umdrängen, Dich, weil ihnen das proletarische Empfinden fehlt, ins Verderben treiben. „Die Massen wissen besser als die Akademiker,

um was es sich in unserem Kampf handelt.“ Wer so spricht, hat noch immer die Masse hinter sich gehabt; in Athen und Rom, in London und Dresden.

Mir fehlt das proletarische Empfinden. Ich bin, um mich nicht brechen zu lassen, als schwächlicher Knabe auf die Straße gelaufen, mittellos, obdachlos umhergeirrt, ohne warmen Rock für den Winter. Ich habe mehr Noth und Elend gelitten als Herr August Bebel, habe jedes Stück, das ich besitze, mir selbst erarbeitet, ohne fremde Hilfe; und kein Diensthote, kein Hausknecht kann kommen und nachweisen, ich hätte ihn jemals nicht wie Meinesgleichen behandelt, je an Arbeitsleistung oder an Höflichkeit von ihm gefordert, was ich nicht mindestens eben so streng von mir selbst verlangte. Aber mir fehlt das proletarische Empfinden, das Bebel in seinem stattlichen Schweizerhaus hütet, wie weiland Amfortas den Heiligen Gral. Daran liegt's offenbar, daß ich mir von der Ehrlichkeit, die dem Politiker ziemt, einen anderen Begriff mache als er; einen ganz anderen. Ich bin kein Engel, könnte Hamlets schlimmes Sündenbekenntniß unterschreiben und weiß, wie oft ich mit Ausbrüchen blind, ungerecht tobender Leidenschaft die paar Menschen, die mir nah sind, kränke. Nihil humani a me alienum puto. Aber ich glaube nicht, wie der bald vierundsechzigjährige Bebel, daß ein Wuthanfall der vom Politiker zu erstrebende Normalzustand ist, und bemühe mich von Jahr zu Jahr mehr, wenigstens im öffentlichen Wirken läche Hitze zu meiden. Ich habe auch als Schreiber viele Menschen geärgert, manche gewiß ohne objectiv zureichenden Grund, doch niemals noch vor der furchtbaren Pflicht gestanden, reuig bekennen zu müssen, daß der Mann, den ich einen Schelmen hieß, unschuldig und lauterer Sinnes war. Und ich bin gar nicht immun, trage, wenn ich Rollet einen Spitzbuben nenne, meine eigene Haut zu Markt und darf, muß mich zu den Gesagten rechnen. Fünfmal bestraft. Jeder Gerichtshof aber, auch der meiner Wesensart unfreundlichste, hat mir die Reinheit des Willens zuerkannt. Der Abgeordnete Bebel mußte schweigen, als der Kriegsminister Kaltborn ihn in einem bei öffentlichen Erlaß einen Lügner und Verleumder nannte; er mußte schweigen, denn er hatte als Zeuge vor Gericht für eine ungeheure Anschuldigung nicht den Schatten eines Beweises zu erbringen vermocht. Nach solchem Erlebnis, das nicht etwa vereinzelt blieb, schreit er: Kein Rostfleck auf meiner Ehre! Und hat die Masse hinter sich. Ja — fast hätte ich gesagt: Kreuzhimmelddonnerwetter! — Könnte ich die, einen beträchtlichen Theil wenigstens, nicht auch hinter mir haben? Wäre mir's unmöglich gewesen, in elfjähriger Arbeit ein Mandat zu kapern? Nicht Muth genug? Als ob heutzutage zum Eintritt in die Sozialdemokratie noch Muth gehörte! Wo

sind denn die Kriegsnarben der Singer, Kautsky, Heine, Mehring, Braun, Goehre, Südekum, all der unangefochten und recht behaglich lebenden Leute, die immer von graufigen Kämpfen reden und sich noch nie die Haut geritzt haben? Oder ist mein Talent, mein Wissen zu gering? Um die in Dresden verkündete finanzpolitische Weisheit zu verkünden und, wie Bebel in seinem letzten Verferkerartikel, Rothurn und Ratheder zu verwechseln, reichs schließlich wohl noch; bis zur steilen Höhe der Stadthagen und Jubell hätte ichs bei einiger Anstrengung am Ende vielleicht gebracht. Die Sozialdemokratie hat vorzügliche Journalisten: die Herren Eisner, Mehring, Adolf Müller und manche Anderen, deren Name mir nicht einfällt; aber ich bin wohl nicht allzu dreist, wenn ich annehme, daß sie trotzdem auch mich nicht verschmäht hätte. Was mir fehlt, hätte das Schema ersetzt, das dem Schreiber die Sache ungemein erleichtert. Psychologie ist nicht nöthig, Gehirnanatomie sogar verboten. Alles ist Folge des verwüstenden, vergiftenden Kapitalismus, und wer nicht in Reihe und Glied mit uns sichts, ist ein Ignorant oder — lieber — ein Schuft. Als Redner wäre ich gewiß nie ein Bebel geworden. Doch die spärlichen Versuche, die ich, Vereinswünschen, nicht eigenem Triebe gehorchend, unternahm, haben in Hauptstädten verwöhnten Hörern nicht mißfallen. Und Bismarck pflegte, wenn Bebels Rednergabe gerühmt wurde, zu sagen: „Was ist daran Großes zu bewundern? Als er 67 in den Norddeutschen Reichstag kam, gings gar nicht. Seitdem hat er nichts weiter gethan als geredet. Jetzt kann ers natürlich. Radowits sprach noch besser.“ Bebels Wirkung wäre ohne das Metall seiner Stimme nicht zu erreichen. Doch läßt sich auch die Möglichkeit anderer Rednerwirkung denken; und wenn ich mir Jahre lang Mühe gäbe . . . Warum also habe ichs nicht erstrebt? Weil es, wie ich leider nun einmal bin, unehrlich wäre, mich einer Partei mit Haut und Haar zu verbinden. Weil ich — im Januar sagte ichs schon — einen Wahlkreis brauche, „der mir erlaubte, immer die Partei der armen Leute zu ergreifen und doch nicht fraktionell gedrillter Sozialdemokrat zu sein. Schutzzölle für ein berechtigtes Nothwehrmittel zu halten und doch sehr selten mit den Agrariern zu stimmen. Die Zukunft weder auf dem Weltmeer noch auf dem Kanal zu suchen. Im Weddingbezirk, in der Weichselniederung und dem Glendland hinter Bentschen wichtigere Kolonialgebiete zu sehen als in den Carolinen. Nie die Interessenpolitiker zu schelten und dennoch, ohne Rücksicht auf ein Klasseninteresse, auszusprechen, was ist.“ Es muß nicht, kann aber auch solche Räuze geben. Ich dünke mich darum nicht über andere Leute erhaben. Durchaus nicht. Wer seine Individualität völlig opfern, so ganz, perinde ac cadaver, einer

Sache sich hingeben kann, daß er blind wird und taub und die schlechten Gerüche im eigenen Lager nicht wittert, darf sich solcher Selbstentäußerung rühmen. Nur muß mans eben können. Nebel kanns nicht. Er schlägt eine gute Klinge und nimmt seine Sache ernst; aber er denkt immer an sich, seinen Erfolg, den Nimbus seiner Massenherrschaft. Sonst könnte er nicht all den Weihrauch vertragen, der ihm täglich entgegendampft; mehr als irgend einem König und Kaiser dieser Erde. Sonst hätte er seiner Partei nach dem größten Sieg, den sie erfochten, nicht aus elender Eitelkeit die größte Blamage bereitet, die sie je erlebt hat, sie nicht vor der ganzen Welt lächerlich und verächtlich gemacht. Doch er kann etwas Anderes, das auch dem nach Applaus Geiſten vorwärts hilft: schmeicheln. All seine Kränze und Siegeszeichen legt er der Masse zu Füßen: Von Dir hab' ichs, Dir bring' ichs. Nie sagt er der Masse, was sie nicht hören will. Der Höfling, wie er im Buch steht: grob und frech nach unten, biegsam wie ein Würmchen nach oben. Das merkt nicht Jeder; weil nicht Jeder bedenkt, was hier Oben, was Unten ist. Wenn ein Türkenvezier das Volk schindet und vor des Sultans Wink auf allen Bierern kriecht, handelt er genau wie der Demagoge, der die Parteiſchreiber, Parteibeamten, Parteidredner anfährt und schimpft und vor der Wählermasse mit Zunge und Pfoten wedelt. Das kann ich nicht; und bin stolz darauf, daß ich den Wünschen, Vorurtheilen und Klaffengefühlen der Leser nie eine unbecome Wahrheit erspart, nicht die kleinste Konzession gemacht habe. In den vierundvierzig Bänden der „Zukunft“ stehen tausend Sätze, die noch keiner bourgeoisen Schaar ins Gesicht gesagt wurden. Durch Bebels sämtliche Reden, Artikel und Bücher klingt das Hohe Lied von der flecklosen Herrlichkeit des Proletariates, das in der Heilandsglorie die Menschheit erlöst.

Dieses Lied könnte ich nicht singen; in verzückter Anbetung auch vor dem Proletarier nicht knien und ihm sagen: Weil Du im Tagelohn leuchst, bist Du der bessere Mensch. Denn ich glaube, daß nur die harte Hygiene der Noth, die Unmöglichkeit herrischer Sünde ihn den besseren Menschen scheinen läßt und daß er mit dem Bourgeoisbehagen alle bourgeoisen Laster erwerben würde. Was ich erstrebte, war stets: Verständigung der geschiedenen Volksschichten, die heute einander unverständliche Sprache sprechen, der „zwei Nationen“ Benjamins d'Israeli; und zu diesem Zweck: möglichst gleiche Rüstung der zum Kampf ums Dasein ausziehenden Kinder eines Landes. Mit dieser Ueberzeugung konnte ich nicht Genosse werden und das einfachste Bedürfnis nach innerer Sauberkeit mußte mich deshalb an politischer Thätigkeit im Sinn der Sozialdemokratie hindern. Ich könnte dem Fabrikarbeiter

nicht sagen, daß Bismarck, dessen Sozialistenpolitik ich, seit ich schreibe, bekämpft habe, der schließlich doch aber die Grundlage deutschen Wohlstandes schuf, für das Proletariat nicht so viel geleistet habe wie der Kneipenwirth und Parasit Zubeil; daß Graf Posadowsky ein Stämper und Ausbeutercommis, Genosse Antrich aber ein schöpferisch wirkender Sozialpolitiker ist; könnte den Grafen Bülow nicht mit ruhigem Gewissen angreifen, wenn ich verschweigen müßte, daß Herr Stadthagen in ein Sanatorium gehört. Deshalb habe ich die Masse nicht hinter mir. Neben mir aber elf-, zwölftausend gute Europäer, die sich ein Jahrzehnt lang nun gewöhnt haben, jede Woche ein Stündchen zu opfern, um zu sehen, wie sich in meinem Kopf die Welt malt. Nicht, um darauf dann zu schwören und ein Werkzeug meines Willens zu werden, sondern, um meinem ihr eigenes Weltbild zu vergleichen, zur Nachprüfung selbst erfonnenen Glaubens oder zum Widerspruch sich anregen zu lassen. Solche freie Schaar gewonnen zu haben, nicht zu flüchtigem Verweilen, nein: zu stetem geistigen Verkehr, ist auch nicht wenig; ist sogar recht viel, Euer Heiligkeit, wenn die Hörer nicht durch Schmeicheleien herbeigelockt und vom ersten Tag an von allen Seiten, allen gewarnt wurden, nicht in die Bude des Messerschluders zu gehen, der „bekanntlich“ ein Schwindler sei und der schlimmste der feilen Schurken. Der Volkshöfling hat es leichter. Bebel — der übrigens schon mit vierundzwanzig Jahren Drechslermeister, nach seiner Terminologie also Ausbeuter war — hat, so lange ich denken kann, seine Gesundheit und Freiheit keiner Fährniß mehr ausgesetzt, ist heute vergöttert und, als Abgeordneter und Führer eines Millionenheeres, dem rächenden Zorn unerreichbar. Und ich werde von allen herrschenden Mächten verfolgt: von der Regierung, der Presse, den Schachermachern jeglicher Sorte, der Sozialdemokratie, deren Prestige bisher ja gerade die feinsten Geister im Bann hielt; eingesperrt, boykottirt, mit allen erdenklichen Mitteln geschädigt, auf allen Gassen geschimpft. Das ist die Ordnung, so will es das Recht. Von uns Beiden hat Jeder, was er nach den Lehren der Menschengeschichte erwarten konnte. Ich jammere nicht. Doch der eisgraue Lügner muß mir schon gestatten, daß ich meine Arbeit für die reinlichere halte.

Was ich hier sage, hat nicht Wuth auf die Lippe getrieben, nicht der Wunsch, Schimpf mit Schimpf zu vergelten. So habe ich auch früher gesprochen. Zwei Beispiele. Vor neun Jahren: „Herr Bebel fordert für die Orthodoxie, die er bekennet, blinde Anbetung und tobt mit rauhem Wort gegen die Regier, die sich nicht in sein luftloses Dogmengebäude einzwängen lassen. Er ist, da eine dreißigjährige Routine einem stürmenden Tempera-

ment die Kniffe und Pfiſſe volksthümlicher Rhetorik anerzog, ein ausgezeichnete Redner geworden und hat ein populäres Buch geſchrieben, das den erſten Blick blendet, bei näherer Bekanntschaft ſich aber als eine geſchickte und wirkſame Kompilation aus älteren Werken erweiſt. Einen neuen Gedanken hat er nicht gebracht, ſo oft er ſich auch zu maufern verſuchte; nur den alten Gedanken, die Andere vor ihm gehabt hatten, wollte er unbedingten Glauben erzwingen.“ Vor zwei Jahren über den Lübecker Parteitag, der die Epoche der Helden und Märtyrer ſchloß: „Nie hat die Geſchichte der Sozialdemokratie den Gegnern ein ſo klägliches Schauſpiel geboten. Dieſes öde, rübe Schimpfen, Stunden lang, Tage lang! Die Sozialdemokratie iſt eine Arbeiterpartei und braucht ein derbes Wort nicht zu ſcheuen. Eine Genoffenſchaft aber, deren Matadore einander wiſſentliche Verleumdung, Denunziation, Perſidie, Infamie, Verrath vorwerfen, darf ſich nicht wundern, wenn die Hörer ihr Achtung verſagen. Bei jedem Thema wiederholte ſich das ſchäbige Geſchimpf. Aber man blieb im alten Parteiverband. . . Es wäre unklug und ungerecht, der wüſten Kauferei wegen die tüchtigen Männer zu ſchwächen, die oft mit leiſchenschaftlichem Opfermuth für ihren Glauben eingetreten ſind und, wie andere Führer des Volkes, den alten, tröſtenden Glauben auch dann noch der Maſſe erhalten wollten, als ſie ſelbſt ihn längſt verloren hatten. Wie andere Führer des Volkes: Das iſts. Den Nimbus beſonderer Reinheit, Wahrhaftigkeit, unerbittlicher Ehrlichkeit bringt keine Sonnenwende zurück. Die Sozialdemokratie hat das Schickſal des Liberalismus erlebt. Auch ſie kann nicht mehr ſagen, ſie öffne jeden Winkel dem grellſten Licht, ſie übe die ſchroffſte Selbſtkritik und dürfe deshalb auch Andere mit rückſichtloſeſter Schärfe kritiſiren. Auch ſie iſt auf der Bahn der Kompromiſſe und Vertuſchungen angelangt und muß zugeben, daß ihres Lagers Zeltwände nicht nur Heilige umfängen. Ihr Heldenzeitalter hat auch ſie hinter ſich.“ Ganz der ſelbe Grundton alſo wie heute. Nur ahnte ich nicht, wie tief, bis in den Weſenskern, korrumpirt gerade der gebildete, uns darum ſympathiſchere Theil der Parteivertreter iſt, wie die lange Gewöhnung an Proſtration und Proſtitution, an Umſchmeichelung der Maſſe und der mächtigſten Führer in dieſen Leuten jedes Gefühl für Anſtand und Pflicht gebrochen hat; konnte es auch nicht ahnen. Jetzt weiß ichs. Nicht nur, wie tauſend Andere, aus der Allen ſichtbaren Thatsache, daß die „Akademiker“, die Anhänger Vollmars ſich auf dem dresdener Parteitag erbärmlich benommen, hündiſch gekuſcht, den Stock der ſie ſchlug, geküßt und ſchließlich, trotzdem die ungelehrten Männer der Gewerkschaften ihnen das Beiſpiel aufrechten Muthes gaben, für die Re'o

lution Bebel-Kautsky gestimmt haben, die sich wider ihr böses Trachten wandte und gegen die all ihr bisher verkündeter Glaube sich bäumen mußte. Nein: aus eigenster Erfahrung. Und davon will ich zunächst hier reden.

Ein Vorwort pro domo mea. Ich will beweisen, daß die Herren Georg Bernhard, Heinrich Braun, Paul Göhre, Wolfgang Heine den Parteitag, der ihnen höchste Rechtsinstanz ist, belogen haben. Will es beweisen, weil ich mir erstens meinen inneren Menschen nicht vor Millionen beschimpfen lassen darf und weil zweitens die Pflicht heischt, Korruption, wo ich sie finde, schonungslos zu entlarven. Drei dieser Männer sind Reichstagsabgeordnete und führen im Namen Hunderttausender das große Wort gegen die verrottete bürgerliche Gesellschaft. Der Vierte behandelt jeden Bankdirektor, Industriellen und Journalisten, der ein Schrittlchen vom schmalsten Tugendpfad wich, wie einen Zuchthäusler, jeden Minister, der um Fingersbreite die Wahrheit bog, wie einen verächtlichen Gauller. Alle Vier sehen von der ragenden Zinne ihrer keiner andern vergleichbaren Partei stolz auf das bourgeoise Gewimmel herab, das neidisch blinzeln nur ihre steile Moralhöhe anstaunen kann. Ich will beweisen, daß die vier Necken unredlich gehandelt haben, so unredlich und unsittlich, daß sie nach der Enthüllung solchen Handelns selbst aus einem Klub bläuirter Lebemänner herausgeworfen würden. Diesen Beweis kann ich nur führen, wenn ich ihre Reden und ihre Briefe zusammenstelle. Eine andere Möglichkeit giebt es nicht. Ich habe die Wahl, die Leute weiterprahlen zu lassen und ihre Beschmutzung meiner Lebensarbeit als verbietet hinzunehmen oder sie zu zeigen, wie sie sich mir gezeigt haben. In solcher Lage hat Lessing die Privatbriefe des Geheimen Rathes Christian Adolf Klotz veröffentlicht und Keiner tadelt ihn heute darum. Ich thue, wie er that, und bin in sichererem Recht, weil ich nicht nur meine, sondern öffentliche Interessen wahrnehme. Und wer wollte mir auch verargen, daß ich nicht schweigend meinen Namen schänden und meine Mitarbeiter dem Verdacht aussetzen lasse, sie seien einem Lumpen auf dem Leim gegangen? Die Konvenienz schützt den Privatbrief, auch den nicht ausdrücklich als sekret erklärten; der Mensch aber, der durch Handeln oder Unterlassen seinen Nächsten wider besseres Wissen um den ehrlichen Namen zu bringen sucht, scheidet sich selbst aus dem Geltungsbereich aller Konvenienz. Gerechter Tadel würde mich treffen, wenn ich, um mich zu rächen, aus den Briefen der Genossen Stellen anführte, die nicht zur Sache gehören und nur den Zweck hätten, die Schreiber in schlechtes Licht zu rücken. Ich beschränke mich auf das von der Nothwehr Gebotene; und scheue das Urtheil des strengsten Moralisten nicht.

Genosse Bernhard. Vor neun Monaten hat er, der seit 1901 die Börsenartikel für die „Zukunft“ schrieb, mich um die Aufnahme einer kleinen Plauderei über Parteimoral; erbat sie als eine Gefälligkeit. Da ich ihm volle Redefreiheit zugesagt hätte, mußte ich ihn auch einmal als Politiker reden lassen, für seine gekränkte Partei, die Sozialdemokratie, gegen unklare Aestheten. Warum nicht? Der Artikel brachte nichts Neues und ich glaube, nicht unhöflich zu sein, wenn ich sage, daß Macchiavell ein stärkerer Kopf war als Genosse Bernhard; doch selbst in Utopia könnte eine Zeitschrift nicht nur Allerbestes bringen und die drei Seiten ließen sich lesen. Aus Gründen, die ich später entschleiern werde, entstand um den harmlosen Artikel ein großes Geschrei. Was jeder Spatz vom Dach pfeift, jeder Duzenbbebel täglich thut, sollte, weil es in leidliche Sätze gefaßt war, furchtbarer Frevel sein. Herr Bernhard hatte gesagt, der Parteiführer, namentlich der sozialdemokratische, komme oft in die Lage der Eltern und Lehrer, die unreifen Kindern die Wahrheit tünchen oder verschweigen müssen. Das war weder neu noch aufregend; kein Agitator hat jemals nach anderem Grundsatz gehandelt. Der achtundzwanzigjährige Börsenkritiker aber sollte, weil er aus der Demagogenschule geplaudert hatte, als Lasterer der stets reifen Volksmajestät gesteinigt werden. Vor ungefähr drei Wochen sagte er mir, er werde auf dem Parteitag erklären, der Artikel sei eine Jugendthorheit gewesen, die er bereue. Ich glaubte, er scherze. Solches Geständniß, das ja auch seiner Ueberzeugung widersprach, war doch unmöglich. Nein; er rede sehr ernst; anders gehe es nun mal nicht, wenn er mit einem blauen Auge davonkommen wolle. Nach einer Anstandspause hat ich ihn, unter einem rasch gefundenen Vorwand, für die Parteitagswocher keinen Börsenartikel zu schreiben. Mein Entschluß stand fest. Einen Mann, der so haltlos wäre, daß er im September öffentlich abschwören und albern nennen müßte, was er im Januar drucken ließ, könnte kein Gewissenhafter im Amt des Wirthschaftskritikers dulden; noch weniger einen, der Reue und Abbitte nur mimt, um dem Kirchenthann zu entgehen. Ich mußte mein Haus rein halten: in der Woche des Parteitages erschien hier kein Börsenbericht. In Dresden führte Herr Bernhard seine Absicht aus; er hat ab, machte, wie seine Presse sagt, vor Bebel Kotau. Und als der Wütherich, der den Genossen wie einen beim Taschendiebstahl ertappten Schlingel behandelt hatte, ihm die Frage zuschrie, ob er etwa noch weiter für die „Zukunft“ schreiben wolle, antwortete er von seinem Sünderstühlchen aus prompt: „Nein!“ Worauf Bebel strahlend rief: „Nun haben Sie dem Harden den Stuhl vor die Thür gesetzt!“ Dieser Erbpächter strengster Moral hielt also für möglich, der Herausgeber eines Blattes, das nicht zum

Rinderspott werden will, könne je noch eine Zeile von einem intellektuell und sittlich so entwertheten Menschen veröffentlichen. Herr Bernhard hatte die Pflicht, zu sagen: „Gerade Harden, Genosse Bebel, hat mir immer prophezeit, ich würde durch meine Schreiberei in Konflikt mit der Partei kommen, gerade er hat mir noch in den letzten Tagen, als ich seinen Rath suchte, dringend zugeredet, mich, sobald ichs vermöge, von der ‚Zukunft‘ zu trennen und, aller Rezeret fern, mein Glück auf eigene Faust zu erproben; schon deshalb darf ich nicht dulden, daß die Sache hier so dargestellt wird, als träfe ihn mein Rücktritt wie ein unerwarteter, schwer zu verwindender Streich.“ Herr Bernhard sprach kein solches Wort, keine Silbe gegen alle Verleumdungen, die der greife Geiferer ausstieß. Er hat an meinem Tisch gefessen, den Verkehr mit mir wie eine Wohlthat gesucht, überschwänglich eben erst für die Stunden gedankt, die ich meiner knappen Zeit zur Erörterung seiner Geschäfte abstahl, und für das Hilfeversprechen, das ihm den Uebergang zur Selbständigkeit ermöglichen konnte, — und that jetzt, als kenne er mich gar nicht näher und habe meine Leistung stets mit Mißbehagen gesehen. „Harden hat unsere Partei in ganz ungehöriger Weise angeulkt.“ „Als Harden schrieb, Bebel sei recht alt geworden, habe ich mich gefragt, wie man nur solch dummes Zeug schreiben könne.“ Das war Alles. Nach einer Rede, worin Bebel mich einer Hure verglichen hatte, betheuerte Bernhard ihm seine tiefe Verehrung, — der selbe nicht minder verehrenswerthe Genosse, der mir genau vor einem Jahr schrieb:

„Ich kann Ihnen keinen längeren Sermon über die Bedeutung Ihres Lebenswertes machen. Ich kann nur die Dinge ganz rein subjektiv in Ihrer Wirkung auf mich würdigen. Von diesem Gesichtspunkt aus aber drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß die ‚Zukunft‘ in mir als Leser und als Mitarbeiter selten — so selten, daß ich ‚nie‘ sagen könnte — andere als frohe Gefühle ausgelöst hat. Sie wissen: mich trennen von Ihnen große politischen Gegensätze. Auch in aestheticis denke ich nicht immer hardenisch. Trotz Alledem aber waren mir Ihre gegnerischen Artikel oft lieber als Emanationen meiner Mitkämpfer. Als Ihr Mitarbeiter aber schulde ich Ihnen aufrichtigen Dank dafür, daß Ihr Blatt eine Stätte ist, wo man ehrliche Ueberzeugung rückichtslos zum Ausdruck bringen kann. Dessen habe ich mich stets gefreut. Dabei bin ich aber ehrlich genug, zuzugestehen, daß oft meine Freude darüber noch größer war, Ihren Ansichten, wo sie mir von verderblicher Wirkung schienen, in der selben Arena gegenüberzutreten zu können. Das geht bei Kautsky schwerer.“

So sieht die private neben der öffentlichen Meinung des Herrn Bernhard aus. Und nachdem er seine Genossen in den Glauben versetzt hat, er habe jede Gemeinschaft mit mir abgeschüttelt, schickt er mir aus Dresden brieflich und telegraphisch seine „ergebensten Grüße“ und meldet, er werde,

sobald er zurück sei, „persönlich sofort Alles aufklären“. Natürlich erhält er keine Antwort. Als er heimgekehrt ist, klingelt er bei mir an, wird unsanft abgewiesen und schreibt mir, am zwanzigsten September:

„Nach Allem, was vorgefallen ist, will ich mich Ihnen keineswegs aufdrängen. Aber ich habe das Bedürfnis, mich mit Ihnen auszusprechen, um Ihnen nicht als ein Undankbarer zu erscheinen. Ich bitte Sie daher, mir Zeit und Ort einer Zusammenkunft zu bestimmen.“

Natürlich erhält er wieder keine Antwort... Und der Mann ist geprügelt worden, weil er nicht der rechten Parteimoral huldige! In ein paar Jahren wird er hoffentlich Abgeordneter sein und im Reichstag die Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft in Grund und Boden verdammen.

Genosse Göhre. Der ist schon Abgeordneter; und sein Fall kann schneller erledigt werden. Ich habe ihn nur einmal bei mir gesehen; seit sieben Jahren wechseln wir Briefe. Ende 1896 schrieb er mir, er könne den angebotenen Artikel über den sozialdemokratischen Parteitag nicht schicken, weil Herr Max Lorenz — der eben aus der Bebelpartei ausgetreten war — in der „Zukunft“ schon Alles gesagt habe, was Göhres Artikel bringen sollte. Ich war mal wieder verleumdet worden; und er benutzte den Anlaß gern, um mich seiner „ehrlichen Hochschätzung“ zu versichern, und unterschreibt sich: „Ihr aufrichtig dankbarer Göhre“. Seitdem bietet er mir von Zeit zu Zeit Beiträge an und bittet mich, ihm Themata zu stellen; empfiehlt mir auch seine Freunde zur Mitarbeit. Anfang 1899 kehrt er den Nationalsozialen den Rücken und ist ein Jahr später Sozialdemokrat. Die Gründe seiner Trennung von Naumann, seines Uebertrittes zu Bebel veröffentlicht er in der „Zukunft“. Glaubensbekenntnisse, denen jeder ernste Mensch die sauberste Stätte sucht; und Göhre war Pastor. Im Mai ist er ungemein dankbar dafür, daß ich ihm erlaube, seinen Artikel als Massenbrochure zu vertreiben. Immer der selbe herzliche Ton. Im Oktober 1902 wird mir eine gedruckte Adresse überreicht, die mir nach zehnjähriger „hingebender, aber auch weitwirkender Thätigkeit“ Glückwünsche bringen soll, und zu den vierhundertunddreißig Unterzeichneten gehört auch: „Paul Göhre, Schriftsteller in Steglitz“. Im Februar 1903 erklärt der Vorstand der sozialdemokratischen Partei die Mitarbeit der Genossen an der „Zukunft“ für unschicklich. Im März schickt Genosse Göhre mir einen Artikel über den „Glauben des Kaisers“. Als er darüber gescholten wird, setzt er seinen Namen unter die Behauptung, der Artikel — den Frau Lily Braun mir ausdrücklich als eine Demonstration gegen die Parteidirektoren angekündigt hatte — sei eingeschickt worden, ehe der Vorstands-

beschluß bekannt war. In Dresden stellt er sich, als kenne er die „Zukunft“ kaum; er hat sie „mit Flüchtigkeit und Sorglosigkeit behandelt“. Ein Kinder-gemüth. Ja, wenn er die „Vergangenheit Gardens“ gekannt hätte! Nun: jetzt kennt er sie und wird zum Reden gezwungen werden. Wenn er nicht ein schlichter Schuft aus der Parteierkstatt genannt werden will, muß er sagen, was er von der Vergangenheit Gardens weiß, was an dieser Vergangenheit selbst den bedenklichsten Ehrenmann hindern könnte, Gardens die Hand zu reichen. Ich warte. Und will tausend Mark in die sozialdemokratische Parteikasse zahlen, wenn der Pfarrer a. D. Paul Göhre mich in der Vergangenheit so muthlos und doppelzünftig findet, wie ers in der Gegenwart ist.

Genosse Heinrich Braun, M. d. R. In Dresden: „Ich habe nie eine Zeile für die ‚Zukunft‘ geschrieben, obwohl ich vielleicht ein Duzend Male vom Herausgeber dazu aufgefordert worden bin; und meine Frau ist seit Monaten fest entschlossen, nie wieder eine Zeile für die ‚Zukunft‘ zu schreiben.“ Das ist Alles, was er zu sagen hat. Die „Zukunft“ war genau drei Jahre alt: da kam Herr Dr. Braun zuerst in meine Wohnung und, als er mich dort nicht traf, in die Druckerei und bot mir einen Artikel über den Breslauer Parteitag der Sozialdemokratie an. Ich mußte erwidern, daß ich vom Professor Herkner schon einen Artikel über dieses Thema habe; er verbeugte sich und ging. Das Ehepaar Braun verkehrte dann viel bei mir; und da die Frau mir von Zeit zu Zeit Beiträge anbot und Beide mich in den privatesten Dingen um Rath und Hilfe baten, werde ich wahrscheinlich auch den Mann öfters zum Schreiben aufgefordert haben. Im August 1900 bot er mir ein „Abkommen“ an: er und seine Frau würden der „Zukunft“ „eine Reihe von Artikeln über sozialpolitische Themen liefern; wünschenswerth wäre dabei die Bewilligung eines Vorschusses von fünfhundert Mark.“ Der Antrag wurde nicht angenommen. Ich habe also zweimal die Mitarbeit des Genossen Braun abgelehnt. Das durfte er nicht verschweigen, als er sagte, er habe nie eine Zeile für die „Zukunft“ geschrieben, denn sein Verdienst war doch nicht, daß es so kam. Richtig ist, daß seine Frau seit Monaten entschlossen sein muß, nicht mehr für mich zu schreiben; muß: denn ich habe dem Ehepaar Braun, weil der Ehemann undankbar und unanständig gegen mich gehandelt hatte, in den ersten Apriltagen dieses Jahres brüsk den Verkehr aufgesagt. Auch dieser Grund, der ja mit der politischen Haltung meiner Wochenschrift nicht das Geringste zu thun hatte, durfte nicht verschwiegen werden. Aber Herr Braun wollte im Genossenkreis den Glauben wecken, er stehe dem Blatt und dessen Herausgeber ganz fern und denke über sie wie Bebel, Stadt-hagen & Co. Zur Aufklärung ein paar Stellen aus seinen Briefen:

1899. „Im Berliner Tageblatt und in der Frankfurter Zeitung sind Lausbubenstücke gegen Sie verübt worden... Ihre Erwiderung auf Mehrings Pamphlet ist sachlich und formell ein Muster der Polemik. Jeden nicht direkt gehässig Urtheilenden muß sie überzeugen. Ihr Artikel über Löbtau ist auch vortrefflich und Sie verdienen lebhaften Dank für ihn... Es ist wohlthuend, daß man sich einmal in seinem Vertrauen nicht getäuscht sieht, und ich werde mich Ihnen für das freundliche Entgegenkommen stets verpflichtet fühlen. Zu Ihrem leitenden Aufsatz im letzten Heft gratulire ich Ihnen herzlich... Wie kommt es, daß Sie die gehässigen Angriffe, unter denen Sie leiden, nicht verstehen als die in der Hauptsache nothwendige Rehrseite Ihrer ungewöhnlichen Erfolge? Dabei spielt freilich auch der nichtswürdige Charakter einzelner Ihrer Gegner seine Rolle; aber das Entscheidende ist doch wohl die unleugbare und desto verletzendere Thatsache Ihres Erfolges, den Sie, lediglich auf sich selbst gestellt und außerhalb jeder Partei, errungen haben.“

1900. „Die ‚Zukunft‘, die ich hier mit der selben Angebuld erwarte wie in Berlin, versagt jetzt niemals... Viktor Adler hat, wie ich mich im Gespräch überzeugte, lebhaftes Sympathie für Sie... Denken Sie meinen Verdruß, als ich gestern abends zur Verkaufsstelle der ‚Zukunft‘ komme, um, wie jede Woche Samstag, das neue Heft zu kaufen, und hören muß: Ausverkauft! Nun muß ich bis Dienstag warten!... Eben war ich im Begriff, Ihnen auch im Namen meiner Frau, unsere lebhafteste Bewunderung für Ihren ‚Kampf mit dem Drachen‘ auszusprechen, als Ihre Karte mit der Nachricht von der Konfiskation und dem bevorstehenden neuen Prozeß eintraf. Wie ich Sie kenne, werden die trüben Aussichten Sie nicht bereuen lassen, daß Sie wieder einmal ein nachahmenswerthes, aber in der deutschen Presse leider vereinzelt Beispiel kühnen Muthes gegeben haben.“

1901. „Ihr Leitartikel mit seinem treffenden politischen Urtheil ist ein Schmaus für den Verstand der Leser. Danach wird der Wunsch noch reger, die ‚Zukunft‘ täglich zu lesen... Ihr Ruf als Politiker hat durch die zwei Festungstrafen, die Kühnheit, mit der Sie sich Ihnen aussetzten, die Entrüstung, die sie hervorriefen, eine nicht gering zu schätzende Erhöhung erfahren... Im letzten und vorletzten Heft zeigen Sie sich wieder als Meister... Ich danke Ihnen aufrichtig für den Genuß, den Sie mir durch Ihren Aufsatz über die Kaiserin Friedrich bereitet haben. Es ist eine ausgezeichnete Leistung und Sie haben Ihren Anspruch auf den Rang des hervorragendsten deutschen Publizisten aufs Neue begründet... Ich hätte Sie gern einmal in der Festsung besucht, aber es schien mir ungehörig, Ihnen meine Gegenwart aufzudrängen. Hoffentlich kehren Sie unverändert als der Alte zurück... (Im Oktober, nach dem Lübecker Parteitag). Warum soll Frau Zeitlin... nicht schief und ungerecht von der ‚Zukunft‘ reden? Was sie sagte, ist im Grunde nichts als das Stammeln der Verlegenheit in der unmöglichen Vertheidigung Kautskys... Für mich ist es unbegreiflich, daß Sie angesichts der herrschenden politischen Sitten, der im ganzen Bereich des öffentlichen Lebens sich nicht wiederholenden Ausnahmestellung, die Sie als politischer Schriftsteller innehaben, sich erstaunt darüber zeigen können, daß Ihre zahlreichen Feinde Ihren Einfluß auch dadurch zu untergraben suchen, daß sie Sie persönlich verbäch-

tigen. Je heftiger und strupelloser Sie verfolgt werden, desto sicherer können Sie Ihres Einflusses sein . . . Frau Bettin hat auch in der entrüstetsten Weise meiner Frau vorgehalten, daß sie für ein Blatt wie die ‚Zukunft‘ schreibe. Das hat meine Frau von Beiträgen für die ‚Zukunft‘ nicht abgehalten und wird sie nicht abhalten. Hätten Sie, als ich Ihnen schrieb, daß ich nach Lübeck gehe, mich zu einem Referat über den Parteitag aufgefordert — ich hatte Das erwartet —, so würde ich Ja gesagt haben. Es war redaktionell richtiger, daß Sie selbst schrieben, aber es ist Gespensterleherei, wenn Sie sagen, man fürchte den Bann . . . Ihr Aufsatz über den Parteitag ist als die Erörterung eines außerhalb der Sozialdemokratie Stehenden eine meisterliche Leistung. Ich darf Das sagen, obwohl ich mit vielen Ihrer Äußerungen nicht einverstanden bin.“

So ging's weiter, schriftlich und mündlich, bis in den April 1903.

Wir waren über viele Dinge verschiedener Meinung, doch sein Ton blieb stets der wärmster Anerkennung. Genosse Braun war empört über die Angriffe, die im März gegen mich in der sozialdemokratischen Presse standen; ganz außer sich vor Empörung. Dieses Verhalten sei eine Schmach für die ganze Partei. Als ich dann mit ihm brechen mußte, schalt er mich ungerecht, schrieb mir aber am sechsten April 1903: „Das wird mich selbstverständlich nicht abhalten, ungerechte Angriffe gegen Sie an der geeigneten Stelle und in der gehörigen Weise abzuwehren. Das wird auf dem dresdener Parteitag geschehen.“ Seine Frau suchte eine Versöhnung anzubahnen. Im Verlauf des Briefwechsels sprach ich die Ueberzeugung aus, Dr. Braun werde nach allem bombastischen Vorgerede kein Wort für mich finden. Frau Braun antwortete: „Ich will nicht den Schein erwecken, daß wir uns Ihnen aufdrängen. Der Parteitag wird Ihnen einige Beschämung bereiten, wenn Sie dann daran denken, wie schändlich Sie meinen Mann verdächtigten.“

Ich bin wirklich bis auf den Grund der Seele beschämt. Genosse Stadthagen sagt, ich sei charakterlos und verächtlich. Genosse Bebel stellt meine Arbeit auf eine Stufe mit Hurerei und brüllt, nur moralisch tief gesunkene Subjekte könnten für die „Zukunft“ schreiben. Und Genosse Braun, mein zärtlicher Bewunderer, Genosse Braun, der unvergleichlich sanftere Angriffe auf mich eine Parteischande genannt hat, der dankbare, treue, ehrliche, stets zu höchstem ethischen Pathos gestimmte Genosse Braun hat nach Alledem nichts Anderes zu sagen als: „Ich habe nie eine Zeile für die ‚Zukunft‘ geschrieben und meine Frau ist seit Monaten entschlossen, nicht mehr für die ‚Zukunft‘ zu schreiben.“

Genosse Heine. Das ist der Kopf des Wurmes . . . Aber die sechste Morgenstunde schlägt und das Heft könnte nicht erscheinen, wenn ich jetzt nicht schlöffe. Der Genosse Heine muß warten. Er soll nicht zu klagen haben. Er wird an der Stelle behandelt werden, an die er gehört: in nächster Nach-

barschaft der Genossen Bebel und Mehring, denen er auf seine Art assistirte und deren Lügengeschpinnt ich entwirren will. Nicht heute entwirren wollte. Das Quartal geht zu Ende; schon im vorigen Heft erinnerte ich daran. Und ich bin, offen gestanden, zu stolz, um durch hastige Abwehr eines Hallunkenstreiches den Schein zu erregen, ich wolle mißtrauisch gemachte Abonnenten am Rockschloß zurückhalten. Einstweilen also nur noch ein Schlußwort.

Die Bernhard, Göhre, Braun, Heine haben auf dem Parteitag über mich nicht die einzigste erweisliche Thatsache erfahren, die sie vorher nicht kannten und die geeignet wäre, ihre hundertmal beihauerte Hochachtung vor meiner Person und Arbeit auch nur um ein Quentchen zu mindern. Sie denken auch über Person und Arbeit heute genau wie vor dem Parteitag. Die Genossen Bernhard und Heine habens mir in Briefen aus Dresden bestätigt; die Genossen Braun und Göhre werden nicht wagen, mich unsittlichen Handeldns zu zeihen. Und warum haben die Vier durch Reden und Schweigen den Meuchelmordversuch unterstützt, warum zu Unwahrhaftigkeit und feigem Verrath sich erniedert? Weil sie vor der Wuth der aufgestachelten Masse zitterten. Weil der alte Meisterdemagoge Jedem, der für mich auch nur ein armes Wörtchen rede, grause Rache schwor und die Macht hatte, jeden Widerspruch niederheulen und mit der Exkommunikation strafen zu lassen. Keinem der Vier traue ich zu, daß er sich im Alltagsleben als Schelmen erwiese. Alle Vier haben als Genossen gegen die einfachste Anstandspflicht verstoßen. Der Parteiköter zeigte die Zähne, die betrogenen Arbeiter, die nie ein Heft der „Zukunft“ in der Hand gehabt haben, brüllten Empörung — : und in Todesangst verriethen die Vier den Abwesenden, der sich aus dem Gebell ja nichts zu machen brauchte. Genau wie später bei der Resolution Bebel-Kautsky: dort ward die Person, hier die Sache geopfert. Bleibt Korruption aber nicht Korruption, auch wenn sie Gewissensbedenken sozialdemokratischer Volkserzieher zerfriszt? Zufällig konnte ich diesmal die Unredlichkeit nachweisen; wie oft aber mögen die Verkünder der einzig-lauteren Sittenlehre eben so lügen und trügen, — die armen Parteipudel, die, um Massengunst zu erschmeicheln, sich stellen müssen, als wären sie von Geburt eklige, zottige, ruppige Köter!

Ob der „Volksbote“ die Korruption aufdecken wird? Auf keinem der Briefe, die ich im Nothwehrrecht anführen mußte, stand, wie auf den Ministerialerlassen, die er abzudrucken pflegt: „Streng vertraulich!“



Erinnerung an Simson.

Wie selten ist, wenn mans recht überlegt, heute von Bismarck die Rede! Oppositionelle Blätter, die ihn ehemals aller Uebel schlimmstes schalteten, führen seinen Namen im Panier, wenn sie der jetzigen Regierung Etwas ans Zeug fliden wollen. Der Kritiker beeilt sich, ein neues Buch über ihn pflichtgemäß auszuziehen und anzuzeigen. Und wenn irgendwo ein Denkmal oder eine Säule geweiht wird, klingt es noch einmal wie aus gedämpften Trompeten über das weite Deutschland. . Sonst ist nur allzu still. Und wie elend gar ist Heinrich von Treitschle ergangen! Wer seiner Deutschen Kämpfe neue Folge aufschlug, konnte schon vor dem sechzehnten Juni die Warnung vor liberaler Opposition um jeden Preis, vor dem Traum von der großen liberalen Partei lesen, weil — Das wiederholt Treitschle immer wieder — solches Trachten stets nur dem Radikalismus zu Gut käme. Wenn vor der berliner Universität das Denkmal mit der trostigen Umschrift „Männer machen die Geschichte“ enthüllt wird, dann werden antisemitische Zeitungsschreiber den zu früh Abgeschiedenen für sich beanspruchen und die jüdischen werden sauer-süß über die Feier berichten. Und dann wird er wieder vergessen werden, weil Pius der Zehnte und Peter der Erste in immer neuen Charakteristiken geduldigen Lesern vorzuführen sind.

Nicht anders als jenen Beiden geht es Eduard Simson. Wenn mit dem Luthertage des Jahres 1910 sein hundertster Geburtstag naht, werden die Jubiläumsartikel, deren Anfertigung sich allgemach zu einer kleinen Industrie entwickelt hat, nur so hageln; heute spricht in der deutschen Öffentlichkeit selten ein Mensch von ihm, der nicht nur in diesem Betracht mit den beiden Genannten zusammengehört. Wenn Treitschle der Prophet und Bismarck der Motor der deutschen Einheit war, kann man Simson ihren Exponenten nennen. In jeder Phase steht er an weithin sichtbarer Stelle. In den gährenden Zeiten der Vorbereitung zu Frankfurt und Erfurt; als die norddeutsche Einigung geformt wird und als sie geschlossen ist; in dem weiteren Bau handelspolitischer Verständigung; im wohnlich werdenden Haus des Reiches und endlich im höchsten Gerichtshof, dem Sinnbild der damals angebahnten, inzwischen vollendeten Rechtsseinheit. Wenn Simson Erinnerungen auskramte, marschirten alle bedeutenden Persönlichkeiten der deutschen Geschichte auf, von Goethe, dessen achtzigsten Geburtstag der von Belder Empfohlene feiern half, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Es ist im höchsten Grade bezeichnend für Simson, daß der Präsident der deutschen Parlamente seit 1849 bei Begründung der Goethe-Gesellschaft auch ihr Vorsitzender wurde. Und zwar erschien er auch hier als der geborene

Präsident. Man wußte, daß man keinen Mann der „offiziellen“ Welt finden würde, der so in der Gedankenwelt Goethes lebte. Und er, der, nach eigenem Geständniß, seit dem Abschied vom Reichsgericht nie ein juristisches Buch gelesen hat, studirte jeden Band der Goethe-Gesellschaft, jedes neue Werk über Goethe, prägte jeden Band der Sofienausgabe, deren lange Reihe hart hinter seinem Schreibfessel stand. Es war überhaupt unglaublich, wie viel der Achtzigjährige noch las. So hat er Reinhold Kosers „Friedrich den Großen“ eben so wie Treitsches fünften Band zweimal hinter einander gelesen; einmal traf ich ihn bei einem Buch über den Templerorden, ein anderes Mal über einem Roman von Walter Siegfried, den er auf einer Schweizerreise kennen gelernt hatte. An einem Abend durfte ich aus Poschingers „Bismarck und der Bundesrath“ alles den Präsidenten irgend Interessirende vorlesen. „So: das Büchlein (wenn ich nicht irre, waren etwa zwanzig Bogen) haben wir heute geschafft“, sagte er zum Schluß befriedigt.

Das Buch bringt mich auf eine hübsche Anekdote. Ein Freund des Hauses Simson war im Jahr 1896 oder 1897 in Friedrichsrubh Gast gewesen und berichtete nun, daß der Fürst nach dem Ergehen des Präsidenten gefragt habe. Der Gast hatte geantwortet, es gehe Seiner Excellenz gut, nur leide er etwas unter Schwäche in den Beinen. „Wozu brauchst er die Beine?“ hatte Bismarck erwidert. „Er ist ja kein Lieutenant.“

Fast mit der selben Innigkeit wie das Bild und das Wesen Goethes umfaßte Simson das klassische Alterthum. Er war in der strengen Zucht eines noch heute hochstehenden, damals besonders hervorragenden Gymnasiums, des königsberger Friedrichskollegiums, herangewachsen. Lächeln muß ich, wenn ich in dem „Hephästion“ blättere, einem Schulbuch, das der damalige, Wilhelm von Humboldt nahegehende Direktor Friedrich August Gotthold für seine Primaner verfaßt hat. Denn die Anfangsgründe deutscher, lateinischer und griechischer Verbkunst, die Gotthold hier giebt, klingen am Schluß in eine Anleitung zum eigenen Versmachen in diesen drei Sprachen aus. Gewiß ein pedantisches Mühen. Aber ob aus einem modernen, immer wieder reformirten (und wie reformirten!) Gymnasium noch Schüler hervorgehen werden, die so die Kunst des schönen Maßes gelernt haben? Schüler, die, wie Simson, im dämmerhaften Bewußtsein der letzten Krankheit den Vorleser rügen, weil er ein lateinisches Wort mit falscher Quantität liest? Die Dankbarkeit, mit der Simson an der alten Anstalt, einst Rants Schule und Herbers Lehrstätte, hing, scheint zu beweisen, wie sehr er sich gerade dem hier vorherrschenden Betriebe der klassischen Sprachen, und zwar vorzüglich des Griechischen, verpflichtet fühlte. Es war wohl auch kein Zufall, daß nicht weniger als sechs ehemalige Schulkameraden Simsons — darunter einer seiner Brüder — den Nationalversammlungen in Frankfurt und Berlin an-

gehörten, Parlamenten, deren geistiges Niveau in Deutschland bis heute nicht übertroffen worden ist. Und noch weniger ist es ein Zufall, daß Simson als Präsident in der Paulskirche bei den bedeutendsten Anlässen, die sich seiner Rebegebot, Homer und Goethe der Versammlung und dem Volk mahnend zurückrief. Bei seiner Neuwahl zum Präsidenten, im Februar 1849, schloß er eine Ansprache, die zum Vergessen alles Trennenden, zur raschen Vollendung des Verfassungswerkes mahnte, mit den Worten: „Der Vollendung so nah, sollten wir das alte Wort des homerischen Helden auch unter uns zur Wahrheit werden lassen: daß nichts darauf ankomme, ob die Vögel von rechts oder von links fliegen, und daß es ein Wahrzeichen nur gebe: des Vaterlandes Errettung.“ Und als der König von Preußen zum Kaiser gewählt worden war, schloß Simson, tief bewegt, die Verkündung des Ergebnisses so: „An unserem edeln Volk aber möge, wenn es auf die Erhebung des Jahres 1848 und auf ihr nun erreichtes Ziel zurückblickt, der Ausspruch des Dichters zur Wahrheit werden, dessen Wiege vor fast einem Jahrhundert in dieser alten Kaiserstadt gestanden hat:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu schwanken hierhin und dorthin.

Dies ist unser, so laßt es uns sagen und so es behaupten.

Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!“

Der freiburger Historiker Bernhard von Simson hat im Anschluß an hinterlassene Aufzeichnungen eine Lebensgeschichte seines Vaters geschrieben; ein warmes, ausgezeichnetes Buch, das auch auf die Persönlichkeit des Herausgebers ein helles, freundliches Licht wirft. Aber es krankt an einer gewissen Einseitigkeit, freilich an einer bei Biographien sehr seltenen: der Dargestellte erscheint in einem fast zu bescheidenen Glanz. Der Sohn hat sich immer wieder zurückgehalten, um nicht den Vater in einer, wie er wohl meinte, für Andere zu überschwänglichen Weise zu feiern. Wer solche Rücksicht nicht zu üben braucht, darf das Unvergleichliche und Unvergessliche in Simsons Art schärfer hervorheben. Das unter dem heutigen Geschlecht sicherlich Unvergleichbare lag in erster Reihe in der Armuth von Simsons Person. Der selbe Herzenstakt, der den in kleinem Bürgerhause Geborenen und Erzogenen zum Umgang mit Fürsten befähigte, adelte seinen Verkehr mit Jedermann. Wer je in Simsons Hause war, wird sich mit lächelnder Nührung der geradezu bezaubernden Art erinnern, in der der Hausherr mit Jedem umging, mit Jedem zu plaudern wußte, auch in den Jahren, wo seine körperliche Beweglichkeit bereits gelitten hatte. Jeder junge Student, der, aus der Heimath an den Reichsgerichtspräsidenten empfohlen, schüchtern die Schwelle betrat, kann davon erzählen, wie schnell er nach diesem Empfange aufthauete, wie gern er wiederkam. Und die stille Wohnung des pensionirten greisen

Herrn in der Rauchstraße zu Berlin sah immer wieder junge Gäste. Um die sechste Stunde empfing der Präsident hier, wenn er sich wohl fühlte. Dann saß er am runden Tisch bei der grünbeschrifteten Lampe, die Brille im geöffneten Buch, das vor dem Eintritt des Besuchers niedergelegt wurde. Dann hielt der alte Herr wohl die Hand des Besuchers eine Weile fest und fragte nach den nächsten Dingen. Und nun mußte man sich einen bequemen Stuhl ganz dicht heranrücken und die Unterhaltung begann. Politik wurde selten berührt, aber einige bezeichnende Momente sind mir doch noch gewärtig. So der lebhafte Ausdruck des Antheils an der ersten tirpizischen Flottenvorlage. So die starke Erregung über Verletzungen des Tones im Reichstage. War es doch gerade die Anmuth und Sicherheit der Formen gewesen, die Simson auf den Präsidentenstuhl gehoben und darauf erhalten hatte. Als einmal ein sozialdemokratischer Abgeordneter durch Beschimpfungen der Regierung Simsons Zorn erregte, sagte er: „Dem fehlt Einer; und Der Einzige bin ich.“ Und er erzählte, daß der von ihm zur Ordnung gerufene Liebkecht im Norddeutschen Reichstag geantwortet habe: „Daraus mache ich mir wenig“. Darauf Simson: „Das freut mich; ich glaubte, Sie machten sich nichts daraus.“ Als Bismarck und Simson einmal am Buffet des Reichstages zusammentrafen und in ein Gespräch über fernliegende historische Dinge kamen, sagte Bismarck: „Wissen Sie das Alles noch? Ich habe Alles vergessen.“ Das war aber nicht wahr, setzte Simson bei der Wiedererzählung lächelnd hinzu: „Als ich im Dezember 1870 mit Bismarck durch den versäulter Park fuhr, kamen wir auf mecklenburgische Verfassungsgeschichte. Ich war starr, wie Bismarck bis ins Kleinste Bescheid wußte.“

Kam während des Besuches die Zeitung — ein nationalliberales berliner Blatt —, so wurde gleich in einer bestimmten Folge daraus vorgelesen. Zuerst Nachrichten über den Kaiser, Bismarck, allgemein Politisches, — aber kein Leitartikel. Dann Literatur und Lokales. Zum Schluß die Familiennachrichten, doch nur die Todesfälle. Denn nur in diesem zur Rüste gehenden Geschlecht glaubte der Hörende Bekannte zu finden.

Gern erzählte der Präsident unpolitische Dinge aus seinem langen Leben. Er besaß ein eisernes Gedächtniß und wußte sich ganz kleiner Züge, kleiner Liebenswürdigkeiten dankbar zu erinnern. Dann war wohl von Alexander von Humboldt die Rede, den Simson in den dreißiger Jahren zweimal wöchentlich bei Joseph und Alexander Wendelssohn sah und dessen Briefe er nicht entziffern konnte, wenn er auf ein anderes Blatt die wenigen lesbaren Silbe schrieb und des Fehlende mit Hilfe von Freunden und Angehörigen ergänzte. Oder von Klara Schumann, die bei einem Zusammentreffen im Gebirg für Simson, der sehr musikalisch war, ein Privatkonzert veranstaltete. Davon von wem wäre nicht gelegentlich als von einem persönlich Bekannten (

sprochen worden! Mir fallen gerade ein: Wrangel und der Prinz Friedrich Karl, Uhlund und Jakob Grimm, Niebuhr und Freytag, Menzel und Egidy, Gottschall und Brachvogel, Karl Stieler und Liszt, Louis Gurlitt und Friedberg; ich stelle sie nur so neben einander, um einen Begriff von der Fülle der Gestalten zu geben, die dieser rege Geist in Geberlaune neu hervorzauberte. Der Führende aber war Goethe, über den sich ein in dem vorhin erwähnten Buch Bernhards von Simson abgedrucktes Tagebuch ausführlich verbreitet.

Simson hatte wenige, aber entschiedene Antipathien. Zu diesen zählte eine Abneigung gegen Vischer, dessen Dichtungen er nicht liebte, der ihm aber auch wohl von Frankfurt her politisch nicht angenehm war. Dann mochte er Ranke nicht. Als Simson in der Eigenschaft eines Reichskommissars 1848 von Frankfurt am Main aus in Berlin war, hatte er Ranke auf einem Hoffest getroffen und ihn — halb scherzhaft — als den „Verusensten“ um ein Urtheil über das Wesen der Nationalversammlung gebeten. Da hatte Ranke die Hände erhoben und gesagt: „Ich bitte! Nichts von Politik!“ Viel später hatte Simson ein Stammbuch der Kronprinzessin Viktoria erhalten, das er nach eigener Einzeichnung Herrn von Ranke weitergeben sollte. Er überbrachte es persönlich und Ranke nahm es entgegen, indem er — Simson ahnte den Tonfall nach — betonte, wie besonders genehm ihm immer der Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten gewesen sei. Nicht allein stand Simson wohl mit seiner Abneigung gegen den Baron Mayer Karl von Rothschild, dessen Geiz er ergötzlich schilderte. Rothschild war 1870 als Mitglied der Kaiserdeputation mit nach Versailles gegangen, obwohl sich allgemeines Murren erhob, als sein Name aus der Urne hervorging. Auch wenn Simson Solches erzählte, kam es ohne Bosheit heraus, mit einem behaglichen Lächeln vielmehr, das von überwundenen Eitelkeiten sprach. So sehr der Greis mit Kindern, Enkeln und Urenkeln, mit Jedem mitlebte, der ihm nähertreten durfte, so sehr hatte er doch das Gefühl, dem Auf und Ab des Lebens entrückt zu sein, das ihn, trotz manchen Schmerzen, so hochgehoben hatte. Er empfand wohl die Bewegungen der Welt, aber doch so, als ob er durch einen Vorhang von ihnen getrennt wäre.

Treitschke, den ich vorher anrief, schrieb am dreißigsten April 1879 an Eduard Simson: „In den Stürmen einer undankbaren Zeit, die jeden politischen Namen vergiftet oder besudelt, ist der Ihre immer fest verbunden geblieben mit den Geschicken des Vaterlandes und hat immer seinen alten lautereren Klang behalten.“ Möchte die Prophetengabe des Poeten unter den Geschichtschreibern sich auch hier bewähren, daß Name und Bild Simsons nicht nur Denen, die ihn kannten, nein: auch den Deutschen ferner Zeiten bleiben. ein κτῆμα ἐς δαί!

Hamburg.

Dr. Heinrich Spiero.

Der kleine Platon.*)

Der kleine Platon hatte Weltsehmerz. Zwischen Fritt und Braten hatte sein Nachbar diese Thatsache plötzlich konstatiert und von Mund zu Mund ging es: „Der kleine Platon hat Weltsehmerz“. Und Alle sagten: „Der kleine Platon“; nicht ein Einziger ließ die Worte „der kleine“ fort, in denen eine gewisse Bärtlichkeit lag.

Der kleine Platon war der Liebling des Regimentes. Alle verzogen und verhätschelten ihn, der Oberst an der Spitze. Der hatte eines Tages eine Offiziersversammlung abgehalten, in der ausgesprochenen Absicht, seinen Herren einmal wieder sehr grob zu werden. Der Anfang seiner Rede hatte auch die kühnsten Erwartungen übertroffen, aber dann war er immer milder und milder geworden und schließlich hatte er seinen Herren nichts als Liebenswürdigkeiten gesagt. Das wußte sich Keiner zu erklären; und die Weiden, die die Lösung des Räthfels kannten, hielten sie geheim. Der Oberst hatte, nachdem die Herren entlassen waren, den kleinen Platon in eine stille Ecke gerufen und ihm gesagt: „Wenn ich wieder einmal Offiziersversammlung abhalte, dann stellen Sie sich, bitte, so hin, daß ich Sie nicht sehen kann; denn wenn ich Sie ansehe, freue ich mich und dann verbraucht mein Horn. Das darf aber nicht sein. Wenn die Umstände es erfordern, muß ich streng und unerbittlich bleiben.“

Von dem Tage an stand Platon bei den Versammlungen immer hinter dem dicken Major vom zweiten Bataillon; da konnte ihn der Oberst selbst dann nicht finden, wenn er ihn suchte. Ueber den Herrn Major circulierte im Regiment die Scherzfrage: Der Dicke ist dreimal so breit als schwer; sein Gewicht beträgt 220 Pfund; wie breit ist sein Rückenmaß?

Der kleine Platon war der Liebling Aller. Sein frisches, frohliches Wesen, sein offenes, freies Gesicht, seine tabellofen Manieren nahmen Alle für ihn ein. Und heute hatte der kleine Platon Weltsehmerz.

„Aber, Kind, was haben Sie nur?“ Einer nach dem Anderen fragte ihn, Jeder versuchte, ihn nach besten Kräften zu trösten. Alle tranken ihm zu. Sein Hauptmann bestellte sich eine Flasche Champagner und schickte ihm durch die Ordonanz ein großes Glas. Und der Tischdirektor beschloß, nachher für den kleinen Platon in den tiefsten Keller zu steigen. Dort lagen in einer versteckten Ecke noch einige Flaschen alten Rothweines, Chateau Léoville Boysseré von 75; den hatte noch Keiner getrunken, ohne wieder Freude am Leben zu gewinnen. Das war eine Medizin gegen alle Leiden. Aber dem kleinen Platon nützte sie nichts. Er trank den Wein eben so wie den sauren Mosel, den ihm sein Nachbar, in der Absicht, ihm eine Freude zu machen, eingeschänkt hatte, und er dankte für alle Liebenswürdigkeit, die man ihm erwies, nicht nur mit

*) Unter dem Titel „Ein Ehrenwort“ läßt der durch seine Militärhumoresken bekannte Freiherr von Schlicht im Oktober bei Heinrich Minden in Dresden einen neuen Novellenband erscheinen, aus dem hier eine Probe gegeben wird.

Worten, sondern auch mit seinen Augen, die deutlich sagten: „Ihr Alle seid so gut mit mir, Eure Liebe beschämt mich, aber sie vermag mich nicht zu trösten und kann mir nicht helfen.“

Und je aufmerksamer die Kameraden wurden, je mehr sie versuchten, ihn zu trösten, da sie ihm anmerkten, daß eine schwere Last ihn bedrückte, um so stiller und ernster wurde der kleine Platon; sein kleines Gesicht wurde immer blasser und blasser, — und plötzlich stand er auf, um sich zu verabschieden. Niemand machte den Versuch, ihn zurückzuhalten, aber unausgesprochen ging es von Mund zu Mund: „Wir dürfen ihn nicht allein lassen! Einer muß bei ihm bleiben.“ Alle standen im Begriff, ihm zu folgen; aber als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, entschied die Stimme des Tischältesten: „Lohe, gehen Sie mit ihm. Sie sind ja sein bester Freund, trösten Sie ihn, und wenn Sie allein keinen Rath wissen, dann kommen Sie zu mir oder wenden Sie sich an einen anderen älteren Kameraden.“

Lohe traf den Kameraden noch in der Garderobe: „Ich wußte, daß mir Jemand nachgeschickt würde; es ist mir lieb, daß gerade Du es bist. Komm mit mir in meine Stube! Helfen kannst Du mir auch nicht, aber ich bin dann wenigstens nicht ganz allein.“

Platon wohnte in dem Offizierflügel der Kaserne, in dem die sechs jüngsten Lieutenants des Regimentes hausten, und der Flügel konnte viel erzählen von lustigen Trinkgelagen, frohen Festen und tollen Streichen, die dort unter dem Schutz der Nacht verübt wurden. Aber als Lohe jetzt mit dem Freund durch den nur matt erleuchteten Korridor schritt, als ihre Tritte von den Fliesen widerhallten, da war ihm plötzlich, als Schritte er in einer Gruft oder in einer Kapelle, und er konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren.

Platon öffnete die Thür zu seinem Zimmer; es war kalt und ungemüthlich, trotzdem die Lampe brannte.

„Du mußt den Mantel schon anbehalten, Lohe. Der Fourtierunteroffizier will keine Kohlen mehr herausrücken; er sagt, er komme sonst nicht aus, und ich selbst kann mir keine Feuerung kaufen. Wenn Du willst, kannst Du Dich aber auch in mein Bett legen; da frierst Du nicht.“

„Rein, danke, es wird schon so gehen; mein Pelz ist schön warm, aber Du selbst wirst frieren. Du schüttelst Dich ja jetzt schon vor Kälte. Unbedingt muß gehetzt werden. Hier ist Geld; rufe Deinen Burschen, daß er über die Straße läuft und Kohlen besorgt.“

„Du weißt, ich borge mir nie Geld von Kameraden“, gab Platon zur Antwort, aber sein Widerspruch nützte ihm diesmal nicht. Eine Viertelstunde später brannte im Ofen ein helles Feuer, das den kleinen Raum bald wärmte.

„Nun könnte man wohl seinen Pelz ausziehen“, meinte Lohe. „Und nun, alter Freund, schütte Dein Herz aus. Wenn ein Anderer einmal den sogenannten Weltsschmerz hat, dann wissen wir, daß es nicht viel bedeutet; das Weiden vergeht eben so schnell, wie es kommt. Bei Dir aber liegt die Sache anders. Ich kenne Dich. Aber so wie heute habe ich Dich noch nie gesehen. Etwas Schweres muß Dich bedrücken. Vertraue Dich mir an. Was ist's?“

Platon ging in seinem Zimmer auf und ab. Jetzt blieb er vor dem Freund stehen: „Es ist ja eigentlich Unsinn, daß ich Dir Alles erzähle, aber

vielleicht ist es doch gut, wenn wenigstens Einer im Regiment Bescheid weiß, um später falschen Gerüchten entgegenzutreten zu können. Das Nähere erzähle ich Dir nachher. Für jetzt nur die Mittheilung, daß wir heute zum letzten Mal zusammen sind. Heute noch muß ich zur Waffe greifen und von dieser Welt Abschied nehmen."

Lohe sprang in die Höhe und starrte den Kameraden an: „Was willst Du?“ Aber schnell hatte er sich gefaßt und nahm seinen Platz wieder ein: „Du bist verrückt."

„Vielleicht doch nicht so ganz“, meinte Platow. „Du sagtest vorhin, daß Du mich kennst; da müßtest Du auch wissen, daß ich nicht im Scherz von solchen Sachen spreche.“

Den Anderen packte wahres Entsetzen. Er hörte aus den Worten des Freundes nur zu gut heraus, daß es ihm bitterer Ernst sei mit Dem, was er sagte, aber er wollte und konnte das Entsetzliche nicht glauben: der junge, ewig heitere Kamerad, der ihm da in seiner Jugend, kaum vierundzwanzig Jahre alt, gegenüberstand, wollte seinem Leben ein Ende machen, wollte für immer fortgehen aus dem Kreise der Kameraden und aus dem Regiment? So plötzlich sollten Alle ihn verlieren? Das konnte und durfte nicht sein. Wenn es nicht anders ging, mußte er mit Gewalt daran verhindert werden, seinen Entschluß auszuführen.

„Lieber Freund“, sagte Platow, bevor Lohe sich noch zu fassen vermocht hatte, „ich weiß Alles, was Du mir sagen willst; es ist das Selbe, was man immer in Fällen dieser Art zu sagen pflegt: daß man einen solchen Entschluß, besonders in meiner Jugend, stets in der Uebereilung fasse, daß es zu diesem äußersten Schritt immer noch Zeit sei, daß es sicher noch einen andern Ausweg gebe, — und dergleichen Redensarten mehr, die zwar gut gemeint sind, aber wirklich nichts nützen. Höre mich an: und Du wirst mir beistimmen, daß ich nicht anders handeln kann. Ich muß etwas weit ausholen, will aber versuchen, mich so kurz wie möglich zu fassen.“

Mein ganzes Leben, von der Stunde meiner Geburt bis zu diesem Augenblick, ist eigentlich weiter nichts als ein Trauerspiel in zahllosen Akten gewesen. Mein Vater war, wie Du weißt, Offizier, der im letzten Feldzug Invalide wurde und von seiner kümmerlichen Pension lebte. Sechs Kinder waren schon da. Du kannst Dir also denken, daß mein Erscheinen nicht mit Freude begrüßt wurde. Man hatte, wie ich später erfuhr, erwartet, daß ich nicht lebend das Licht der Welt erblicken würde. Statt meiner starb die Mutter und wenig später auch der Vater an den Folgen seiner Wunden und an der Last seiner Sorgen. Noch als Säugling kam ich zu Verwandten, die großen Reichthum, aber kein Herz besaßen; ich wenigstens erinnere mich nicht, aus ihrem Munde auch ein einziges Mal ein freundliches Wort gehört zu haben. Sie hatten nur eine Sorge, mich so bald wie möglich wieder loszuwerden, und dieser Wunsch ging für sie in Erfüllung, als ich das achte Lebensjahr erreichte. Da steckte mich in das Kadettencorps. Du kennst das Leben dort und ich brauche es Dir nicht zu schildern. Es ist nicht so schlimm, wie es oft gemacht wird, aber ist doch freudlos und vor allen Dingen fehlt Eins: die Liebe. Man findet Kameradschaft und Freundschaft, man findet freundliche Vorgesetzte, die sich

annehmen, so weit sie vermögen, aber man findet nicht einen einzigen Menschen, der uns Liebe entgegenbringt, und gerade Liebe kann man in so jungen Jahren nicht entbehren. So habe ich eine Jugend durchgemacht, wie sie trauriger nicht gedacht werden kann. Ich habe nicht gehungert und nicht gefroren, gewiß nicht, aber ich hätte oft gern mit den Kindern armer Leute getauscht, wenn ich sie an der Hand ihrer Eltern an mir vorübergehen sah. Und ärmer als ich waren die Armen ja auch nicht: ich besaß nichts als meinen Namen, und je älter ich wurde, desto mehr graute mir vor dem glänzenden Glend, dem ich entgegenging. Obendrein empfand ich für den Soldatenberuf nicht nur nicht die leiseste Neigung, sondern fing ihn mit der Zeit zu hassen an. Ich war ein guter Schüler, im Exerciren der Beste der Compagnie; ich wurde den Anderen als Muster hingestellt und das Lob regnete manchmal auf mich herab. Das Talent zum Soldaten war mir angeboren, aber die Liebe zu dem Beruf fehlte mir, das ewige Einerlei des Dienstes widerte mich an. Wenn die Schlafsäle der Kabettenhäuser von den vielen Thränen, von den vielen Seufzern, Klagen und Stoßgebeten erzählen könnten, die da zum Himmel emporgeschickt werden. . . Das würde eine sehr traurige Geschichte werden. Wie ist es aber auch anders möglich? Wie soll ein Junge von acht oder neun Jahren wissen, ob er wirklich Lust hat, Offizier zu werden? Was ahnt sein kleines Herz von den Anforderungen, die an ihn herantreten, was weiß er, worin die Thätigkeit eines Offiziers besteht, und wie soll er wissen, ob diese Thätigkeit ihm später für sein ganzes Leben genügt? Und so unendlich Viele werden überhaupt gar nicht gefragt, ob sie auch Lust haben, Offizier zu werden. Sie werden einfach von den Eltern und Vormündern in den bunten Rock gesteckt, weil die Erziehung im Corps so billig ist. Und wenn sie dann später im Leben Schiffbruch leiden; wer trägt dann die Schuld?"

Voll Erstaunen hatte Lohe dem Kameraden zugehört. Alles, was Platon sagte, war ihm so neu, daß er nicht glauben konnte. Platon hatte stets im Regiment nicht nur als der dienstfertigste, sondern auch als der dienstfreundigste Offizier gegolten; und nun sollte das Alles nur Verstellung gewesen sein?

„Mein ganzes militärisches Leben war weiter nichts als eine große Lüge“, fuhr Platon nach einer kurzen Pause fort. „Ich log, weil es ja doch keinen Zweck gehabt hätte, die Wahrheit zu sagen. Hätte ich meinen Verwandten geschrieben: nehmt mich aus dem Corps heraus, laßt mich studiren oder ein Handwerk lernen, so hätte man mich für wahnsinnig und für mehr als undankbar gehalten und mich wohl überhaupt keiner Antwort gewürdigt. Und was hätte es genügt, wenn ich den Vorgesetzten erzählt hätte: Ich mache ‚Eintsum‘, weil es befohlen ist, aber dafür, daß die Wendung gut ausfällt, kann ich nichts und es ist mir auch ganz einerlei, ob sie gut oder schlecht wird, denn ich habe keine Freude an meinem Beruf? Das wäre den Vorgesetzten ganz gleichgültig gewesen und obendrein hätte man mich noch ausgelacht und gefragt: ‚Wie ist es nur möglich, daß ein Kabett, dem der praktische Dienst so spielend leicht wird, nicht mit Lust und Liebe Soldat ist? Das giebt ja gar nicht!‘

So wuchs ich heran und der große Tag kam, wo ich als Fähnrich in die Armee gesteckt wurde. Meine Verwandten bewilligten mir großmüthig eine Zulage, unter der Bedingung, daß ich nie Schulden mache; aber als ich Lieutenant wurde, mußte ich meinem Onkel doch eine Schuld von zweihundert Mark beichten.

In meiner Gutmüthigkeit hatte ich mich verleiten lassen, für einen Kameraden, der später um die Ecke ging, zu bürgen. Umgehend schickten meine Verwandten das Geld, aber zugleich auch die Mittheilung, daß ich fortan zusehen solle, wie ich ohne Zulage durch die Welt komme, denn ich hätte das in mich gesetzte Vertrauen schändlich mißbraucht. Deutlich las ich aus den Zeilen meines Onkels die Freude heraus, mich von der Tasche loszuwerden. Für einen Augenblick dachte ich daran, ihm den wahren Sachverhalt zu erklären, dann aber hämmte sich der Stolz in mir auf: Lieber hungern als Almosen annehmen!

Und ich habe gehungert, lieber Freund, in des Wortes wahrster Bedeutung. Wie oft habe ich nicht eine Einladung vorgeschickt, um das Mittagessen im Kasino zu sparen, und mir dann aus der Mannschaftskantine für zehn Pfennige irgend eine Kleinigkeit holen lassen! Und es langte trotzdem nicht. Was nützte es, daß ich mir die paar Mark für das Mittagessen abpartete: wenn am Ersten das Gehaltsbuch kam, waren die Abzüge immer sehr viel größer, als ich erwartet hatte. Wie oft habe ich nicht, trotz allen Einschränkungen, am Ersten nicht mehr als zwanzig Mark zu sehen bekommen! Davon gingen noch der Lohn für den Burfchen ab, das Geld für die kleinen Extra-Ausgaben, — und mit einem Zehnmarkstück in der Tasche sollte ich dann den ganzen Monat reichen. Ich hatte ja nicht einmal die „Königliche Zulage“. Mein Onkel hatte sich dem Regiment gegenüber verpflichtet, mir als Lieutenant einen monatlichen Zuschuß zu geben; daß er diese Zusage nachher zurückgenommen hatte, wußte nur ich und ich war zu stolz, um zu dem Oberst hinzugehen und ihm zu sagen: „Ich habe nichts, schreib meinen Namen auf die Liste der völlig Mittellosen und erwidert mir die Königszulage!“ Drei lange Jahre habe ich so gelebt. Das Einzige, was mir das Dasein erträglich machte, war die Freundschaft und Zuneigung, die mir alle Kameraden entgegenbrachten. Wie oft war ich nicht in Versuchung, mein Herz irgend Einem auszuschütten! Doch immer wieder sagte ich mir: Mach ein frohes Gesicht! Helfen kann Dir doch Niemand. Dein Dienst wird Dir dadurch nicht sympatibischer, daß Du über ihn schilst, und dadurch, daß Du über Deine Armut klagst, wirst Du nicht reicher. Mach ein frohes Gesicht und gedenke des alten Wortes: Je weniger Jemand Anderen sein Leid klagt, um so beliebter ist er.

So spielte ich Komödie. Ich war immer lustig und guter Dinge, war anscheinend immer das sorglose Kind, das von Allen verhätschelt und verzogen wurde, als ob ich eine Puppe wäre. Glaube mir, lieber Freund: wenn der Oberst mir zärtlich die Haare streichelte oder ein älterer Kamerad meine Hände in die seinen nahm, habe ich mich oft vor mir selbst geschämt; denn ich war doch kein Schokkind, sondern trotz meinen jungen Jahren ein Mann, der mit dem Leben kämpfte.

Und ich habe gekämpft, — bis auch für mich die Stunde kam, in der ich unterlag.

Ein Jahr ist es heute her. Die Besichtigung durch Excellenz stand vor der Thür und wir hatten vom frühesten Morgen bis zum Mittag Dienst abgehalten; zuerst Instruktion, dann Exerciren: Gewehr über, Gewehr ab, Rechtsrum, Linksrum, Front und Rehr. Mehr als vier Stunden hatte ich die Gewehrhaltung, die Lage der Hände, die Fußstellung und was weiß ich sonst noch korrigirt.

Wäre ich Soldat mit Leib und Seele, so hätte mir die Sache sicher Freude gemacht; so aber ekelte es mich an, und als der Dienst endlich fertig war, war auch ich mit meinen Kräften fertig. Man muß mir meine vollständige Erschlaffung und Abspannung angemerkt haben, denn der Oberst, der auf dem Kasernenhof uns eine Weile zugesehen hatte, rief mich zu sich heran: „Platon, so geht es nicht weiter, Sie reiben sich im Dienst auf. Man kann auch zu eifrig sein. Man sieht es Ihnen ja an, welche Mühe Sie sich mit Ihren Leuten geben. Sie müssen unbedingt einmal Etwas für sich thun! Wenn die Befichtigung zu Ende ist, müssen Sie auf Urlaub gehen. Wir sprechen später darüber.“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, ging er auf sein Bureau.

Wie im Traum kam ich in meiner Stube an: Urlaub! Von dem Tage an, wo mein Onkel mir die Zulage entzog, hatte ich die Hoffnung, jemals auf Urlaub zu fahren, für immer begraben. Ich hatte nie daran gedacht, jemals eine Reise zu machen; denn woher sollte ich die Mittel nehmen? Mit den dreißig Mark, die ich im besten Fall von meinem Gehalt zu sehen bekam, konnte ich doch nichts unternehmen. Urlaub existierte für mich überhaupt nicht auf der Welt. Selbst als Kadett hatte ich alle Ferien im Corps zugebracht und sehnsüchtig den Kameraden nachgeschaut, wenn sie zu den Eltern oder Verwandten fuhren. Ich hatte mich darein gefunden, daß Andere reisten und daß ich selbst stets zu Haus blieb. Nun erinnerte mich der Kommandeur daran, daß es auch für mich Urlaub auf der Welt gebe. Und mit einem Mal packte es mich wie eine wilde Leidenschaft: reisen, — nur ein einziges Mal auf Reisen gehen können, nur einmal vier Wochen fort von dem Kasernenhof, auf dem ich nun schon bald fünfzehn Jahre, ohne jede Unterbrechung, täglich Stunden lang stand, nur einmal vier Wochen lang keine Soldaten sehen und keine Gewehrgriffe üben müssen! Wie wohl mir Das thun würde! Ich glaubte, als ein neuer Mensch zurückzukommen, glaubte, daß diese kurze Frist genügen würde, um eine Umwandlung in meinem Innern hervorzurufen, glaubte, daß der Dienst, der mir jetzt zuwider war, mir später Freude machen würde. Ach, was erhoffte ich nicht Alles von dieser Reise! Und plötzlich stand mein Entschluß fest: Du wirst fahren. Ich war außer mir vor Freude. . . Aber die Freude schwand schnell wieder. Woher sollte ich die Mittel nehmen? Mit einem kleinen Vorschuß beim Zahlmeister war mir nicht gedient; was nützten mir fünfzig oder sechzig Mark? Den Offizier-Unterstützungsfonds konnte ich nicht in Anspruch nehmen, ohne meine ganze Lage zu erklären; und selbst wenn ich es thäte, hätte ich auch dort im besten Fall kaum hundert Mark erhalten. Ich brauchte aber mehr Geld, ich mußte mich ganz neu ausrüsten, besaß kein Civil, und wenn ich nun einmal reiste, wollte ich wenigstens die vier Wochen frei von allen Sorgen sein; die dreißig Tage hindurch wollte ich mich wenigstens satt essen können, ohne bei jedem Gericht, das ich mir bestellte, die Frage erörtern zu müssen: Kannst Du es auch bezahlen?

Aber woher die Mittel nehmen? Schon hatte ich meinen Entschluß wieder aufgegeben: da fiel mein Blick auf einen Brief, der auf dem Tisch lag. Wer hatte mir Etwas zu schreiben? Monate vergingen, ohne daß die Post zu mir kam. So öffnete ich neugierig das Couvert und las mit Erstaunen die Offerte, in der ein Gelddarleiher Offizieren jede Summe zu mäßigen Zinsen anbot. Ich warf das Blatt in den Papierkorb, aber ich holte es gleich darauf wieder

heraus und las es immer und immer wieder. War es nicht mehr als ein Zufall, daß ich das Schreiben gerade in diesem Augenblick erhielt? Später habe ich ja erfahren, daß der Mann nicht nur mir, sondern allen Kameraden seine Offerte geschickt hat; aber mir war in jener Minute, als wüßte er von meiner Noth, von meiner Sehnsucht, für kurze Zeit die drückenden Fesseln abzustreifen, und er erschien mir fast wie ein rettender Engel."

Mit ganz entsetzten Augen sah Lohse den Kameraden an: „Jetzt entsinne ich mich . . . Hoffentlich hast Du Dich mit dem Halsabschneider nicht eingelassen! Der Oberst warnte uns noch vor ihm und drohte Jedem mit ehrengerichtlicher Untersuchung, der sich an ihn wenden würde."

Um Platows Mund spielte für einen Augenblick ein leises, mildes Lächeln. „Wie fast jede Ermahnung, so kam auch diese zu spät, wenigstens für mich: ich hatte das Geld, zweitausend Mark, bereits in der Tasche. Und ich glaube, ich hätte in der Stimmung und Verfassung, in der ich mich damals befand, die Seligkeit, auf Reisen gehen zu können, wenn es hätte sein müssen, noch weit theurer bezahlt als mit den tausend Mark Zinsen, die der Mann sich im Voraus dafür berechnete, daß er mir half. Zweitausend Mark erhielt ich, für dreitausend schrieb ich quer."

„Aber Platow, wie konntest Du nur?" Das war Alles, was Lohse vor Angst und Entsetzen zu sagen vermochte.

„Ja, wie konnte ich nur?" wiederholte Platow. „Das habe ich mich auch tausend und abertausend Male gefragt, seit ich das Geld verausgabt hatte, der Urlaub zu Ende war und ich nur zu schnell einsehen mußte, daß das Wort wahr ist: Ketten drücken Den am wenigsten, der sie immer trägt. Vier Wochen hatte ich mich in der Welt herumgetrieben, als freier Mann den Verkehr mit Leuten der verschiedensten Stände und der verschiedensten Berufs-Klassen gesucht, eine herrliche Zeit verlebt. Ja, diese vier Wochen sind die einzigen meines kurzen Lebens, in denen ich mich glücklich fühlte; nicht, weil ich nichts that (ich habe mir dieses Dasein ohne Thätigkeit nie denken können), sondern, weil ich zum ersten Mal seit fünfzehn langen Jahren keine Uniform trug, keine Soldaten sah, keine Griffe und keine Wendungen zu kommandiren brauchte. Aber als ich dann zurückkam, merkte ich, daß die Lust und Liebe zu meinem Beruf inzwischen nicht in mir erwacht, sondern womöglich noch mehr erstorben war. Nachts um Zwei kam ich direkt aus Italien zurück. Das Erste, was ich in meinem Zimmer entdeckte, war der Dienstzettel: morgen früh um sechs Uhr Instruktion über die Kriegsartikel, im Anschluß daran Zielen und Anschlagsübungen. Ich habe abwechselnd gelacht und geweint, im Bett mit den Zähnen geknirscht, — wenige Stunden später mich dann aber wieder in das Joch einspannen lassen. Auch seitdem brachte ich das Kunststück fertig, als dienst eifriger Offizier zu erscheinen, und immer war ich der frohe, lustige Kamerad trotz allen Sorgen, die mich drückten. Auf Urlaub hatte ich nicht daran gedacht jetzt aber ließ die Sorge mich keine Nacht schlafen. Von dem Augenblick an wo ich hier wieder meine Kasernenstube betrat, quälte mich die Frage: A willst Du die dreitausend Mark Schulden zurückzahlen?"

„Aber so was überlegt man sich doch vorher", warf Lohse ein; „A mußtest doch wissen, daß Dir's nie möglich sein würde!"

Platon lachte bitter auf: „Du hast ja so Recht, lieber Freund; und gewiß hätte ich mirs damals selbst gesagt, wenn meine Nerven nicht mehr als überreizt gewesen wären. Ich hatte damals nur den einen Wunsch, nur den einen Gedanken: Du mußt fort, wenn Du hier nicht in der Treitmühle wahnsinnig werden sollst. Mach Dir klar, was es heißt, fünfzehn Jahre lang keinen Tag ausgespannt zu haben und trotz dieser langen, langen Dienstzeit doch erst drei- undzwanzig Jahre alt zu sein! Ich will offen gestehen: ich habe, als ich mir das Geld lieb, gar nicht daran gedacht, wie ich es zurückzahlen könnte. Ich habe die Hilfe, die sich mir bot, genommen, wie ein Ertrinkender das Stück Holz, das ihm zugeworfen wird, ergreift, ohne zu fragen, woher es kommt, wem es gehört und wem er es zurückgeben muß, wenn er sich gerettet hat . . . Und ich hatte mich doch selbst retten wollen und war noch so jung . . . In schlaflosen Nächten habe ich mich unzählige Male gefragt: War es nicht ein bodenloser Reichthum, daß Du damals auf Urlaub gingest? Aber eben so oft habe ich mit einem lauten ‚Nein‘ geantwortet. Und ich bereue es auch heute noch nicht, trotzdem das kurze Glück, das ich genoß, meinem Leben ein Ende macht. Denn sterben muß ich. Mein Ehrenwort ist seit Stunden verfallen. Als ein Ehreloser stehe ich vor Dir. Ich bin unwürdig des Todes, den ich trage.“

„Aber um Gottes willen, warum hast Du Dich denn nicht bei Zeiten nach Hilfe umgesehen? Ich selbst, so weit ichs vermag, ein Jeder hätte Dir nach Maßgabe seiner Mittel mit Freude Geld zur Verfügung gestellt.“

Wieder spielte ein leises, mildes Lächeln um Platons Mund: „Glaubst Du wirklich, ich hätte nicht daran gedacht? Aber Jeder von Euch hätte mich gefragt: ‚Wozu brauchen Sie das Geld?‘ Und selbst wenn Ihr mich nicht gefragt hättet, zufriedert hättet Ihr Euch doch: Platon muß Schulden haben. Ueber kurz oder lang wäre die Wahrheit an das Tageslicht gekommen, — und was dann? Das Ehrengericht hätte mich erwartet, das Offiziercorps hätte es vielleicht für seine Pflicht gehalten, die Schuld zu bezahlen, aber mich selbst hätte man ehrengerichtlich wegen Schulden verabschiedet. Ohne Geld zu leben, habe ich schließlich gelernt, und wer ernstlich arbeiten will, findet immer noch seinen Verdienst, aber ohne Ehre kann ich nicht leben, weder hier noch in einem anderen Land. Und die Ehre zu retten, sah ich keine Möglichkeit.“

Ich habe nichts unversucht gelassen. Bei allen guten Freunden und Bekannten außerhalb des Regimentes klopfte ich an und Jeder fragte: Wozu brauchen Sie das Geld? Wenn ich aber ehrlich genug war, die Wahrheit zu sagen, dann suchte man die Achseln: ‚Herr Lieutenant, wie kann man sich aber auch nur mit einem Wucherer einlassen! Ich möchte mich da nicht hineinmischen. Na, Sie werden die Sache schon anderweitig arrangiren‘. Und man schob mich freundlich zur Thür hinaus. Ich habe allen Stolz gezähmt und sogar an meine Verwandten geschrieben. Ich habe die absolute Gewißheit: wenn ich nicht mehr lebe, wird der Onkel die Schuld tilgen. Das erfordert seine Ehre als Großkaufmann. Aber so lange ich noch hier auf der Erde weile, giebt er nicht einen Pfennig. ‚Wenden Sie sich doch an Ihren reichen Herrn Onkel! Für Den sind die paar tausend Mark doch eine Bagatelle!‘ Hundertmal habe ich diese Antwort erhalten und allmählich gab ich es auf, zu erwidern: Er ist der einzige Mensch, von dem ich ganz genau weiß, daß er mir nicht hilft, schon deshalb

nicht, weil er mich am Allerwenigsten verstehen würde. Und schließlich . . . Ich weiß überhaupt nicht, ob mich Jemand verstehen, mein Thun und Handeln begreifen wird. Die Meisten werden sagen: Was brauchte er auf Urlaub zu fahren? Wer kein Geld hat, muß hübsch zu Hause bleiben. Er war ja noch so jung und hätte ruhig warten können; vielleicht hätte er noch einmal in der Lotterie gewonnen oder es wäre ihm sonst irgendwie Geld in den Schoß gefallen."

Der kleine Platow fuhr sich mit der Hand durch die Haare: „Ich höre im Geiste all diese Lebensarten. In einer Hinsicht aber haben die Leute Recht: ich hätte warten können, bis ich Hauptmann zweiter Klasse war. Das dauert ja . . . nur noch zwölf Jahre.“

Er ging im Zimmer auf und ab; dann blieb er abermals vor dem Kameraden stehen: „Sieh mal, lieber Freund, was mir das Scheiden von der Welt schwer macht, ist, daß man mit Steinen auf mich werfen wird. Immer wieder wird man fragen: Wie konnte er nur so leichtsinnig sein? Ich habe versucht, Dir Alles zu erzählen, Dir klar zu machen, wie ich dazu kam, meine Ehre aufs Spiel zu setzen. Willst Du ein gutes Wort für mich einlegen, wenn ich nicht mehr bin? Ich möchte nicht, daß die Kameraden, die stets nur Freundschaft und Güte für mich hatten, nach meinem Tode glauben, sie hätten sie einem Unwürdigen erwiesen.“

Das klang so traurig, so verzagt, daß Lohe in die Höhe sprang und den Freund an der Schulter packte: „Mensch, Platow, Alles, was Du sagst, ist ja Unsinn . . . Du sollst nicht sterben! Du darfst nicht sterben! Ich will zu meinen Bekannten gehen, will für Dich, nein: für mich selbst bitten. Morgen schon kannst Du das Geld in Händen haben!“

„Und selbst wenn ich es jetzt hätte, wäre es zu spät. Seit Stunden ist mein Wort verfallen, das Schreiben an den Kommandeur ist unterwegs, retten kann mich Niemand und meine Ehre kann ich mir nur selbst wiedergeben. Und deshalb bitte ich Dich noch einmal: Leg Du wenigstens ein gutes Wort für mich ein. Willst Du?“

Aber Lohe hatte die letzten Worte kaum gehört. Er saß in tiefem Sinnen und Grübeln. Es war ja ein Wahnsinn, was Platow sagte; noch mußte sich ein Ausweg finden lassen. Er schlug die Hände vors Gesicht und zermartete sich sein Gehirn.

So sah und hörte er nicht, wie Platow mit leisen Schritten in das Nebenzimmer ging. Mit einem Schrei fuhr er erst in die Höhe, als aus dem Zimmer nebenan ein Schuß ertönte.

„Platow!“

Lohe stürzte in das Schlafzimmer. Da lag der Kamerad auf seinem Bett. Aus der Wunde in der Schläfe sickerte das Blut . . . Der kleine Platow hatte eine kurze Spanne Glück mit seinem Leben bezahlt.

Freiherr von Schlicht.



Selbstanzeigen.

Guy de Maupassant: Gesammelte Werke. Frei übertragen von Georg Freiherrn von Dampfeda. Zwanzig Bände. Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.

Die nun vollendet vorliegende deutsche Gesamtausgabe von Guy de Maupassants Novellen und Romanen erfüllt einen Wunsch, den unser Verlegerherz lange Jahre gehegt hat. Schon zu einer Zeit, als allzu liebenswürdige Kritiker den Ehrentitel eines „deutschen Maupassant“ jedem jungen Novellisten verliehen, dessen Arbeiten keine andere Verwandtschaft mit denen des großen Franzosen auswiesen als die Wahlverwandschaft einiger „pitanten“ Stoffe, entstand bei uns der Gedanke, Maupassants Gesamtschaffen durch eine würdige Uebersetzung einem gebildeten, nur Deutsch lesenden Publikum näher zu bringen. Daß dieser Gedanke bei Georg von Dampfeda freudige Zustimmung fand, war uns ein Beweis für seine Richtigkeit und eine Gewähr, daß unsere Ausgabe den inneren Werth haben werde, den wir von ihr erwarteten. Bei der Aufstellung des Planes wurden die Reiseschilderungen und die Lyrik, die zum Theil schon treffliche Uebersetzer gefunden haben, ausgeschlossen, dafür aber von den Romanen und Novellen Alles aufgenommen, was der unglückliche Mann in der unglaublich kurzen Zeit von zwölf Jahren veröffentlicht hat. Wir glauben, daß unsere Ausgabe dazu beitragen wird, das Bild, das der deutsche Philister gewöhnlich von Maupassant hat — den er gemeinhin für einen pornographischen Schriftsteller zu halten versucht ist —, wesentlich zu verändern. In diesen zwanzig Bänden nehmen die sexuellen Probleme und Stoffe einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein. Dafür tritt eine solche Fülle eigenartiger sozialer und ethischer Motive hervor, daß man kaum begriffe, wie Maupassant bei uns je zu diesem Ruf kommen konnte, wenn man nicht wüßte, daß es eben eine Unzahl deutscher Maupassantbände giebt, in denen nur die in den Augen gewisser Leute pitanten Novellen vereinigt sind. Thatsächlich ist Maupassant fast nie pitant, sondern im Grunde immer sehr ernst und das sexuelle Problem ist ihm beinahe stets ein Theil des sozialen; man denke nur an die erschütternden Novellen „Der Sohn“ oder „Der Bursche“, ja, nur an Boule-de-Suif (Dickchen), mit der er 1880, gleich als reifer Künstler, in die französische Literatur eintrat, und man wird den thörichten Vorwurf nicht aufrechterhalten können. Kaum ihresgleichen finden in der modernen Literatur die grandiosen Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der dritten Republik, die er vor Allem in *Bel-Ami* und in dem in Deutschland fast unbekanntem Roman *Mont-Oriol* entrollt; hier steht er auf der Höhe seiner Schaffenskraft und Künstlerschaft. Und seine Frauenromane „*Ein Menschenleben*“ und „*Stark wie der Tod*“, jeder in seiner Art die Tragödie einer Mutter, werden an Innigkeit und Empfindungsstärke — man könnte sagen: an natürlicher Sentimentalität — selbst nicht von Romanen deutscher Frauen erreicht. Sechs Jahre hat Dampfeda an seiner Uebersetzung gearbeitet; und man wird ihm gewiß die Anerkennung nicht versagen, daß er dem größten modernen Stilkünstler näher gekommen ist als irgend ein Vorgänger. Wenn der volle Eindruck, den das Original auf den verständnißvollen Leser macht, nicht überall erreicht ist, so liegt es wohl daran, daß gewisse Feinheiten und Nuancen überhaupt nicht wiederzugeben sind. Jedenfalls hat mit seiner pietätvollen Arbeit

der hannoversche Edelmann gegen den normannischen gehandelt wie ein Edelmann gegen den anderen.

Egon Fleischel & Co.

Der Schauplatz des Kaisermanövers 1903. Historische Skizzen aus Deutschlands Vergangenheit. Mit 33 Abbildungen. Halle a. S., Gebrüder Schwetschke. 1903. Preis 2,50 Mark.

Das Büchlein enthält mehr, als die Aufschrift besagt. Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, namentlich militärischen Lesern eine gedrängte Uebersicht über den Entwicklungsgang einer wundervollen Geschichte zu geben: eben die historischen Betrachtungen, die dieser Schauplatz hervorruft und die wiederum nur Interesse erwecken können in Verbindung mit dem großen allgemeinen Gang der deutschen Begebenheiten . . . Den Fachgelehrten wird nicht entgehen, daß wesentlich die Ideen des unvergeßlichen Meisters R. W. Nisich die Anregung zu der kleinen Schrift gegeben haben.

Halle.

Privatdozent Dr. Reinhold Brode.

Die Hexe. Trauerspiel. Piersons Verlag in Dresden.

Nach Goethe ist des tragischen Dichters Aufgabe, ein psychisch-fittliches Phänomen, in einem sachlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen. Ich habe mich bemüht, in meinem Drama das Schicksal eines Mediums nachzuweisen, wie es sich zur Zeit des Fürstbischofs Philipp Adolf von Ehrenberg in Würzburg (1623 bis 1631), der neunhundert Hexen verbrennen ließ, gestaltet haben würde. Dabei ist die Behandlung des Problems durchaus modern; der Stuch ist historisch, nicht das Mauerwerk. Ich habe in Jamben geschrieben, doch ohne die schillerische Kadenz, indem ich die Belebung des sonst müßigen Verses durch eine freiere Behandlung seiner Rhythmen, durch den Stabreim, und, nach dem Vorgang Wagners, mehr durch die Klangwirkung der Worte als durch den melodischen Fall der Takte suchte.

Paul Schmidt.

Fegefeuer der Liebe. Verlag von Dr. Müller-Mann, Leipzig.

„Man spricht oft von dem Fluch Evas und schweigt über das Andere, obwohl Adam und seine Söhne schwer belastet sind und an einem Verhängniß zu tragen haben, das mich hart und furchtbar dünkt. Ich mußte alt werden, bis ich Das begriff, denn ich bin ein Weib und sah den Mann mit Weibeaugen an und beurtheilte ihn aus meinem Geschlecht heraus und verdamnte und verurtheilte da, wo ich hätte bemitleiden sollen.“ Mit diesen Worten leite ich meine Novellensammlung ein, die den Titel: „Fegefeuer der Liebe“ trägt. Mit Ausnahme von zwei Kleinigkeiten, die als Bonbons für die Freunde harter loser Unterhaltung beigelegt wurden, sind meine Geschichten sehr ernst gemeint wenn sie auch oft humoristisch dreinschauen; denn sie sind aus meinem Staun über den Mann und seine Wege heraus geschrieben.

Düsseldorf.

Anna von Kraus.

Schutzvereinigungen.

Die Börse hat den Rücktritt Chamberlains mit einer Kurssteigerung von Transvaalbahnaaktien begrüßt; im Uebrigen hat er sie kalt gelassen. Das klingt sonderbar. Und Chamberlain selbst, der es liebt, all seine Handlungen im Urtheil des Auslandes zu bespiegeln, wird nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er merkte, daß sein Rücktritt keine stärkere Wirkung hatte. Wie entstand diese Wirkung? Der Zusammenhang fährt über schwanken Boden. Als um die Mitte dieses Jahres der Kolonialminister im Namen der britischen Regierung den deutschen Aktionären der Transvaalbahn sein Ultimatum zugehen ließ, forderte er für jede einzulösende Aktie den Beweis, daß sie bei Ausbruch des Burenkrieges nicht mehr britisches Staatseigenthum gewesen sei; den verhassten Fremden, die später noch heimlich bürische Aktien kauften und so den Kriegsnerv der Buren belebten, wollte England einen Denktzettel geben. Klipp und klar findet man diese Bedingung in der amtlichen Kundgebung, die die englische Regierung Ende August, also acht Wochen nach Annahme ihres Aktien-Ultimatums, über die Einlösung-Förmlichkeiten erließ. Ich erinnere mich aber nicht, daß Geheimrath Oppenheim, der im Juni in einer Versammlung der Schutzvereinigung deutscher Aktionäre im Namen des Komitees über das englische Ultimatum referirte, diese Bedingung so stark betonte, wie es dann in der londoner Augustkundgebung geschah. Freilich weiß ich auch nicht, ob das Ultimatum in diesem Punkt schon eben so bestimmt gefaßt war; denn der Wortlaut des Ultimatums, das dem Vorstande der Schutzvereinigung durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes zugeht, ist leider — aus mir unbekanntem Gründen — nicht veröffentlicht worden. Sicher aber ist, daß das Ultimatum mindestens einen energischen Hinweis auf die Bedingung enthielt, denn in der Versammlung selbst wurde mitgetheilt, das Auswärtige Amt habe sich bereit erklärt, „hinichtlich des Nachweises für den gutgläubigen Besitz im Einzelfall nach Möglichkeit seine Vermittelung eintreten zu lassen.“ Der großen Mehrheit der deutschen Aktionäre war nun jedenfalls zur Zeit der entscheidenden Versammlung (Anfang Juni) unbekannt, daß die englische Regierung den positiven Beweis fordern werde, jede angemeldete Aktie sei zur Zeit der Kriegserklärung schon in Privatbesitz gewesen. Das erwähne ich, weil ich für fraglich halte, ob die überwältigende Mehrheit der Aktionäre so, wie sie es that, entschieden hätte, wenn ihr die erwähnte Bedingung in all ihrer klaren Strenge bekannt gewesen wäre. Außer dem Ultimatum wurde nämlich rasch noch das Amendement „eines Aktionärs“ angenommen, wonach sich Alle solidarisch erklären und das gesammte von England erhaltbare Ablösungsgeld gleichmäßig unter einander theilen sollten, ohne Rücksicht darauf, ob einzelne Aktienposten von der britischen Regierung abgelehnt würden. Cui prodest? So mußte man damals fragen. Das wichtige Amendement kam in der Versammlung völlig überraschend. Zwölf Dreizehntel des vertretenen Aktienbesitzes stimmten ihm ohne Bedenken zu. Wer will uns da einreden, daß es wirklich nur hereingeschnit kam, etwa wie ein glücklicher Gedanke nach einem guten Frühstück? Die Hochfinanz läßt sich nicht überrumpeln, — auch dann nicht, wenn es ihr Vortheil ist; denn wichtiger als Alles ist ihr die Wahrung des Nimbus: was geschieht, muß durch sie geschehen. Das Amendement war also aller Wahrscheinlichkeit nach vorbereitet. An und für

sich ist gegen solches Verfahren nichts einzuwenden, das ja auch in den Parlamenten üblich ist, wenn die Regierungen ihre Entschlüsse mit dem Mantel des Volkswillens zu behängen wünschen. Nur gerade in einer Schutzvereinigung scheint das Verfahren mir ziemlich unangebracht. Für einen Beschluß von so grundsätzlicher Bedeutung mußte der Vorstand der Schutzvereinigung offen die Paternität auf sich nehmen; die Bereitwilligkeit, womit er das Kind adoptirte, ließ ja doch auf die intimste Beziehung schließen. Und der Umweg, auf dem das Kind ins Elternhaus kam, ließ Deutungen zu. Fern sei es mir, solchen Deutungen Raum zu geben; an dieser Transvaalbahnsache hat sich schon ein Redakteur der Kölnischen Zeitung die Finger verbrannt, weil er den einem Gerichtshof genügenden Beweis für eine persönliche Bezeichnung nicht zu führen vermochte. Thatsache ist, daß das „Amendement“ alsbald zu großer Bedeutung gelangte, denn die amtliche londoner Kundmachung ließ erkennen, wie groß, wenigstens in der Theorie, die Gefahr für manche Aktien war. Vielleicht hätten sich doch mehr Aktionäre, deren Besitzergewissen auf eine mehrjährige Reinheit zurückblicken kann, gegen die Solidarität mit den übrigen gestäubt, wenn sie den vollen Umfang des Risikos gekannt hätten. Seitdem ist natürlich, mit der Unfallversicherung des Amendements im Rücken, nichts unversucht geblieben, um die theoretische Gefahr auszuschalten. Mit Chamberlain aber war schwer zu verhandeln und der Pessimismus überwog deshalb auch. Jetzt ist Chamberlain gegangen. In ganz England hat er die schwerste Hand. Sein Nachfolger muß also milder sein. Darum die Hauffe in Transvaalbahnantien. Wenn der Vorstand der deutschen Schutzvereinigung klug ist, läßt er verlauten, er selbst habe beim Sturz Chamberlains ein Wenig mitgewirkt. Dann wüßten die Aktionäre doch, wofür sie der Schutzvereinigung zu Dank verpflichtet sind.

Die Schutzvereinigung für die Transvaalbahnantionäre soll mir Gelegenheit geben, nächstens eine höchst gelehrte Definition von dem Wesen einer Schutzvereinigung zu veröffentlichen; in der Finanzwissenschaft ist die Theorie ja ein Niederschlag der Praxis. Ein günstiges Zusammentreffen hat es gefügt, daß mir die letzten Tage noch manches ergänzende Material brachten, das meine Definition vor dem Vorwurf der Einseitigkeit bewahren wird. So kam mir, zum Beispiel, die endgiltige Gutheißung der türkischen Unifization gerade recht. Auch hier ist eine Schutzvereinigung deutscher Besitzer auf dem Plan erschienen; und welches erbauliche Schauspiel hat sie geboten! Nationale Schutzvereinigungen von Besitzern türkischer Titres hatten sich auch in anderen Ländern gebildet; keine aber war von so hervorragenden, so kenntnißreichen Männern geleitet wie die deutsche. Diese hatte das Glück, an ihrer Spitze Herrn Gwinner, den Ersten Direktor der Deutschen Bank, zu sehen. So lange Georg von Siemens lebte, trat Gwinner für das Auge der nicht zum Bau Gehdrigen naturgemäß etwa zurück; doch wußten die Eingeweihten längst, daß er der spiritus rector der Deutschen Bank und der Schöpfer ihrer großen Erfolge im letzten Jahrzehnt geworden sei. Seit Siemens tot ist, erkennen allmählich auch die ferneren Stehenden an, daß Gwinner an Kenntniß, Erfahrung und Geschäftssinn alle deutschen Finanzmänner überragt. Konnte sich eine Schutzvereinigung einen besseren, gefeineren Präsidenten wünschen? Gewiß nicht. Doch leider wurde Herr Gwinner gerade an die Spitze einer Schutzvereinigung für Besitzer von Türkenwerthen gestellt. Wohl mochte es zu der komoedienhaften Entwicklung der ganzen Unifization